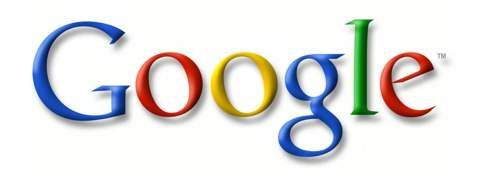




Handbuch

der

Geschichte Oesterreichs

von der ältesten bis zur neuesten Zeit.

Mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte

bearbeitet

von

Dr. Franz Ritter von Krones,

o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der Universität zu Graz, corresp. Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Theodor Hofmann.
1880.

Vorwort.

Die Geschichte Oesterreichs zählt nicht zu den Schoßkindern der geschichtsfreundlichen Leserwelt. Sie scheint in ihrem Aufbaue an einem Uebermaß unorganischen Bildungsstoffes und an dem Mangel eines Entwicklungsganges von großem einheitlichen Wurfe zu leiden, an inneren Gegensätzen und Widersprüchen, die einem harmonischen, erhebenden Eindrucke widerstreben. Eine tiefere Auffassung findet allerdings ebenere und erquicklichere Wege durch diese chaotische Masse von Ereignissen, zusammengreifenden und zerfahrenden Bestrebungen und gewahrt im Werden und Bestande dieses eigenthümlichen Staates, in seinem Ringen nach Einheit und äußerer Geltung historische Gesetze bedeutenden Gepräges. Sie lernt begreifen, daß nicht die bloße Laune des Zufalls, nicht diplomatische Kunststücke den Gesammtstaat fertig brachten, und daß Aussprüche, wie „unorganischer Staat," „Reich der Unbegreiflichkeiten" Phrasen sind, welche im Bereiche der politischen Tagesströmungen am Platze sein mögen, mit denen aber eine ernste geschichtliche Forschung nichts anzufangen weiß, da sie Gemeinplätze sind, welche allüberall ihre Anwendung gestatten.

Der Verfasser dieses Werkes bestrebt sich, diese tiefere Auffassung, von Berufenen längst gewonnen und vertreten, neuerdings an der Hand der Thatsachen zur Geltung zu bringen. Er will jenen eigenthümlichen Aufbau des Staates, sein äußeres und inneres Leben erläutern, ohne seinen Rechtsanwalt abzugeben; denn das ist nicht

seines Amtes. Das Werk soll wissenschaftliche Ergebnisse und Ueberzeugungen vertreten, die nichts mit dem politischen und confessionellen Parteihader der Gegenwart gemein haben, da sie über diesem stehen müssen, um das zu sein, was sie sein sollen. Dennoch dürfte der Fachmann und Geschichtsfreund jene bestimmte Farbe und das Maß der Wärme nicht ganz vermissen, deren keine Ueberzeugung in Wort und Schrift entrathen kann, da sie ja in's Leben tritt, um bemerkt, getheilt oder widerlegt zu werden.

Das Geschichtswerk soll einem doppelten Zwecke dienen: dem Geschichtsfreunde von allgemeiner Bildung genießbar sein, und doch auch dem Fachmanne die Ueberzeugung verschaffen, daß die Arbeit von wissenschaftlichem Ernste getragen sei und auf der Höhe der bisherigen Errungenschaften geschichtlicher Forschung sich bewege. Die Möglichkeit einer solchen doppelseitigen Leistung ist durch Hunderte tüchtiger Werke aller Fächer erwiesen, und der Verfasser glaubt alle Mühe redlich aufgeboten zu haben, damit auch seiner Arbeit die Merkmale einer gewissenhaften und lesbaren nicht fehlen.

Sie sollte kein Lehrbuch werden und doch dem Lehrenden und Lernenden nicht unwillkommen sein; sie sollte auch kein „populäres" Werk im landläufigen Sinne abgeben, das Alles breit treten und verwässern will, und doch wieder einer Form und Sprache sich befleißen, die, obschon der Würde des Gegenstandes gerecht, dennoch weiteren Kreisen mundgerecht bleibt.

Jeder Verfasser glaubt mit seinem Werke einem thatsächlichen Bedürfniß entgegenzukommen. Möge man auch dem Gefertigten diesen Glauben zu Gute halten. Nicht als ob er die tüchtigen Arbeiten der Vorgänger auf gleichem Felde gering achten würde; nur anreihen will er die seinige in der Ueberzeugung, daß eben auf diesem Felde Raum genug für gewissenhafte und freudige Arbeit sei.

Der Verfasser fühlte sich schier versucht, eine lange Vorrede zu schreiben, um dem Fachmann sowie dem Geschichtsfreunde den Gang und die Eigenthümlichkeiten seiner Arbeit klar zu machen. Er bekämpfte jedoch schließlich diese Anwandlung, von der — wie er glaubt

— richtigeren Erkenntniß geleitet, daß die Arbeit für sich selbst sprechen und der Autor es vermeiden solle, Erwartungen wach zu rufen und hochzuspannen, deren Erfüllung leicht eine nur halb bezahlte Schuld bleiben könnte. Jeder Fachmann hat seine Lieblingsüberzeugungen, seine Lieblingskapitel; jeder in hinreichendem Maße Eigenliebe, um seine Wege für die zweckdienlichsten zu halten. Eine Vorrede bietet der Verlockung genug, diese Wege um jeden Preis zu vertheidigen und über Gebühr anzurühmen. Dem will der Verfasser dieses Werkes ausweichen. Aber auch der falschen, verlogenen Bescheidenheit will er nicht Worte leihen; er darf sagen, daß er es weder an selbständigem Fleiße in der Forschung, noch an reiflicher Erwägung der festgestellten Aufgabe fehlen ließ. Eine nahezu zwanzigjährige Beschäftigung mit seinem Fache lehrte ihn ebenso gut die Schwierigkeiten des Werkes, als die Wahrheit ermessen, der zufolge die gewissenhafteste Leistung auf diesem Felde stets hinter dem Ideale der eigenen Anforderungen zurückbleibt und den vielseitigen, oft widersprechenden Ansprüchen und Erwartungen der Leser nur halb genügt.

Jedes Unternehmen solcher Art ist an bestimmte äußere Grenzen gebunden, die es nicht überschreiten darf, und auch mit diesem Werke verhält es sich so. Es soll viel, sehr viel — das gesammte Staats- und Völkerleben Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit — auf verhältnißmäßig knappem Raume bewältigen. Diese Forderung zwang, mit dem Stoffe haushälterisch zu verfahren, ganze Reihen von Erscheinungen zusammenzufassen, Untergeordnetes bloß anzudeuten, dagegen mit dem Worte nicht zu geizen, wo es galt, die Geschichtsschreibung Oesterreichs organisch darzustellen, geographisch-historische Momente von maßgebender Bedeutung, einflußreiche Thatsachen im Staats- und Völkerleben, hervorragende Persönlichkeiten zur Geltung zu bringen. Der Anmerkungen und Excurse mußte sich der Verfasser ganz enthalten. Dafür war er bestrebt, die Quellen und Bearbeitungen des Geschichtsstoffes in jener Vollständigkeit anzudeuten, die es dem Fachmanne möglich macht, das Rüstzeug der Arbeit zu prüfen und dem Geschichtsfreunde und Lehrlinge den Weg

weist, sich selbst des Näheren zu unterrichten. Gute Inhaltsanzeigen und ein genaues Schlußregister vervollständigen das Ganze. Hiermit hat der Verfasser sein letztes Wort gesprochen und er übergiebt sein Werk der Oeffentlichkeit mit dem lebhaften Wunsche, dasselbe möge eine wohlwollende Aufnahme finden und dem Verfasser Gelegenheit geboten werden, von kundigen Fachgenossen Winke zu erhalten, worin er es recht that und worin er irrte.

Graz, im April 1876.

Fr. Krones.

Inhalt des I. Bandes.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Vorrömische und römische Zeit.

Viertes Buch.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Der historische Boden Oesterreichs. Territorialgeschichte und Ortskunde im Grundrisse, mit besonderer Rücksicht auf das Mittelalter und maßgebende Momente der Culturgeschichte.

Siebentes Buch.

Erstes Buch.

Uebersicht der allgemeinen und provinziellen Geschichtschreibung Oesterreichs in ihrer Entwicklung seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Literatur.

Allgemeine. (Struve-Buder) Meusel (1705—1804): Bibl. hist. J. C. Fabri: Encycl. hist. Hauptwissensch. ꝛc. 1808. J. G. Th. Grässe, Lehrb. e. allg. Liter.-Gesch. (1837—1839). Ersch, Lit. der Gesch. u. i. Hülfswissensch. 1827. (neue A.). Göttinger gel. Nachrichten. Liter. Centralblatt h. v. Zarncke. Histor. Zeitschr. h. v. Sybel (jetzt verbunden mit Mülbener's biblioth. hist.). Das Gelehrtenlexikon von Jöcher (die neuere Bearb. v. Adelung unvollst. A—D). Ersch und Gruber's Encyclopädie.

Deutschland im Allgemeinen. Meusel: Gelehrtes Deutschland, fortg. v. Ersch u. Lindner (1796—1834). Von dems.: Lexikon der von 1750—1800 verstorb. deutschen Schriftst. (1802—1816). Allg. deutsche Biographie (s. 1875 im Erscheinen). Archiv f. ält. deutsche Gesch. h. v. Büchler und Dümge, später von G. Pertz (1820—1859). Dahlmann, Quellenkunde der deutschen Gesch. (1830), neue Bearbeitung von Waitz, 1869 u. 1874. W. Potthast, Wegweiser durch die Geschichtswerke des europ. Mittelalters. 1862; Suppl. 1867. Wattenbach, Geschichtsquellen des Mittelalters. 1858. 2. A. 1867 (die Einleitung).

Oesterreich im Allgemeinen. Oe. Nationalencyclopädie h. v. Czikann und Gräffer (1835—37). C. v. Wurzbach, biograph. Lexikon des Kaiserstaates Oesterreich, 1856 ff. Der Vollendung nahe. Es umfaßt alle seit 1750 exist. Persönlichkeiten von irgend einer Bedeutung. Schmit-Tavera, Bibliographie z. Gesch. des österr. Kaiserstaates. 1858—59. 2 Hefte (die Zeit v. dem ersten Habsburger bis 1564 umfassend). Wiener Jahrb. f. Lit. 1818—1848.

Deutsch-Oesterreich. Erbländer. K. G. Weber, Literatur der deutschen Staatengeschichte, I. und einziger Band (1800) (mit Einschluß der böhmischen Ländergruppe). C. F. Khautz, Versuch e. Geschichte der österr. Gelehrten, 1755. v. Luca, Gelehrtes Oesterreich 1. 2. Bd. 1776. 1778. J. N. v. Vogel. Spec. bibl. germ. austr. h. v. L. Gruber und Wendt v. Wendtenthal, 1800. Hormayr's Archiv u. s. Taschenbuch f. vaterl. Gesch. Oesterr. Literaturbl. h. v. Schmidt; dann die liter. Beilage der Wiener Zeitung, in wechselnder Gestalt; auch als selbständiges Unternehmen eine Zeit lang erschienen. — Für

Steiermark: Winklern, biogr. Nachr. von den Schriftstellern und Künstlern ... 1820, (u. steierm. Zeitschr. 1840. 6. Bd.); ferner die Mitth. und Beiträge des hist. Vereins f. Steiermark; f. Kärnten: die Carinthia; f. Krain: die Mitth. des hist. V. zu Laibach; f. Görz: Czörnig, Görz und Gradiska; f. Tirol: A. Huber, Verz. der Werke und Aufsätze u. s. w. im Archiv f. Gesch. Tirols, I. mit Nachträgen (s. d. Zeit s. 1858).

Böhmen, Mähren, Schlesien. Balbin, Bohemia docta h. v. Ungar (1776—1780). Ungar, Allg. böhm. Bibliothek. 1786. K. v. Jäthenstein, Nachrichten über böhm. Schriftsteller und Gelehrte. 1818. 1819. L. Knoll, Mittelpunkte der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Böhmen und Mähren. (Hormayr's Arch. 1821). Meinert, böhm. Geschichtschr. des ersten Zeitr. (Wiener Jahrb. 15. 16. Bd.) Palacky, über Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Böhmen. (Monatsschrift der Gesellschaft des vaterl. Museum in Böhmen. 1829. 2. Bd.) und Würdigung der alten böhm. Geschichtschreiber. 1830. Czikann, die lebenden Schriftsteller Mährens. 1812. Christian d'Elvert, histor. Literaturgeschichte von Mähren u. Oesterr.-Schlesien. 1850. Thomas, Handbuch der Literaturgesch. v. Schlesien. 1824. Nowack, schles. Schriftsteller-Lexikon. 1836—1843.

Ungarn und seine Nebenländer. Czwittinger, Spec. Hung. litt., Frankf. 1711. Wallaszky, Conspectus respubl. litteraria in Hung. 2. A. 1808. Haner, de scriptoribus rer. hung. et transs. 1774. J. Seivert, Nachrichten von siebenb. Gel. u. Schriftst. 1785. Horányi, Memoria Hungarorum et provincialium scriptis notorum, 1775. — Nova mem. Hungar., 1792. Katona, historia crit. regni Hung. (stirps Habsb., die literarhist. Anh. der Bände.) Fessler, Gesch. d. Ungarn. Toldy (Karl Schedel), Irodalomtörténet. (Gesch. der magy. Lit.) Pest 1862 (das kürzere Handb. 1864—5). Krones, die magyar. Geschichtschreiber der Gegenwart. (Stimmen der Zeit 1862, Nr. 15). Flégler, Beiträge z. Würd. der ungar. Geschichtschr. Hist. Ztschr. 17. 18. 19. Bd. (sehr reichhaltig). — Teutsch, Gesch. d. Siebenb. Sachsen, 1858. 2. A. 1874. Das Archiv des Ver. f. Gesch. u. Landeskd. Siebenb.; (Ztschr. Transsilvania). Für die südslav. Historiogr. die Public. von Kukuljevič.

Küstenländer. Valentinelli, Bibliografia del Friuli (1861), Bibliogr. della Dalmazia (1855). Archèografo Triestino. Gliubich, Dizionario biografico degli nomini illustri della Dalmazia. 1856.

Inhaltsübersicht.

Das Jahr 1526 scheidet die Geschichtschreibung Oesterreichs in zwei Zeitgebiete. Was vor diesem Jahre liegt, tritt als territoriale Historiographie auf, das ist als verschieden geartete Aufzeichnung des geschichtlichen Stoffes der einzelnen Ländergruppen und Landschaften, aus denen zunächst die deutschhabsburgische Stammgruppe erwachsen war, während die anderen fünf fremden Reichsbildungen, dem böhmischen, ungarischen, polnischen, spanischen und venetianischen Staatensysteme, angehörten; abgesehen von den althabsburgischen Hausbesitzungen in der Schweiz, im Elsaß und Schwabenlande, die seit dem vierzehnten Jahrhunderte auf dem Boden der Schweiz sich allgemach verloren, einen theilweisen Ersatz durch Länderkäufe im gleichen Jahrhunderte fanden, zum vorderösterreichischen Gebiete sich abrundeten und im 17., 18. und 19. Jahrhunderte stückweise aus dem Besitze der österreichischen Dynastie traten. Jene, fünf Reichs- oder Staatensystemen angehörigen, Länder gediehen unter verschiedenen Verhältnissen zu Bestandtheilen des österreichischen Gesammtstaates. Das böhmische und ungarische Reichssystem in seinem damaligen Umfange gelangte seit 1526 ganz zu dieser Vereinigung, die italischen Provinzen der spanisch-habsburgischen Monarchie und ihr niederländischer Besitz lösten sich vom Hauptlande ab und traten unter mannigfachen Wechselfällen mit Oesterreich in zeitliche Verbindung. Die erste und dritte Theilung Polens bescheerte die galizisch-lodomerische Erwerbung, die das 19. Jahrhundert richtig stellte und durch den Anfall des Krakauer Gebietes abschloß, während der Untergang Venedigs die Küstenländer und die östliche Poebene an Oesterreich fügte.

Es wäre eine dem Zwecke dieses Werkes fremde und mit dessen enger begrenztem Umfange ganz unvereinbare Aufgabe, wenn an dieser Stelle der Entwicklungsgang der Geschichtschreibung in allen diesen so auseinanderliegenden und grundverschiedenen Bestandtheilen vor und nach dem Zeitpunkte ihrer Vereinigung mit Oesterreich erörtert werden sollte, da man dabei unabweislich auch die Geschichtschreibung der ganzen Reiche oder Staaten zur Sprache bringen

müßte, denen diese Länder vor dem Anfalle an Oesterreich zugehörten. Aber selbst wenn man sich auf die drei Grundbestandtheile unseres Staates, die deutschhabsburgischen Erbprovinzen, die böhmischen und ungarischen Lande beschränken wollte, böte die Epoche vor dem Jahre 1526 eine viel zu weitschichtige Aufgabe für diese Skizze. Zu dieser berechtigten Erwägung gesellt sich ein entscheidendes Moment, die Thatsache nämlich, daß erst seit der Vereinigung jener drei Grundbestandtheile ein österreichischer Gesammtstaat sich entwickelt und eben deshalb erst seit dieser Zeit von provinzieller und gesammtstaatlicher Historiographie Oesterreichs füglich gesprochen werden kann. Selbstverständlich wird sich aber auch unter der angegebenen Beschränkung diese Skizze nur mit den wichtigsten Strömungen dieser beiderseitigen Historiographie und deren maßgebenden Vertretern zu beschäftigen haben.

Seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts machen sich zwei Richtungen oesterreichischer Historiographie geltend, welche ihren Berührungspunkt an der habsburgischen Dynastie, am „Hause Oesterreich", finden. Es gilt einerseits die Genealogie dieses mächtigen, zum dauernden Reichsregimente neuerdings berufenen, Fürstengeschlechtes theils im nüchteren, theils panegyrischen Gelehrtenstile möglichst hoch in die Vorzeit hinauf zu verfolgen, andererseits seine Geschichte in Verbindung mit der früheren deutschen und römischen Kaiserepoche darzustellen. In der österreichischen Chronik des Thomas Ebendorfer von Haselbach († 1463), in den Klosterneuburger Geschichtstafeln Sunthem's, des kaiserlichen Historiographen und Archivisten v. J. 1491, gleichwie in den halb geschichtlichen halb poëtisirenden Stilübungen des Wiener Univ.-Professors und Akademikers Stabius, Maximilian's I. Zeitgenossen, tritt diese genealogisirende Richtung an den Tag. Sie war überhaupt eine herrschende, und Max I., voll des Glaubens an die universelle Macht seines Hauses und den weltgeschichtlichen Beruf der Habsburger, förderte als kaiserlicher Gönner solche literarischen Versuche. Der ganze Kreis der damaligen Historiker Deutschlands beschäftigte sich mehr oder minder mit dieser Aufgabe, wie dies die Universalgeschichte Vergen's (Nauclerus), Reuchlin's Genossen, die Annalen des gelehrten Abtes Trithem u. a. Arbeiten minderer Geltung darthun. Je weiter das 16. Jahrhundert, schwoll desto mehr die Fluth eigener genealogischer Werke an, die den abenteuerlichsten Hypothesen Raum gaben, und es muß um so rühmender hervorgehoben werden, daß ein Oesterreicher, Richard Streun, Freiherr zu Schwarzenau, ein vielseitig und gründlich gebildeter Mann (geb. 1537, † 1600)

der Erste war, welcher die besonders hochgehaltene Herleitung der Habsburger von den römischen Anicieren als unhistorisch verwarf und den italienischen Genealogen Arnold Wion von Montecassino mit einer unvollendet und ungedruckt gebliebenen Arbeit entgegentrat.

Die zweite Richtung der Historiographie findet ihren frühesten und bedeutendsten Vertreter an dem klassisch gebildeten Humanisten, Bibliothekar und Diplomaten der Habsburger, J. Spießhammer (Cuspinianus) aus Schweinfurt († 1529), in seinem posthumen Werke „von den römischen Cäsaren und Kaisern", das zunächst in der lateinischen Orginalsprache 1540 und in deutscher Bearbeitung 1543 zu Basel erschien. Der Schwerpunkt des Werkes ruht in der Kaisergeschichte Friedrich's III. und seines Sohnes Maximilian.

Lange vor Cuspinian zeigt sich jedoch eine dritte Gattung der Historiographie mit viel Geist und Geschmack vertreten, die Geschichte K. Friedrich's III. von Enea Silvio, nachmals Pabst Pius II. († 1464). Es ist ein Zeitbild, eine memoirenhaft geschriebene Regentengeschichte und zugleich der Versuch, die frühere Geschichte des Hauptlandes der Habsburger, Oesterreichs, mit jenem besseren, kritischeren Verständniß zu zeichnen, das dem unendlich fleißigen, aber beschränkten Ebendorfer, ebenso wie seinen Vorläufern, abging.

Das populärste Gesammtwerk in der Geschichte der Habsburger wurde jedoch später der „Spiegel der Ehren des Hauses Oesterreich" aus der Feder des Patriziers und kaiserlichen Rathes Jakob Fugger, aus dem Geschlechte der reichsten Kaufherren Deutschlands (geb. 1516, † 1575). Das Original der ungemein fleißig und kostbar ausgestatteten Arbeit (v. J. 1555) mit der Widmung an Karl V. existirt nur in seltenen Handschriften, gelangte jedoch im 17. Jahrhunderte (1668) durch den bekannten Pegnitzschäfer und Reimschmied Birken (Betulejus, † 1681) unter die Presse. Leider hat sich dieser Scribent an dem Werke durch große Eigenmächtigkeiten arg versündigt; er verstümmelte es wesentlich und gab schon dem „illustrirten Negocianten" vom J. 1734—1739 Anlaß zu kritischen Bemerkungen. Nichts desto weniger erlangte dies Fugger-Birken'sche Werk eine große Beliebtheit und galt als Fundgrube für die Geschichte der Habsburger. Nicht minder gelesen erscheint das weit früher erschienene Werk des Niederländers Gerhard van Roo, Bibliothekars des Erzherzoges Ferdinand von Tirol. Es behandelt nicht ohne Verständniß und Sachkenntniß die Genealogie der Habsburger und die Regentengeschichte von K. Rudolf I. bis Karl V. und erschien 1592 zu Innsbruck in lateinischer Sprache, 1621 deutsch, zu Augsburg, mit einer Fortsetzung.

Für die Geschichte Oesterreichs und seiner deutschen Schwesterländer haben wir seit Ebendorfer, dem ausführlichsten Chronisten in dieser Richtung, noch für das fünfzehnte Jahrhundert die ebenso naiv als fesselnd geschriebene „Oesterreichische Chronik" des Kärntner Pfarrers Jakob Unrest († um 1500), neben seiner „Kärtnerischen Chronik" (— 1335), zu verzeichnen. Von jener ist der Haupttheil, die Zeiten Friedrich's III. durch den Druck erst im 18. Jahrhunderte bekannter geworden. Anders geartet sind die lateinischen gelehrten Arbeiten Cuspinian's und des Wiener Doktors und Historiographen Wolfgang Laz (Lazius). Jener schrieb eine historische Topographie Oesterreichs, welche 1553 gedruckt wurde; dieser verfasste zahlreiche Werke, die auch von archivalischen Studien zeugen und als deren bedeutendstes wir neben die Genealogie der Regenten Oesterreichs (1564) und das bunte Durcheinander seiner „Geschichte der Völkerwanderung und ihrer Ansiedlungsverhältnisse (1572) die „Chorographie Oesterreichs" und die Geschichte Wien's stellen müssen. Auch Tirol verfügt in dieser Zeit über einen fleißigen Chronisten, den ehrlichen Kirchmayr von Ragen († 1534), der aber erst in unserer Zeit zur Geltung kam, und die Steiermark bietet eine interessante Familienchronik, die des mächtigen Hauses der Cillier (1456 erloschen), die in drei Redaktionen des 16. 17. Jahrhunderts vorliegt.

Die Erscheinungen im Bereiche der Provinzialgeschichte sind überhaupt sehr spärlich. So versiegen die einst reichlich fließenden Klosterannalen Oesterreichs fast ganz, denn nur der Mutterstock derselben, die Jahrbücher des Melker Benediktinerstiftes, geben uns bis 1564 das Geleite.

Wir haben die allgemeine Historiographie und die provinzielle Geschichtschreibung der österreichischen Stammlande bis an den Ausgang des 16. Jahrhundertes angedeutet und müssen nur noch einer wichtigen, handschriftlich gebliebenen Sammlung zur Geschichte Oberösterreichs gedenken. Es sind die „Jahrbücher des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns" des bereits genannten Freiherrn von Streun, von Christi Geburt bis auf seine Zeit, mit der Widmung vom 25. März 1599 an die dortigen Stände. Ueberhaupt bieten die historischen und genealogischen Collectaneen dieses Mannes eine reiche Fundgrube der österreichischen Provinzialgeschichte.

Wenden wir uns der böhmischen Ländergruppe zu.

Hier brach zunächst einer compendiarischen Behandlung der Geschichte Böhmens das Werk des Enea Silvio v. J. 1458 die Bahn, und wie mangelhaft es auch die heutige Kritik finden mag,

wie scharf schon im 16. Jahrhundert böhmische Geschichtskundige darüber urtheilen mochten, es war und blieb das gelesenste Werk des italienischen Humanisten und Kirchenfürsten. Denn es kam einem dringenden Bedürfniß entgegen, machte die gelehrte Welt mit der Gesammtgeschichte Böhmens vertraut und galt, wiederholt aufgelegt, als bequemstes Handbuch. Sein Einfluß ist auch unverkennbar, wenn man das größer angelegte Werk des Böhmen Joh. Dubrawsky (Dubravius), Bischofs von Olmütz († 1553), betrachtet, das in 33 Büchern die heimische Geschichte von der Urzeit bis in's Jahr der Eroberung Rhodus' durch Soliman II. ohne viel Kritik erzählt. Der Arzt Boregk, ein Breslauer von Geburt, machte daraus einen deutschen Auszug: „die böhmische Chronicke" v. J. 639 bis 1527 und fortgesetzt bis 1577. Dieses wenig bedeutende Compendium erschien 1587 zu Wittenberg. — An populärer Bedeutung konnte sich jenes lateinisch geschriebene Werk (1551 u. 1575 herausgegeben) mit der böhmischen Landeschronik des Probstes W. Hajek von Libočan († 1555) nicht im Entferntesten messen. Sie erlebte seit 1540—41 nicht bloß mehrere Auflagen in czechischer Sprache, sondern auch bald eine deutsche Uebersetzung und galt bis in's 18. Jahrhundert als gläubig verehrte Geschichtsbibel Böhmens. Es giebt keinen grellern Gegensatz als den zwischen dem ältesten Chronisten des Czechenvolkes, dem ehrlichen Domherrn Cosmas († um 1125), der Böhmens Geschichte bis 894 eine mythische nennt und auch dann noch sehr bescheiden auftritt — und dem phantasie- und wortreichen Geschichtmacher und Fälscher Hajek, der selbst die Urzeit Böhmens auf Jahr und Tag festzustellen sich abmüht und nicht bloß die abenteuerlichsten Sagen zu Begebenheiten macht, sondern auch die beglaubigte Geschichte anekdotenhaft ummodelt und zur Fabel verzerrt. Das Ansehen Hajek's ließ eine zweite, weniger umfangreiche Chronik in czechischer Sprache, die erste, welche unmittelbar für den Druck bestimmt war, aus der Feder des Altstädter Syndikus Martin Kuthen von Springsberg († 1564), nicht populär werden, wenn sie auch, außer dem Prager Drucke von 1539, noch zwei Ausgaben (1585 von Weleslavin und 1817 von Kromerius) erlebte. Sie führt den Titel „Chronik von der Begründung des Böhmerlandes und den ersten Bewohnern desselben, ferner von den Fürsten und Königen derselben und ihren Thaten und den Ereignissen, sehr kurz aus vielen Chroniken gesammelt". Ihr einziges Verdienst besteht in dem Versuche, aus den alten klassischen Historikern die Vorgeschichte Böhmens darzustellen.

Die Idee einer kalendermäßigen Behandlung der Geschichte

Böhmens oder deſſen, was wir chronologiſche Handbücher nennen, ſuchte der Profeſſor der Prager Univerſität Procop Lupeřč von Hlawačowa († 1587) in ſeiner Ephemeris, oder ſeinem Calendarium historicum zu verwirklichen (1578, 1584). Sein an Wiſſen und Kenntniß der ältern geſchichtlichen Literatur überlegener Schüler, Daniel Adam von Weleslavin, begleitete ihn auf dieſer Bahn mit ſeinem böhmiſch geſchriebenen Geſchichtskalender (1590).

Es war eine Form der Geſchichtſchreibung, welche in Deutſchlands hiſtoriſcher Literatur früher noch zu Tage tritt. In Böhmen kam unter Anderen der Jeſuit Georg Cruger († 1671) wieder darauf zurück.

Zu den bedeutenderen zeitgeſchichtlichen, oder monographiſchen Leiſtungen zählt das bis in's neunzehnte Jahrhundert bloß handſchriftlich bekannte Werk des Bartoſch von Prag, eines Zeitgenoſſen Ferdinand's I., welcher die Zeitgeſchichte Böhmens vom Schluſſe der Jagellonenzeit bis zum J. 1551 nicht ohne Sachkenntniß und Pragmatismus aber anekdotenhaft und parteiiſch ſchildert.

Die Geſchichte der Huſſitenkriege, deren gleichzeitige Hiſtoriographie jetzt ziemlich vollſtändig vorliegt, fand in den katholiſchen Kreiſen einen vielgeleſenen Autor an dem Breslauer Domherrn Johann Cochläus (eigentlich Dobeneck von Wendelſtein, † 1552), mit ſeiner Huſſitengeſchichte in 12 Büchern (1549), der dann zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein gleiches Werk, aber von entgegengeſetzter Tendenz, die Geſchichte der Huſſitenkriege des Paſtors Theobald, eines Böhmen aus Schlaggenwald, gegenübertrat; im akatholiſchen Publikum und auch ſonſt gern geſehen, wie die vier Auflagen des deutſchen Originals (1609—1750) darthun.

Dem Schluſſe des 16. Jahrhunderts gehört auch die wichtige Arbeit des beſtangeſehenen Proteſtanten Joachim „Kämmerer von Bamberg" (Camerarius), über die böhmiſch-mähriſchen Brüder an, die das Ausland immer mehr auf dieſe wichtige Secte aufmerkſam machte (1591, 1605, 1625). Ueberhaupt zeigt ſich die innigſte Wechſelbeziehung zwiſchen Böhmen und Deutſchland in Glaubensſachen und der bezüglichen Literatur, die naturgemäß immer tiefer in die breite unerquickliche Strömung theologiſcher und confeſſioneller Kämpfe geräth.

Die Geſchichte Schleſiens findet an dem Glogauer Arzte Joachim Curäus († 1573) einen ziemlich ungenießbaren Erzähler, deſſen lateiniſches Werk v. J. 1526 (2. A. 1571) der Saganer Bürgermeiſter Räthſel verdeutſchte und fortſetzte. In dieſer Geſtalt erlebte es ſeit 1585 vier Auflagen und einen Auszug.

Ungarn gewann im fünfzehnten Jahrhunderte zwei Druckwerke über Landesgeſchichte: die Chronikencompilation des Geiſtlichen Johannes von Thurócz, die bis in die Zeiten des Corvinen reicht und als Incunabel 1488 erſchien, ſodann das erſte Ofener Druckwerk v. J. 1471, die ſogenannte Ofner Chronik (Chronicon Budense), die aber nichts anderes in ſich ſchließt als den auch von Thuróczy ausgeſchriebenen Inhalt einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts. Das Werk des Thuróczy gewann einen bedeutenden Einfluß auf die ſpäteren Darſtellungen. Der deutſchen Leſerwelt wurde es durch den Auszug eines gewiſſen Haug (1532) näher gebracht.

Im Gegenſatze zu dem bloßen Compilator Thuróczy, dem nur der Schlußtheil ſeiner Ungarnchronik angehört, vertritt der Italiener Bonfin von Ascoli († 1502), der Höfling und Hiſtoriograph des Corvinen den pragmatiſchen Geſchichtſchreiber. Seine dem Livius nachgebildeten Dekaden der ungariſchen Geſchichte ſind allerdings vielfach nur oratoriſche Stilübungen und die Chronologie der Ereigniſſe kommt oft ſchlimm davon, nichts deſto weniger iſt es ein Werk von umfaſſender Anlage und aus einem Guſſe, unentbehrlich für die Geſchichte des 15. Jahrhunderts in ſeiner zweiten Hälfte und ebenſo viel geleſen, als viel benützt. (Baſeler Druck v. 1546 und wiederholt aufgelegt). Ein zweiter Italiener, Peter Ranzano, nachmals Biſchof, verſuchte ſich an einer compendiariſchen Darſtellung der Geſchichte Ungarns, die nach ſeinem Tode 1558 erſchien.*) An Bonfin's Werk reiht ſich für die Zeit von 1490—1522 die Geſchichtserzählung des feingebildeten Dalmatiners Ludovico Cerva, oder Tubero, aus Raguſa an, des Abtes von San Giacomo († 1527), welche durch den Druck zunächſt, 1603, bekannt wurde und 1724 erlebte, auf den päpſtlichen Index der verbotenen Bücher geſetzt zu werden. Das Werk des Hofkaplans Zápolyas, Georg von Syrmien, (Szerémy György), Memoiren für die Zeit von 1484—1543 bleibt ein Curioſum pamphletartiger und roher Erzählung, in einem Latein, das nicht nur der Syntax, ſondern auch der Formenlehre der Sprache Cicero's Hohn ſpricht. — Ernſter ſtimmt die breit angelegte und pragmatiſch gehaltene Geſchichte Ungarns für die Zeit von 1490—1571 aus der klaſſiſch geſchulten Feder des Venetianers Michele Bruto (Brutus), geb. 1517, † 1592, der auf dem Boden des ungariſchen Reiches den Stoff und die Anregung zu dieſer Leiſtung erhielt. Sie wurde nur bruchſtückweiſe erhalten und erſt in jüngſter

*) Die Arbeit des dritten Welſchen, Buonacorſi (Callimachus), iſt monographiſch (erſch. 1519). Der Verf. lebte 1437—1496.

Zeit theilweiſe veröffentlicht, jedoch auch als Handſchrift gekannt und von Pray, z. B. in ihrer Parteilichkeit zu Gunſten Zápolya's ſcharf kritiſirt. — Auch Nikolaus Oláh, der „Wallache," mit dem Corvinengeſchlechte verwandt, geb. 1493 zu Herrmannſtadt und ſeit 1553, bis zu ſeinem Tode (1568), Primas von Ungarn und Staatsmann von Einfluß unter dem letzten Jagellonen, Ludwig II. und dem erſten Habsburger Ferdinand I., zählt zu den Hiſtorikern Ungarns durch ſeine Hungaria und Attila in zwei Büchern, einen hiſtoriſch-topographiſchen Abriß von Ungarn in alter Zeit und in ſeinen Tagen; desgleichen durch ſeine Chronik der Ereigniſſe von 1552—1559. — Weitaus überboten wird Oláh jedoch durch ſeinen Nachfolger im Primate, den Dalmatiner Vrančič (Antonius Verantius), geb. 1501 zu Sebenico, Neffen des klugen Rathes Zápolya's, des Propſtes Statileo. Von Ferdinand I. als Biſchof von Fünfkirchen zu wichtigen diplomatiſchen Sendungen an die Pforte verwendet, 1569—1573, Erzbiſchof von Gran und Reichskanzler, erſcheint Verantius als eine der gebildetſten und kenntnißreichſten Perſönlichkeiten Ungarns, deſſen reicher Briefwechſel, deſſen diplomatiſche Relationen in lateiniſcher Sprache ebenſo als unentbehrliche Fundgruben der Zeitgeſchichte (1538—1571) betrachtet werden müſſen, wie die im magyariſchen Idiome abgefaßten chronikaliſchen Notizen für die Periode von 1506 an.

Sein Zeitgenoſſe iſt der Kernmagyare Franz Forgács von Ghymes (geb. 1510 zu Ofen, † c. 1576), Biſchof von Großwardein und ſchließlich Kanzler Stefan's Báthory von Siebenbürgen. Dieſer geiſtliche Magnat erwarb humaniſtiſche Bildung und umfaſſende Weltkenntniß und ſein ſchneidiges, herbes Weſen verleiht im Bunde mit jenen Eigenſchaften ſeiner lateiniſchen „Zeitgeſchichte Ungarns" in 22 Büchern den Reiz eines Memoires aus der Feder des genauen Kenners verwickelter politiſcher Verhältniſſe, der ſeiner Gegner allerdings wenig ſchont.

Unter den in magyariſcher Sprache abgefaßten allgemeinen Chroniken dieſer Epoche iſt unſtreitig die bedeutendſte die des Kaspar Helth oder Heltai, eines Deutſchen von Geburt, deſſen Uebertritt vom Lutheranismus zur reformirten Kirche mit der Magyariſirung Hand in Hand ging, Paſtors zu Klauſenburg in Siebenbürgen († 1575), der ſich auch durch die Herausgabe des Großwardeiner Ordalienbuches (1550) und der Geſchichte Mathia's des Corvinen, aus dem Werke des Bonfinius (1568) das Verdienſt eines Literarhiſtorikers erwarb. Die höchſt ſelten gewordene Reimchronik Tinódy's († um 1558) hat bloß literarhiſtoriſchen Werth.

Auch des Bruchstückes einer Geschichte Ungarns (1592—1598) aus der lateinischen Feder Johann's Décsy (Decius) von Baronya (Baronius † vor 1611) muß gedacht werden, da wir es mit einem juristisch gebildeten Pragmatiker zu thun haben. — Nicht gering ist überdies die Zahl der ausländischen Geschichtschreiber über den türkisch-ungarischen Krieg dieser Epoche. Aus ihrer Reihe sei nur der Oesterreicher Lazius herausgegriffen, mit seinen lateinisch deutschen Memoiren zur Geschichte Ungarns im bewegten Jahre 1556, und bezüglich der Anderen auf die gleichzeitigen Sammelwerke, wie das von Schardius, Reusner und Lewenklau u. A. verwiesen. Eine interessante Specialität von berufenster Seite ist der Bericht des königlichen Kanzlers Brodarics über das Verhängniß von Mohács (1526).

Für die Geschichte Ost-Ungarns und Siebenbürgens im Zeitalter des Parteikampfes zwischen Ferdinand I. und Zápolya ist neben Johann Zermegy der Siebenbürge Christ. Schesäus († 1585), Pfarrer zu Medwisch und „kais. Poet", mit seinen lateinisch geschriebenen „Ruinen Pannoniens" (1573) und der „Chronologie Ungarns" bis auf K. Rudolf II. (1596) zu erwähnen.

Auf die lokalgeschichtliche Historiographie oder eigentlich Chronistik dieser Epoche kann nicht eingegangen werden. Für sie war Siebenbürgens Städtewesen ein fruchtbarer Boden; nicht minder auch Oberungarns deutsche Gemeinden, insbesondere die Communen der vielbedrängten Zips. Es sei nur der beachtenswerthen Leutschauer Annalen eines Sperfogel und Türk gedacht. — Auch an chronologische Tabellenwerke für den Handgebrauch dachte man bereits. Ein solches ist die „Chronologie der ungarischen Könige" des Abraham Bakschay von Schemnitz, Sekretärs bei Albert von Laski, Wojwoden Siradiens, (1567 gedr.). Als gelehrter Herausgeber, beziehungsweise Glossator und Fortsetzer von Geschichtswerken machte sich der Ungar Johann Zsamboky (Sambucus, g. zu Tyrnau 1531, † zu Wien 1584) einen verdienten Namen. Dieser vielseitig gebildete Literat und kaiserliche Historiograph Maximilian's II. und Rudolfs II., beschäftigte sich insbesondere mit der vollständigen und ergänzten Ausgabe Bonfins', Ranzano's und zeitgeschichtlichen Monographieen.

Von ausländischen Werken universalgeschichtlichen oder biographischen Inhaltes, die wichtige Beziehungen zur Geschichte Ungarns im 16. Jahrhunderte darbieten, sei nur das allgemeine Historienwerk des Italieners Paolo Giovio (Jovius, † 1552), Abtes von Nuceria für die Zeit von 1494—1546, neben seinen

Lebensbeschreibungen berühmter Männer jener Tage (ersch. 1567) erwähnt. Es fand einen scharfen Kritiker an dem Zeitgenossen Vel aus Schweidnitz in Schlesien (geb. 1493, † 1538), mit dem Schriftstellernamen „Ursinus Velius," einem Schüler des italienischen Humanismus, königlich böhmischen Historiographen und „Poëta Laureatus"; früher Sekretär bei dem einflußreichen Cardinalbischof Mathäus Lang, schließlich Präceptor Maximilian's II. Er fand in der Donau den Tod; ob in gelehrter Zerstreutheit oder aus Verdruß über seine böse Frau bildete den Gegenstand widerstreitender Ansichten. Die lateinisch geschriebenen „Züchtigungen des Jovius" sind uns aber minder werthvoll als die 10 Bücher des ungarischen Parteikrieges bis zur Krönung Ferdinand's aus Velius' gewandter und gebildeter Feder.

Kehren wir nun an der Schwelle des 17. Jahrhunderts wieder an den Ausgangspunkt unserer Skizze, zur Historiographie der Habsburgergeschichte im Allgemeinen und zur provinziellen Geschichtschreibung in den deutschen Erblanden des Hauses Oesterreich zurück.

Auf die massenhafte Production habsburgisch-lothringischer Genealogien im Aus- und Inlande sei nur kurz hingewiesen. Hier tritt namentlich die besonnene Arbeit des Schweizers Franz Guilliman, Professors an der habsburgischen Universität Freiburg im Breisgau, seit 1609 kaiserlich österreichischen Rathes und Historiographen († um 1623) in erfreulichen Gegensatz zu früheren Hallucinationen, obschon sie auch nicht frei von Irrthümern ist. Guilliman arbeitete auch an einer Geschichte Oesterreichs, die jedoch nicht zum Druck gelangte, Die genealogischen Specimina des Zwettler Abtes Joh. Seiffrid (1613). der Tiroler Pater Avancini († 1685) und des Grafen Franz Adam von Brandis („fruchtbringender österreichischer Lorbeerzweig" 1674), des Krainers Schönleben (1696), der Böhmen Czerwenka und Weingarten (1629—1701), eines riesig fleißigen Polyhistors und Juristen, seien nur als literarische Curiosa erwähnt.

Um so mehr Interesse erwecken die allgemeinen Geschichten der Habsburger und ihrer Zeit, voran das große, officiöse Werk des Freiherrn Franz Chr. Khevenhüller (geb. zu Klagenfurt 1588, † 1650). Aus einer alten Kärntner Familie, Günstling des mächtigen Kardinalbischofs Khlesl, Botschafter in Spanien, vielgebrauchter Diplomat, k. Rath und Generalobrister der windischen Grenze, hatte dieser Hof- und Staatsmann Anlaß und Gelegenheit zum Geschichtschreiben seiner Zeit vollauf. Er schöpfte den Stoff für sein voluminöses Werk, das unter dem Titel „Ferdinandeische Annalen"

erschien, theils aus Druckwerken (so benutzte er auch das antihabsburgische Organ der protestantischen Partei, das bekannte Theatrum Europäum) — theils aus fremden diplomatischen Aufzeichnungen, wie z. B. aus den Memoiren seines Vetters Johann Khevenhüller (ehedem Botschafters in Italien, Spanien und am deutschen Reichstage, vorzugsweise jedoch am Hofe zu Madrid, wo er, 1606, seine Tage schloß), theils endlich aus der reichen Fülle seiner eigenen Erfahrungen. Besonders viel Raum ist den biographischen Skizzen vorbehalten, deren wir über 200 zählen. Den Anfang des großen Werkes, nämlich die Widmung desselben an Kaiser Ferdinand III., die Summarien des ersten Drittheils, von der Geburt Ferdinands II. bis zum Antritte der erzherzoglichen Regierung (1578—1595) gab der Verfasser zu Wien im Jahre 1636 heraus. Die eigentliche Ausgabe bei Lebzeiten des Verfassers verließ in den Jahren 1640—1646 mit den Druckorten Frankfurt und Wien die Presse. Sie umfasste in 9 Folianten die Zeit von 1578—1622. Mit der Ergänzung bis zum Tode Ferdinand's II. ward das Werk in einer zweiten vollständigen Ausgabe (12 Bände Fol.) von W. G. Weidmann zu Leipzig 1716—1726 edirt und Kaiser Karl VI. gewidmet. Khevenhüller's Werk hat in seiner Anlage und Stoffmasse kein ebenbürtiges im Verlaufe des ganzen Jahrhundertes gefunden. Dem Theatrum Europäum, dem Mercurius Gallo-Belgicus u. a. Publicationen der Schweden- und Franzosenfreundlichen Partei gegenüber vertritt es die habsburgischen und katholischen Interessen vor und während des großen Krieges, der Alles in Partei und Kampf verwandelt.

Auf dem Boden der allgemeinen Regentengeschichte Oesterreichs, nicht ohne officiellen Charakter, aber keiner niedrigen, den Thatsachen Hohn sprechenden Schreibweise verfallen, — bewegen sich noch zwei, bedeutendere Geschichtswerke, allerdings beschränkten Umfanges im Vergleiche mit der Foliantenmasse Khevenhüller's. — Ferdinand's III. Geschichte oder eigentlich bloß die Einleitung zu derselben, da außer dem ersten Theile, der nur von Ferdinand II. handelt (1672), nichts weiter erschien, kann auf Bedeutung nicht viel Anspruch erheben, wohl aber das zweite größere Werk des Vicentiners Gualdo oder Galeazzo Priorato, der auch als Biograph Wallenstein's bekannt ist. Geboren 1608, verbrachte er eine kriegerische Jugend unter allen Himmelsstrichen, war eine Zeit lang in Wallenstein's Diensten, dann in venetianischer Bestallung am französischen Hofe, dann zu Rom Kammerherr der romantischen Exkönigin Schwedens (1656—1664) und endlich seit 1664 kaiserlicher Rath und Historiograph, der zu Regensburg von einem Minister Leopold's I. aufge-

fordert wurde, dessen Geschichte zu schreiben. So entstand die italienische „Geschichte Kaiser Leopold's“ für die Zeit bis 1670, in drei Bänden, ein Werk, das trotz der officiellen Inspiration nicht wenige Stellen unter dem Rothstift der Wiener Censur lassen mußte. Die ausgetilgten finden sich in Keyssler's Reisen nachgetragen. Gualdo Priorato starb 1678.

Diesem Werke eines vielseitigen Weltmannes, Soldaten und Höflings stellt sich ein zweites von gleichem Zwecke an die Seite, die Geschichte Leopold's I. aus der Feder des Wiener Jesuiten Franz Wagner; auch über höhere Anregung verfasst und mit langer Unterbrechung in zwei Foliobänden 1719 und 1731 erschienen. Ihm gesellte sich als Fortsetzung die Geschichte Joseph's I. (1745) zu. Es sind geschickt angelegte pragmatische Zeitgeschichten in bündiger Sprache. Der loyale und streng katholische Standpunkt wird nie über Gebühr betont und mit großer Gewandtheit Licht und Schatten vertheilt. Jedenfalls überragen sie weit die älteren Leistungen seiner Ordensgenossen, des allmächtigen Lämmermann (Lamormain) und Gans, deren ersterer im Lobe Ferdinand's II., der andere in genealogischen Compendien sich versuchte. Wir griffen mit diesen Werken Wagner's über das 17. Jahrhundert in's 18. hinüber, aber aus dem einfachen Grunde, weil Stoff und Lebensgang des Autors dem 17. gleichfalls angehören. Blicken wir wieder zurück, um eine Reihe anderer literarischer Erscheinungen zu mustern.

Vergessen wir nicht den polemischen Charakter des 17. Jahrhundertes, insbesondere zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Das Haus Habsburg als Parteiführer war den scharfen Angriffen des Widerparts ausgesetzt, insbesondere seit der böhmischen Rebellion und nach der Zeit des unseligen Restitutionsedictes (1629), als Schweden und Frankreich auf den Kriegsschauplatz traten. Namentlich aus den Kreisen der zahlreichen akatholischen Exulanten Oesterreichs wurde mancher Wehruf, manches verdammende Wort gegen Oesterreich laut, und das berufene Werk des Ph. B. Chemnitz, oder „Hippolitus a Lapide“, kurz vor dem westfälischen Frieden in die Welt geschleudert, proklamirt die Vernichtung der Macht Habsburg als des Reichsfeindes. Ja im eigenen Reiche begegnete den Habsburgern eine solche Herausforderung, wenn wir den Apologieen der böhmischen Stände gegen Ferdinand II. von 1619 und den „politischen Consultationen“ des schneidigsten Vertreters einer Adelsrepublik, eines Hauptführers der protestantischen und feudalen Bewegung im benachbarten Oesterreich, Herrn Andreas von

Tschernembl unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Auch der Jurist und Polyhistor Oldenburger, dessen Thesaurus viel über die Länder des Hauses Habsburg enthält, zählt nicht zu dessen Freunden. Das Haus Habsburg verfügte aber auch über Vertheidiger und es entwickelt sich eine ziemliche Reihe dieser apologetischen Schriften, aus der wir jedoch nur die eine oder andere bedeutendere Erscheinung herausgreifen können. Eine der gewandtesten Federn, aber in der Hand eines Mannes, den ewige Streitlust und materielle Noth, der Fluch unstäten Sinnes verfolgten, war Melchior Goldast von Heiminsfeld, um 1578 in der Schweiz geboren und in buntem Dienst- und Lebenswechsel bis zum Tode 1635 abgehetzt. In vorübergehender kaiserlicher Bestallung verfocht Goldast 1627 die Rechte Ferdinand's II. auf Böhmen in einer Reihe von historisch-juristischen Abhandlungen, die von Belegen, aber auch von advokatischen Künsten strotzen. Minder rabulistisch, aber auch kein so bedeutender Kopf, war der Nürnberger Doctor Leonhard Wurfbain (g. 1581, † 1654), der aus Bescheidenheit die ihm von Kaiser Ferdinand II. zugedachte Erhebung in den Pfalzgrafenstand des deutschen Reiches abgelehnt haben soll. Seine „vier unterschiedliche Relationes historicae" (1636) bilden ein damals sehr geschätztes Ganze, worin der Abstammung des Kaiserhauses, der Mittel, durch welche es emporkam, seines Ländererwerbes und der weitläufigen Verwandtschaften mit Deutschlands Reichsfürsten gedacht erscheint. Es ist allerdings keine Apologie im strengen Sinne, aber dennoch eine Vertretung der Machtstellung und der Länderrechte dieses Hauses in einer Zeit, wo man dieselben am heftigsten anfocht. Anderen Schlages, im strengsten Sinne Apologie und offenbar aus der Feder eines geschichtskundigen Ordensmannes der Gesellschaft Jesu, ist die umfangreiche Arbeit aus dem Jahre 1665, zu Löwen in den Niederlanden gedruckt. Der anonyme Verfasser betitelt sie in bezeichnender Weise als das Werk des „Phosphorus Austriacus über Ursprung, Größe, Herrschaft und Tugend des österreichischen Geschlechtes." Gewidmet erscheint dies, in Tendenz und Gehalt durchaus beachtenswerthe Buch dem „erlauchten österreichischen Hause, Kaiser Leopold I., König Philipp IV. von Spanien und dessen Sohne". Sein panegyrischer Ton und der Umstand, daß der Phosphorus Austriacus seinen dritten Theil mit „dem Eifer der Fürsten Oesterreichs für den katholischen Glauben" anhebt, überdies in verjüngter Gestalt zu Wien 1699 erschien, verräth die nahen Beziehungen zum dortigen Kaiserhofe. Aber noch eines in seiner Art einzigen Werkchens vom Schlusse des 17. Jahrhundertes sei gedacht. Es ist keine Apologie des Regenten-

hauſes, aber eine ſolche der leider vernachläſſigten Naturſchätze oder Rohſtoffe Oeſterreichs, die erſte nationalökonomiſche Betrachtung unſeres von der Kriegsnoth dazumal arg bedrängten Staates. Das kleine inhaltreiche Büchlein führt den Titel: „Oeſterreich über alles, wenn es nur will, das iſt wohlmeinender Fürſchlag: wie mittelſt einer wohlbeſtellten Lands-Oeconomie die kaiſerlichen Erbland in kurzem über alle andere Staat von Europa zu erheben und mehr als einiger derſelben von denen andern Independent zu machen. Durch einen Liebhaber der kaiſerlichen Erbland Wohlfahrt. Gedruckt im J. Chr. 1684.“ Der Verfaſſer dieſes originellen Werkchens iſt Paul Wilh. v. Höernigk (Hornegk), Sohn des Mainzer churfürſtlichen Hofrathes Ludwig, eine Zeit lang biſchöflich-paſſauiſcher Rath und wahrſcheinlich durch ſeinen Schwager, den berüchtigten Projectenmacher Joh. Joach. Becher, Rathgeber des ſchlechteſten Finanzminiſters Leopold's I. (Sinzendorf), mit der öſterreichiſchen Regierung in Beziehungen gebracht. Für ſeine Zeit iſt dieſe nationalökonomiſche Studie gut geſchrieben, ſie berührt den ganzen Naturreichthum, giebt Rathſchläge zu deſſen Verwerthung, polemiſirt gegen kleinliche Krämerei u. ſ. w. Launig und zutreffend ſind die lateiniſchen Schlußworte, die ſich beiläufig alſo verdeutſchen laſſen: „Beſungen wird's, beklaget wird's; man ſagt und hört die Facta — man ſchreibt dies, man lieſt dies — und legt es dann ad acta.“ („Inzwiſchen verkümmert Oeſterreich. Der Höchſte gebe, daß ich in meiner Sorg' für aller Welt betrogen lebe“.)

Der panegyriſchen Gelegenheitshiſtorik, die aus Anlaß des glücklichen Türkenkrieges, nach Wiens Rettung, ziemlich ſtark anſchwoll, ſei nur noch vorübergehend erwähnt. Sie iſt im Stil und Ton den gleichzeitigen Pamphleten gegen Frankreichs Ränke u. ſ. w. verwandt, und Büchertitel, wie z. B. die des beſonders fruchtbaren Francisci: „Der blutig lang gereitzte endlich aber ſieghaft entzündete Adlerblitz wider den Glantz des barbariſchen Säbels und Mordbrandes“ . . . (1684) oder Flämitzers: „Der in böhmiſche Hoſen ausgekleidete ungariſche Libertiner oder des glorwürdigſten Ertzhauſes Oeſterreich feſtgeſetztes Souverän und Erbrecht im Königreich Ungarn“ . . . (1688) entſprechen dem verzerrten Geſchmack jener Zeit. Beide Federn gehören Nicht-Oeſterreichern an, die ſich jedoch viel mit Oeſterreich beſchäftigten. Man wird es dieſer Skizze als Recht einräumen müſſen, wenn in beachtenswerthen Fällen ausländiſche Schriftſteller als Vertreter öſterreichiſcher Hiſtoriographie Aufnahme finden. Denn abgeſehen von dem Umſtande, daß es für einzelne Richtungen derſelben nothwendig iſt, die Typen herauszugreifen, mögen ſie nun Oeſter-

reicher oder Nicht-Oesterreicher sein, ist hier nicht die Herkunft, sondern die Beziehung zum Stoffe und die Lebensstellung, der Beruf, entscheidend.

So muß an dieser Stelle noch bevor in der provinzialgeschichtlichen Literatur des 17. Jahrhunderts Umschau gehalten wird, eines Ausländers gedacht werden, dem die Wiener Hofbibliothek, das Schooßkind K. Leopold's I., ihre Restauration, Bereicherung und Ordnung und die Wissenschaft fruchtbare Untersuchungen der handschriftlichen Schätze verdankt. Es ist dies der Hamburger Peter Lambeck (geb. 1626, † zu Wien 1680), ein bedeutender, klassisch gebildeter Polyhistor, 1660 Rector am Hamburger Gymnasium, dann Begleiter der Exkönigin Schwedens nach Italien und seit 1662 in Beziehungen zum Wiener Hofe, die nach seinem Uebertritt zum Katho-cismus die Bestallung zum kaiserlichen Historiographen und Vicebibliothekar und bald (1663) die Ernennung zum Präfecten der Hofbibliothek im Gefolge hatten. Seine lateinischen „Commentare der k. Wiener Hofbibliothek" in 6 Folio-Bänden erlebten im 18. Jahrhunderte eine neue, etwas ergänzte Ausgabe.

Uebergehen wir nun zur Charakteristik der bedeutendsten Leistungen im Bereiche provinzieller Geschichtschreibung. An allgemeinerer Bedeutung steht hier Böhmen, der Heerd des dreißigjährigen Krieges und der einschneidenden staatlichen und confessionellen Krisen, voran. Die ausführlichen zeitgenössischen Denkbücher in böhmischer Sprache aus beiden Parteilagern, des Exulanten Paul Skála von Zhoř und Wilhelm Slawata's, des bekannten katholischen Mitgliedes der Statthalterei, dann Kanzlers, wurden erst in unserer Zeit bekannter. Dagegen haben drei Geschichtswerke geringeren Umfanges aus dem Kreise der böhmischen Exulanten durch den Druck ihrer Zeit bereits im protestantischen Auslande nicht geringes Aufsehen erregt, gewissermaßen als Schmerzensschrei der durch die Schlacht am weißen Berge (1620) vernichteten politisch-religiösen Partei. Es sind dies drei lateinische Werke geringeren Umfanges und stofflich verschieden: Paul Stransky's Res publica bojema, „der böhmische Staat", Andreas von Habernfeld: Bellum bohemicum, der „böhmische Krieg" und Amos Komensky's (Comenius) historia persecutionum ecclesiae bohemicae (Geschichte der Verfolgungen der böhmischen Kirche), das inhaltlich mit der älteren Flugschrift des Prager Predigers Jakob Jacobäi „Idea mutationum bohemo-evangelicarum ecclesiarum (Ueberschau der Wandlungen der böhmisch evangelischen Kirchen) sich berührt.

Paul Stransky (geb. 1583), Jurist, Rathsschreiber und Rathsmann zu Leitmeritz und zugleich königlicher Steuereinnehmer,

gehörte zur böhmiſch-mähriſchen Brüderpartei. Die Folgen der Schlacht am weißen Berge, die katholiſche Reſtauration ſeit 1625 ſtellten ihm zwei Jahre ſpäter die herbe Wahl vor Augen, entweder ſeinem Glauben oder ſeiner Heimat zu entſagen. Er wählte das Letztere und führte zunächſt im Sachſenlande das traurige Leben des Verbannten, der das Elend und ſeine Genoſſin, die bittere Nothwendigkeit kennen lernt, das fremde Mitleid in Anſpruch nehmen zu müſſen. Seine Arbeit, gewiſſermaßen der Nekrolog des proteſtantiſchen, feudalen Böhmens vor 1620, erſchien zuerſt in Leyden bei Elzevir, dem berühmten, unternehmenden Verleger (welcher auch den erſten Staatsſchematismus Oeſterreichs, Status regiminis austr. temp. imp. Ferd. II. 1637 zum Drucke gelangen ließ). Stransky erlebte noch die ſpätere, durch zwei Capitel vermehrte und verbeſſerte Auflage ſeines hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Handbuches, verſäumt jedoch nicht, dem wohlwollenden Leſer in der erſten Ausgabe zuzurufen, er möge nicht vergeſſen, daß der Verfaſſer „flüchtig, heimatlos, der meiſten günſtigen Hülfsmittel entblößt, zwiſchen dem Geräuſch der Waffen und dem Schrecken des Krieges das Werk erwogen habe“. Ein herber Ton weht durch das Ganze, und wie mangelhaft es auch theilweiſe iſt, es war doch in ſeiner plangerechten, bündigen Ausführung für das Ausland namentlich ein epochemachendes Werk. Denn es war das bequemſte Handbuch, die ſtaatsrechtliche, adminiſtrative Vergangenheit Böhmens, ſeine Geſchichte und Topographie kennen zu lernen und bei dem warmen Intereſſe für Böhmen in allen Kreiſen der akatholiſchen Geſchichtsfreunde Deutſchlands um ſo willkommener. Noch im Jahre 1713 kam eine Amſterdamer Wiederauflage zu Stande, mit einem Vorworte des Schleſiers Friedrich Roth-Scholz, und daß man auch ſpäter in Böhmen ſelbſt ſeine Brauchbarkeit ſchätzte, beweiſt die deutſche Bearbeitung Stransky's durch den Exjeſuiten und Profeſſor Cornova in Prag, welche (1792 ff.) zu ſieben ziemlich ſtarken Bänden anſchwoll.

Ein zweiter Exulant iſt Andreas Haberwaſchel (Hoberweſchl, Haberbeſchl) von Habernfeld (Haberfeld), geb. 1594, Doctor der Heilkunde, 1622 bereits Exulant, der den Wanderſtab nach den Niederlanden, dem Aſyle ſo vieler Schickſalsgenoſſen, lenkte. Hier erſchien gleichfalls zu Leyden in der Druckerei des Karl Warner van Tuernhout ſein obenerwähntes Werk (1645), das jetzt ein ſeltenes Büchlein geworden iſt und es ſchon im 18. Jahrhunderte war. Habernfeld iſt ein für die Sache der Partei entſchieden eingenommener Erzähler, der ſich jedoch gut unterrichtet und nirgends als hämiſcher Verleumder zeigt.

Der Letzte der drei genannten Akatholiken, die ein trauriges Geschick aus der Heimat in die Fremde trieb, ist der weltbekannte Linguist, Polyhistor und Reformator des Schulwesens vom Standpunkte des Realismus: Johann Amos Komensky (Comenius), dem ein günstigeres Schicksal vielleicht Muße und Anregung geboten haben würde, der Geschichtschreiber seines mährischen Vaterlandes zu werden. Geboren zu Niwnic, in der mährischen Slowakei, nicht zu Komna, wie man früher angenommen, (1592, 28. März), als Bekenner des Glaubens der mährisch-böhmischen Brüder, erlangte er, wie so mancher Landsmann, seine akademische Ausbildung in Deutschland, wirkte dann als Schützling Karl's von Zierotin in der Eigenschaft eines Seelsorgers zu Fulneck im Kuhländchen und begann wohl bald Interesse an der heimatlichen Geschichte zu nehmen, für welche noch wenig geschehen, wenn wir am Schlusse des 16. Jahrhundertes das genealogische Compendium des Bartholomäus Paprocky von Glogol († 1617), sein böhmisch geschriebenes Buch u. d. T. „Spiegel des berühmten Markgrafthums Mähren" (Olmütz, 1593) eine Art Geschlechter oder Fürsten- und Adelsgeschichte ausnehmen, einen Versuch, der an dem „Diadochus oder Folge der Fürsten und Könige Böhmens" desselben Verfassers (Prag, 1602) ein Seitenstück fand. Die Anläufe Comenius' in dieser Richtung wurden jedoch durch die Schlacht am weißen Berge unterbrochen; es begann sein wechselvolles Exulantenleben, und obschon er noch später mit handschriftlichen Ergebnissen seiner Studien über die alte Geschichte Mährens und einzelne Theile derselben hervortrat, sie wurden, abgesehen von ihrem zweifelhaften Werthe, nie ein druckfähiges Ganzes. Komensky's Richtung war auch immer mehr von der Geschichte ab, und der Linguistik, namentlich der Pädagogik zugelenkt, auf welchem Gebiete er in der That Bedeutendes schuf und schon durch seinen Orbis pictus ein rühmliches Andenken behauptet. Im Holländischen, seinem Hauptasyle, schloß er 1671 sein fruchtbares Leben und hier, zu Leyden, — erschien jenes Werkchen über die Verfolgungen der evangelischen Kirche, das einzige, was ihn zu den Historikern zählen läßt, und wobei er eigentlich nur Mitarbeiter und Redacteur war; allerdings als die Seele des Ganzen. Die mehrfachen Ausgaben, auch in böhmischer und deutscher Bearbeitung (1650—1766, 4 Mal), bezeugen die weite Verbreitung und Gelesenheit des Buches.

Die eigentliche, allgemeine, auch auf archivalischen Forschungen beruhende Geschichtschreibung Böhmens und Mährens, für welche die erste Sammlung der böhmischen Geschichtsquellen (scriptores rerum bohemicarum), des deutschen Geschichts- und Rechtskundigen

Marquard Freher (1600—1611) ſchon zu Anfang dieſes Jahrhunderts eine beachtenswerthe Grundlage bot, knüpft ſich an die zweite Hälfte desſelben, nachdem der große Krieg ausgetobt hatte und ſeine Wunden zu vernarben begannen. Alois, Bohuslav Skwornice Balbin von Worliczka, geb. 1621 zu Königgrätz, geſtorben zu Prag den 29. Nov. 1688, iſt unſtreitig der kundigſte und fleißigſte Sammler und Bearbeiter des Geſchichtsſtoffes ſeiner Heimat. In ihm überwog der Patriot und Gelehrte weitaus den Genoſſen des Jeſuitenordens. Daher beklagte er bitter den Vandalismus gegen die akatholiſche Literatur, den ſeit 1620, beſonders 1627, die Jeſuiten, als Todfeinde des Proteſtantismus, geübt hatten. Sein Epitome rerum bohemicarum, „Grundriß der Geſchichte Böhmens“ (1677 ff.), und ſeine Miscellanea historica Bohemia (1679—1688) in der That, wie er ſelbſt am Titelblatte ſagt, „ein rieſiges, buntes, weitſchichtiges Werk im Laufe einiger Jahrzehende ausgearbeitet“ hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſcher- und genealogiſcher Natur, führen den Beweis, daß er unter den damaligen Verhältniſſen das Möglichſte leiſtete und daß ſeine Gelehrſamkeit und kritiſche Begabung mehr in's Gewicht fällt als das, was er durch Leichtgläubigkeit und befangenen Sinn da und dort kritiſch verbrochen. Dazu tritt ein reicher literariſcher Nachlaß, die Bohemia docta, das „gelehrte Böhmen“, eine werthvolle Literargeſchichte des Landes, hundert Jahre ſpäter von P. Candidus und Dörfelmeier, beſſer jedoch und mit Ergänzungen von Rafaël Ungar (1776—1780) in drei Bänden edirt, — ferner die fleißige Arbeit über die alten böhmiſchen Gerichtsſtellen (liber curialis), welche erſt in unſerem Jahrhunderte Graf Auerſperg erläutert und fortgeſetzt herausgab 1810—1815 in 3 Bdn.) und eine Maſſe von Notizen über böhmiſches Rechts-, Landtags-, Kriegsweſen u. dgl., die dann Riegger für ſeine „Materialien zur Statiſtik Böhmens“ (1787—1794, 12 Hefte) verwerthete. — Jedenfalls muß Balbin als der unermüdlichſte und univerſellſte Hiſtoriker Böhmens im 17. Jahrhunderte, als der Patriarch der neueren Geſchichtſchreibung dieſes Landes vor Dobner gelten.

In einer gewiſſen Beziehung hat für das benachbarte Mähren Johann Peſſina von Czechorod (geb. 1629 in Böhmen, † als Prager Dombechant 1680) die gleiche Bedeutung. Sein Bildungsgang läßt ihn als Schüler Balbin's betrachten. Peſſina iſt der Erſte, welcher im Wege umfaſſender Vorſtudien und archivaliſcher Forſchungen eine auf breiter Grundlage fußende Landesgeſchichte Mährens anſtrebte. Sein Hauptwerk, im Stile und Geſchmack

jener verschnörkelten Zeit, führt den Titel Mars Moravicus, die „Kriegsgeschichte“ Mährens, als dessen Vorläufer (1663) der Prodomus Moravographiae zu gelten hat. Leider fehlte die weitere pecuniäre Unterstützung der mährischen Stände, um dies bis 1632 gediehene Werk über den ersten Theil (1677 zu Prag erschienen, — 1526) zur ganzen Veröffentlichung zu bringen. Sein Nachfolger suchte der Mährer Stredowsky (1679, † 1713) zu werden.

Für die Geschichte Schlesiens in diesem Zeitalter leistete Verdienstliches Niklas Henel von Hennenfeld, Syndikus zu Breslau, mit seiner Silesiographia oder kurzen Beschreibung Schlesiens (1613), noch mehr jedoch mit den Annales Silesiae vom Beginne bis 1612, die später Sommersberg in seiner Quellensammlung veröffentlichte. Dagegen erscheint, als Fortsetzer und Bearbeiter des älteren Cureus, der Rector und herzogliche Rath zu Brieg, Dr. Jacob von Schickfus, zuletzt kaiserlicher Fiskal in Oberschlesien in den Werken: „Schlesische Chronika“ (Landesbeschreibung) und „Neuvermehrte schlesische Chronika“ (1619, 1625 gedr.), deren Anekdotenkram und behäbiges Deutsch zahlreiche Leser fanden.

Noch eines Curiosums muß gedacht werden, es ist der fruchtbare Scribent und Geschichtsfälscher Abraham Hossmann oder Hosemann (geb. in der Lausitz 1561, kais. Historiograph, gestorben zu Magdeburg 1617 eines gewaltsamen Todes), dessen unlautere Thätigkeit besonders in das 17. Jahrhundert hineinragt. Hosemann erdichtete schlesische Stadtchroniken und Stammbäume; Gleiches wollte er auch den mährischen Städten Iglau und Brünn bescheeren; letzterer insbesondere war ein großes Werk der Landesgeschichte mit Benutzung einer apokryphen Chronik des Dr. Salmuth (?) zugedacht, mit einer Einleitung über die „Brünner Venus“ (!). Beide Städte waren jedoch so klug, das bedenkliche Angebot zurückzuweisen. Manche Gemeinde ließ sich jedoch von dem Köder einer ihr hohes Alter feiernden Chronik fangen und bezahlte die historische Dichtung. Spätere Historiker Mährens, wie Peßina und Stredowsky fahndeten vergebens nach den angeblichen „Quellenschätzen“ Hosemann's.

Für die Geschichtschreibung Ungarns im 17. Jahrhunderte ist zunächst das Werk eines Ausländers, des Jesuiten J. Bongars (Bongarsius), seine Sammlung der älteren Geschichtschreiber des genannten Reiches (scriptores rerum hungaricarum. Frankfurt a. M., 1600) als erster, wenngleich mangelhafter Versuch dieser Art zu erwähnen. — Die inländische Geschichtschreibung ist nicht arm an Chronographieen und historischen Partei- oder Tendenzschriften, wie dies der bewegten Zeit Rudolf's II., Mathias, Ferdinand's II., der

Epoche der Insurrectionen und Bürgerkriege Stefan Bocskay's, Gabriel Báthory's, Gabriel Bethlen's, Georg Rákóczy's, — den Tagen Leopold's I., der Magnatenverschwörung, dem Türkenkriege, Tökölyi's Insurrection, den Kämpfen des ungarländischen Katholicismus mit dem Lutheranismus und Calvinismus jenseits der Lejtha, — in Allem und Jedem parallel laufen mußte; — aber ein allgemeines, größeres Geschichtswerk von durchschlagender Bedeutung ward nur Eines geschaffen, die lateinische Arbeit des Nikolaus Isthvánffy (Isthuansius). Es ist die Arbeit eines Mannes, dessen Leben größtentheils dem 16. Jahrhunderte angehört und schon im zweiten Decennium des 17. seinen Abschluß fand. Sekretär des Primas Oláh, unter Maximilian II. häufig zu diplomatischen Sendungen verwendet, 1578 Mitglied des königl. Staatsrathes, 1581 Stellvertreter des Palatin, war Isthvánffy eine wichtige einflußreiche staatsmännische Persönlichkeit. Humanistische Studien, die er zu Padua und Bologna getrieben und die ihn mit dem Latein so wie mit dem Griechischen vertraut gemacht, umfassende Sprachkenntnisse und keine geringe Belesenheit in geschichtlichen Dingen befähigten ihn, wie nicht leicht einen Zweiten, im Anschlusse an Bonfin's vielgelesenes Werk eine allgemeine Geschichte Ungarns (Historiarum de rebus ungaricis) abzufassen, — die vom Tode des Corvinen Mathias anhebt und die Ereignisse bis 1608 in 34 Büchern bündig, gewandt, lebhaft, aber durch und durch mit einseitiger nationaler Auffassung, von katholischem Standpunkte und mit einer tendenziösen Färbung erzählt, die nicht selten den Sachverhalt verrückt und entstellt. Zur Zeit der Krönung Kaisers Mathias (1608) vom Schlage gerührt, gedachte der alte, geistig und körperlich gebrochene Mann das Werk nichts desto weniger fortzusetzen; doch er vermochte es nimmer und starb 1615. Die Handschrift seines werthvollen Geschichtswerkes vermachte er dem Ordensmanne der Gesellschaft Jesu, dann Cardinalprimas Pázmán, der Seele des katholischen Restaurationswerkes und dieser sorgte 1622 für dessen Druck in Köln. 1685 erschien es ebendaselbst mit einem kurzen Anhange, nämlich mit einer Schilderung der Türkenbelagerung Wiens (1683). Zu Wien druckte man 1758 eine neue Ausgabe des „ungarischen Livius", wie die nicht ganz passende Lieblingsbezeichnung Isthvánffy's in Ungarn sich herauswuchs. Er fand im ganzen übrigen Jahrhunderte keinen ebenbürtigen Genossen oder Nachfolger. Denn das zeitgeschichtliche Werk seines gehaßten Rivalen, des nationalen Protestantenführers Stefan Illyésházy, Ungarns Palatins, den Isthvánffy noch überlebte, sind bloße memoirenhafte Aufzeichnungen für die Zeit von 1592—1603

(in magyarischer Sprache); das lateinische Diarium Zavodszky's Geheimschreibers Palatins Thurzó, des Nachfolgers Illyésházy's — für die Jahre 1586—1624, desgleichen. Das Werkchen Nadányi's über Geschichte Ungarns (Flores Hung.), 1663 in Amsterdam gedruckt, bedeutet wenig und die magyarische Chronik des G. Pethö (Fortg. v. Kálnoky und dem Jesuiten Spangár) ist eben nur Chronik, wenngleich nicht ohne zeitgeschichtlichen Werth. Ein vielbenutztes und in seiner Art bedeutsames Werk ist die lateinisch geschriebene „Geschichte der ungarischen Krone" (angelica corona regni Hung.) aus der Feder des Kronhüters und Thuróczer Obergespans Peter von Réwa (1613 in Augsburg gedruckt), welche vermehrt und verbessert, unter neuem Titel (Monarchia Hung. s. corona Hung.) Graf Franz Nádasdy, der Genosse der Magnatenverschwörung von 1665—1671, zu Frankfurt a. M. im Jahre 1659 wieder auflegen ließ.

Unter den lokalgeschichtlichen Erscheinungen sei nur der fleißigen Geschichtschreibung der Zipser Deutschen im ostungarischen Berglande, z. B. der Leutschauer Chroniken und des „kais. Mathematikus" David Fröhlich, eines vielseitig gebildeten und weitgereisten Mannes gedacht, der, außer einer lateinischen Chronographie Pannoniens und dem kulturgeschichtlich interessanten „Viatorium" (Reisebuch), 1641 zu Leutschau ein bemerkenswerthes Buch „Der uralte deutsch-ungarisch zipserisch-siebenbürgische Landsmann, d. i. Vorläufer der neuen ungarischen Chronik" herausgab. Es ist ein ethnographisch-historischer Versuch, bei allen Mängeln der Rücksichtnahme werth.

Vor Allem verdient das Sachsenvolk Siebenbürgens, dieser vorgeschobenste und bedrohteste Posten des Deutschthums Oesterreichs, die unverkümmerte Anerkennung jenes nationalen Selbstgefühls, das mit Bildung und Fleiß vereint den Königsboden Siebenbürgens und das Burgenland namentlich im drangvollen 16. und 17. Jahrhunderte zu einer interessanten Erscheinung im karpatischen Völker- und Kulturleben gestaltet. Die Rede, welche der Sachsengraf A. Huet († 1607) am Siebenbürger Landtage von 1591 ebenso gewandt als entschieden vorbrachte, war nicht bloß eine Vertheidigung der politischen Stellung seiner Nation und ihrer Universität oder Gemeinschaft, sondern zugleich ein geschichtlicher Exkurs über ihr Werden, allerdings mit allen Irrthümern jener Zeit. Sie fand ihren Platz in dem Werke eines späteren Siebenbürgers, des Rathsherrn Miles in seinem „Siebenbürgischen Würgengel" (Hermannstadt 1670), einer Chronik seines Volkes. — Daß die Sachsen Siebenbürgens in fruchtbarer Weise die Geschichte ihres Landes pflegten, beweisen vom 16. auf's 17. Jahrhundert vielfache Erscheinungen.

Abgeſehen von den zahlreichen Zeitgeſchichten und Localchroniken, die erſt im 18., 19. Jahrhunderte durch den Druck bekannter wurden, wie z. B. die Chroniken von Sigler († 1585), Lupinus († 1612), Fuchs († 1619), Oltard († 1619) und vor Allem die ausführliche mit Umſicht und Pragmatismus verfaßte Zeitgeſchichte (der Jahre 1608—1665) des Schäßburger Rathſchreibers Kraus († 1679), die nicht leicht eine ebenbürtige findet, — machten die Runde durch viele Hände: Tröſter's weiter unten anzuführendes Buch, Toppeltin's (Töppelt) von Mediaſch „Anfänge und Niedergang Siebenbürgens" (in lat. Sprache, Leyden 1667; Wien 1762), des oben erwähnten Miles „Siebenbürgiſcher Würgengel" und M. Kelps lateiniſches Büchlein über den Urſprung der Siebenbürger Sachſen (Leipzig 1684). Der Schäßburger Paſtor M. G. Haner gab eine Kirchengeſchichte Siebenbürgens heraus (Frankf. u. Leipzig 1694), deren verbeſſerte Neubearbeitung handſchriftlich blieb, wie das analoge Werk ſeines Amtsgenoſſen Hermann. Auch die Magyaren Siebenbürgens, insbeſondere die tonangebenden Calviner, waren im Chronikenſchreiben fleißig. Man darf nur auf die in der nationalen Sprache verfaßten Annalen eines Mikó, Biró, Szepsi Laczko, Szamosközy, Somogyi, Gyulaffi, insbeſondere aber auf Joh. Szalárdy, deſſen bedeutende handſchr. Chronik 1662 abgeſchloſſen wurde, mit ihrem Eifer für die magyariſche Sache und den „magyariſchen Glauben" verweiſen. Vor Allem ſei jedoch der drei Sprößlinge der wichtigen Adelsfamilie Siebenbürgens: Bethlen, gedacht.

Wolfgang Bethlen (B. Farkas), vielleicht ſein Sekretär Samuel Grondszky, ſtellte eine Sammelchronik (1526—1639) zuſammen, welche 1782—1793 von Benkö in 6 Bänden herausgegeben ward. — Johann Bethlen, Obergeſpan des Weißenburger Comitates, Széklerhauptmann und Kanzler Mich. Apafi's I. († 1678) bearbeitete ein lateiniſches Annalenwerk über Geſchichte Siebenbürgens vom J. 1629—1663 (zu Hermannſtadt und Amſterdam erſchienen), die vom Hermannſtädter Profeſſor Tröſter verdeutſcht u. d. T. „Bedrängtes Dacien" zu Nürnberg (1666) erſchien und mit des letzteren etwas verworrenen Auslaſſungen in ſeinem Werkchen vom J. 1660 über das „alte und neue teutſche Dacia" viel geleſen wurde. Die beabſichtigte Fortführung des Bethlen'ſchen Werkes bis 1674 kam nicht zu Stande. — Der Sohn des Vorigen, Nikolaus, unſtreitig der Begabteſte unter den Staatsmännern Siebenbürgens nach deſſen Revindication unter K. Leopold I., aber auch ein Opfer politiſcher Projectenmachereien und Utopien († 1716 zu Wien nach langjähriger Haft) kann inſofern zu den Hiſtorikern

auch gezählt werden, als seine lateinische Denkschrift „das flehende Siebenbürgen zu den Füßen des Kaisers“ (Gemebunda Transsilvania ..... 1685) einen geschichtlichen Kern enthält. Im erhöhteren Maße gilt dies aber von seiner Selbstbiographie in französischer Sprache, (nach seinem Tode, 1736 zu Amsterdam veröffentlicht), welche unter dem Titel: „Memoires historiques contenants l'histoire des derniers troubles de Transsylvanie“, ein sehr interessantes Zeitbild liefert und den Vergleich mit den Memoiren seines Gegners, des damaligen Landeskommandanten Rabutin de Bussy, — andererseits mit Franz Rákóczy's II. Memoiren (hist. des troubles, Haag, 1739, auch mit Bethlen's Aufzeichnungen verbunden) — herausfordert.

Zugleich sei hier der magyarischen Chronik des Cserey von Nagy-Ajtja (geb. 1668) f. d. J. 1611—1712, gedacht, eines gehaltvollen und mit bemerkenswerther Offenheit geschriebenen Buches, welches in unserer Zeit zum Abdrucke gelangte. Bei diesem Anlaß möge sogleich noch eines Chronisten, Cserey's Zeitgenossen, des Magnaten Lud. Apor Erwähnung geschehen, dessen historische Arbeiten bis in die theresianische Epoche reichen. Inhaltlich nicht werthlos, lateinisch und magyarisch abgefasst und in unserer Zeit veröffentlicht, bieten sie besonders kulturgeschichtlichen Stoff, z. B. das magyarische Lusus mundi, worin der Gegensatz der „guten alten Zeit“ und der eigenen drastisch und launig erörtert wird.

Mit diesen Betrachtungen verirrten wir uns bereits in das Feld des 18. Jahrhunderts und müssen für das 17. noch zweier wichtiger Erscheinungen gedenken. Es ist dies ein älteres Seitenstück zu Niklas Bethlen's Memoiren, die Autobiographie des siebenbürgischen Feldherrn, dann Fürsten, Johann Keményi († 1662 im Kampfe gegen die Türken), von ungleich höherem Werthe als z. B. die kürzlich veröffentlichten Tagebücher des Insurgentenführers Emerich Tökölyi (1672, † 1705), sodann die Kirchengeschichte Ungarns und Siebenbürgens aus der Feder des in Deutschland und in der Schweiz gebildeten Theologen, Philologen und Mediziners F. Pariz Pápai (geb. zu Dees in Siebenbürgen 1649, † zu Enyed 1716), einer für die wissenschaftlichere Behandlung der magyarischen Sprache bahnbrechende Persönlichkeit. Diese calvinische Kirchengeschichte erschien in lateinischer Sprache; ihre magyarische Bearbeitung wurde unterdrückt.

Hier bietet sich uns der Anlaß auf eine bedeutsame literarhistorische Thatsache hinzuweisen. Ihr zufolge wurzelt im deutschen Protestantismus und magyarischen Calvinismus Ungarns und Siebenbürgens eine weit größere Rührigkeit auf dem Felde chronographischer

und spezialgeschichtlicher Schriftstellerei, als dies im katholischen Lager Ungarns der Fall ist. Die innigen Wechselbeziehungen mit dem nicht-katholischen Deutschland, Holland, der Schweiz u. s. w. fördern diese Richtung ungemein. Unaufhörlich besuchen ungarisch-siebenbürgische Studirende auf eigene Kosten oder mit Stipendien versehen die Universitäten Jena, Wittenberg, Halle, Heidelberg, Leyden, Basel u. s. w. und schließen allda fördernde literarische Bekanntschaften. Andererseits interessirt sich das Ausland immer mehr für dies literarische Streben, da sich im langen politisch-religiösen Hader Europa's die Augen der protestantischen Mächte dem Karpathenreiche immer erwartungsvoller zuwenden und in dessen nationalen und antikatholischen Aufständen willkommene Bundesgenossen erblicken; daher auch die Masse ausländischer Schriften über das damalige Ungarn. — Im calvinischen Magyarenthum wurzelt die Kraft der Opposition, der tiefe Haß gegen das deutsche Regiment, der allerdings seine Geschichtschreibung stärker färbt, als es sich mit der Unbefangenheit objektiver Historiographie verträgt. Eine solche war jedoch in solchen Zeiten des Sturmes und Dranges einfach unmöglich. Denn gleich starke Gefühle bewegen das katholische Lager, in welchem stets entschiedener die Gesellschaft Jesu die ganze höhere Bildung und Geschichtschreibung zu beherrschen beginnt und nicht ohne bedeutenden Erfolg, wie insbesondere das achtzehnte Jahrhundert zeigen wird. In nationalen Empfindungen stimmt nicht selten calvinische und katholische Geschichtschreibung zusammen, denn auch der Klerus des „marianischen Reiches," wie man das katholische Ungarn im 17. Jahrhunderte zu nennen beginnt, fühlt national, — aber in den confessionellen wird die Kluft immer größer. Ein zweiter Contrast spiegelt sich in der Sprache der beiderseitigen Historiographie ab. In der katholischen bleibt das Latein, die durch den Brauch geheiligte Staats- und Verkehrssprache eines polyglotten Landes, die Regel, in der calvinischen wird mit Vorliebe die magyarische gepflegt und in diesen Kreisen ruhte die Kraft des Impulses zum späteren Emporbringen des nationalen Idioms.

Ueber die damalige gedruckte Geschichtsliteratur Croatien-Slavoniens können wir uns kurz fassen. Für weitere Kreise bot einen Lesestoff bloß die ziemlich oberflächliche Arbeit Georgs Rátkay, eines gebornen Magyaren, Lector und Domherrn zu Agram, nämlich sein geschichtliches Compendium in lateinischer Sprache u. d. T. „Gedächtniß der Könige und Bane Dalmatiens, Croatiens und Slavoniens" (Wien, 1652).

Eine ungleich bedeutendere Erscheinung allgemeinen Rufes bietet

sich für die Geschichte Dalmatien-Croatiens, insbesondere der italienischen Küstenstädte, in dem vielseitigen Gelehrten, Historiker, Epigraphiker und Genealogen Johann Lucio (Lucius) aus Trau in Dalmatien. Er schuf in seiner lateinischen Hauptarbeit „vom Reiche Dalmatiens und Croatiens" ein grundlegendes Werk (in erster Ausgabe 1666 zu Amsterdam erschienen und noch später zweimal veröffentlicht). Auch seine italienisch geschriebenen „Memorie di Traù" (1674, Venedig) und die „Inschriften Dalmatiens" u. s. w. (Venedig, 1673) sind werthvoll.

Kehren wir nun wieder zur provinzial-geschichtlichen Historiographie Deutsch-Oesterreichs zurück, um sie dann in's 18. Jahrhundert zu begleiten. Dies war auch der Grund, ihr die böhmische und ungarische Historiographie und Verbundenes voranzustellen.

Am bedeutendsten erscheinen die Leistungen des 17. Jahrhunderts in dieser Hinsicht auf dem Boden Kärntens, Krains und Tirols. Für Kärnten arbeitete der Schwabe Hieronymus Megiser, geb. 1550 in Stuttgart, ein vielseitig gebildeter und ungemein fruchtbarer Polyhistor, Historiograph am Hofe Erzherzog Karl's II. († 1592), dann Rector an der Klagenfurter Protestantenschule, endlich durch die Gegenreformation Erzh. Ferdinand's II. seiner Stellung enthoben, churfürstlich-sächsischer Historiograph und Professor in Leipzig († 1616) — eine Landesgeschichte in 2 Foliobänden, gedruckt zu Leipzig 1612. Der Stoff war wohl nicht von ihm, sondern von dem ständischen Mitgliede Herrn Gotthard Christallnig gesammelt. Megiser verarbeitet ihn, nicht ohne Geschick, aber ohne tieferes Verständniß der Aufgabe. In der alten Zeit Kärntens hat Megiser durch seine erfindungsreiche „Geschichtsklitterung", um mit Fischart zu sprechen, viel gesündigt und auch in der Geschichte des 17. Jahrhunderts manches Unheil angerichtet. Wie tief steht da nicht sein schwülstiges Geschichtswerk unter der naiven Chronik Unrest's, seines weit älteren Vorläufers. Immerhin bleiben aber Megisers „Chronicken des loeblichen Ertzhertzogthumbs Khärndten" das erste zusammenfassende Werk über Landesgeschichte von der Urzeit bis in's 17. Jahrhundert und in stofflicher Beziehung namentlich für das 15. nicht ohne Werth, da manches Handschriftliche dafür verarbeitet wurde.

Für Krain brach der Laibacher Dombechant Johann Ludwig Schönleben (geb. 1618, † 1681), Krainer von Geburt, die Bahn, obschon von der lateinischen Hauptarbeit des ungemein fleißigen Gelehrten über das antike und moderne Krain bloß der erste Theil erschien (1681). Zahlreiche Manuscripte liegen noch ungedruckt.

Der eigentliche Patriarch der Landesgeschichte Krains wurde jedoch Schönleben's jüngerer Zeitgenosse: Freiherr Johann Weikard Valvassor, Abkömmling einer welschen Familie aus Bergamasco, geboren zu Laibach 1641, 28. Mai. Er war mit seinem rastlosen Sammlereifer auf allen Gebieten in drückenden Verhältnissen gestorben, da sein Land die großen Geldopfer des Mannes nicht zu würdigen verstand, welche er vor Allem dem Lebenszwecke brachte, die Heimat nach allen Richtungen zu erforschen und mit Hülfe der ausgebreitetsten Hülfsmittel geschichtlich und naturhistorisch zu verherrlichen. Es ist ein merkwürdiges Stück Leben, dem wir nicht weiter hier nachgehen dürfen. Das Hauptwerk, „die Ehre des Herzogthums Crain" eine Frucht vieljährigen Sammelns, wobei sich Valvassor des bekannten Gelegenheitshistorikers, Erasmus Francisci, als Stilisten und Herausgebers bediente, erschien 1686—1689 zu Laibach in 4 Foliobänden und umfaßt alles auf Landeskunde und Landesgeschichte Bezügliche. Ein reiches Magazin verschiedenartigsten Stoffes, fand es damals und auch später keinen Rivalen an Umfang und innerer Vollständigkeit. Schon das von werthvollen Abbildungen begleitete Topographische sichert ihm einen bleibenden Werth. Kritik darf man von Valvassor allerdings am wenigsten für die älteste Epoche erwarten; er entschädigt uns reichlich durch die Fülle von Daten historischer, ethnographischer und geographischer Natur. Aber auch für Kärnten erwarb sich Valvassor Verdienste durch sein Schlösserbuch (Topogr. archid. Carinthiae modernae, 1681) und durch die Topographie v. 1688.

Das Verdienst, die Reisebeschreibung, Topographie, in Wort und Bild, entsprechend dem wachsenden Bedürfnisse der Zeit — umfassend durchgeführt zu haben, gebührt dem Steiermärker Martin Zeiller, geb. 1589 zu Ranten in Obersteier. Sohn des protestantischen Ortspfarrers, eines Schülers Melanchthon's, der genug bemittelt war, um dem Sohne eine sorgfältige Erziehung und allseitige Bildung an deutschen Hochschulen angedeihen zu lassen, wich Zeiller 1603 der innerösterreichischen Gegenreformation und verließ mit Weib und Kind und zureichender fahrender Habe die katholisch gemachte Heimat. Alles wandte er sodann „als grundbelesener und höchst curiöser Mann", wie ihn ein alter Literat nennt, auf Reisen, um Stoff für das große Unternehmen zu sammeln, welches 1642—1673 zu Frankfurt a. M. mit den artistischen Beilagen oder Kupfern der Merian'schen Firma in 32 Foliobänden erschien und ganz Deutschland und Ungarn umfaßt. (1649: Oesterreich, Steiermark, Kärnten und Krain mit Anh. 1650: Böhmen, Mähren, Schlesien. 1664: das König-

reich Ungarn.) Er selbst starb als Schulaufseher zu Ulm i. J. 1661 und darf seit Sebastian Münster (geb. 1489, † 1552), dem gemüthlichen Kosmographen, der bedeutendste Vertreter dieser Richtung genannt werden. In diesem Merian-Zeiller'schen Reisewerke, dessen Text das Hauptverdienst des Verfassers ist, erschien eine Abtheilung: Topographia provintiarum Austriacarum u. s. w., Beschreibung der Städte, Schlösser .... in Frankf. 1677 unter Merian's Namen allein.

Das topographische Moment, im Sinne der Abbildungen damaliger Städte und Schlösser, verdankt jedoch seine durchaus heimische Pflege an den epochemachenden Arbeiten des Georg Mathäus Vischer, Landsmann des ältesten Chartographen Tirols, des Tiroler Bauers Anich, — geb. 1628 zu Wenns bei Imst, seit 1666 Pfarrer zu Leonstein in Ober-Oesterreich, Pfarrer und Topograph im Wechsel des Winters und Sommers, bis 1669 — endlich 1685 Lehrer der Mathematik am Edelknabeninstitut zu Wien († c. 1695). Vischer ist der Schöpfer dreier werthvoller Unternehmungen, der Topographie Niederösterreichs (1672, Wien, 4 Theile), der Oberösterreichs (1674) und jener der Steiermark (1681); sie repräsentiren eine mühsame, durch die damaligen Stände der genannten Länder unterstützte Arbeit von bleibendem geschichtlichen und kunsthistorischen Werthe, wobei natürlich die Abbildung die Hauptrolle spielt, der Text in den Hintergrund tritt, ja geradezu werthlos erscheint. Sein eigenes Vaterland kam nicht an die Reihe. Vischer's Name wurde nur deshalb hier untergebracht, weil er eine dem Historiker nicht unwichtige Hülfsquelle eröffnete, und weil seine Bestrebungen mit denen Valvassor's zusammenhängen; andernfalls der Mann seiner Geburt nach Tirol angehört.

Den Reigen der eigentlichen Historiker Tirols eröffnet der weit ältere Landsmann Vischer's Mathias Burglechner von Thierburg, Zeitgenosse Erzherzog Ferdinand's II., Maximilian's III. und Leopold's, geb. 1573 zu Innsbruck aus bürgerlichem Kreise, 1590 Kammersecretär, 1594 geadelt bei der Reichsprokuratur in Speier, 1598 Kammerrath in Innsbruck, 1612 Kanzler, bald Kammerpräses und reich an Aemtern und Einkünften 1642 gestorben. Burchlechner ist ein Mann von unstreitiger Gelehrsamkeit und jenem Bienenfleiße, der ihn befähigte ein grundlegendes Werk der heimatlichen Landeskunde zu verfassen. Diese „über höhern Befehl" aus den Urkundenmassen der Klöster, Stifte, Märkte, Gerichte, Schlösser und Adelsitze, desgleichen aus landesfürstlichen Archivalien mühevoll zusammengelesene Statistik und Geschichte Tirols führt den Titel „Tirolischer

Adler", gliedert sich in 17 Abschnitte mit einem Anhange von Nachträgen. Der umfangreiche 13. Abschnitt behandelt die Heimatsgeschichte und der ganze historische Theil reicht bis 1618. Das Werk wurde viel benutzt, blieb jedoch handschriftlich, gleichwie die Arbeit seines älteren Freundes und Fachgenossen Max Sittich Freiherrn von Wolkenstein (geb. 1563), welche, obschon in Bezug der statistischen Notenfülle mit Burglechner's Werke nicht zu vergleichen, von Kennern als verdienstlich beurtheilt wird.

So wollte es denn das Geschick, daß der Welt als eigentliche Landeshistoriographenfamilie Tirols das Geschlecht der Freiherrn, dann Grafen von Brandis, bekannt wurde: Großvater und Enkel. Das Werk des Ersteren kam in unserem Jahrhundert unter die Presse, die Arbeiten des Letzteren traten schon gleichzeitig an's Licht. Jakob Andrä, Frhr. von Brandis, (geb. 1569 zu W. Neustadt), zu Innsbruck, Wien und Prag gebildet und rasch in Staatsdiensten emporgekommen, die er 1609 als Landeshauptmann an der Etsch und 1626 als Oberstland-Silberkämmerer — reich an Ehren und als eifriger Regierungsmann — 1628 aufgab, um bald darauf zu sterben (1629), — hinterließ eine Geschichte Tirols, geknüpft an die Reihenfolge der Landeshauptleute. Brandis hat allerdings verschiedene Quellen benutzt, aber auch den Burglechner, seinen Freund, vielfach ausgeschrieben; Kenner bezeichnen das Werk im Vergleiche mit dem Burglechner's als seiner Natur nach specifisch tirolischer. Der Enkel Jakobs Andrä, Graf Franz Adam Brandis, (geb. 1639, † 1695) ist ein fruchtbarer Scribent in zeitgeschichtlicher und genealogischer Richtung, mit der entsetzlichen Gelehrtensprache jener Zeit, wie z. B. sein „fruchtbringender österreichischer Lorbeerzweig" ... (1674, Augsburg; 2. Aufl. 1675), seine „fama austriaca" (1678) an den Tag legen. Als Landeshistoriograph Tirols verewigte sich dieser Brandis in dem zweitheiligen Werke v. J. 1678 (Botzen) u. d. T. „Deß tirolischen Adlers Immergrünendes Ehren-Kräntzl, oder zusammengezogene Erzehlung jeniger Schrifftwürdigisten Geschichten, so sich in den zehen nacheinandergefolgten Herrschungen der fürstlichen Grafschaft Tirol von Noë an bisz auff jetzige Zeit zugetragen." Der erste Theil handelt anhangsweise auch von den Bisthümern und Abteien, der zweite von Trient und Brixen und von dem Ursprung der vier Stände der fürstlichen Grafschaft Tirol. Die Hauptsache aber bleibt die Landesgeschichte innerhalb der zehn Herrschungen, deren erste in den Tagen von Noë, Tuisko, Mannus, Ingävon, Istävon, Hermione .... bis auf Thessl (Thassilo) und Demetrius, die zweite „unter den römi-

schen Bürgermeistern", die dritte unter den römischen Kaisern u. s. w. verläuft. Als neunte Herrschung wird die Epoche der „Markgrafen von Andechs, Herzogen von Meran, Grafen zu Tirol, auch Herzogen in Kärnten", als zehnte und letzte die des Erzhauses Oesterreich angesetzt. Brandis leistet in diesen Absonderlichkeiten nicht mehr und nicht weniger als die Masse der gelehrten Scribenten jener Zeit, welche um die Wette das Unglaublichste glaubhaft machen wollen, sobald sie in die graue Vergangenheit steuern und eine Sprache lieben, so geschraubt und geschnörkelt wie ihre Tracht. Wir müssen deshalb unserem Brandis die „mit Bethauungsthränen schwanger gehenden Augen" oder „fleisch-christallene Sinnesfenster", wie er sie ander Orten nennt, zu gute halten. Wie der Inhalt erweist und Brandis selbst andeutet, schöpft der Verfasser nicht wenig aus Burglechner's maßgebendem Werke. Die compendiarische Kürze des Buches und der Umstand, daß die bedeutenderen Vorarbeiten Wolkenstein's und Burglechner's nicht zum Drucke gelangten, erklärt uns seine Verbreitung und vielfache Benutzung. Es kam auch dem Patriotismus des Landes, des abgeschlossensten unter allen, glaubenseinheitlich geworden wie kein zweites und voll Eingenommenheit für das Hergebrachte, entgegen und konnte, als Heimatskunde im umfassendern Sinne, sein Erscheinen mit den Knittelversen in der Vorrede rechtfertigen:

„Es finden sich der Syrier
  Trefflich begangne Thaten
Und was die Griech' und Medier
  Loblichs begangen hatten,
Man weiß wer z' Rom und Babilon
  Sey auff dem Thron gesessen,
Und warumb soll — das werth Tirol
  Seiner Helden vergessen."

Wir haben uns etwas länger bei Brandis aufgehalten, nicht als ob wir seinem Werke einen sonderlichen Werth beimäßen — denn an Umfang und Stoffreichthum steht es z. B. hinter der ziemlich gleichzeitigen „Ehre des Herzogthum Crain" Valvassor's weit zurück, und auch flüchtig gearbeitet müssen wir es nennen, — sondern einfach deshalb, weil wir an ihm eine Probe provinzialgeschichtlicher Literatur jener Zeit vorführen wollten.

Anders gestaltet sich der Gesichtskreis der Historiographie bereits in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Boden aller drei Ländergruppen unseres Staates, zunächst in den deutschen Erblanden. Was früher nebensächlich schien, wird

jetzt zur Hauptsache, und worauf man bisher Gewicht legte, tritt in den Hintergrund. Man erkennt die Nothwendigkeit urkundlicher Arbeit, und der Stoff gilt Alles, während früher nur auf die Darstellung gesehen ward. Allerdings geht es noch lange auf dieser besseren Fährte chaotisch zu. Nicht sobald wird der Quellen- und Urkundenwust ein kritisch geordneter Apparat, ähnlich wie der Stil der Historiker von Schwulst und Unnatur sich nur langsam in nüchterne Klarheit umsetzt.

Die neue Bahn zur historischen Kritik auf Grundlage der Urkunden und zeitgerechten Geschichtschreiber wird in Frankreich und Deutschland gebrochen. Aus dem Kampfe der niederländischen Jesuiten, der Bollandisten, so genannt nach Johann von Bollanden (geb. 1596, † 1665), dem Begründer des riesigen Sammelwerkes von Märtyrer- und Heiligen-Leben (Acta sanctorum), — mit den französischen Benedictinern, der Mauriner Congregation (1618 gestiftet), das Genie Johann Mabillon (geb. 1632, † 1707) an der Spitze, entwickelt sich das wichtigste Rüstzeug des Historikers, Paläographie und Diplomatik. Ihr fester Grund wurzelt in Mabillon's Hauptwerke über Diplomatik (de re diplomatica, 1681, Suppl. 1702), dem Ergebniß jenes langen, mit wissenschaftlichen Waffen geführten Streites. Aber auch ein zweites Buch des französischen Benedictiners kommt in Betracht, weil es zeigt, welche breite Grundlage den archivalischen Forschungen des Ordens geschaffen werden sollte: Mabillon's deutsche Reise (Iter germanicum 1685) v. J. 1683, auf welcher er bis Salzburg und Innsbruck gelangte. Form und Titel des Werkes bleiben maßgebend. Was in Frankreich mit Ausgaben der alten Quellen geleistet wurde, in den Zeiten Mabillon's und unmittelbar nach dessen Hingang, ermißt jeder Fachmann, wenn er der bezüglichen Arbeiten eines Duchesne, d'Achery, Baluze Martene-Durand, und vor Allem der Leistungen der Mauriner: der Heiligengeschichten des Ordens (Acta SS. O. B. 1668—1702) und der wichtigsten That, des großen Sammelwerkes („rerum gallicarum et francicarum scriptores . . .") von Dom Bouquet 1736 ff. begründet, womit die Grundlage der quellenmäßigen Geschichte Frankreichs geschaffen wurde.

Auch in Deutschland treten wir in eine Epoche des Umschwungs. Ihn verkündet Leibnitz, der Universalgelehrte, mit seiner Schule. Große Pläne bewegen seine Seele. Umfassende, neue, kritische Quellenausgaben, denen er selbst die Wege zeigt, sollen geschaffen werden, ein Reichskollegium für deutsche Geschichte oder eine historische Universalakademie Deutschlands steht auf dem Programm. Viel, ja

das Meiste des Angestrebten bleibt frommer Wunsch, aber das, was errungen wurde, ist nicht wenig; es ebnet sich der Weg zum Bessern. Schon die Begründung von Handweisern oder übersichtlichen Zusammenstellungen (Directorien) des kunterbunt in den verschiedensten Ausgaben abgedruckten und abgeklatschten Quellenwustes war ein Verdienst. Allerdings hatte bereits Freher den Gedanken zu verwirklichen begonnen, doch erst zufolge der Bestrebungen der historischen Schule Leibnitz' gedieh er besser und fand endlich in dem Hamberger'schen Directorium (1772, Göttingen) seinen relativ gelungenen Ausdruck, soweit es eben der damalige Stand der Quellenforschung zuließ.

Die französischen Mauriner und Leibnitz stehen in ihren zusammentreffenden Bestrebungen mit Oesterreich, insbesondere mit dem Kernlande des Staates, in Beziehungen. Leibnitz hatte den Plan einer Akademie der Wissenschaften zu Wien, der Kaiserstadt, nicht nur fertig gebracht, sondern ihre Gründungsurkunde, ja sogar die Liste ihrer ersten Mitglieder war bereits ausgefertigt. Leider war die Ungunst der Verhältnisse mächtiger als die Mahnung der Wissenschaft, und so sollten nahezu anderthalb Jahrhunderte vergehen, bevor sich die Hallen der Akademie der Wissenschaften in der Donaustadt erschlossen. Nichts desto weniger kam es zu fruchtbaren Wechselbeziehungen der österreichischen Gelehrtenwelt mit Deutschland, die nachwirken mußten. Gleichzeitig beginnt der Riesenfleiß und die staunenswerthe Gelehrsamkeit eines Muratori im österreichischen Italien, und in Vorderösterreich knüpft sich an die alte Reichsabtei St. Blasien im Schwarzwalde ein reges literarisches Leben.

Beginnen wir mit dem Lande Oesterreich. Hier bildet, wie im frühen Mittelalter das Benedictinerstift Melk einen Hauptherd der Geschichtspflege. Der Fleiß der französischen Ordensgenossen wirkt befruchtend. Anselm Schramb (geb. 1676 zu St. Pölten, † 1720) eröffnet 1702 mit dem Chronicon Mellicense, der Chronik von Melk, den Reigen. Gründlicher geht sein Klostergenosse Philipp Hueber (geb. zu Wien 1662, † 1735) zu Werke, wie sein lateinisch geschriebenes „Oesterreich aus den Melker Archiven erläutert" beweist. Man merkt ihm den Archivar von Fach an, der auf diesem Felde in Melk und Göttweih Reformen anstrebt, Genealogie, Siegelkunde, Diplomatik, Paläographie als Hauptsachen behandelt. Die Hauptarbeit blieb jedoch den Gebrüdern Bernhard und Hieronymus Pez vorbehalten.

Der Erstere (Melker Klostermann seit 1700, † 1735), nicht ohne Berechtigung Oesterreichs Mabillon genannt, lernte auf Reisen

Deutschland, insbesondere aber Frankreich und die Leistungen der dortigen Ordensgenossen kennen und fasste den Plan ähnlicher Arbeiten, die in ihrer Ausführung die stählerne Ausdauer und Opferwilligkeit eines Privatmannes von geringen Mitteln inmitten keineswegs so günstiger Verhältnisse, wie die französischen waren, — ermessen lassen. In seinen „apologetischen Briefen zu Gunsten des Benedictinerordens" v. J. 1714 spielt sich im Kleinen der Kampf seines Ordens mit dem der Jesuiten ab, wie er im Großen in Frankreich und in den Niederlanden geführt wurde. Abgesehen von dem großen handschriftlichen Werke „Bibliothek der Benedictiner" ist die für uns maßgebende Leistung der „Neueste Schatz unbekannter alter Denkmäler" . . . (Thesaurus anecdotorum novissimus . . . 6 Fol.-Bde. Augsburg und Graz, 1721—1729). — Hieronymus Pez (geb. 1675 zu Ips, † 1762) arbeitete gemeinsam mit seinem ältern Bruder und ließ es nicht an archivalischen Reisen fehlen. Das Hauptergebniß seiner Bestrebungen, stofflich wichtiger als das Hauptwerk seines Bruders, ist die erste umfassendere Sammlung österreichischer Geschichtsquellen, insbesondere solcher, die sich auf das Land Oesterreich beziehen, die „alten und ursprünglichen Geschichtsschreiber Oesterreichs" (scriptores rerum austr. vet. et genuini . . . 3 Fol.-Bde. Leipzig und Regensburg, 1720—1745), deren wichtigste Stücke außer dieser Ausgabe noch immer keinen neuen, verbesserten Abdruck fanden. H. Pez ist mit seiner Ausgabe jetzt weit überholt, aber in der Entwicklungsgeschichte österreichischer Historiographie bleibt ihm sein Platz gewahrt; denn er machte den ersten fruchtbaren Spatenstich auf diesem Felde, durchaus nicht getragen von der Gunst der Verhältnisse. Seit 1740 übergab er die Leitung der reichen Klosterbibliothek seinem jüngeren Ordensbruder M. Kropff († 1779), der auch literarisch thätig war.

Aber auch zu Göttweih regte sich der Benedictinerorden und mit größerem Erfolge als in dem gleichfalls nicht müßigen, mit literarischen Hülfsmitteln bestversehenen Kloster Kremsmünster. Der Mainzer Gottfried Bessel, 1714—1749 Abt von Göttweih, Liebling K. Karl's VI. lieferte in seinem Chronicon Gotwicense und zwar in dessen vorlaufendem Theile (1722 in Tegernsee gedruckt) ein reich ausgestattetes Urkundenwerk nach dem Vorgange Mabillon's. Das Uebrige eine historische Topographie des Landes Oesterreich in antiker und mittelalterlicher Zeit (Notitia austriae antiquae et mediae) gab erst viel später (1781—82) der Tegernseer Abt Magnus Klein heraus. Bessel erscheint somit als ein würdiger Rivale seiner Melker Ordensgenossen.

Aber auch der Cisterzienserorden Niederösterreichs legte nicht die Hände in den Schooß. Aus dem Nachlasse des Zwettler Abtes Bernhard Linck veröffentlichte der spätere Prälat Melchior, Zeitgenosse der Gebrüder Pez (1723—25, Wien 2 Bde. Fol.), die lateinischen „Jahrbücher" des Zwettler Klosters, in denen wir für die Zeit von (1083—1645) manchem belangreichen Chronisten- und Urkundenstück begegnen.

In Lilienfeld wirkte Chrysost. Hanthaler (geb. 1690 i. O.-Oe., seit 1716 in Lilienfeld, † 1754) als Archivar und Bibliothekscustos, ein Mann von unleugbarem Talent und ausdauernder Arbeitskraft. Die Lorbeern der Melker Benedictiner ließen ihn nicht ruhen. So erschien bereits 1747 der erste Band der Lilienfelder Annalen (fasti campililienses), dem noch ein zweiter Folioband 1754 folgte. Das reichhaltige Werk war schon in den Jahren 1730—1745 vorbereitet und auf vier Folianten berechnet. Die beiden letzten Theile der Handschrift, wichtig wegen ihrer Masse genealogisch-diplomatischer Untersuchungen zur Geschichte adeliger Geschlechter und culturgeschichtlicher Notizen, blieben, sammt den bereits fertigen Kupferplatten zur Facsimilirung und Illustration, bis zum Jahre 1818 todt liegen, in welchem sie der damalige Abt Ladislaus Pyrker, nachmals Erzbischof von Erlau als Nachlaß Hanthaler's zur Veröffentlichung brachte. Hanthaler ist ein ungemein fruchtbarer Scribent gewesen und sein Hauptwerk, dessen zweiter Band bis 1500 reicht, von unleugbarem Verdienst. Aber der Genuß davon wird uns ungemein durch die jetzt erwiesene Thatsache vergällt, daß Hanthaler von falschem Ehrgeiz getrieben, ältere Geschichtsquellen zu veröffentlichen als den Gebrüdern Pez zur Verfügung standen, nichts weniger als vier angeblich Babenbergische Chronisten: den Alold, Rikard, Ortilo und Pernold, als Geschichtschreiber der Zeit von 908—1267 fabricirte oder fälschte. Schon zu Hanthaler's Zeiten wurden starke Bedenken wider ihre Echtheit laut; man nannte spöttisch den Ortilo statt von Lilienfeld, von „Lugenfeld" und der kritische Calles deckte schwer wiegende Widersprüche auf; aber erst unserem Jahrhunderte war es vorbehalten, alle vier Chronisten als Erfindung Hanthaler's zu brandmarken und doppelt zu bedauern, daß Hanthaler seinen unleugbaren Scharfsinn, sein bedeutendes Wissen nicht ausschließlich der Erforschung der historischen Wahrheit, sondern leider auch der historischen Täuschung widmete.

Doch auch der Jesuitenorden ließ das Feld der Geschichtsarbeit nicht ungepflügt, und vier Männer desselben vertraten denselben in würdiger Weise: Steyerer, der Verfasser der tüchtigen

Monographie über Herzog Albrecht II. und sein Haus, (ersch. zu Wien als „Commentarii“ 1725,) Markus Hansiz (geb. 1683 zu Klagenfurt, Jesuit 1698, † 1766 zu Wien), Sigismund Calles, sein Zeitgenosse, und Erasmus Wilhelm Fröhlich (geb. zu Graz 1700, † 1758 in Wien). Hansiz schuf (1727—1754) in dem dreibändigen Werke „Germania sacra“ eine noch immer brauchbare mittelalterliche Kirchengeschichte des südöstlichen Deutschlands und zwar der für Oesterreichs Vergangenheit wichtigsten Hochstiftssprengel: Salzburg, Passau und Regensburg. Hansiz hatte sich fleißig in Archiven umgesehen; doch griff er manchmal fehl, wie dies seine diversen Vertheidigungsepisteln und Controversen, insbesondere mit dem Benedictiner Bernhard Pez, darthun. Sigmund Calles schrieb die „Annales Austriae“ (ersch. zu Wien 1750 in 2 Fol.-Bden.), Jahrbücher Oesterreichs von der Urzeit bis 1283 und die Annales ecclesiastici Germaniae, d. i. die kirchlichen Jahrbücher Deutschlands (1756—1769, 6 Fol.-Bde.), die bis in's elfte Jahrhundert reichen. Calles überragt Hansiz an sicherm Blick und kritischer Schärfe; wir müssen nach dem Maßstabe seiner Zeit ihm einen der ersten Plätze überhaupt einräumen.

Ebenbürtig an Anlagen und durch Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Bildung als Philologe, Numismatiker, Genealoge ausgezeichnet, erwarb sich Fröhlich Verdienste um die Geschichte Inneröfterreichs. Der Schwerpunkt derselben ruht im Genealogischen, wie die bezüglichen Arbeiten über die Souneker-Cillier, die Kärntner Herzoge und die Görzer Grafen beweisen, welche letztere Monographie jedenfalls mit mehr Recht Fröhlich's Namen als den des Grafen Coronini tragen sollte. Die Herausgabe von Urkunden war Fröhlich's schwächste Seite, wie das ungemein mangelhafte Diplomatar der Steiermark (1755, 1757 in 2 Quartbänden), in Gemeinschaft mit dem Ordensgenossen Pusch herausgegeben, beweist. Am unbestrittensten bleibt sein Verdienst als Numismatiker. Fröhlich ist der erste Oesterreicher, welcher die Bedeutung des Schweden Heräus (geb. 1671 zu Stockholm, seit 1709 in österr. Diensten als Antiquarius und „Antiquitäteninspektor,“ seit 1719 Bergbauspekulant in der Steiermark und darin bald verkommen, † um 1725) für die numismatische Forschung in Oesterreich überholte und der wissenschaftlichen That seines Landsmannes und Ordensgenossen J. M. Ekhel die Wege ebnete.

Von anderen Geistlichen der Erblande wäre außer R. Duellius, einem fleißigen Quellensammler und Genealogen (1725—27), noch der Pauliner Eremit P. Mathias Fuhrmann zu nennen, welcher 1734—1737 u. d. T. „Altes und neues Oesterreich“ eine vier-

theilige Universal- und Spezialgeschichte Oesterreichs, nebst Chorographie und einer Skizze von der Völkerwanderung, — offenbar für weitere Kreise, in deutscher Sprache erscheinen ließ. Ihr folgte (1738) das zweitheilige „Alt und Neues Wien“ und nach längerer Pause 1766—70 ein ähnliches dreitheiliges Werk, mit besonderer Rücksicht auf die Gegenwart, dem sich eine „Allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte von Oesterreich“ (1769) anschloß. Fuhrmann sei eben nur als Vertreter einer Richtung genannt, die einem unstreitigen Bedürfniß der Allgemeinheit entgegenkam, ohne daß ihre Vertreter, zu denen auch Granelli mit seiner Germania Austriaca (Oesterreich in seinen deutsch-erbländischen und böhmischen Bestandtheilen) v. J. 1701 gehört, eine größere Bedeutung ansprechen können.

Für die Steiermark arbeitete mehr fleißig als kritisch der wackere Jul. Aquil. Cäsar, Chorherr des alten, durch werthvolle germanistische Handschriften ausgezeichneten Klosters Vorau als rühriger Patriarch der neuern Historiographie dieses Landes, welchem ein diesfälliger Aufschwung Noth that, allerdings nicht mehr und nicht weniger als den inneröſterreichischen Nachbarlanden.

Cäsar's bedeutendstes Werk sind die lateinischen „Annalen der Steiermark“ in 3 Foliobänden, von der ältesten Zeit bis 1519 — (Grätz und Wien, 1768—1777) reich ausgestattet mit Urkunden und im 3. Bde. selbst mit Chroniken-Texten versehen. — Vollständig ist die achtbändige Staats- und Kirchengeschichte der Steiermark (Graz, 1786—1788), aber bedeutend lockerer in ihrer kompendiarischen Abfassung. Nebenbei schrieb J. A. Cäsar, dessen nachgelassener handschriftlicher Briefwechsel kein geringes zeitgeschichtliches Interesse erweckt, Topographisches über die Steiermark und die Landeshauptstadt Graz, Arbeiten, welche mit denen Fuhrmann's über Wien ziemlich gleichartig sind. Bedauern müssen wir, daß die Handschrift des vierten Foliobandes seiner oben angeführten Annalen im Schooße der damaligen Hofcensur so lange ruhte, bis er spurlos verscholl.

Für Inneröſterreich und Oberitalien erwarb sich auch der Domherr de Rubeis durch seine Denkmale der aquilejischen Kirche (Monum. eccl. Aquilej.), erschienen zu Straßburg i. J. 1740, ein unbestreitbares Verdienst, obschon man ihn nicht eigentlich zu dem österreichischen Literaturkreise rechnen darf.

Tirol blieb auch in dieser Epoche nicht zurück. Der Brixner Domgeistliche Josef Resch lieferte mit wahrem Bienenfleiße zwei Foliobände eines Urkundenwerkes zur Geschichte der Kirchen von Säben-Brixen („Annales ecclesiae Sabionensis nunc Brixinensis atque conterminarum. Augsburg, 1755, 1767“), denen 1765—

1767 zunächſt die Denkmale der alten Kirche Brixen und zwei andere Publicationen gleicher Richtung folgten. — Für Trient ſorgte ſein Standesgenoſſe Bonelli mit ähnlichen Quellenarbeiten von gründlicher Anlage (Monumenta eccl. Tridentinae, 1765 und Notizie intorno al B. M. Adelpreto vesc. della eccl. di Trento. 2 Bde. 1760—65).

In dieſen Erörterungen bis an die Marken Italiens vorgerückt, müſſen wir auch der bedeutendſten Kraft unter den Hiſtorikern dieſes Gebietes gedenken, mit Rückſicht auf den Umſtand, daß ihre Leiſtungen auch von namhaftem Belange für die Geſchichte des damaligen öſterreichiſchen Italiens und die geſammte mittelalterliche Geſchichte unſerer Staatsbildung von maßgebendem Werthe ſind. Es iſt dies der Modeneſe L. A. Muratori (geb. 1672, 1694—1700 Bibliothekar der Ambroſiana zu Mailand, † 1750), deſſen ſtaunenswerthe Thätigkeit die 28 Folio-Bände der mittelalterlichen Geſchichtſchreiber Italiens (Scrr. rer. ital. Mailand, ſ. 1723), die Alterthümer Italiens in der mittleren Zeit (Antiquit. ital. m. ae. Mailand, 6 Bde. Fol. 1738—1743) und die Annali d'Italia dell era volgare s. a. a. 1749, (Mailand, 1744—1749, 12 Bde.; auch ſpäter aufgelegt) als reiche Früchte eines thätigen Menſchenlebens hinterließ.

Wir kommen von dieſer Abſchweifung wieder auf den Boden der deutſch-öſterreichiſchen Erblande zurück, indem wir als weltliche Repräſentanten der Landeshiſtoriographie für Görz den Grafen Coronini, Zeitgenoſſen und Schüler Fröhlich's (mit zwei Werken 1752 und 1772), für Oberöſterreich den Freiherrn G. v. Hoheneck, Verfaſſer der „löblichen Herrn Stände des Erzh. Oeſterreich o. d. E. 1727—1747" (3 Bde. Fol., Paſſau) und den fleißigen Beamten der Gewerkſchaft Valentin Preuenhuber mit ſeinen beſtgemeinten Jahrbüchern von Stadt Steier (Annales Styrienses, ausgeſtattet mit Urkunden, erſchienen 1740 zu Nürnberg) — vor Allem jedoch zwei Männer hervorheben, deren Leiſtungen ſchon mehr dem Ausgange des 18. Jahrhunderts zuneigen, immerhin jedoch hier den Platz finden können.

Der Eine von ihnen iſt F. Th. von Kleinmayern, (geb. 1735, † 1805), Rechtsgelehrter und Hiſtoriker, zuletzt Präſident der oberſten Juſtizſtelle in Salzburg, der die älteren Leiſtungen eines Hundt, Metzger, Dalham (16. 17. 18. Jahrh.) zur ſalzburgiſchen Hiſtorie weit zurückläßt, und deſſen gründlicher Gelehrſamkeit wir die noch immer unentbehrlichen „Nachrichten vom Zuſtande der Gegend und Stadt Juvavia" (Salzburg, 1784. Fol. mit Empert's Univ.-Repertorium dazu v. J. 1803), als Fundgrube für die älteſte Geſchichte Inner-

österreichs verdanken. Der Andere ist Roschmann von Hörburg, der Begründer einer genauern Erforschung Tirols in der Römerzeit und zugleich der Verfasser einer Landesgeschichte Tirols (2 Theile 1792), die jedoch über die älteste Epoche nicht hinaus kam.

Die Begründung einer wissenschaftlichern Darstellung der Anfänge des Hauses Habsburg knüpft sich an Vorderösterreich und zwar an das Kloster S. Blasien am Schwarzwalde. Ihm gehörte an Franz Jak. (Marquard) Herrgott (geb. zu Freiburg im Breisgau 1694, † 1762), den ein günstiges Geschick in den jüngeren Jahren nach Rom, dann nach Frankreich zu den Maurinern führte und für die Zeit von 1728—1748 als Vertreter der Stände des Breisgaues in Wien verweilen ließ. Aus Frankreich brachte er die nachhaltige Anregung zur wissenschaftlichen Arbeit mit und in der Donaustadt erwuchs in ihm der Plan, zum Historiographen des Hauses Oesterreich zu werden. So erschien als Vorläufer der „Denkmäler des Hauses Habsburg" die diplomatische Genealogie des a. Geschlechtes Habsburg zu Wien i. J. 1737 und mit ihr ein neues System der habsburgischen Geschlechtskunde, in 3 Bänden oder Abtheilungen. Mit dieser literarischen Erscheinung entzündete sich eine wissenschaftliche Fehde zwischen Herrgott und dessen Kloster und Arbeitsgenossen Heer, der Sanblasianer, mit den Gelehrten der Schweizer Abtei Muri, der Lieblingsstiftung des alten Hauses Habsburg: Fridolin Kopp und Joh. B. Wieland, deren ersterer ein tüchtiger Paläograph und Diplomatiker genannt werden muß. Diese Fehde, die sich mit anderweitigen Angriffen gegen das sogenannte etichonische Geschlechtssystem Herrgott's verknüpfte, hatte, wie jeder wissenschaftliche Streit, zur Folge, daß mit der Leuchte der Urkundenforschung ein weites Gebiet der ältern Periode des Mittelalters fruchtbar untersucht wurde. — Die Monumenta aug. domus Austriacae, ursprünglich auf 5 Foliobände angelegt, erschienen 1750—1760 in 3 Bänden zu Wien als Briefcodex Rudolph's I., Siegel, Münzenkunde und Bildersaal der Fürsten Oesterreichs. Abt Gerbert, Herausgeber der Briefe K. Rudolph's I., gab dann 1772 den vierten Band als „Gräberbeschreibung" (Taphographia) der Fürsten Oesterreichs heraus. Der Fünfte, der sämmtliche auf diese Dynastie bezüglichen Inschriften enthalten sollte, kam nicht zur Ausarbeitung.

Um dieselbe Zeit machte sich der Freiherr H. Chr. v. Senckenberg (geb. zu Frankfurt a. M. 1704, † 1768 zu Wien), seit 1745 Reichshofrath in Wien, und in dieser Stellung zum Reichsfreiherrn erhoben, als Vater der deutschen, beziehungsweise österreichischen

Reichsgeſchichte einen verdienten Namen. In der Sammlung ausgewählter noch unbekannter oder ſeltener Rechts- und Geſchichtsdenkmäler (Selecta iuris et historiarum ..... 6 Bde. Frankfurt a. M., 1734—1742), die 1745—51 in neuer Geſtalt und mit deutſchem Titel erſchien, in dem Corpus iuris germanici publici (1760—66, 2 Bde. h. v. König v. Königsthal), in den verſchiedenen Betrachtungen über die Sammlung der deutſchen Rechte (Visiones diversae .... 1765) — namentlich in den an erſter und letzter Stelle angeführten Publicationen, findet ſich nicht Weniges auf Oeſterreichs Rechts- und Geſchichtsleben Bezügliches, und in der den Visiones diversae vorlaufenden „Gedanken von dem allzeit lebhaften Gebrauch des uralten Teutſchen bürgerlichen und Staatsrechtes ...“ (1759) tritt dies auch bedeutſam hervor.

So gewahrt man denn, je tiefer in die Zeiten Maria Thereſia's (1740—1780) hinein, deſto allſeitiger die geſchichtliche Arbeit der deutſch-öſterreichiſchen Hiſtoriographie und die großen Kämpfe der Jahre 1740—1748; 1756—1763, der bayeriſche Erbfolgeſtreit (1777—1779), theils Exiſtenzfragen unſeres Staates, theils Vergrößerungsentwürfe deſſelben, mußten vor Allem auf eine geſchichtliche Behandlung des öſterreichiſchen Staatsrechtes maßgebenden Einfluß nehmen. Der Hauptvertreter dieſer Richtung iſt F. Ferd. Schrötter (geb. 1736 in Wien, 1761 Doctor der Rechte und Profeſſor, 1762 Offizial, dann Sekretär und endlich Hofrath der Staatskanzlei) — ein tüchtiger Juriſt und eine viel gebrauchte Feder in diplomatiſchen Dingen, überdies mit gründlichen hiſtoriſchen Kenntniſſen ausgeſtattet. Die meiſten Arbeiten Schrötter's durchzieht die Polemik gegen die Widerſacher der Rechte und Anſprüche Oeſterreichs, er iſt der advokatiſche Hiſtoriker, ähnlich wie Lehmann in ſeinem „Verſuch einer Geſchichte öſterr. Regenten, in ihrem Verhältniß gegen das deutſche Reich“ (1778, Frankf. und Leipzig) und Mumelter von Sebernthal in dem gründlicheren Werke von gleicher Tendenz: „Ueber die Verdienſte öſterr. Regenten um das deutſche Reich“ (Wien, 1790), der Manches um jeden Preis vertheidigt, was die unbefangene Forſchung der Gegenwart längſt fallen ließ; aber es ſind verdienſtliche, ſtoffreiche Werke, von bedingter Brauchbarkeit auch für die Jetztzeit. Dieſe Anerkennung gebührt ſeinen 5 Abhandlungen aus dem öſterreichiſchen Staatsrechte (1762—66, Wien, 5 Bde.), ſeinem Verſuch einer öſterreichiſchen Staatsgeſchichte (1771), der mit dem Jahre der Erhebung Oeſterreichs zum Erzherzogthum (1156) ſchließt. Auch eine „Oeſterreichiſche Geſchichte“ begann er 1779. Der zweite und dritte Band rührt

jedoch von dem emsigen Piaristen Adrian Rauch, dem Herausgeber einer Sammlung österr. Geschichtsquellen (Scrr. rer. austr. 3 Bde. 1793 ff.), her und er löste die Aufgabe bis zum J. 1283. Auch des Exjesuiten Heyrenbach (geb. 1741, † 1779) „Grundsätze der ältern Staatsgeschichte Oesterreichs" (Leipzig, 1776; Wien, 1777) verdienen Beachtung. Noch mehr Ph. Lambacher's „Oesterr. Interregnum" (v. 1246 ...), erschienen 1776 als urkundenmäßige Arbeit.

So stehen wir an der Wende einer neuen Epoche der deutsch-österreichischen Historiographie. Die Aufhebung des Jesuitenordens, dessen bisherige Genossen noch weiterhin an der wissenschaftlichen Arbeit mithalfen, aber unter veränderten socialen Verhältnissen, die Reform des Schulwesens, vor Allem die Universitäten, die günstigeren Censurangelegenheiten und das wachsende Interesse am geschichtlichen Unterbau des eigenen Staats- und landschaftlichen Lebens, — berührten sich mit dem immer mehr wach gerufenen Kriticismus der Forschung und dem mächtig drängenden Bedürfniß, die geschichtliche Darstellung auf quellenmäßiger Grundlage durchzuführen.

Leibnitz und sein Schülerkreis waren nicht umsonst thätig gewesen; die Quellensammlungen mehren sich, wie z. B. die auch für österreichische Geschichte nicht unwichtigen von Ludewig (1720—41), Hahn (1724) und Mencken (1730), aber auch der Ruf nach Quellenkritik wird lauter; die Göttinger Professoren Schlözer und Gatterer machten ihren Einfluß weithin fühlbar und befruchtend; ersterer als Vater der Staatskunde auf geschichtlicher Grundlage, dem die Geschichte als „fortlaufende Statistik", Statistik als „stillstehende Geschichte" gilt, letzterer als Förderer der historischen Hülfswissenschaften, wie Diplomatik, Numismatik u. s. w., als Stifter der historischen Gesellschaft zu Göttingen und als Vertreter des beachtenswerthen Planes, neue und kritische Quellenausgaben zu veranstalten, wie er sich im zweiten Bande der von ihm begründeten „allgemeinen historischen Bibliothek" findet. Wie man aber dies durchzuführen habe, erörterte ihr Schüler, der geistreiche Theologe und Rationalist Semler in dem werthvollen Büchlein v. J. 1761 „Versuch, den Gebrauch der Quellen in der Staats- und Kirchengeschichte der mittlern Zeiten zu erleichtern", welchem Versuche 1782 eine gute „historische Abhandlung über einige Gegenstände der mittlern Zeit" — auch Oesterreichs Vorzeit berührend — folgte.

Rösler zu Tübingen führte (1788—1798) in Dissertationen und ebenso wie Krause zu Halle (1797) in förmlichen Quellenausgaben den Beweis, daß man auf dem richtigern Wege sei, das Quellenmaterial zu bewältigen und zu verwerthen, daß jedoch die

Kräfte und Mittel des Einzelnen erlahmen müssten, wie sie bisher erlahmten. Auch Joh. von Müller gab dem frommen Wunsche beredten Ausdruck, daß es anders werden müsse, und so wirkten die bessere Erkenntniß und die verdienstlichen Anläufe zu deren Verwirklichung in Deutschland wie ein Ferment weiter fort. Aber die Schrecken des Krieges und die Fremdherrschaft mußten vorübergehen, ehe das zur That wurde, wovon man, als von einer Nothwendigkeit, seit Leibnitz' Tagen gesprochen hatte.

All' diese Regungen und Bestrebungen begegneten in Deutschösterreich durchaus nicht blinden Augen. Auch hier bereitet sich eine Uebergangszeit vor, allerdings unter anderen Verhältnissen und mit abweichenden Zielen.

Wir können diese Uebergangszeit mit dem Jahre 1830 etwa begrenzen. Doch zuvor sei noch einiger vereinzelten Erscheinungen der eben ablaufenden Periode gedacht und über die gleichzeitige Entwicklung der Historiographie in den beiden anderen Ländergruppen Umschau gehalten.

Oben bereits geschah eines Versuches (Schrötter-Rauch's) Erwähnung, eine quellenmäßige Geschichte Oesterreichs für weitere Kreise in deutscher Sprache auszuführen. Der Versuch kam bald in's Stocken und die übrigen Anläufe, wie z. B. der von Dischendorfer „Staatsgeschichte von Oesterreich, angefangen von den ersten Nachrichtsspuren ohngefähr 600 Jahre v. Chr. G. aus gleichzeitigen Quellen geschöpft“ (1783, 2 Thle., Wien) kann nicht eben glücklich genannt werden, jedenfalls noch weniger als das Buch Heyrenbach's. — Dagegen muß mit Befriedigung erwähnt werden, daß die Literaturgeschichte und ihre Bibliographie, andererseits die Staats- und Länderkunde mit größerm Eifer in die Arbeit genommen wurde. Der Einfluß Deutschlands, namentlich der Publicationen Meusel's (historische Literatur; „das gelehrte Deutschland“), Schlözer's (Staatsanzeigen . .), v. Büsching's (geogr. Nachr.), Publicationen, die sich sehr viel mit der österreichischen Monarchie beschäftigten, — wirkten in dieser Richtung unverkennbar anregend. Frhr. Fl. v. Khauz' Versuch einer Geschichte der österreich. Gelehrten (Frankf. 1755), Vogel's Bibliographie der Geschichte und Geographie Deutsch-Oesterreichs (specimen bibl. germ. austr. h. v. Gruber und Went, 3 Th., Wien 1779 ff.) und de Luca's „gelehrtes Oesterreich“ (1776, 1778, 2 Bde.) müssen für ihre Zeit als Errungenschaften gelten. De Luca ist überdies einer der fruchtbarsten Schriftsteller im Bereiche der Landeskunde Oesterreichs, abgesehen von seinen juridisch-politischen Arbeiten.

Blicken wir auf Böhmen-Mähren's und Schlesien's Historiographie im 18. Jahrhunderte. Mit Ausnahme des Werkes über die „Anfänge der Slaven“ (de originibus Slavicis, Wien, 1745, 2 Fol.-Bde.) aus der Feder des Hofrathes J. Chr. v. Jordan, das wohl jetzt Niemand mehr zur Hand nehmen wird, begegnet uns in der ganzen ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nur eine literarische Erscheinung von allgemeinerem Werthe. Es ist dies für Schlesien die Sammlung alter noch ungedruckter Geschichtschreiber (Scrr. rer. Siles. Leipzig, 1729—1732, 3 Fol.-Bde.), bei allen inneren Mängeln ein unbestrittenes Verdienst des patriotischen Frhrn. W. von Somersberg.

Erst die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ändert die Sachlage, und es regt sich in Böhmen und Mähren ein reges literarisches Leben auf dem Felde der Geschichte, das insbesondere im erstgenannten Lande Epochemachendes zu Tage fördert. Der Chorführer dieser Wendung zum Bessern ist unstreitig der gelehrte Piarist (Jacob Felix) Gelasius Dobner (geb. 1719 zu Prag, † 1790). Seine bedeutendste That ist der mit unverdrossener Ausdauer in 6 Bänden geführte Nachweis, daß Hajek von Libočan, das Lieblingsbuch der Nation, ein Lügenchronist sei, eine „Pfütze“, aus der Niemand schöpfen und trinken solle, der sich eines feinern Geschmackes erfreue. Das war eine That, der Sieg historischer Kritik über den blinden Autoritätsglauben, für welchen noch Duchowsky, aber nicht mit Ehren, eintrat. Es ist zu bedauern, daß Dobner, der Vater der neuern böhmischen Geschichtschreibung, sich in der Kritik Hajek's erschöpfte und nicht selbst von Grund aus eine quellenmäßige Geschichte Böhmens in Angriff nahm und weiter brachte als bis zum J. 1198, mit welchem Dobner's Kritik des Hajek schließt. Desgleichen müssen wir ihm für die noch immer nicht ganz entbehrliche Quellensammlung zur Geschichte Böhmens . . . (Monumenta historica . . . . Prag, 1764—85, 6 Bde., 4°) dankbar sein, wie sehr man auch jetzt Ursache fand, manchen Verstoß in der Behandlung handschriftlicher Texte aufzudecken. Dobner hat auf neuem Felde Bahn gebrochen und von seinem Fleiße geben auch historische Dissertationen, z. B. über Mährens Vergangenheit, Zeugniß. — Er überragt den Jesuiten Fr. Pubitschka (geb. 1722), dessen längst vergessene Dissertation über die Veneder und Anten u. s. w. von der jablonowskischen Gesellschaft mit dem Preise gekrönt wurde (1773), und von welchem eine äußerst trockene chronologische Geschichte Böhmens, ohne kritische Weihe, in 10 Bden. (bis 1618) uns überkam. Aber auch sein Ordensgenosse Adauct Voigt (geb. 1733, † in Mähren, zu Nikols-

burg 1787) ist ihm nicht ebenbürtig, unbeschadet seiner Verdienste um Numismatik, Gelehrtenkunde und Rechtsgeschichte Böhmens und Mährens. Bleibenden Werth haben seine literargeschichtlichen Beiträge, z. B. die Abbildungen böhmischer und mährischer Gelehrten und Künstler, nebst biogr. Nachrichten (Prag, 1773—1782, 4 Bde. 8°), und auch der Preisschrift v. J. 1788 „über den Geist der böhmischen Gesetze in den verschiedenen Zeitaltern" (Prag, Dresden, 1788, 4°) kann bei allen Mängeln das Verdienst eines ersten Spatenstiches auf neuem Boden nicht abgesprochen werden. Jedenfalls wog bei Voigt der Literator und Schöngeist vor. Neben diesen geistlichen Persönlichkeiten macht sich zur Zeit, als der bekannte Bergrath Born, der Verfasser der Monachologia, 1770 die „gelehrte Privatgesellschaft" als Vorläuferin der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in's Leben rief, ein Weltlicher geltend, der wackere Deutsch-Böhme Franz Martin Pelzel (geb. 1735), längere Zeit Erzieher in adeligen Häusern, deren Söhne ihm seine Mühe durch wissensfreundliche Gesinnung lohnten, wie die Nostiz und Sternberg. Pelzel ist der Verfasser des ersten brauchbaren Handbuches der Geschichte Böhmens (1774 — 1817 3 Auflagen), der Monographieen über die Luxemburger: Karl IV. und Kaiser Wenzel IV. (1780—1788), einer literarhistorischen Arbeit über böhm.-mähr.-schles. Gelehrte und Schriftsteller aus dem Orden der Jesuiten (1786) und unter Anderm auch einer werthvollen historischen Abhandlung über „Geschichte der deutschen Sprache in Böhmen" (in den Schriften der böhm. Gesellschaft). Er ist ein nüchterner Kopf, ehrlich, gewissenhaft und hausbacken, ein Kenner der Quellen, wie seine in Gesellschaft mit Dobrowsky unternommene Sammlung (Scrr. rer. bohem. 1783, 2 Bde.) beweist.

Der bedeutendste Kopf dieses Kreises, der den Schluß dieser emporstrebenden Zeit mit dem Beginne einer neuen verbindet und die Uebergangsepoche bis 1830 durchlebt, ist der Abbé Josef Dobrowsky (Doubrawsky von Solnic), Sohn böhmischer Eltern, geb. in Ungarn 1753, † zu Brünn 1829. In Böhmen erzogen und gebildet, Noviz des Jesuitenordens, dann Weltgeistlicher, knüpft Dobrowsky an Prag sein wissenschaftliches Leben und erringt die Geltung des ersten Slavisten seiner Zeit und den eines kritischen Historikers, dem die Wahrheit höher stand, als nationale Selbsttäuschung. Dazu tritt der Geist des unbefangenen, der deutschen Wissenschaft befreundeten Forschens. Seit 1783 beginnt Dobrowsky's Thätigkeit als Historiker in Gemeinschaft mit Pelzel; und die archivalische Reise, die er nach Schweden zu machen in der Lage war

und mit der Rückreise über Rußland verknüpfte, mußte fruchtbare Anregung und Beziehungen bieten, die ihn neben seiner philologischen Lebensaufgabe auch der geschichtlichen treu erhielten. Eine Reihe kritischer Abhandlungen bezeugen dies, vor Allem 1803—1819 die „kritischen Versuche die ältere böhmische Geschichte von spätern Erdichtungen zu reinigen".

Die historische Topographie Böhmens gewann an Schaller (geb. 1738, † 1809), später an Sommer eifrige Pfleger in umfangreichen Werken gemischten Werthes; bedeutender erscheinen mit Rücksicht auf das rein Geschichtliche Riegger's († 1795 als k. k. Gubernialrath) „Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen" (Prag, 1787—1794, 12 Hefte), sein Archiv für Geschichte und Statistik insbesondere von Böhmen (Dresden, 1792—1795, 3 Bde.) und seine Skizze einer statistischen Landeskunde Böhmens (Dresden, 1796, 3 Hefte).

Auch der mit einer quellenmäßigen Kirchengeschichte Böhmens beschäftigte Royko († 1819) und der Exjesuit und Prager Universitätsprofessor Cornova (geb. 1740, † 1822) verdienen Erwähnung. Der letztere versuchte in seiner deutschen Bearbeitung des Stransky'schen Werkes „Staat von Böhmen" (Prag, 1792—1803, 7 Bde.) eine förmliche Regentengeschichte bis auf seine Zeit zu liefern, worin jedoch weniger Quellenstudium, als detailreiche Erzählung neben starken Lücken zu Tage tritt.

Für Mähren begründete der schwäbische Benedictiner Mangoald Ziegelbauer (geb. 1689, † 1750 zu Olmütz) einen beachtenswerthen Anlauf zur Vorbereitung einer quellenmäßigen Landesgeschichte. Auch die Gründung einer Gesellschaft der „unbekannten Literaten in Oesterreich" darf nicht unerwähnt bleiben, weil sie inländische und ausländische Persönlichkeiten von geschichtsfreundlicher Gesinnung verknüpfte. Entscheidender waren jedoch die Bestrebungen des bedeutendsten und ältesten Landesklosters, der Benedictiner zu Raygern, und zwar Bonaventura Ritter's (geb. 1708, † 1764) und Alexander Habrich's (geb. 1736, † 1794) als Sammler und Ordner massenhaften Urkundenstoffes, aus dem wohl nur das geringste und zwar Habrich's verdienstliche Herausgabe „älteste Rechte Mährens" (Jura primaeva Moraviae. Brünn, 1781) zur Veröffentlichung kam. Diese Bestrebungen fanden ihre Förderung und Ergänzung an dem Advokaten, dann Professor der Olmützer Hochschule, Joh. Wrat. E. v. Monse (geb. 1733, † 1793). Er bleibt einer der verdienstvollsten Männer in Hinsicht der Literaturgeschichte Mährens und seiner Heimatskunde. Schon der „Versuch einer kurzgefaßten poli-

tischen Landesgeschichte des Markgr. M." (2 Bde. 1785—1788), obschon er im Jahre 1306 stecken blieb, ist für seine Zeit ein Gewinn zu nennen. Besonders muß jedoch seine Arbeit über die „ältesten Municipalrechte der Stadt Brünn" (1787 in der Abh. der böhm. Ges. d. W., 1788 zu Olmütz separat erschienen) hervorgehoben werden, da er sich hierdurch als einer der Begründer der mährisch-böhmischen Rechtsgeschichte erwies. Die Piaristen F. Morawez (geb. 1734, † 1814) und A. Pilarz (geb. 1742, † 1795), letzterer als bloßer Stilist und Corrector, versuchten sich an einer allgemeinen Geschichte Mährens, welche u. d. T. „Moraviae historia politica et ecclesiastica" in 3 Th. zu Brünn 1785—1787 erschien und trotz ihrer Mittelmäßigkeit Jahrzehente hindurch das einzige, auf quellenmäßigen Vorarbeiten gemischten Werthes beruhende Handbuch blieb. Die historische Topographie des Landes fand an F. J. Schwoy (geb. 1742, † 1806) den ersten Bearbeiter für das allgemeine Bedürfniß. Die „kurzgefaßte Geschichte des Landes Mährens" (1788, Brünn) machte den Vorläufer der „Topographie vom Markgrafthum Mähren", die in 3 Bänden zu Wien 1793—94 erschien. Leider war es Schwoy nicht vergönnt, die Nachträge und Verbesserungen des lückenhaften Werkes später unter die Presse zu bringen. Ein rühriger Arbeiter in ähnlicher Richtung war der Abt des Klosters Saar, Fhr. v. Steinebach († 1791).

Wohl regte sich nun die Detailarbeit in den verschiedensten Richtungen. Aber es fehlte die Hauptsache, ein grundlegendes, kritisches Quellenwerk, dessen Material theilweise in den Händen des eifrigsten Sammlers J. P. Cerroni lag (geb. 1753, † 1826.) Der Mann hatte als Hauptcommissär der josephinischen Klösteraufhebungen allerdings die Gelegenheit nicht unbenützt gelassen, seinen Trieb nach Handschriften in der ausgedehntesten Weise zu befriedigen.

Die weiteren Bestrebungen Mährens fallen in die Uebergangsepoche, deren wir später gedenken werden.

Wir haben nun mit einigen Strichen die Leistungen der Provinz: Oesterreichisch-Schlesien oder der Gebiete Troppau und Teschen zu zeichnen, nachdem sie der Friede mit Preußen unserm Staate als Rest eines größeren Besitzes vorbehielt. Sie lassen sich von der gemeinschlesischen Historiographie nicht scheiden. Als bedeutendere Anläufe haben zu gelten: J. E. Böhme's († 1778) „diplomatische Beiträge zur Untersuchung der schlesischen Rechte und Geschichte" (Berlin, 1770—1775; in 2 Bden o. 6 Th.), worin besonders Oberschlesien bedacht ist; die Materialien zur evangelischen Religionsgeschichte der Fürstenthümer und freien Standesherrschaften in Ober-

ſchleſien (Breslau, 1770—76, worin 1770—71 insbeſondere die Herzogthümer Troppau und Teſchen bedacht erſcheinen), aus der Feder des Paſtors Gottlieb Fuchs († 1800) und als die Leiſtung eines Hiſtorikers von unverkennbarem Berufe die „Verſuche“ F. W. Pachaly's (1776—77), welche in gereifterer Geſtalt unter dem Titel: „Sammlung verſchiedener Schriften über Schleſiens Geſchichte und Verfaſſung“ (Breslau, 1790—1801) erſchienen. Unter den Spezialgeſchichten auf quellenmäßiger Grundlage gebührt der gründlichen Arbeit Kloſe's über Breslau, in Briefform, die Palme. Sie erſchien (1781—83) in drei Bänden und reicht bis 1458. Die Herausgabe der weiteren Materialien bis 1526 beſorgte ſpäter Stenzel.

In Ungarn begegnen wir in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einer ähnlichen, ja in den Ergebniſſen noch maſſenhafteren Production als in den nachbarlichen Ländergruppen.

Als Vorläufer derſelben hat der wahrhaft verblüffende Sammler- und Schreiberfleiß des Jeſuiten Gabriel Heveneſſi (geb. 1656, † 1715) zu gelten. Wer von den 29 ziemlich indifferenten Druckſchriften dieſes Mannes abſieht und nur die 100 Folianten Manuſcript (Sacra ecclesiae Hungaricae), dieſe Unmaſſe von zeitgeſchichtlichen wichtigen Jeſuitenchroniken, und den rieſigen Urkundenwuſt würdigt, aus welchem dann Spätere, namentlich Fejér, fleißig abklatſchten, — alles dies von Heveneſſi's Hand möglichſt eng und dicht geſchrieben, der glaubt fürwahr, dieſer, doch auch ſonſt vielgeſchäftige Mann habe im ganzen Leben von früh bis Abends nichts anderes gethan als geſchrieben. Eigentlich productiv war dieſe aſcetiſche Natur, mit der eiſernen Kette am Leibe, als Hiſtoriker nicht zu nennen. Dies war mehr Sache ſeiner Ordens- und Zeitgenoſſen Timon († 1736) und Kazi. Die vielen Büchlein des Erſteren, in den Jahren 1702—1735 erſchienen, beſonders die ſich ergänzenden Verſuche „Bild des alten“ und „Bild des neuen Ungarn“ (Imago antiquae et novae Hungariae. Kaſchau) bezeugen den Fleiß des Verfaſſers, und daß er mehr anſtrebte, dafür ſprechen die von ihm handſchriftlich nachgelaſſenen Jahrbücher Ungarns v. 1598—1662, welche dann Kazi für ſein Druckwerk (Hist. Hung. a. a. 1601—1637; Tyrnau, 1737) ausſchrieb. Bedeutender erſcheint Gabriel Kolinovich (geb. 1682, † 1748) nicht ſowohl durch ſeine Veröffentlichungen über die neue Epoche Ungarns ſeit Maria Thereſia (Nova Hungariae periodus ... 2 Bde. 4°), über den Palatin Joſeph Eſterházi und die Templer (Chronicon Templariorum), als vielmehr durch den reichen Nach-

laß, namentlich im Bereiche der Inſurrectionsperiode Rákóczy's II., welchen z. B. Szalay vielfach benutzte.

Gottfried Schwarz (geb. 1707 in der Zips, ſeit 1742 Prof. zu Osnabrück, dann zu Rinteln), ein gelehrter Proteſtant, veröffentlichte (1740—1774) eine Reihe größerer und kleinerer Schriften, die von kritiſcher Schärfe Zeugniß ablegen, z. B. die über Bonfin Ranzan, Wolfg. Bethlen, Toppeltin. Beſonders viel Aufſehen erregte ſeine erſte größere Arbeit über die Anfänge des Chriſtenthums in Ungarn (Initia religionis christianae inter Hungaros . . . Halle, 1740, 4°), worin er die byzantiniſche oder oſtrömiſche Grundlage der magyariſchen Chriſtianiſirung der herrſchenden gegentheiligen Meinung gegenüber mit mehr Geſchick als nachhaltigem Erfolge verfocht und deshalb in einen ſcharfen Federkrieg namentlich mit den ungariſchen Hiſtorikern aus dem Jeſuitenorden verwickelt wurde. Schwarz hat auch in der älteſten Epoche Oeſterreichs gearbeitet, wie ſein zu Stralſund i. J. 1750 erſchienenes Werk („das altteutſche Oeſterreich aus den Heerzügen der pommerſch-rügeniſchen Völker und dem Verhältniß beiderſeits Landen gegen das teutſche Reich erläutert") beweiſt.

So recht im Wendepunkte der beiden Zeiträume vor und nach 1750 ſtehen die Leiſtungen zweier Ungarn, denen ſich ein Ausländer von gleichem Streben anſchloß. Es iſt dies Mathias Bél, F. A. Kollár und G. Schwandtner. Bél († 1749 als Senior der Preßburger Proteſtantengemeinde) genießt in der Geſchichte der Hiſtoriographie Ungarns, ebenſo wie in der magyariſchen Literatur ein wohl begründetes Anſehen. Es ſtak in dieſem Kopfe ein richtiger, weiter Blick für das, was der Landesgeſchichte frommte, und nach zwei Richtungen hin arbeitete ſein Fleiß unverdroſſen. Für die hiſtoriſche Topographie Ungarns auf quellenmäßiger Grundlage ſollte ein umfaſſendes Werk ſorgen, deſſen vorlaufender Theil, die Zips umfaſſend, i. J. 1723 erſchien u. d. T. Hungariae Antiquae et novae prodromus (Nürnberg, Fol.). Das Hauptwerk (Notitia Hung. novae hist. geogr.) erſchien 1735—1742 in 4 Fol.-Bdn. zu Wien. Ungleichen Werthes, am reichſten für Geſchichte und Topographie der Bergſtädte ausgeſtattet, umfaßt es ein bedeutendes Stück Ungarns und blieb eine Fundgrube der Späteren. Die Quellenkunde Ungarns bedachte ſein Adparatus ad Historiam Hungariae . . , welches die Denkmale von der älteſten Epoche bis in's 17. Jahrhundert umfaßt und nicht ohne Geſchick angelegt erſcheint. Letzteres Werk, 1735—46 in mehreren Abtheilungen zu Preßburg an's Licht gefördert, gab unſtreitig den Anſtoß zu einer umfaſſenderen Quellenausgabe, der

ersten dieser Art, wenn man von Bongars' Versuchen in dieser Richtung absieht. Jedenfalls stand J. G. Schwandtner (geb. in Ober-Oesterreich 1716, † 1791 zu Wien; Custos der Hofbibliothek) diesbezüglich in Verbindung mit Bél und anderen Fachgenossen Ungarns. 1746—1748 erschienen die Geschichtschreiber Ungarns (Scrr. rer. hung. in 3 Fol.-Bdn.) im weitesten Umfange — denn auch Dalmatiens historische Quellen, selbst Lucius, finden darin Aufnahme. M. Bél versah das Werk mit einer Vorrede. Schwandtner's Sammlung ist noch immer nicht überflüssig geworden, obschon sie in Bezug der Textkritik sehr viel zu wünschen übrig läßt, großentheils schon Bekanntes und Gedrucktes aufnahm und wichtigen Denkmälern aus dem Wege ging, die längst eine Publication verdienten. Es war dann doch etwas geleistet, was bisher in Ungarn unmöglich geworden war, und das Werk erlebte noch eine zweite Ausgabe (1765, Tyrnau), leider keine Fortsetzung oder Erweiterung.

Dies schien dem Standes- und Amtsgenossen Schwandtner's, Franz Adam Kollár am Wege zu liegen. Kollár († 1783), erster Custos der Wiener Hofbibliothek und nach van Swinten's Tode Director derselben, ist ein bedeutender Kopf, ein guter Kenner der ungarischen Rechtsgeschichte, aber in erster Linie Hofpublizist, wie seine lateinische Abhandlung „über die Anfänge und die Ausübung der königlichen Gewalt in kirchlichen Dingen" v. J. 1764 beweist, die in Ungarn gar so viel Staub aufwirbelte. Kollár war in der Lage, für die Quellenkunde der Geschichte Ungarns nach Schwandtner's Vorgange zu sorgen, und er leistete auch Einiges in dieser Richtung, wie seine Ausgabe des Ursinus Velius, mit reichem diplomatischem Anhange (Wien, i. J. 1762) der historischen Werke des Erzb. Oláh (Wien, 1763) beweisen. Ja auch die zweibändigen „Analecten" (Anal. Monum. omnis aevi Vindob. 1761—1762, 2 Fol.-Bde.), obschon nicht speziell für Ungarn berechnet, enthalten des bezüglichen Stoffes nicht wenig.

Die hervorragendste Kraft für die quellenmäßige Geschichtschreibung selbst, schon seit dem Beginne der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, ist unbestreitbar der Jesuit Georg Pray (geb. 1724, † 1801 als k. Historiograph und Domherr von Großwardein).

Mit ihm beginnt eine neue Phase der ungarischen Historiographie, noch weit entfernt von der nationalen Selbstliebe und Isolirung späterer Zeiten, wie kräftig auch schon damals, namentlich im Gegensatz zu Joseph's II. Reformen, der Volksgeist zu Gunsten der eigenen Sprache, des eigenen Schriftthums sich regte. Pray ward als Jesuit und Lehrer am Theresianum durch Fröhlich, seinen

Ordensgenossen, für die geschichtliche Forschung gewonnen, und er brachte ihr Begabung, eisernen Fleiß und ein ruhiges, nüchternes Urtheil, einen milden Sinn entgegen. Er hat viel und in allen Gebieten heimatlicher Geschichte gearbeitet und veröffentlicht; — vor Allem aber gebührt ihm die Anerkennung, die Geschichte Ungarns auf quellenmäßiger Grundlage von der ältesten Zeit an bis in die Habsburgerepoche zusammenhängend und pragmatisch behandelt zu haben, wie seine „Annalen" von 210—997 und von 997—1564 (6 Fol.-Bde., Wien, in lat. Sprache) und zahlreichen Dissertationen beweisen. Er hat auch die Quellenkunde durch werthvolle Veröffentlichungen für die drei letzten Jahrhunderte (z. B. durch die Epistolae procerum Hung.) bereichert und einen massenhaften Nachlaß vererbt, der so Manches in der Folgezeit abwarf. An Kenntnissen und Fleiß ebenbürtig, aber nicht gleich an Schärfe, Klarheit und Ruhe des Urtheils, erscheint Pray's Ordensgenosse Stefan Katona († 1811 als Exjesuit und Domherr von Kalocsa), der eine Reihe von Jahren den Lehrstuhl der Geschichte in Tyrnau versah. Der Mann schrieb noch mehr als Pray, schier eine ganze Bibliothek zusammen, vor Allem das Hauptwerk: Historia critica Hungariae in 42 dicken Octavbänden, gegliedert in drei Epochen, vom Jahre 884 bis auf die Tage K. Franz II. (ersch. in den Jahren 1778—1802 zu Ofen). Katona löste somit die Aufgabe vollständiger als Pray, aber das Werk ist ein, allerdings chronologisch wohlgeordnetes, „Magazin" einer riesigen Fülle von Daten aus gedruckten und handschriftlichen Quellen, wie es kein anderes Land in gleicher Art besitzt, aber nicht eigentlich das, was der Titel besagt. Denn die „Kritik" tritt hinter den Sammlerfleiß sehr zurück und das magazinartige der ganzen Anlage spiegelt sich darin, daß oft ein Drittel oder mehr des ganzen Bandes mit fortlaufenden Auszügen vollgepfropft erscheint. Katona hat auch längst Bekanntes und Gedrucktes, z. B. die sämmtlichen Reichsgesetze des Corpus Juris der Ungarn, aufgenommen.

Immerhin repräsentiren Pray und Katona die Hauptstützen und fruchtbarsten Förderer geschichtlicher Arbeit ihrer Zeit und ihres Volkes, und wie rührig das Feld der Forschung jenseits der Leitha bestellt ward, beweisen die Arbeiten der Jesuiten Kaprinai und Karl Wagner, Palma's, Koller's, Cornides', Bredeczky's, des Numismatikers Schönwiesner, insbesondere die landes- und rechtsgeschichtlichen Quellenforschungen des ältern M. G. Kovachich und die seines Sohnes, Publicationen von bleibendem Werthe, und die literarhistorischen Arbeiten des Piaristen Horányi, der in der Rich-

tung des ältern Czwittinger und des eigenen Zeitgenossen Wallaszky arbeitete und auch als Herausgeber von Quellen mittelmäßiges Geschick bewies. Auch der historisch und archivalisch gebildete Statistiker M. Schwartner verdient Erwähnung.

Wir können all' dies nur andeuten, ohne uns in eine Aufzählung der verschiedenen Arbeiten jener Zeit einzulassen, von denen besonders die Publicationen von Kovachich und K. Wagner die Quellenkunde namhaft bereicherten. Wohl aber müssen wir in das 19. Jahrhundert hinübersehen, um beiläufig bis zum Jahre 1830 die Hauptströmungen der ungarischen Historiographie zu verfolgen. Sie treten eben vom Schlusse des 18. Jahrhunderts ab desto schärfer geschieden hervor, je mehr die nationale Pflege der magyarischen Sprache auch in der allgemeinen Geschichtschreibung sich geltend macht und eine populäre Historiographie in magyarischer Sprache der gelehrten im deutschen Idiome gegenübersteht, um dann von der magyarischen Geschichtschreibung als der alleinherrschenden abgelöst zu werden. Zuvor sei jedoch einiger Erscheinungen der historischen Literatur der Nebenländer gedacht, welche noch in den Rahmen des 18. Jahrhunderts fallen.

Für Siebenbürgen hat der jüngere Georg Haner (geb. 1707, † 1777) die Bedeutung eines fleißigen Geschichtschreibers und Literarhistorikers, wie sein Werkchen „das königliche Siebenbürgen" (Erlangen, 1763) und das bedeutendere lateinische über die ungarischen und siebenbürgischen Geschichtschreiber (Wien, 1774, I. Bd., der zweite druckfertig, der dritte unausgeführt) erweisen. Diese literargeschichtliche Aufgabe erfaßte der fleißige Landsmann J. Seivert (geb. 1735), der neben einer Reihe kleinerer historisch-kritischer Schriften besonders durch seine „Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten" (Preßburg, 1785) verdient bleibt. Haner's und namentlich Seivert's Arbeit ist ungleich gründlicher und genauer als Horányi's ähnliche Publicationen.

Martin Felmer (geb. 1720, † 1767) bearbeitete das für seine Zeit relativ beste Handbuch der Geschichte Siebenbürgens (Primae lineae M. Princip. Transsylv. historiam ref. et illustr. Hermannstadt, 1780, ed. 1803 mit Eder's Bemerkungen). Ihm steht Lebrecht mit seinen: „Fürsten Siebenbürgens" (Hermannstadt, 1791, 2 Bde.) nach. Die bedeutendste Kraft unter den Magyaren Siebenbürgens jener Zeit ist Josef Benkö mit seiner lateinischen Arbeit „Transsilvania" (Wien, 1778, 2 Bde.) und dem zweiten, hauptsächlich rechtsgeschichtlichem Werke: „Bild der berühmten Széklernation" (Imago inclitae nationis Siculicae, Klausenburg, 1791).

Am meiſten trat jedoch gegen Ende des 18. und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts das Beſtreben in den Vordergrund, der Geſchichte Siebenbürgens eine quellenmäßige Grundlage zu geben. Vor Allem kam es der ſächſiſchen Nationalgeſchichte zu Gute. Für die Sympathien, welche man in Deutſchland ihr entgegenbrachte, ſpricht vorzüglich der Umſtand, daß es der bekannte Göttinger Profeſſor Ludwig Schlözer unternahm, i. J. 1795 (Göttingen) ſeine „kritiſchen Sammlungen zur Geſchichte der Deutſchen in Siebenbürgen" in der Form eines, den heutigen Anforderungen nimmer entſprechenden, Urkundenbuches herauszugeben. Von ihm beſonders angeregt, gab der Siebenbürger J. C. Eder zwei Bände der Geſchichtsquellen (Scriptores rerum Transsylv., 1791, 1800, 4°) heraus und veröffentlichte dann 1803 ſeine „kritiſchen und pragmatiſchen Bemerkungen zur Geſch. Siebenbürgens" in lat. Sprache (Hermannſtadt), denen eine rechtsgeſchichtliche Arbeit über die Anfänge und Grundrechte der Sachſen in gleicher Sprache (1791) vorausging. Auch Sulzer's muß gedacht werden, der eine ſehr bemerkenswerthe Anſicht über das alte Dacien und die Dakoromanen, oder Rumänen, entwickelte.

Für Croatien-Slavonien ſchuf der beleſene und kritiſch ſcharfe Agramer Domherr Krčelić (Kerchelich, geb. 1715) zwei bahnbrechende Werke in lateiniſcher Sprache: zur Geſchichte des Agramer Biſthums (Histor. cathedralis ecclesiae Zagrab. 1770) und die inhaltlich noch bedeutendern Vorarbeiten zur Geſchichte Dalmatiens, Croatiens und Slavoniens (De regnis Dalmatiae, Croatiae, Slavoniae, notitiae praeliminares 1770 . .). Krčelić, Regierungsmann und Gegner des Magyarismus, hat auch die Conſequenzen des Verböcziſchen Tripartitums, der ungariſchen Rechtsbibel, in einer Diſſertation einer herben Kritik unterzogen.

Für die Kirchengeſchichte der Süddonauländer hatte bereits in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Jeſuit Daniel Farlati (geb. 1690 in Cividale, † 1773) geſammelt, wie dies ſein Hauptwerk „Illiricum sacrum" (6 Bde. Fol., 1751—1801) beweiſt. Darin findet ſich auch die kirchengeſchichtliche Arbeit des Dalmatiners Zmajevich, Metropoliten von Antivari aus dem 17. Jahrhundert, benutzt. Für Dalmatien ſorgte der Italiener F. M. Appendini, durch ſeinen Aufenthalt als Piariſt in Raguſa der Landesgeſchichte befreundet, mit literarhiſtoriſchen Arbeiten, welche insbeſondere Raguſa betreffen. Eine allgemeine Geſchichte Dalmatiens führte erſt der Dalmatiner Hauptmann Joh. Cattalinich (geb. 1779, † 1847) in ſeiner Storia della Dalmazia (1835 ff.) durch. Für Raguſa und beziehungsweiſe ganz Dalmatien iſt das quellenmäßig ge-

arbeitete Buch des ungarischen Historikers Engel, reich an literarhistorischen Bemerkungen, (Wien 1807) von Belange.

Es wurde oben der beiden Hauptströmungen der ungarländischen Historiographie in den Jahren 1790—1830 gedacht. Die wissenschaftlich bedeutendere ist von den Leistungen der Deutschungarn, Engel und Fessler, in erster Linie vertreten, denen wir unter Anderen auch Windisch als Herausgeber des ungarischen Magazins in älterer und jüngerer Folge (1787 . . 1791 . . Preßburg) und Schedius beigesellen wollen, der ein das Unternehmen Windisch' überbietendes — die gehaltvolle „Zeitschrift für Ungarn" (1802 . . . 6 Bde., Pesth) — redigirte.

Joh. Christian von Engel (geb. zu Leutschau i. d. Zips 1770, gestorben schon 1814) schuf seit Pray und Katona das Nächstbedeutendste im Gebiete der allgemeinen Geschichte Ungarns. Seine „Geschichte des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer" als eine der Fortsetzungen der allgemeinen Halle'schen Welthistorie, 1797—1804 in 4 Bänden 4° bearbeitet, umfaßt ein reiches Datenmaterial für die politische Geschichte Ungarns; insbesondere aber als eine Vorhalle derselben verbreitet sie sich über die „Nebenländer" des mittelalterlichen Ungarns, über Dalmatien, Bulgarien, Serbien, die Moldau und Wallachei. Bei der ungemeinen Breite der Anlage konnte Engel das Unternehmen nicht weiter fortführen, und die eigentliche Aufgabe, die Geschichte Ungarns, löste er in dem spätern Werke „Geschichte des ungarischen Reiches" (1813—1814, 6. Bde.), das jedoch sehr ungleich gearbeitete Abschnitte hat. Immerhin ist und bleibt es ein gutes lesbares Werk, dessen Ueberarbeitung der früh verstorbene Verfasser nicht mehr erlebte. Auch für die Quellenkunde leistete Engel etwas durch die Monumenta Ungrica (1809), und zahlreiche Abhandlungen bezeugen seinen rastlosen Fleiß.

An weitem Blick, Beherrschung des Stoffes und combinatorischer Phantasie überlegen, aber nachstehend an Ruhe, Nüchternheit und gesunder Auffassung, erscheint der Exkapuziner, Protestant, Freimaurer und Schwenkfeldianer Aurel Fessler (geb. 1756 an der Westgrenze Ungarns, † 1839, nach mehrjährigem Aufenthalte in der sibirischen Colonie Sarepta, als protestantischer Würdenträger in Petersburg), einer der originellsten und begabtesten Köpfe aller Zeiten, aber vom Gefühle in die verschiedensten Strömungen gerissen. Seine „Geschichte der Ungarn und ihrer Landsassen," zu Leipzig 1815—1825 in 10 starken Bänden erschienen, steht noch immer in Hinsicht der Beherrschung des reichen cultur- und literargeschichtlichen Stoffes oben an und verdiente die jüngst erschienene

neue Bearbeitung durch den Zipser Historiker Klein. Aber in der Darstellung macht sich das unerquicklichste Moralisiren und die Phantasterei des Mannes breit, der sich auch als Dichter und historischer Romanschriftsteller versuchte. Fessler's „Gemälde" aus der ungarischen Geschichte zeigen am besten, wie sich da Thatsächliches mit der Erfindung verwebt. In seiner Geschichte lässt sich aber nur selten die Entstellung der Thatsachen aufspüren; auch steht ihm ein erstaunliches Rüstzeug an Quellen zu Gebote.

Wir müssen nun wieder zur deutsch-österreichischen Erbländergruppe zurück, um die Uebergangsepoche bis zum Jahre 1830 zu skizziren, indem wir uns die magyarische Historiographie populärer Art auf einen andern Platz versparen. Den Mittelpunkt dieser Epoche mit ihren Licht- und Schattenseiten bildet Freiherr Hormayr v. Hortenberg, geb. 1782 in Tirol, 1803 ff. prov., dann wirkl. Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, 1816 k. k. Historiograph; seit 1828 in bayerischen Diensten, † 1848. Der Mann hat viel erlebt, viel gedacht und gearbeitet, aber ein doppelter Schatten begleitet all' seine Leistungen für die historische Wissenschaft: der herrschsüchtige Ehrgeiz, der stärker ist als sittliche Ueberzeugungen, und die Flüchtigkeit einer phantasiereichen Natur, welche frühreif und durch rasche Erfolge verwöhnt, lange und ernste Arbeit in streng begrenzter Richtung scheut, das Auseinanderliegendste fieberhaft ergreift und behandelt und den Schwulst der Darstellung nüchterner Klarheit vorzieht. Geleistet hat aber Hormayr viel und Bleibendes; in seinem Riesengedächtniß war Massenhaftes aufgespeichert, in Allem steckt Geist, und seine Sünden trägt auch die Zeit und der Lebenskreis, in welchem er sich bis 1828 bewegte. Hormayr's selbständige Werke zerfallen in die Monographien zur ältern Geschichte Tirols, welche, schon zum Schlusse des 18. Jahrhunderts begonnen, in den Anfang des nächsten hinübergreifen, in den „Oesterreichischen Plutarch", eine 20 Bände umfassende Reihe von Lebensbeschreibungen österreichischer Regenten, Feldherren, Gelehrten . . . (1807—1812) und die nach seinem Austritt aus österreichischen Diensten anonym erschienenen „Anemonen", deren feindseliger, leidenschaftlicher Ton, dem oft in's Triviale spielenden Loyalismus des österr. Plutarch gegenüber gehalten, am besten zeigt, wie gekünstelt derselbe war. Die Gesammtunternehmungen jedoch, welche Hormayr unermüdlich und meist mit glücklicher Hand in's Leben rief, vor Allem das „Archiv für Geschichte, Statistik und Kriegswissenschaft" (1810—1828 in einer Reihe von Quartbänden erschienen, fortgesetzt von Höhler, Mühlfeld, Riedler und Kaltenbäck — 1832; leider

noch immer ohne Geſammtregiſter) eine Fundgrube hiſtoriſcher Notizen und reich an Abhandlungen gemiſchten Werthes, — andererſeits das „Taſchenbuch für vaterländiſche Geſchichte", (1811—1814 von Hormayr allein, dann 1820—1829 in Gemeinſchaft mit dem ungariſchen Barone Mednyánſzky herausgegeben und mit veränderter Tendenz in München, Stuttgart, Braunſchweig, Leipzig, Berlin, endlich 1850—1857 zu München von Rudhardt fortgeſetzt) — vertraten thatſächlich die hiſtoriſchen Intereſſen des Geſammtſtaates und vereinigten einen weiten Kreis von Mitarbeitern, in welchem alle Ländergruppen vertreten waren. Hormayr hatte eine förmliche Schule der Geſchichtſchreibung herangezogen, welche mit Recht im Zuſammenbringen maſſenhaften Materiales und detaillirter Unterſuchungen die Hauptaufgabe erblickte, aber in dieſer an ſich berechtigten Arbeit Syſtem, Kritik nach feſten Grundſätzen und jene Einfachheit der Darſtellung vermiſſen ließ, die überzeugender und erhebender wirkt als die Fülle und Geſchraubtheit des Wortes. Es gebrach nicht an Talenten, ſie aber muſſten in einer Zeit, wo die Schule ſo gut wie gar nichts für den beſſeren Geſchichtsunterricht bot, und die Cenſur den abgeſchmackteſten Rigorismus zur Schau trug, als Autodidakten mühſam arbeiten und zwiſchen richtiger Ueberzeugung und äußeren Zwangsrückſichten im unerquicklichen Kampfe liegen. Ihr Loos war unvergleichlich härter als das der Hiſtoriker der Gegenwart, die über Alles verfügen, was der vormärzlichen Zeit gebrach und keine Ahnung haben von der Atmoſphäre jener Tage, die Oeſterreich und Deutſchland nebelhaft umgab. Bei dem vielen Guten, was Jene als „Pioniere" der Neuzeit geleiſtet, muß man auch die Opfer und das Maß der Selbſtverleugnung in Rechnung ſtellen, die ſie unverdroſſen brachten. Dieſe Opferwilligkeit und Selbſtverleugnung iſt unverkennbar, ebenſo wie das kameradſchaftliche und kollegiale Weſen dieſer größeren und kleineren geſchichtsfreundlichen Kreiſe, deren einer in der Steiermark unter den Auſpicien Erzh. Johann's ſich zu bilden begann und ſpäter als Verein für Geſchichte Inneröſterreichs hervortrat. Jedenfalls fällt dies mehr in's Gewicht, als die dilettantiſche Ueberſchwänglichkeit, Halbheit und Unergründlichkeit in ihren Beſtrebungen, die das kritiſche Auge der Gegenwart mit Recht, oft aber über Gebühr bemängelt.

Dieſe Kreiſe fanden ſich auch in einem andern bedeutenden Unternehmen, in den Wiener Jahrbüchern der Literatur, 1813—1848, 102 Bände zuſammen, welche die Beziehungen mit Deutſchland von Staatswegen pflegen ſollten, ohne aber die erwartete Herrſchaft über das literariſche Leben auszuüben.

Aus dieser Epoche wären nicht wenige Namen zu nennen, doch müssen wir darauf verzichten und nur Dessen gedenken, was von allgemeinerer Bedeutung ist. —

Die Gesammtdarstellungen der Geschichte Oesterreichs in dieser Epoche bieten unter den ungünstigen Verhältnissen der Zeit kein erfreuliches Bild. Das, was darin in den Jahren 1802—1830 ein Reisser, Janitsch, Genersich, Galetti, Schels, Jos. Arneth geleistet, ist jetzt so gut wie vergessen. Daher mußte man ausländische Arbeiten von größerer Unbefangenheit und reicherer Literaturkenntniß, wie die oesterr. Geschichte des Göttinger Professors J. G. Grellmann (als 2. Theil des historisch-statist. Handb. v. Deutschland 1804 erschienen), des Herausgebers des Magazins für österr. Gesch. (zu Göttingen gedr.), und des Sachsen Poelitz (1817, Leipzig) als entschieden überlegen und William Coxe's englische Habsburgergeschichte von Rudolph I. bis Leopold II. (v. 1807), deutsch bearb. v. Dippold und Wagner (1810—17), als doppelt willkommen ansehen, obschon sie bloß für das 18. Jahrhundert von Werth ist.

Schneller's († 1833) Werke über Geschichte Oesterreichs, Böhmens, Ungarns (1817—28), seine Darstellung der Beziehungen Oesterreichs und Deutschlands, (1828) aus der Feder eines Schwaben, der an der Grazer Hochschule die Studirenden für das Geschichtsstudium begeisterte, sind sämmtlich Werke, denen es weder an Geist, noch an Freimuth gebricht, die aber ebenso historischer Kritik, als nüchterner Gründlichkeit abhold erscheinen.

So müssen wir denn als tüchtigsten Monographisten dieser Epoche in den deutschen Erblanden den josephinisch gesinnten Chorherrn des oberösterreichischen Klosters S. Florian F. X. Kurz († 1843) begrüßen, der mit Gründlichkeit und Ernst an seine Aufgabe ging und den Beiträgen zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns (1805—1815, 4 Bde.) in den Jahren 1816—1833, acht mit Urkunden belegte Werke folgen ließ, in denen wir die Geschichte des Landes Oesterreich, beziehungsweise die gesammte Habsburger-Geschichte von 1282 (1252) bis 1493 behandelt finden. 1822, 1825 erschien die Geschichte des österreichischen Handels und der österreichischen Militärverfassung älterer Zeiten. Es giebt keinen grelleren Contrast als den fleißigen, hausbackenen und gründlichen Kurz in seiner eng abgegrenzten Arbeit und den weit ausgreifenden, zerfahrenen, geistvollen und flüchtigen Hormayr.

Für Innerösterreich sei insbesondere der gelehrten, namentlich der in urkundlicher Forschung thätigen, Benedictiner der aufgehobenen

Abtei S. Blasien im Schwarzwalde Ambr. Eichhorn und Tr. Neugart (dazumal in Kärnten, zu S. Paul im Lavantthale) gedacht.

Für Böhmen würde ich als Kenner der Geschichtsquellen J. L. Knoll (geb. 1775, † 1841), Verfasser der „Mittelpunkte der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung in Böhmen und Mähren" (1821) und den ihm überlegenen J. G. Meinert (geb. 1775, † 1844) mit seinen gründlichen Aufsätzen in den Wiener Jahrbüchern (15., 16. Bd.) hervorheben.

In Mähren tritt zunächst F. Richter (geb. 1783) als Laibacher Professor auch für Geschichte Inneröfterreichs thätig, sodann der rührige J. E. Horky, aber als der Fruchtbarste, nachhaltig Thätigste, der Raygerer Benedictiner Gregor Wolny (geb. 1793) in den Vordergrund. Kleineren historischen Arbeiten folgte sein „Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens" (Brünn, 1826 ff.); und an dem massenhaften Stoffe ward gesammelt, aus welchem 1835—1842 die sechsbändige Topographie Mährens hervorging, — im historischen Theile reichhaltiger wie jede andere Arbeit gleicher Richtung und der Schaller'schen und Sommer'schen über Böhmen weitaus überlegen. Vor seinem Tode schloß Wolny noch ein zweites reichhaltiges Werk, die kirchl. Topographie Mährens ab.

Für Oesterreich-Schlesien arbeitete Scherschnik († 1814) in Teschen als unermüdlicher Sammler; A. Heinrich, (Mährer, geb. 1785) bearbeitete 1818 eine Geschichte des Erzherzogthums Teschen, ein gut gemeintes, aber schwaches Stück Arbeit, das sich mit der in ihrer Zeit tüchtigen Leistung Faustin Ens' (geb. 1782 im Breisgau, seit 1812 in Troppau als Lehrer bis zu seinem Tode thätig), eines vortrefflichen Jugendbildners „das Oppaland oder der Troppauer Kreis" (1835—37, 4 Bde.) nicht messen kann.

Steiermark besaß an dem Erzh. Johann einen rührigen Gönner der Vaterlandskunde, der überhaupt den Verband aller drei inneröfterreichischen Länder zur gemeinsamen Pflege der Geschichtskunde anstrebte. Ein Beweis hierfür waren die „Beiträge zur Lösung der Preisfrage" des Erzh. v. 1819, die „Steiermärkische Zeitschrift" und die Gründung des kurzlebigen Vereins für Geschichte Inner-Oesterreichs.

In dem für Landesgeschichte rührigen Tirol war seit Hormayr die historische Arbeit nicht still gestanden, jedoch ohne bedeutenderen Anlauf. Ein vergängliches Organ bot sich hierfür in dem Almanach und in dem „Sammler für Geschichte und Statistik", die später von der Zeitschrift des tirol. Ferdinandeums (1825 ff.) und von den Beiträgen f. Gesch. und Landeskunde Tirols und Vorarl-

bergs weit überholt wurden. — Einzelner Vertreter hiſtoriſcher Forſchung werden wir ſpäter gedenken.

An die deutſchen Befreiungskriege knüpft ſich eine bedeutende literariſche That, im freundlichen Gegenſatze zu den unerquicklichen Zuſtänden, die jenen erhebenden Tagen folgten. Es iſt dies die Bildung der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde, der große Verein von Arbeitern, der eine der umfaſſendſten literariſchen Unternehmungen, die Herausgabe der ſämmtlichen Geſchichtsquellen des deutſchen Mittelalters, als eines kritiſch geſichteten Ganzen vorzubereiten und auszuführen hatte.

Oeſterreich war ein reicher Boden für Handſchriftenkunde, das beweiſt der Reiſebericht G. Pertz' v. J. 1820, der aus den Jahren 1821—1823, die weitere fünfjährige Reiſe des Genannten (1838—43) in ihren Ergebniſſen, gleichwie ſpäter (1851) Wattenbach's Iter austriacum. Die erſten Bände des Archivs f. K. ä. d. G. bieten aber zugleich den erfreulichen Beweis, daß jenes gemeindeutſche Unternehmen auf dem Boden Oeſterreichs auch Fachfreunde und Arbeitsgenoſſen fand, die unter anderen Verhältniſſen eine glückliche Hand dauernd gewinnen konnte. Wir brauchen nur an Blumberger, Fraſt, Kurz, Kopitar, Schottky, Dobrowsky u. A. zu erinnern.

Mit dem erſten Bande der Monumenta Germaniae (1826) beginnt auch eine neue Epoche der öſterr. Geſchichtsforſchung und Hiſtoriographie zu tagen, die ſich in den Jahren 1830—1848 vorbereitet und dann völlig zum Durchbruch kommt, die planmäßige Quellenforſchung, die monographiſche Arbeit und das hiſtoriſche Vereinsweſen. Der Einfluß Deutſchlands, die Leiſtungen eines Stenzel, Raumer, andererſeits Böhmer's, vor Allem jedoch Ranke's Arbeiten und Schule begannen immer fühlbarer zu wirken, und das Beſſere der Fremde begegnete dem eigenen Guten, das ſchwieriger zu erringen war, als es dem oberflächlichen Urtheile erſcheint.

Der thätigſte Mann dieſer vorbereitenden Zeit und der Epoche nach 1848 iſt für die deutſch-öſterreichiſchen Erbländer der Kloſtergenoſſe des älteren Kurz, Joſ. Chmel (Mährer von Herkunft, zu Olmütz 1798 geb.), der Sammler und Arbeiter im ſtrengſten Sinne des Wortes, dem der Stoff über Alles ging, der aber auch Selbſtverleugnung und Unbefangenheit vollauf beſaß, der fremden Forſchung zu nützen, und Geiſt genug hatte, die Bedürfniſſe ſeines Faches zu ermeſſen. Seine Stellung im Staatsarchive machte ihn zum Urkunden- und Regeſtenmanne und ſeine „Materialien" der „öſterr. Geſchichtsforſcher," die „Regeſten zur Geſch. K. Friedrich's IV.", die

Verzeichnung der Handschriften der Wiener Hofbibliothek, die Herausgabe des „Notizenblattes f. österr. Gesch. und Lit.," endlich das „habsburgische Archiv" — Alles in den Jahren 1837—1847 erschienen und verbunden mit dem, was er als Akademiker seit 1849 geleistet — beweist, was Alles er an Stoff aufzubringen vermochte, und in dieser Arbeit ging er auf. — Im Vereine mit Chmel wirkten für die Hebung und Sichtung des Urkundenstoffes von Birk, Meiller, Jäger Firnhaber und Fiebler. Meiller hat ein besonderes Verdienst um Begründung der neueren Forschungen zur mittelalterlichen Topographie Oesterreichs; v. Karajan, zunächst Germanist, war für Quellenausgaben thätig und mit Abhandlungen in den verschiedenen Epochen der österr. Geschichte. Für Numismatik sei Bergmann, für Sphragistik Sava genannt. Von allgemeinen Darstellungen dieses Zeitraumes, von 1830—1848, zeigen sich die Meisten, ähnlich wie die Früheren, oberflächlich und formlos, gedrückt, wie die Verhältnisse, unter denen sie erstanden. Beidtl's Uebersicht der Gesch. des österr. Staates (1842), die gewandte Arbeit eines tüchtigen Juristen, ist für die ältere Epoche unbrauchbar und Haßler's gleichzeitiges Handbuch mit Recht verschollen. Des Grafen Joh. Majláth „Geschichte des österr. Kaiserstaates" (1834—1854 in 5 Bänden als Theil der Heeren-Ukert'schen Bibliothek europ. Staatengeschichte, also eines Unternehmens besten Rufes, erschienen) beginnt erst mit der Habsburgerepoche und ist die Arbeit eines Mannes von mittelmäßiger Begabung, der meist den Stoff aus zweiter und dritter Hand nahm und nur Einzelnes aus Eigenem bot, ohne höheren Gesichtspunkt, trocken und einseitig. Vom 17. Jahrhundert ist sie brauchbarer. — Groß angelegt ist das Werk des Fürsten E. M. Lichnowski „Geschichte des Hauses Habsburg" 8 Bde. (Wien, 1836—1842), von Rudolph I. bis Friedrich III. gediehen; doch muß nicht selten der Text überschlagen und der werthvollere Anhang der Belege und Regesten, die Arbeit Birk's, benutzt werden. H. Meynert's Geschichte Oesterreichs (6 Bde. 1842—1850) ist für die gewöhnlichsten Ansprüche weiterer Leserkreise berechnet; Math. Koch's Chronologische Geschichte Oesterreichs (Innsbruck, 1846) ist ein einseitiges, aber brauchbares Tabellenwerk, das mit dem Jahre 1740 schließt.

Was seit 1848, seit der Gründung der Wiener Akademie der Wissenschaften und der historischen Vereine in den einzelnen deutschen Erblanden geleistet worden, entzieht sich bei dem engen Raume dieser Skizze der gesonderten Betrachtung. Die Abhandlungen wachsen in's Unübersehbare, die Monographien mehren sich, die allgemeinen Darstellungen gewinnen an Sichtung und Be-

herrschung des Stoffes, der immer massenhafter zu Tage gefördert wird. Der Zusammenhang mit der deutschen und europäischen Geschichtsforschung wird lebendiger und fruchtbarer; das Interesse an der heimatlichen Geschichte regt sich an den Hochschulen, und unter A. Jäger's wohlwollender Leitung entsteht in Wien das Institut für österr. Geschichtsforschung, dem dann der bekannte Paläograph und Diplomatiker Sickel vorstand. Wir müssen jedoch innehalten und die Anerkennung des wissenschaftlich Errungenen auf diesen Gebieten der bibliographischen Angabe an Ort und Stelle versparen.

In Hinsicht allgemeiner Bearbeitung des gesammten Geschichtsstoffes bieten, nebst Büdinger's gründlichem und maßgebendem Werke über die ältesten geschichtlichen Grundlagen österr. Staatsbildung, und mit Vorbeilassung der Handbücher von Hornyánszky (1853) und Tomek (1858), Lorenz' österreichische Regentenhalle (1857) und seine Bearbeitung des Handbuches von Pölitz (1859, 1871), ferner die „österreichische Geschichte für das Volk" (1863—1871), die Arbeit von 14 Verfassern, und in jüngster Zeit F. Mayer's brauchbares Handbuch (1874) dem Geschichtsfreunde Aufschluß und Orientirung. Ein vorzüglicher Anlauf zu einer quellenmäßigen Rechtsgeschichte Oesterreichs geschah durch den leider viel zu früh dahingeschiedenen Chabert in dem werthvollen „Bruchstück," das nach des Verfassers Tode im 2., 3. Bande der histor. Denkschr. der k. k. Akad. d. Wiss. erschien.

Ist einmal der Kreis provinzieller Vorarbeiten und quellenmäßiger Monographien geschlossen, der Quellenvorrath in kritisch gesichteten Textabdrücken gesammelt, die Urkundenmasse registrirt und bearbeitet, dann ist auch die Zeit gekommen, in welcher das verwirklicht werden kann, was jetzt nur unvollkommen erreichbar ist: ein, allen Forderungen entsprechendes Gesammtwerk über Geschichte Oesterreichs aus einem Gusse.

Wenden wir nach diesem allgemeinen Ausblick von dem deutsch-österreichischen Gebiete unsere Aufmerksamkeit den Erscheinungen in der böhmischen und ungarischen Ländergruppe zu, um dann mit der monographischen provinzialgeschichtlichen Literatur Deutsch-Oesterreichs zu schließen. Für Böhmen bildet die Gründung des böhmischen Nationalmuseums in Prag (1818) und die Herausgabe der böhmischen Musealzeitschrift in zwei Sprachen, der deutschen und böhmischen (Casopis českého museum), seit 1827 einen wichtigen Moment, besonders als mit derselben zwei Persönlichkeiten in Verbindung traten, welche der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung einen

neuen und mächtigen Anstoß gaben: Franz **Palacky** und Paul **Šafařik.**

Der Erstgenannte, geb. 1798 in Mähren als Sohn protestantischer Eltern, erscheint nach Abschluß der Jünglingsjahre 1823 in Prag. Die Gönnerschaft des wissensfreundlichen Grafen Sternberg sichert ihm den neuen Boden, welchen sich sein Talent und eiserne Arbeitskraft erobern. 1829 erscheint der dritte Band der Geschichtschreiber Böhmens, von Pelzel und Dobrowsky begonnen, aus Palacky's Sammlung der kleineren böhmischen Chroniken der hussitischen Epoche erwachsen. Sie blieb das Lieblingsfeld Palacky'scher Forschung und Historiographie. 1830 folgt die preisgekrönte Monographie „Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber", als ein thatsächlich bahnbrechendes Werk, und 1836 bereits der 1. Band der deutsch geschriebenen Geschichte Böhmens, dem dann bis auf unsere Tage noch fünf andere in mehreren Abtheilungen folgten. Das epochemachende Werk schließt mit 1526, und jedenfalls bleibt dies Jahr die Grenze der Forschung Palacky's, von welcher der jetzige Landesarchivar und Professor **Gindely** seine verdienstlichen Arbeiten anhub. — Palacky's nationaler und einseitiger Standpunkt kündigt sich in Abhandlungen der Musealzeitschrift, die er seit 1827—1838 redigirte, leise an, in der Geschichte Böhmens, welche er auch in czechischer Sprache, und in der neuen Ausgabe stofflich reicher bedacht, bearbeitete, wird er immer fühlbarer, am entschiedensten macht er sich in den jüngsten Controversen mit Höfler und den Hauptvertretern der Geschichtschreibung Deutschböhmens geltend.

Eine der jüngsten Publicationen Palacky's, „zur Abwehr" betitelt, ist eine Selbstvertheidigung, die weit und nach allen Seiten zum Gegenschlage ausholt. Die Politik und der Parteikampf nahmen den Historiker in's Schlepptau und Angriffe, die oft weit über's Ziel schossen und auf dem Boden der Wissenschaft unberufen waren, verbitterten gründlich den alternden, aber als Historiker unverwüstlichen Landeshistoriographen Böhmens, machten ihn reizbar empfindlich für jedes Wort, was auf gegnerischer Seite fiel, und ließen ihn sich immer tiefer in die Ideen des Panslavismus versenken. Palacky eroberte die mittelalterliche Geschichte Böhmens der modernen Historiographie, die hussitische Periode fand an ihm den ersten quellengerechten Geschichtschreiber, und Alles, was seit 1848 in Böhmen in historischer Richtung von der czechischen Seite begonnen und geschaffen wurde, stand unter seinem Einfluß, mit ihm in Verbindung. So die Leistungen der Matice česká, der „Památky archeologické a mistopisné" (archäolog. und topographische Denkmäler). Andern Schlages und

kein Günstling des Glückes ist der zweite Vertreter slavischer Geschichtswissenschaft in Böhmen, Paul Safařik (geb. 1795 in der ober-ungarischen Slovakei, Protestant, † 1861). Wer den Lebensgang dieses Mannes von Käsmark in der Zips nach Jena, dann (1817) nach Petersburg, (1819) nach Neusatz in Ungarn und 1835 nach Prag begleitet und hier seine Stellungen als Censor, Redacteur der Musealzeitschrift, dann als Custos der Universitätsbibliothek verfolgt, muß bald einsehen, daß Safařick vom Sonnenschein des Geschickes nicht verwöhnt wurde. Auch Panslavist, aber im höheren Sinne, mehr als Mann der Wissenschaft, milder und vorurtheilsfreier als Palacky, brach er sich durch seine „Slavischen Alterthümer", 1828 als böhmisches Original, 1837 in deutscher Uebersetzung erschienen, die Bahn zur europäischen Anerkennung. 1826 war seine Geschichte der slavischen Sprache und Literatur erschienen, 1842 folgte seine slavische Völkerbeschreibung oder Ethnographie. Minder fruchtbar als Palacky, obschon ein bedeutender literarischer Nachlaß für Safařik's Fleiß Zeugniß ablegt, blieb er vorzugsweise der stilllebige Gelehrte, den der Politiker nie von seinen Pfaden ablenkt.

Für die Herausgabe von Material an Urkunden (Regesten) und Geschichtschreibern sorgen neben Palacky: Erben, Emler, Gindely, welcher Letztere Böhmens Geschichte im 16. und 17. Jahrhundert erforscht.

Die geschichtsfreundlichen Deutschböhmen zunächst unter Höfler's Führung, blieben auch darin mit Publicationen nicht zurück. Des Czechen V. Hanka's (geb. 1791) rechtsgeschichtliche Publicationen und Arbeiten wurden von C. Rößler's „Aelteste Rechtsdenkmale Böhmens und Mährens" (1845—1852) in wissenschaftlicher Beziehung ganz in Schatten gestellt. Es ist sehr zu bedauern, daß dieser Deutschböhme, dessen rechtsgeschichtliche Vorlesungen in Wien seit 1846 dem Gehalte nach so bahnbrechend wirkten, so bald dem Vaterlande den Rücken kehren und als Göttinger Extraordinarius einem feindlichen Schicksal erliegen mußte. Auch Dr. Aug. Legis-Glückselig (geb. 1806) verdient in rechtsgeschichtlicher Beziehung genannt zu werden.

In unserer Zeit hat sich auf czechischer Seite Hermenegild Jireček um das altböhmische Recht, Tomek um die Geschichte Prags verdient gemacht. — Im Lager der Deutschböhmen, welche besonders fleißig die Ethnographie, Topographie und Städtegeschichte neben der Culturhistorie pflegen: Andrée Schlesinger, Lippert, Pröckl, Hallwich u. A., in jüngster Zeit mit besonderer Gründlichkeit Prof. M. Pangerl und Prof. Loserth als Herausgeber kritisch gesichteter

Quellen und Monographiſten, ferner Kürſchner, ſind da zu nennen — iſt das jüngſte Handbuch der Geſchichte Böhmens von Schleſinger bearbeitet worden. In einen Band zuſammengedrängt, darf es mit der umfaſſenden Arbeit Palacky's nicht verglichen werden, aber den älteren deutſchen Handbüchern von Pabſt, Woltmann, Jordan iſt es weit überlegen und hat als Verſuch, die czechiſch-nationalen Anſchauungen Palacky's zu widerlegen, eine zeitgeſchichtliche Bedeutung.

In Mähren, wo die Gönnerſchaft des Landesgouverneurs, Grafen Mittrowsky, die Opferwilligkeit der Stände, die Gründung des Franzensmuſeums und ſpäter die des Vereins für Landeskunde als günſtige Momente vor und nach dem Jahre 1848 anerkannt werden müſſen, tritt neben Wolny der Landes-Archivar Anton Boczek (geb. 1802 in Mähren, † 1847) als Herausgeber des ſtofflich von Band zu Band werthvolleren „Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae“ d. i. der „Sammlung von Urkunden und Briefen zur Geſchichte Mährens“ — veröffentlicht auf ſtändiſch-landſchaftliche Koſten — ſeit 1836 in den Vordergrund, nachdem er ein Jahr zuvor durch die Monographie „Mähren unter K. Rudolph I.“ (Prag 1835) Aufmerkſamkeit erregt hatte. Die vier Bände des Codex ſo weit ihn 1836—1845 Boczek herausgab, und dem gleichzeitig nichts Aehnliches in Böhmen an die Seite geſtellt werden konnte, umfaſſen den Zeitraum bis 1293; den 5. bis 8. gaben Boczek's jüngerer Mitarbeiter Chytil und der gegenwärtige Landesarchivar V. Brandl heraus, und bald wird die ganze Luxemburger-Epoche abgeſchloſſen ſein.

Archivsdirektor v. Chlumeczky, durch die Monographie „Karl v. Zierotin und ſeine Zeit (1564—1615),“ (1862), in weiteren Kreiſen bekannt, lenkte in Gemeinſchaft mit Chytil durch ſeine „Regeſten der Archive der Markgr. Mähren“ (I. 1856), die Aufmerkſamkeit auf wichtige Funde und pflegte auch das Rechtsgeſchichtliche eifrig. Denuth gab eines der wichtigſten Denkmale, die Landtafel des Markgrafthums M. 1854, ſammt ihrer Geſchichte 1857 heraus.

Zum Landeshiſtoriographen wurde Wolny's Kloſtergenoſſe Dr. Beda Dudik (geb. in der Hanna 1815), der neben einer Reihe quellenmäßiger Arbeiten und archivaliſcher Reiſeberichte (über Schweden 1852 und Italien 1856) eine umfaſſende Geſchichte Mährens in Angriff nahm, von welcher gegenwärtig ſechs Bände vorliegen und dem Schluſſe der Přemyſlidenzeit zueilen. — Die Seele der hiſtoriſchen Section des Vereins für Landeskunde, deſſen Blüthezeit an dem nationalen Hader zu Grunde ging, iſt der unverwüſtliche Veteran der Geſchichtſchreibung ſeiner Heimat, namentlich in culturhiſtoriſcher Richtung enorm productiv, Chriſt. R. v. d'Elvert (geb. zu Brünn 1803). Unter den

Pflegern der Geschichte in böhmischer Sprache ist bloß der schon erwähnte Landesarchivar V. Brandl zu nennen.

Für Oesterr. Schlesien sei der jüngsten Arbeiten zur Landesgeschichte, der trefflichen Monographien G. Biermann's über Teschen und Troppau (1863, 1874) gedacht. Kopetzky und Lepař können nebenläufig erwähnt werden.

Wenden wir uns der ungarischen Ländergruppe zu. Es wurde bereits oben angedeutet, daß neben der gelehrteren Behandlung der ungarischen Reichsgeschichte in lateinischer und deutscher Sprache auch eine populäre Darstellung derselben im magyarischen Idiom mit nationaler Tendenz einher sich bewegt. Diese vertreten am Schlusse des 18. Jahrhunderts J. Szekér, im neunzehnten vor Allen Jos. Budai († 1841) und der besonders beliebte Ben. Virág († 1830), denen wir Guzmics und Péczely mit ihren Handbüchern (1830 und 1837), Kovacsóczy mit seiner histor. Zeitschrift Arpadia (seit 1833) anfügen können. Aber auch in strengerer Form finden wir die Geschichtschreibung magyarischen Idioms gepflegt, wie dies schon der Bestand der Fachzeitschriften: Oberungarische Minerva (Felsö Magyarország Minerva, Kaschau 1825 ...), des Magyar muzeum und insbesondere des wissenschaftlichen Magazins (Tudományos gyujteméng) vor 1848 andeutet. C. R. Rumi gab i. J. 1817 bereits eine dreibändige Sammlung magyarischer Geschichtsquellen heraus. Der Vertreter der magyarischen Geschichtschreibung und zwar jener, die sich einer unverblümt deutschfeindlichen Haltung befleißigt, wurde der gelehrte Heißsporn, Professor Stefan Horvát (geb. 1784, † 1846), dessen acht Publicationen aus den Jahren 1815—1844 am besten zeigen, wie verworren seine wissenschaftlichen Anschauungen durcheinander liefen, zu welchen abenteuerlichen Hypothesen sich seine ethnologischen Studien zuspitzten und wie beschränkt sein Gesichtskreis war. Aber der Ruf eines ehrlichen, fleißigen Sonderlings von vielseitigem Wissen in der Geschichte seines Volkes darf ihm nicht verkümmert werden. Eine einzige seiner Arbeiten, gegen Schwartner gerichtet, erschien (1815) in deutscher Sprache. Emsige Sammler und Arbeiter auf dem Felde der ungarischen Vergangenheit waren Jankovich, Perger, insbesondere Podhradczky in Quellenausgaben und Abhandlungen gemischten Werthes, sodann Jerney, Czech und Kerékgyárto.

Seit der Begründung der magyarischen Akademie der Wissenschaften (1825) war ein bedeutsamer wissenschaftlicher Mittelpunkt gegeben und große patriotische Spenden sollten allgemach wachsende Geldmittel zur Pflege der heimatlichen Geschichte abwerfen. Dazu

trat der mächtige Impuls, den Männer wie Szécsényi dem nationalen Bewußtsein gaben. So können wir um so mehr an das Jahr 1830 die Hauptphase der magyarischen Geschichtschreibung knüpfen und in den „Jahrbüchern der ung. Akademie" (1835 erschien der 1. Band) fanden sich die gleichstrebenden Köpfe zusammen. Es begann die Forschung nach Geschichtsquellen immer weitere Kreise zu ziehen. — Insbesondere müssen wir folgender Persönlichkeiten gedenken, welche theils für die Veröffentlichung von Quellenmaterial, theils für Bearbeitung der Geschichte Ungarns vor und nach dem verhängnißvollen Jahre 1848 Bedeutendes zu Tage förderten. Der Aelteste dieses Kreises ist der Domherr Georg Fejér (geb. 1766, † 1851), der, neben einer Unmasse meist lateinischer Dissertationen und Abhandlungen, in formloser und flüchtiger Manier geschrieben, seit 1829 die 45 Oktavbände seines Codex diplomaticus Hungariae herausgab und damit allerdings einem dringenden Bedürfniß entgegenkam. Leider ist diese riesige Urkundenfluth, meist nur roher Abklatsch der von Hevenessy, Kaprinay, Wagner, Jankovich und Anderen aufgestapelten Urkundensammlungen und Abschriften, ein das ganze Mittelalter umfassendes Labyrinth, in welchem man sich trotz der von den Akademikern Czinár und Knauz jüngst erst veröffentlichten Real- und chronologischen Register nicht leicht zurechtfindet, und wobei man, ungeachtet der endlosen Ergänzungen unserer Tage in Wenzels: Codex Arpad. continuatus, im Codex patrius u. s. w., immer von dem Gefühle der inneren Unvollkommenheit und Unsicherheit des ungeheuerlichen Werkes beschlichen wird. Für eine besondere Ausgabe der Quellen der ältesten Epoche, der Arpádenzeit, sorgte der geistvolle Botaniker, Philologe und Historiker Stefan Endlicher, leider zu früh verstorben, durch die Monum. hist. Hung. Arpad. (2 Bde. 1848—49, St. Gallen, herausg. von Tschudi) und durch die „Gesetze des heiligen Stephan" (1849).

Die Geschichte Ungarns seit 1526 hätte den tüchtigsten Quellenforscher und Bearbeiter an dem leider früh verstorbenen Gévay (geb. 1796, † 1845) gefunden, wie seine bezüglichen Veröffentlichungen beweisen. Mit seinen Forschungen berührte sich der gründliche Jászai (geb. 1809, † 1852), während Graf Joseph Teleky (geb. 1790, † 1855) langsam an der breit angelegten Monographie über die Glanzzeit Ungarns im Zeitalter der Corvinen sammelte, bis das Werk (Hunyadiak kora Magyarországon) 1852—1857 in 9 Bden. aber unvollendet an's Tageslicht trat. Für die Rechtsgeschichte waren Kelemen, Szlemenics, Virozsil, insbesondere der gründliche Bartal von Beleháza thätig. Eine den deutschen wissenschaftlichen

Leiſtungen dieſer Art verwandte iſt die vorzügliche Ausgabe des Ofener Stadtrechtes von Michnay und Lichner (Preßburg, 1845) als eine wahrhaft grundlegende Arbeit.

Der bedeutendſte Literarhiſtoriker Ungarns wurde der unlängſt verſtorbene Zipſer Deutſche Karl Schedel, mit dem magyariſchen Namen Toldy (Ferencz). Wie ſehr überhaupt noch vor 1848 die Deutſchungarn die Iſolirtheit ſcheuten und mit offener Fahne in das nationale Lager zogen, beweiſt Inhalt und Ton der auch hiſtoriſch nicht unbedeutenden „Vierteljahrſchrift von und für Ungarn", welche, von Em. Henſzelmann redigirt, 1844—46 zu Leipzig erſchien.

Ein Hauptarbeiter auf dem Felde der magyariſchen Geſchichtſchreibung und lange ohne ebenbürtigen Rivalen wurde Michael Horváth (geb. 1809 zu Hatvan, daher auch mit dem Schriftſtellernamen Hatvani verſehen), Exbiſchof und Exminiſter, den die Bewegungsepoche für lange zum Verbannten machte, bevor er wieder die Heimat ſah und hier einer der bedeutendſten Akademiker und Vorſtand der hiſtoriſchen Geſellſchaft (tört. társulat) wurde. Seine erſten bedeutenderen Arbeiten beginnen mit dem Jahre 1840 und gipfeln in der allgemeinen Geſchichte Ungarns, welche 1860—63 in 6 Bänden erſchien und deren Hauptwerth in der Schilderung des 16. und 17. Jahrhunderts liegt. Eine ältere Ausgabe der Geſchichte Ungarns in deutſcher Sprache, von ihm ſelbſt ſpäter als ohne ſein Wiſſen erſchienen bezeichnet (in 2 Bdn. 1851—1855 zu Peſth), iſt allerdings ſtofflich unverhältnißmäßig mangelhafter, hat aber auch wieder ihre Vorzüge in der Rundung und Unbefangenheit der Darſtellung.

Horváth hat Intereſſe für die Culturgeſchichte und ein großes Geſchick für Ebenmaß und Leichtigkeit der Darſtellung. In dieſer Beziehung ſteht ihm der jüngere Arbeitsgenoſſe Ladislaus Szalay (geb. 1813, † 1864) nach, deſſen Geſchichtswerk bis in's erſte Dezennium des 18. Jahrhunderts (bis 1709) fertig gebracht, trockener und ſchwerfälliger ſich anläßt, dem Horváth'ſchen jedoch wieder an Schärfe der Auffaſſung überlegen iſt und für das 17. beziehungsweiſe 18. Jahrhundert ſtofflich entſchieden reicher und eigenſtändiger genannt werden muß. Jedenfalls iſt Szalay's früher Tod ein Verluſt für die magyariſche Geſchichtſchreibung.

Dieſen beiden Hiſtorikern gegenüber, deren Name auch dem Auslande beſtbekannt iſt (von Szalay's Werke wurde auch eine deutſche Ausgabe begonnen), muß des Grafen Joh. Majláth deutſch geſchriebene Geſchichte der Magyaren (1828 ff.) ein ſchwaches Stück Arbeit genannt werden, noch mehr Compilation als dies ſeine Geſchichte des öſterr. Kaiſerſtaates iſt. Von Nichtungarn haben der

älteſten Epoche ihr kritiſches Augenmerk insbeſondere Selig-Caſſel, Büdinger und Rösler zugewendet.

Seit der Pacification Ungarns, insbeſondere aber ſeit dem Ausgleichsjahre 1866 ſchwillt die magyariſche Geſchichtsforſchung und Geſchichtſchreibung immer mehr an, — es ſei nur an K. Ráth, Knauz, G. Wenzel, Nagy, Szabó, Salamon, Szilágyi, Thaly, Mátyus .... erinnert —, doch macht gleichzeitig ſich eine gewiß nicht förderliche Abſperrung und Selbſtgenügſamkeit geltend. Nicht Alle denken ſo vorurtheilsfrei wie ein Ipolyi, der verdiente Archäologe, oder Paul Hunfalvy, der gewiegte Ethnograph und Sprachforſcher, deren ſelbſtgeſchaffener Name allerdings das Nichtmagyarenthum der Abſtammung nur verſchleiert, wie dies z. B. unter Anderen auch bei dem fleißigen Fraknói (früher Frankl) der Fall iſt. — Rüſtig publicirt die Akademie zu Peſth: Geſchichtſchreiber und Urkunden in den „Monumenta Hungariae" (Emlékek), Abhandlungen und kleinere Geſchichtsquellen im hiſtor. Archiv (tört. tár.), neben beſonderen Sammlungen; die Zeitſchrift Budapesti szemle (Peſth-Ofner Rundſchau) vertrat auch die Intereſſen der Geſchichte. Auch eine lebensfähigere hiſtoriſche Zeitſchrift, die „Jahrhunderte" (Századok) iſt ſeit 1867 von der hiſtoriſchen Geſellſchaft in's Leben gerufen; noch eine Reihe von Namen außer den oben angeführten könnte aufgezählt werden, die alle auf geſchichtlichem Felde thätig ſind, — aber wir müſſen ſchließen, um das Einſchlägige an anderen Orten zur Geltung zu bringen. Speciell für die Geſchichte des Banates ſei außer der ältern Arbeit Griſelini's die neuere, tüchtige von Schwicker neben der von Böhm erwähnt, — ſämmtlich deutſch geſchrieben.

In Siebenbürgen fällt der Löwenantheil den emſigen mit deutſcher Wiſſenſchaft rege verkehrenden Sachſen zu. Selbſt der bedeutendſte Sammler unter den ſiebenbürgiſchen Magyaren vor 1848, Graf Joſeph Kemény, hat durch die von Trauſchenfels fortgeſetzten „Deutſchen Fundgruben zur Geſchichte Siebenbürgens" (Klauſenburg, 1840) in dieſer Richtung gearbeitet. Beſondere Verdienſte erwarben ſich unter den Sachſen ſeit dem J. 1830 Benigni von Mildenberg und Neugeboren, ſchon als Herausgeber der Zeitſchrift „Transſilvania" (1833—1838). Ihnen gleichzeitig arbeitete Karl Schuller, deſſen „Umriſſe und kritiſche Studien zur Geſchichte von Siebenbürgen" (1840—1851) in ihrer Art bahnbrechend genannt werden müſſen und Anton Kurz mit dem „Magazin für die Geſchichte Siebenbürgens" (1844), fortgeſetzt von dem fleißigſten aller Sammler, Trauſch v. Trauſchenfels und Bebeus v. Scharberg mit ſeinem hiſt.-geneal.-geographiſchen Atlas von

Siebenbürgen (1839—1850). Der Verein für siebenbürgische Landeskunde, dessen Archiv seit 1843 immer mehr die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich zog, ist einer der rührigsten. Eine seiner bedeutendsten Kräfte ist zugleich der dem Auslande geläufigste Geschichtschreiber seines Volkes, G. D. Teutsch, aus einer alten literarisch thätigen Familie. Schon 1846 trat er mit einer kurzgefaßten Geschichte des Landes in Binder's Erdbeschreibung Siebenbürgens hervor und erlangte (1852—54) den Preis für seine trefflich geschriebene „Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk", die kürzlich in neuer Ausgabe in die Welt ging. Auch sein kurzes Handbüchlein (Abriß der Gesch. Siebenbürgens f. Studirende. 2. Aufl. Kronstadt, 1865) mit reicher Literaturangabe ist werthvoll. Zur Erforschung der Heimatfrage der Sachsen Siebenbürgens zeigen sich mehrere gute Federn thätig. Das alte Dacien fand an Ackner und Müller kundige Forscher, die Arpadenzeit an dem von Teutsch (mit Firnhaber) herausgegebenen Urkundenbuche eine feste Grundlage. Für die Rechtsgeschichte arbeitet F. Schuler v. Libloy. Für die Zeit des 17., 18. Jahrhunderts fand sich an einem heimisch gewordenen Ausländer, F. v. Zieglauer, ein Monographist von Beruf.

Die magyarischen Leistungen sind durch die Grafen Kemény, Mikó, durch Kovács, Kővári, A. Szilágyi u. A. vertreten. — Langsam regt es sich auch unter den Rumänen, im Zusammenhange mit den gleichen Bestrebungen in Jassy und Bukurescht.

Die historischen Leistungen Slavonien-Croatiens müssen in Verbindung mit denen Dalmatiens kurz erörtert werden, bei dem innigen Zusammenhange der Slaven des „dreieinigen Königreiches." — Von den älteren Arbeiten eines Taube, Schimek, Pejacsevics, Csaplovics, Hitzinger kann nicht gehandelt werden. Mikóczy's Arbeit und Nachlaß bedeutet nicht viel. Der Beginn einer neuen Aera der kroatisch-nationalen Historiographie knüpft sich an Ivan Kukuljević-Sakčinski und die Gründung der Agramer südslavischen Akademie, nicht weniger auch an die werkthätige Gönnerschaft des bekannten Bischofs Stroßmayer. Kukuljević ist bahnbrechend aufgetreten. Seine zahlreichen Abhandlungen, seine Vorarbeiten zu Quellenausgaben und die bezüglichen Publicationen beweisen dies. Die südslavische Akademie in Agram entfaltet seit Jahren eine große Rührigkeit in Quellenausgaben (Monumenta slavorum meridionalium), denen, gleichwie der Geschichte Ungarns, die Sammlungen bezüglicher Papsturkunden durch den verstorbenen römischen Bibliothekar und Antijesuiten A. Theiner sehr fördernd

entgegenkamen, — und andererseits in Abhandlungen, welche im Rad, als Hauptorgan der Akademie abgedruckt erscheinen. Zu den fruchtbarsten Arbeitern zählen Ljubič, Rački, Matkovič, neben Mesič, Pavič und Anderen. Insbesondere werden die Urkundenschätze Venedigs ausgebeutet. Der Ragusiner Bogišič hat jüngst Bedeutendes für die kroato-serbische Rechtsgeschichte veröffentlicht. Der Geist der Exclusivität ist auch hier im Wachsen. Für das italienische Dalmatien, wo besonders die römischen Alterthümer auf der Tagesordnung bleiben, können die Arbeiten eines Solitro, Lago, Carrara, Gliubich Erwähnung finden.

Galizien ist in historischer und literarischer Beziehung ein Stück Polens, die Warschauer Historiographie, die bezüglichen Bestrebungen in Posen begegnen sich mit denen in Krakau. Seit der österreichischen Occupation (1772, 1795) des eigentlichen Galiziens fehlte es nicht an offiziösen Federn, die über diese neue Erwerbung schrieben. Hierher zählen außer dem Werke des ungarischen Geschichtschreibers Engel (Gesch. von Halitsch und Wladimir, bis 1773. Wien, 1793, 2 Bde.), die Werke eines Hoppe (1793) Jekel (Gesch. der poln. Staatsveränderungen, Wien. 1794—1809), Herz (geschichtliche Darstellung der Gesetze in Galizien. Wien, 1835). Die nationale polnische Geschichtsforschung gewann seit 1830 auch in Oesterreichisch-Polen einen regern Aufschwung, und die Krakauer Akademie entwickelt jetzt eine immer größere Rührigkeit in Publicationen, besonders in Bezug alter Rechtsquellen, für welche namentlich Helcel thätig ist.

Eine der wichtigsten Grundlagen, die mittelalterliche Quellenkunde zur Geschichte Polens, hat der deutsche Geschichtsprofessor Zeißberg, vormals in Lemberg thätig, in seiner von der jablonowskischen Gesellschaft preisgekrönten Arbeit geschaffen. Auch Gutschmids mit seiner Kritik Kudlubek's, der Dissertation Smolka's über die ältesten poln. Annalen sei gedacht. Bielowski's Geschichtsdenkmäler Polens (Monumenta Poloniae historica) sind ein maßgebendes Quellenwerk. Wer die alte Geschichte Polens, beziehungsweise Galiziens, kennen lernen will, thut am besten, wenn er sich an das tüchtige deutsche Werk von Roepell und Caro (in der großen Sammlung bei J. A. Perthes in Gotha erscheinend) hält. In der alten Epoche versuchte sich Szaraniewicz, doch mit getheiltem Erfolg. Eine der besten Arbeitskräfte ist Liske in Lemberg.

Für die urkundliche Geschichte Lembergs hat Rasp eine tüchtige Publication in den Wiener akad. Schriften geliefert. —

Wir eilen zum Schlusse, zur Würdigung der monographischen

Leistungen in einzelnen Perioden der Geschichte Oesterreichs und der provinzial-geschichtlichen Arbeiten der cisleithanischen Erbländer.

Die monographische Arbeit, welche für bedeutende Zeitabschnitte, und zwar für die Epoche Ferdinand's I., F. Buchholtz (1831—1838, 9 Bde.), für die Rudolph's II. und Mathias Hammer-Purgstall (Kard. Khlesl, 4 Bde., 1847—51) in voluminösen Werken leisteten, begann immer mehr Vertreter zu finden. Die ethnographisch-historische Richtung besitzt maßgebende Autoren an Frhrn. v. Czörnig, Ficker und an dem leider zu früh geschiedenen R. Rösler, dessen Arbeiten auch in die ungarische Reichshistorie eingreifen und kritische Untersuchungen auf philologischer und geographischer Grundlage darstellen. Die archäologische Richtung vertreten Seidl, (†) Kenner, Frhr. v. Sacken, J. Arneth (†) Bergmann, Feil (beide †)und die anderen Mitglieder und Arbeiter im Wiener Alterthumsverein, bei der anthropologischen Gesellschaft und in der Centralcommission für Erhaltung mittelalterlicher Baudenkmale. In der römischen Epoche arbeiten mehrere Federn, wir wollen nur an Aschbach, Kenner, Glück und an die zahlreichen provinzialgeschichtlichen Forschungen erinnern, andererseits an die geistvollen Leistungen des Ausländers Steub, Tirol betreffend.

Das früheste Mittelalter wird auch mit Vorliebe gepflegt. Für die Babenbergerzeit ist A. v. Meiller maßgebend geworden, ferner Jäger, Büdinger, Zeißberg. Der Zeitraum von 1246 an liegt in O. Lorenz' berufenen Händen, das 14. Jahrhundert beschäftigt A. Huber vorzugsweise, auch J. Ficker's mustergültige rechtshistorische Arbeiten schlagen ein. Er ist die Seele der Arbeiten der Innsbrucker kritisch-historischen Schule. In der hussitischen Epoche begegnen sich zahlreiche Forschungen, als deren Hauptführer auf der einen Seite Palacky, auf der andern Höfler zu gelten haben. Für das 15. Jahrhundert in seiner zweiten Hälfte fallen die Arbeiten Chmel's, Jäger's, Birk's und von böhmischer Seite Palacky's in's Gewicht. Das 16. Jahrhundert erscheint von Gindely, M. Koch und insbesondere von Hurter bedacht, deren Monographien wir auch im Folgenden begegnen, abgesehen von der reichen Specialliteratur für manche Punkte, wie z. B. für die Wallensteinfrage. Die leopoldinische Zeit fand an Alfred v. Arneth und an A. Wolf maßgebende Arbeiter und beide grenzen auch im 18. Jahrhundert in der theresianisch-josephinischen und leopoldinischen Epoche zusammen. Jedenfalls dürften die Monographien Arneth's bald den ganzen Zeitraum von 1683 beiläufig bis 1780 geschlossen umspannen. Für den Schluß des 18. und den Anfang des 19. Jahrh.

trat neben Wolf als fruchtbarster Monographist und Gegner Sybel's der jüngst verstorbene v. Vivenot auf. Frhr. v. Helfert hat diese Zeit und besonders die seit 1848 als Arbeitsgebiet auserseben. Diese Andeutungen, welche auf jede Vollständigkeit verzichten, müssen eben genügen. Die österr. Rechtsgeschichte fand abgesehen von Rösler und Würth an F. Bischoff, J. Ficker, Meiller, Siegel, J. Tomaschek ... ihre Vertreter.

Kein unerfreuliches Bild gewährt die Regsamkeit der provinziellen Historiographie der deutschen Erblande, welche fast überall an Geschichtsvereinen den Einigungspunkt findet.

In Nieder-Oesterreich, welchem Wien (seit Hormayr, von Tschischka, J. Jäger, Schlager, Schimmer, Bermann, Weiß historisch-topographisch behandelt; geologisch-historisch von Sueß) das naturgemäße Uebergewicht verleiht, ist insbesondere der Verein für niederösterr. Landeskunde thätig und seine „Blätter", sein „Jahrbuch" ist reich an detaillirten Untersuchungen. Dazu tritt die massenhafte Publication von niederösterreichischen Klosterurkunden in der Quellensammlung der k. k. Akademie (fontes rerum austriacarum, II. Abth.), die bezügliche monographische Thätigkeit, die sich mit der früheren eines Blumberger, Fischer, Frast, Koll, Keiblinger, Zeibig und der noch älteren in der „kirchlichen Topographie von Niederösterreich" berührt. Die Specialarbeiten müssen für die Bezugsstelle verspart werden. Ober-Oesterreich publicirt die Jahresschriften des Museums Franc. Carolinum, es besitzt auch ein der Vollendung zureifendes Urkundenbuch. Seine bedeutendsten Arbeiter auf geschichtlichem Felde sind, außer dem verstorbenem Stülz, Gaisberger, Lamprecht, vor Allem jedoch Pritz mit seiner zweibändigen Landesgeschichte.

Salzburg besitzt gleichfalls seinen Verein für Landeskunde, der jährliche Mittheilungen publicirt. Sein fleißigster Monographist nächst dem ältern Zauner-Gärtner war Koch-Sternfeld; ein gewissenhafter Topograph ist Kürsinger. In letzterer Zeit (1866) schrieb der Geistliche A. Pichler eine nicht unbrauchbare Geschichte des Landes und Zillner eine Culturgeschichte in Umrissen (1871). Die Steiermark verfügt über einen historischen Verein, welcher jährlich zweierlei Publicationen, die älteren „Mittheilungen" und die „Beiträge z. K. stm. Geschichtsquellen" bringt. Seinen Bestrebungen entstammt das grundlegende Urkundenbuch, bearbeitet vom Landesarchivar J. Zahn, als einen der maßgebendsten Vertreter der historischen Wissenschaft im Lande, und die Publication des mittelalterlichen Landrechtes der Steiermark durch Prof. F. Bischoff,

den thätigen Rechtshistoriker. In mittelalterlicher Topographie arbeitet insbesondere v. Felicetti. An den bereits verstorbenen A. v. Muchar, Benedictiner des Stiftes Admont, Verfasser der Geschichte des Herzogth. Steiermark, die in 8 Bänden bis 1557 vorrückte, zur Hälfte jedoch bloße chronologisch geordnete Materialiensammlung genannt werden muß, reiheten sich zahlreiche Arbeiter auf diesem Felde, unter denen der verstorbene Epigraphiker Knabl und der Genealoge Tangl einen ehrenden Nachruf verdienen. Andere Leistungen werden an Ort und Stelle erwähnt.

Kärntens neuere Geschichtschreibung besaß an dem bereits hingeschiedenen Frhrn. v. Ankershofen den eigentlichen Mittelpunkt. Ihm verdankt der historische Verein in Klagenfurt das Meiste. Das Organ desselben ist das leider in's Stocken gerathene Archiv für Topographie und Geschichte. Das verdienstliche Handbuch der Geschichte Kärntens wurde von zwei Seiten in Angriff genommen. Herrmann führte seine Aufgabe von 1335 bis zur Neuzeit durch, von Ankershofen, der die Anlage zu breit machte, förderte seine Aufgabe von der Urzeit bloß bis 1122; Tangl übernahm sodann die Zeit von 1269 an, aber auch er wurde bald vom Tode überrascht; die Partie von 1122—1269 ging noch bis jetzt ganz leer aus. Für die antike Epoche arbeitet besonders v. Jabornegg-Altenfels.

In Krain wirkte der historische Verein, so lange die nationale Spaltung das Deutschthum nicht in's Gedränge brachte, mit Erfolg. Seine Mittheilungen seit 1846 zeigen sich von einem Diplomatarium Carniolicum, oder Urkundenbuche Krains, begleitet. Klun's Archiv (1852—54) war ein Anlauf zur Gesammtdarstellung der Landesgeschichte, aber äußerst problematisch in seinem Werthe. Der bezügliche Versuch von Radics blieb unfertig. Gegenwärtig schafft Dimitz, längst die Seele des historischen Vereins und seiner Mittheilungen, an einer tüchtigen Landesgeschichte, von welcher bereits eine Reihe von Heften vorliegt. Sie umfassen die Zeit bis 1705.

Görz-Gradiska fand an della Bona, an Schreiner (in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie), Grafen Coronini (Aquileja's Patriarchengräber), u. A. Monographisten. Alle diese Leistungen überflügelte der Frhr. v. Czörnig durch sein vor nicht langer Zeit erschienenes umfassendes Werk.

Istrien-Triest besaß an dem verstorbenen Kandler seinen rührigsten und belesensten Historiker. Außer zahlreichen Monographien sorgte er auch für den Abdruck eines Urkundencodex von Istrien (Codice dipl. Istriano) als Beilage des wissenschaftlichen

Organs: „Istria." Für die Geschichte der Stadt, welche an Scussa und della Croce ältere Chronographen besitzt, seien Rossetti, Mainati (b. †) und Bandelli neben den Deutschen: H. Costa und Löwenthal erwähnt. Ein sehr berufener jüngerer Historiker scheint neben Combi und Hortis Benussi werden zu sollen, wie seine Programmarbeit über die älteste Epoche Istriens verräth.

Hiermit sei die Uebersicht geschlossen, die eben nur andeuten, nicht erschöpfend darstellen soll und kann, und nicht als eine vollständige Bibliographie zu gelten hat.

In Tirol, welches an der von Dipauli angelegten Tiroler Bibliothek einen wichtigen handschriftlichen Apparat zur geschichtlichen Forschung, ein reiches Archiv und neben der Zeitschrift des Ferdinandeums noch ein Organ des historischen Vereins, das Archiv für Geschichte Tirols besitzt, neben dem Tiroler Boten und der Schützenzeitung, die auch häufig Historisches bringen, wurde und wird, rüstig gearbeitet. Die Monographien der Gesammtgeschichte Tirols eines Thaler, eines Seel wurden schon von R. Kink's „Vorlesungen über Geschichte Tirols" (bis 1363) (Innsbruck, 1850) weit überholt. Die Forschungen Jäger's, Giovanelli's, Ladurner's, B. Weber's, des Grafen Brandis, Rapp's u. A., denen die jüngeren Kräfte, Schüler des bedeutenden J. Ficker, wie Huber, Durig .... sich anschließen, verdienen Erwähnung. Gegenwärtig besitzt Tirol auch ein der Vollendung nahes und gutes Handbuch der Landesgeschichte von Jos. Egger.

Vorarlberg, das kleine, aber rege Land, fand an Merkle, Waizsäcker, Vanotti, Kaiser, Zimmermann ... Historiker. Der bedeutendste und rührigste war der jüngst verstorbene Akademiker Bergmann.

So zeigt sich denn allüberall die Thätigkeit des Sammelns, kritischen Durchforschens und Sichtens und der gestaltenden Arbeit in größeren und kleineren Würfen. Ihr begegnet die befreundete, nach allen Richtungen anschwellende Literatur Deutschlands, dessen Forschungen unaufhörlich in's Donaualpenland herübergreifen. Möge die Theilung der Arbeit gedeihlich bleiben und ihr Zusammenhang die nachbarliche Freundschaft und beiderseitige Achtung wahren und festigen.

Jeder fachwissenschaftlich gebildete Inländer weiß am besten, was die Geschichte Oesterreichs den quellenkritischen Arbeiten und Editionen der Monumenta Germaniae, andererseits der Münchner historischen Commission schuldet, und vom ältesten bis jüngsten Zeitraume den Leistungen eines Mommsen, Böhmer, Dümmler, Wattenbach, den Forschungen Ranke's und seiner Schule, einem

Waitz, Giesebrecht, Köpke, Hirsch, Wilmans u. A., den Urkundenarbeiten Jaffé's, den Forschungen Sybel's, Droysen's, Häusser's Voigt's, auch Gfrörer's und O. Klopp's umfassenden Monographien verdankt. Die Reihe solcher Namen würde sehr in die Länge schießen; doch es sei genug. Wir hüben konnten dabei viel lernen und haben auch gelernt. Nicht minder aufrichtig ist die Anerkennung, die der Oesterreicher den maßgebenden Leistungen jener Männer zollt, welche dem Auslande angehörig, bei uns in wissenschaftlichen Kreisen wirken und schaffen; wir brauchen nur die Namen Aschbach, Büdinger und Sickel in Wien, Höfler in Prag, J. Ficker in Innsbruck zu nennen.

Aber ebenso darf der Oesterreicher die Zuversicht hegen, daß man drüben im Reiche der Einschlagfäden billig gedenkt, welche hüben für das eine große Gewebe der Wissenschaft mitgearbeitet werden, — der historischen Wissenschaft, welche Gemeingut ist und bleibt und nicht Monopole, nicht Coterieen, nur Beruf und Arbeitsgenossenschaft braucht. Und diese erfreuliche Arbeitsgenossenschaft Deutschlands und Oesterreichs begegnet uns auf Schritt und Tritt, insbesondere auf dem Boden kritischer Arbeit. Wir wollen da nur auf Lorenz' Fortsetzung der Wattenbach'schen Quellenkunde des Mittelalters, und auf den Eintritt des Innsbrucker Paläographen und Diplomatikers Stumpf's in die Herausgeberschaft der Monumenta Germaniae als jüngste Beispiele verweisen.

Die Gelehrtenrepublik soll eben auch Republik sein, und das Kennzeichen einer guten Republik ist die opferwillige Arbeit des Einzelnen für das Ganze und die unerbittliche Herrschaft des Gesetzes — der Wissenschaft.

Nachtrag. An dieser Stelle seien als Ergänzung des Literaturverzeichnisses zur Historiographie des Küstenlandes: der Anhang der Storia cronografica di Trieste del c. V. Scussa (—1695) her. von Kandler. Triest 1863 Fol. (183—193) und der bibliographisch ungemein reichhaltige: Saggio di Bibliografia Istrianana (h. von Vaterlandsfreunden; red. v. Combi.) Capodistria, 1864 — nachgetragen.

Zweites Buch.

Einleitendes. 1. Wesen und Behandlung der Geschichte Oesterreichs. 2. Oesterreichs Bodengestaltung im Verhältniß zu seiner Geschichte. 3. Ethnographische Uebersicht. 4. Nachbarliche Verhältnisse Oesterreichs in ihrer historischen Begründung.

Literatur.

Zum 2. Abschnitt. Die Handbücher der Geographie von Klöden, Roon, Daniel, Guthe und Schacht-Rohmeder. Die Werke von J. G. Kohl. B. Cotta, Deutschlands Boden, 1854. Schaubach, die deutschen Alpen, 2. Ausgabe in 5 Bdn. (1871—3) C. Ritter, Europa, Vorles. h. v. Daniel 1863. A. Schmidl, Oesterr. Vaterlandskunde, 1852. Hain, Handbuch der Statistik des österr. Kaiserstaates, 1852. Häufler, Oesterreich, 1854—56. Becker (Warhanek), Oesterr. Vaterlandskunde, 1855. Schmidl-Warhanek, das Kaiserthum Oesterreich, 1857. Steinhauser, Geographie v. Oesterreich-Ungarn, 1872. Grassauer, Landeskunde von Oesterreich-Ungarn (ein knapper Grundriß mit reicher Literatur), 1875. Umlauft, die österr.-ungar. Monarchie, geogr.-statist. Handbuch, 1876.

Hauer, geolog. Uebersichtskarte der österr. Monarchie in 12 Bdn., sammt Text oder Legende. Von dems., die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntniß der Bodenbeschaffenheit der österr.-ungar. Monarchie, 1874—75 (sammt geolog. Karte). J. G. Kohl, die Donau, 1854. Von dems., die geograph. Lage der Hauptstädte Europa's, 1874. K. F. Peters, die Donau und ihr Gebiet. Eine geolog. Skizze. Leipzig (ein Theil der internat. Bibl. 1876, dessen Aushängebogen ich durch Güte des Verf. benutzen konnte).

v. Hoff, Gesch. der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche, 1822—1841. E. Suess, Die Erdbeben Nieder-Oesterreichs, 1873.

Zum 3. Abschnitt. Bernhardi, Deutsche Sprachenkarte, 184. W. Wachsmuth, Gesch. Deutscher Nationalität, 1860—1862. Häufler, Versuch einer Sprachenkarte der österr. Monarchie. (1849) Czörnig, Ethnogr. Karte der österr. Monarchie, 1. Ausg., 1855, 2. Ausg. im größ. Maßst., 1856. Ethnographie der österr. Monarchie, 1857 (3 Bde. 4°). Von dems., Vertheilung der Völkerstämme und Gruppen in der österr. Monarchie, 1857. (vgl. die krit. Bem. v.

R. Böckh). A. Ficker, Bevölkerung der österr. Monarchie, in ihren wichtigsten Momenten statistisch dargest., 1860 (Gotha); von dems.: Die Völkerstämme der österr.-ung. Monarchie, hist.-geogr.-statistisch, 1869 (Wien). Safařik, Slovansky národopis (slav. Ethnographie) 185. . . . Palacky in der böhm. Musealzeitschrift 1846.

Schmalfuß, die Deutschen in Böhmen, 1851. Ficker, Bevölkerung Böhmens, 1864. D. Andrée, Nationalverhältnisse und Sprachgrenzen in Böhmen, 1870. Von dems.: Tschechische Gänge, böhm. Wanderungen und Studien, mit einer Sprachenkarte. 1872. Kořistka, Mähren und Schlesien (mit 4 Kärtchen) 1861. Enns, das Oppaland, 1837. Stupnicki, Galizien und Lodomerien, 1853. L. Glatz, Galizien, 1864. Petter, Dalmatien, 1856, 2 Bde. Maschek, Manuale del Regno di Dalmazia, 1871 (jährlich erscheinend). Keleti, Uebersicht der Bevölkerung des Staatsgeb. u. s. w. 1871. Bidermann, die ungar. Ruthenen, ihre Wohnsitze, Erwerb und Geschichte, 1863. Bielz, Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens, 1857. Boner, Siebenbürgen (deutsche Ausgabe des engl. W.: Transylvania, its products and its people. 1865). Csaplovics Slavonien u. z. Theile Kroatien, 1819. Hitzinger, Statistik der Militärgrenze 1817. Schwicker's und Böhm's Werke über das Banat, 1861, 1865.

Inhaltsübersicht.

3. **Ethnographische Uebersicht.** Deutsche Sprachgrenzen. Geschichtlicher Entwicklungsgang der deutschen Bevölkerung im Alpengebiete. Die hercynisch-sudetische Ländergruppe. Historische Verhältnisse. Vertheilung und Geschichte des Deutschthums im nordkarpathischen Lande. Der Deutsche in Ungarn und Siebenbürgen. Vertheilung der deutschen Bevölkerung nach den drei Ländergruppen. Rückblick. — Die österr. Slavenwelt. Die Bewegung der Nordslaven in der Geschichte (Czechoslaven und die anderen Nordslaven. Lechen. Ruthenen). Der polnische (lechische) Stamm. Die Czechoslaven. Die mährischen Slaven. Die Slovaken. Die Südslaven Oesterreichs. Slavonien und Kroatien im historischen Sinne. Die alten Kroaten und das heutige Kroatien. Dalmatiner. Serben. Die Alpenslaven oder Slovenen. Rückblick auf die gesammte Slavenwelt. Vertheilung der gesammten Slaven. Die Magyaren in Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Kroatien. Rückblick. Zahlenverhältniß der Magyaren. Die Ostromanen oder Rumänen (Wallachen) Oesterreichs. Ihre historische Ansiedlung in Ungarn und Siebenbürgen. Die Westromanen oder Italiener Oesterreichs. Ihre Vertheilung. Die Ladiner. Dalmatien. Welschtirol. Zahlenverhältnisse.

4. **Geschichtliche Beziehungen Oesterreichs.** Deutsches Reich. Entwicklung aus demselben. Habsburg-Oesterreich. Parallele zwischen Habsburg und Hohenzollern. Analogie und Gegensatz. Die Verhältnisse der Gegenwart. Historische und reale Politik. Anwendungen auf die Behandlung der Geschichte Oesterreichs. Schweiz. Italien. Süddonauländer und Balkanhalbinsel. Die orientalische Frage. Polen. Rußland. Frankreich. Spanien. Niederlande. Skandinavien. England.

---

1. Wesen und Behandlung der Geschichte Oesterreichs.

Staatliche Organismen stehen unter dem doppelten Entwicklungsgesetze äußerer und innerer Nothwendigkeit. Land und Leute bringt der Wellenschlag der Zeiten zusammen, Berechnung und Zufall liefern den Baustein, aber damit Land und Leute zum großen, selbstthätigen, zum lebendigen Ganzen werden, ein plan- und zielgerechter Bau zu Stande komme, bedarf es einer inneren bewegenden Kraft, einer Idee.

Verschieden ist der Bildungsstoff der staatlichen Organismen. Hier ist er gleichartig, dort äußerst gemischt in seinen Bestandtheilen. Hier bildet eine Nation oder ein Verband zusammengehöriger Stämme den Inhalt der Staatsform, dort begegnen wir einem Mosaik von Nationen und Völkerschaften; ja wir gewahren, daß sich der heutige Staatsorganismus aus abgelösten Theilen einer Reichsbildung und Ländergruppen von einstiger Selbständigkeit in politischer Beziehung allmählich und unter schweren Krisen seines Bestandes zusammensetzte.

Ein solcher Staat ist Oesterreich, der Staat der historischen Individualitäten, und sein reiches Geschichtsleben bewegt sich zwischen den Angriffspunkten zweier entgegengesetzt wirkenden Kräfte, deren eine, die dynastische, Alles zum Mittelpunkte des staatlichen Lebenskreises drängt, während die andere, die nationale, von diesem wegstrebt.

In der resultirenden dieser Kräfte, deren eine zum, die andere vom Mittelpunkte drängt, bewegt sich der Staatskörper vorwärts in beschleunigtem oder verzögertem Gange, je nachdem die eine oder andere Kraft überwiegt.

In seinem Grundbestandtheile zusammengesetzt aus Ländern des alten deutschen Reiches, die, an dessen äußerstem Umfange gelegen, frühzeitig dem Zuge eigener Interessen folgen und zu dynastischen Sonderbildungen sich gestalten, gelangt der Staat des „Hauses Habsburg-Oesterreich“ seit 1526 zur europäischen Bedeutung durch

den Anfall des böhmischen und ungarischen Reiches, welche ihr Eigenleben aufzugeben bemüssigt sind und nun zu Gliedern eines Staatskörpers werden. Geräuschlos und ohne Kampf vollzieht sich die Personalunion mit Böhmen, langsam, unter blutigen Kriegen, die mit dem Reiche jenseits der Leitha, und die Dynastie als Trägerin der Staatseinheit bemüht sich, diese Personalunion, so gut es sich anläßt, in eine Realunion umzusetzen. Es war dies eine Lebensfrage für den ungefügen, vielgestaltigen Gesammtstaat, und das Gefühl der Einzelbestandtheile, einem großen widerstandsfähigen Ganzen anzugehören, andererseits das Bewußtsein der widerstrebendsten Völker, außerhalb Oesterreichs keinen sichern Halt für eine sonderstaatliche Existenz zu finden, der beste Bundesgenosse der Dynastie in jenen Bemühungen. — Man hat oft die Gesammtstaatsidee Oesterreichs als eine bloße Fiction bezeichnet und dieses Reich ein unorganisches Gefüge, einen bloßen Mechanismus genannt, — aber mit Unrecht. Diese österreichische Gesammtstaatsidee ist allerdings in Ursprung und Lebensäußerung von nationaler Einheitsidee verschieden, — aber sie ist etwas Thatsächliches und äußert sich in jenem Gefühle der Zusammengehörigkeit, mag diese nun hier freudig, dort verdrossen anerkannt werden. Ihre Gewalt, wie die aller praktischen Ideen, nährt sich von der Macht der Interessen und wirkt in einem Zeitraume stärker, in dem andern schwächer, je mehr oder weniger die äußeren Geschicke oder innere Wandlungen des Staates diesen Interessen entsprechen.

Es wurde oben das Jahr 1526 als Geburtsjahr des österreichischen Gesammt- oder Großstaates bezeichnet. Dieses Jahr scheidet somit die Geschichte Oesterreichs in zwei Hauptabschnitte. Was vor 1526 liegt, ist Geschichte Deutsch-Oesterreichs, andererseits der böhmischen und ungarischen Staatenbildung, als künftiger Bestandtheile unseres Gesammtstaates, welche über dies lange vor der endgültigen Vereinigung in regen Wechselbeziehungen mit Deutschösterreich, ja vorübergehend in Personalunion standen.

Wir wollen diesen Zeitraum vor 1526 den der Länder- oder Bildungsgeschichte Oesterreichs nennen und dessen Ausgangspunkt in den Schluß des 10. Jahrhunderts, etwa auf das Jahr 976, legen. Der Name eines jeden Staates ist bedeutsam, es ruht darin gewissermaßen sein Werden angedeutet; Oesterreichs Staatsname ist der des Landes, welches den Kern der gesammten Reichsbildung abgab. Es tritt der Name nicht um vieles später auf, als das Babenbergerhaus die Geschicke der deutschen „Ostmark“ in die Hand nahm und einerseits Böhmens Machtaufschwung, andererseits Ungarns Staatsbildung

in den ersten Anfängen zu Tage tritt. — Aber wir müssen auch der Vorzeit der Donaualpen-, Sudeten- und Karpathenländer gerecht werden, denn weit zurück vor das Jahr 976 lassen sich die Grundlagen des Culturlebens und Volksthums dieser drei Gebiete verfolgen.

So haben wir es denn mit einer Vorhalle der Geschichte Oesterreichs — von der Urzeit bis 976 — zu thun, die wir allerdings rascheren Schrittes durcheilen müssen.

Dem bisher Entwickelten zufolge kann die Behandlung der Geschichte eines so eigenthümlich gebildeten Staatsganzen keine leichte sein. Das dynastische Einheitsmoment soll gebührend gewürdigt und das Sonderleben der Bestandtheile nicht vernachlässigt werden. Jedenfalls hat die Zeitfolge der Ländererwerbung den äußern Rahmen abzugeben, innerhalb desselben auf das Eigenleben der Bestandtheile vor und nach ihrer Vereinigung Rücksicht zu nehmen ist. Vor dem Jahre 1526 bilden die Wechselbeziehungen der allgemach vereinigten Ländergruppen den naturgemäßen Anhaltspunkt für die Gruppirung des Stoffes, und noch mehr ist dies nach ihrer Vereinigung der Fall. Besonders ersprießlich wird sich aber in beiden Perioden die vergleichende Behandlung des inneren Staatslebens und der Culturzustände gestalten.

Die folgenden drei Abschnitte sollen das Gesagte näher erörtern, denn nur wenn man Gegenwart und Vergangenheit des Staates vergleichend überblickt, seinen Boden, seine Völker, seine nachbarlichen Beziehungen von Einst und Jetzt in's Auge faßt, wird man das Naturgemäße seiner geschichtlichen Behandlung nicht vergreifen.

Darin möge eine Rechtfertigung der Anlage dieses Buches und seiner, dem Entwicklungsgange des österreichischen Geschichtslebens vorgreifenden, Haltung gefunden werden. Doch war es auch ein ökonomisches Moment, das den Verfasser dazu bestimmte. Niemand fühlt besser als er, wie schwer es sei, den überreichen Stoff in den engen Rahmen eines Handbuches verständlich und verdaulich unterzubringen. Die Masse der äußeren Ereignisse, oder das, was man gemeinhin politische Geschichte zu nennen beliebt, läßt bei solchen räumlichen Beschränkungen wenig Platz der ethnographischen Umschau, der rasche Strom der Thatsachen wenig Muße übrig für eine gesättigte Betrachtung des Völkerlebens neben der Heerstraße der Staatsactionen. Das Unentbehrlichste in dieser Richtung über Land und Leute Oesterreichs sollen nun die weiteren zwei Abschnitte in möglichst knapper Zusammenfassung bieten. (Das Maßgebende der historischen Geographie und Topographie folgt erst später

(VI. Buch) als Grundlage der Geschichte der einzelnen Ländergruppen.) Ihnen schließt sich ein vierter an, dessen Inhalt dem Verfasser gleichfalls zweckmäßig und platzgerecht erscheint, weil er die Entwicklung und europäische Stellung des österreichischen Staatswesens übersichtlich zeichnet.

---

2. Oesterreichs Bodengestaltung im Verhältniß zu seiner Geschichte.

Zwanzig Kronländer in zwei Reichsgebiete gegliedert, fünf Hauptstämme und zahlreiche Einzelvölker bilden die Grundbestandtheile Oesterreichs, das mit seiner Umfangslinie von 1100 geogr. Meilen an eilf Staaten, darunter vier Großmächte, grenzt und in seiner massigen Gestalt mit einem Flächenraume von 11,333 geogr. (10,803 österr.) Quadratmeilen oder 621,670 Q.-Kilom., ausgedehnt durch 17 Längen und 9 Breitengrade, in Europa eine bedeutsame centrale Stellung einnimmt.

Dieses innerlich so verschieden geartete Reich fußt auf einem Boden, dessen Grundvesten drei geologischen oder vier orographischen Gebirgssystemen und ebenso viel Flußgebieten angehören. Es finden sich hier die Gegensätze von Hoch- und Tiefland in ihrer ganzen Mächtigkeit und andererseits wieder die reichgegliederten Uebergänge zwischen beiden Bodenformen, Stufen, Hügellandschaften und Plateaus. Dazu tritt ein vielverschlungenes Wassernetz von größter Mannigfaltigkeit in der Bildung seiner Quellen, Bäche, Flüsse, Ströme und stehende Gewässer und eine Stufenleiter des Klimas, welche die bezüglichen Unterschiede des südlichen, centralen und nördlichen Europa's, unter Vorwalten des gemäßigten, zusammenfaßt.

Es ist längst die Zeit gekommen, wo der Historiker die wissenschaftlichen Erfolge der Geographie und Geologie dankbar verwerthet. Ein Staat, dessen Namen schon einen geographischen Begriff einschließt, dessen Wachsthum nicht bloß politischen Zufälligkeiten seinen Anstoß verdankt, sondern auch nach geographischen Gesetzen erfolgte, ein Staat, dessen Grundbestandtheile zugleich als geographische Gebiete, als Ländergruppen, auftreten und der in seiner Umfangslinie so wichtige nachbarliche Berührungen zeigt, ein solcher Staat bedingt eine genauere Würdigung seiner Bodenverhältnisse und dies um so mehr, je nothwendiger ein Vergleich derselben

mit den geschichtlichen Lebenszuständen seiner vielartigen Bevölkerung wird.

Die orographische Betrachtung scheidet Oesterreichs Länder, nach den drei Hauptgebirgen oder Gebirgssystemen, in Alpen-, hercynisch-sudetische und Karpathenländer. Als ein besonderes Glied pflegt man auch das Karstland von dem eigentlichen Alpengebiete abzusondern und dabei seinen Zusammenhang mit dem Balkansystem zu betonen. Geologisch und geognostisch bleibt es jedoch im innigen Verbande mit den Südalpen. Immerhin erscheint eine Absonderung empfehlenswerth für die Gruppirung der österreichischen Länder nach augenfälligen physiognomischen Merkmalen. Wir hätten mithin vier Gebirgssysteme und diesen entsprechend vier Ländergruppen, da die Küstenländer Oesterreichs vorzugsweise als Karstboden erscheinen. Die geschichtliche Bildung des österreichischen Staates läßt sich seiner natürlichen Gliederung zwangslos anpassen. Denn seine geschichtlichen Grundbestandtheile fallen mit der Alpen- Sudeten- und innerkarpathischen Ländergruppe zusammen, denen sich als jüngere Anwüchse die nordkarpathische Hochstufe der deutschsermatischen Ebene, Galizien und Lodomerien mit der Bukowina, andererseits der Haupttheil des österreichischen Küstenlandes im Norden und Osten der Adria beigesellen.

Die historisch-politischen Grenzen der genannten drei Ländergruppen fallen nicht genau mit den natürlichen zusammen. So gehört streng genommen ein großer Theil Westungarns, und zwar die von der Donau eingerahmte Landmasse in seiner Bodenbeschaffenheit den Alpenländern zu, nicht anders Nord-Croatien und Slavonien, wenn wir auch von dem Karstboden Süd- oder Hochcroatiens, als zu den Küstenländern gehörig, absehen wollen. Ebenso müssen wir vom orographischen und geologischen Standpunkte aus das Land Oesterreich ob und unter der Enns im Norden der Donau der hercynisch-sudetischen Ländergruppe und das östliche Mähren, ein Stück österreichisch-Schlesiens dem Karpathengebiete zuweisen. Im Großen und Ganzen decken sich jedoch die historisch-politischen und die natürlichen Grenzen, und was über die letzteren hinaus und umgekehrt innerhalb der ersteren fällt, hat eben als jener natürliche Uebergang oder Zusammenhang der einzelnen Ländergruppen zu gelten, welcher in den regen Wechselbeziehungen derselben auch vor ihrer Vereinigung sein Abbild findet.

Es wird die Aufgabe späterer Abschnitte sein, die natürlichen Begrenzungsverhältnisse und die geschichtlichen, die äußere Zugänglichkeit und innere Gliederung der Ländergruppen Hand in Hand

mit ihrem historischen Leben darzustellen. Hier muß die Andeutung der allgemeinsten Verhältnisse in groben Umrissen genügen.

Vorgelagert dem Alpenlande Oesterreichs nach Süden erscheint gegenwärtig kein österreichisches Tiefland, seitdem das lombardisch-venetianische Pogebiet, die jüngste bedeutende Ländererwerbung Oesterreichs, unserem Staate wieder entfremdet wurde. Die politische Grenze der österr. Alpenländergruppe dem Auslande gegenüber ist somit zugleich ein Gebirgsverschluß, der nur an zwei Stellen durch anderartige Grenzen ersetzt wird: im Vorarlberg'schen durch den Rhein und Bodensee, in Oberösterreich durch den Inn und die politische Grenze. Nach innen zu steht die Alpenländergruppe nordwärts durch das Marchfeld mit dem Sudetengebiete in Verbindung. Ostwärts ist sie in ihrer ganzen Breitseite gegen Ungarn geöffnet, kleine Grenzflüsse abgerechnet, unter denen die Leitha allein eine geschichtliche und politische Bedeutung für alle Zeiten gewann.

Nicht minder fest nach außen abgegrenzt zeigt sich die hercynisch-sudetische Gruppe, mit dem Hauptlande Böhmen, durch dessen Randgebirge. Oesterreichisch-Schlesien bildet jedoch eine Vorstufe, nord- und ostwärts offenliegend. Schlesien und Mähren offenbaren überdies die nächste Berührung zweier Gebirgssysteme, des sudetischen und karpathischen. Die Wasserscheide des Quellenbezirkes der Oder und Weichsel, andererseits die Bečwaspalte und der Marchlauf bezeichnen die Trenunngslinie. Die March spielt da im Kleineren die Rolle der Donau, welche das Sudeten- und Alpensystem auseinanderhält. Die karpathische Ländergruppe hat nach Norden hin ein großes Stufenland im österreichischen Besitze vorgelagert. Mit diesem nordkarpathischen Gebiete schiebt sich Oesterreich gewaltig in die sarmatische Tiefebene ein; besitzt aber eben hier seine unbewehrteste Grenze. Beides ist für die Beurtheilung der politischen Lage Oesterreichs, Rußland gegenüber, von Belange.

Südwärts erscheint die karpathische Ländergruppe gegen die Türkei und deren Vasallenstaaten durch mächtige Gebirge, vor Allem aber durch den Donaustrom und dessen Zuflüsse abgegrenzt. Die Geschichte Oesterreichs führt den Beweis, daß das alte Ungarn dahin Jahrhunderte lang den Schwerpunkt seiner Politik senkte, und daß der Gesammtstaat Oesterreich wiederholt das Streben zur Schau trug, über jene Schranken vorzudringen und sich das wichtige Mündungsgebiet und fruchtbare Südbecken jenes Stromes zu erobern, dessen Hauptentwicklung ihm selbst angehört.

Man nannte mit vollem Rechte unsern Staat das Donau-

reich. 8000 Quadratmeilen, also an drei Viertheile desselben, gehören dem Stromsystem der Donau an und alle drei Ländergruppen, das Küstenland abgerechnet, entrichten diesem Hauptstrome Oesterreichs und beziehungsweise Europa's den Wasserzoll. An 120 größere und kleinere Nebenflüsse empfängt er unmittelbar oder aus zweiter Hand auf unserem Staatsboden, den er hierdurch hydrographisch verbindet und andererseits wieder auf seinem Wege durch die ganze Breitseite Oesterreichs in zwei ungleiche Gebiete theilt. Die Richtung seines majestätischen Laufes von West nach Ost bezeichnet auch den Entwicklungsgang Oesterreichs in der Geschichte; und wie ausgefahren auch der Vergleich sein mag, er trifft doch zu, wenn man die Donau Oesterreichs Hauptschlagader nennt.

Wir werden an anderer Stelle nochmals der Donau gedenken; hier mögen diese Andeutungen genügen. Wohl aber müssen wir jetzt die Bodenverhältnisse unseres Staates mit Rücksicht auf den Gegensatz von Hoch- und Tiefland erörtern.

Nahezu vier Fünftheile des ganzen Reichsbodens gehören dem Hochlande im allgemeinsten Sinne, etwas mehr als der fünfte Theil dem Tieflande an. Jenes vereinigt das ganze Alpenland, die böhmisch-mährische Terasse, das karpathische Bergland auf der Süd- und Nordseite. Dieses umfaßt die große und kleine Tiefebene der Donau und Theiß; abgesehen von der Niederung am Dniester, dem österreichischen Donaubecken, dem Tiefgrunde des Elbebeckens, den Ebenen an der March, den an der Mur und Drau und anderen unbedeutenderen Bodensenkungen, welche die Bezeichnung Tiefland nicht rechtfertigen.

Die äußersten Bollwerke im Westen und Südosten, Tirol und Siebenbürgen, tragen den Hochlandscharakter am meisten ausgeprägt zur Schau. Ihnen zunächst tritt ein drittes Grenzland, mit dem Charakter der Abgeschlossenheit, Böhmen nämlich, an die Seite, und auch in geologischer Beziehung erscheint der Aufbau der Gebirge aller drei Länder in Bezug auf das Urgebirgsgestein und die Sandsteinzone verwandt. Auch das hydrographische Bild der drei Lande zeigt einige Aehnlichkeit, wenn man den Elbedurchbruch Böhmens, mit dem Austritt der Etsch aus Tirol und der Aluta aus Siebenbürgen in Betracht zieht; doch würde das Verfolgen solcher Aehnlichkeiten auf Abwege führen. Jedenfalls hat nur Tirol und Siebenbürgen alpinen Bodencharakter. Andererseits wieder läßt sich der Terassenbildung Böhmens ein Stufenland in Siebenbürgen an die Seite stellen. In Bezug des Metallreichthums, namentlich vergangener Zeit, haben die drei Länder unstreitig auch Verwandtes.

Im Osten unseres Staates überwiegt räumlich die Flächenbildung, wenn wir das große ungarische Tiefland in seinen zwei Hauptgliedern in Anschlag bringen; im Norden wiegt das Stufenland mit Randgebirgen, im Westen das, an entwickelten Thalsystemen reiche Hochland mit anschließendem Hügelgelände, eine große Summe Einzelbildungen vor. In diesem Sinne, darf man sagen, nimmt die Individualisirung der Landschaften von Westen nach Osten ab, wenn man von Siebenbürgen absieht und sich auf Ungarn beschränkt. Dort, im Westen, zeigt sich die größte Mannigfaltigkeit engbegrenzter und abgeschlossener Wohnsitze, hier ist dem Völkerleben ein ungleich geräumigerer Tummelplatz geboten. In den abgeschlossenen Gebirgsthälern der Alpenwelt überdauerten die Reste uralter Cultur und Bevölkerung den Wechsel der Zeiten; hier fand eine ungleich raschere Wandlung beider statt. Ost- und West-Ungarns Tiefebenen erscheinen zu allen Zeiten als Gebiete, deren Bevölkerung in ihrer Masse weit hinter dem Umfange der Bodenräumlichkeit zurückblieb und in den Zeiten der großen Wanderungen als kurze Haltstationen der Völker. Denn die Natur des Landes, das in vorgeschichtlicher Zeit so lange die Meerfluth bedeckte, das in seiner Bildung verhältnißmäßig jung zu nennen ist, — ließ es als ein Gebiet erscheinen, wo der Jäger, Nomade und auswärts auf Beute ziehende Krieger sich ungleich besser zurecht fanden als der Ackerbauer, dessen Kraft nicht auslangte, den allzu üppigen, von der Wasserfluth jahraus jahrein bedrängten Boden zu bewältigen und auszunutzen. Noch heutzutage steht die Menschenzahl und Arbeitskraft dieser Gegenden im ungleichem Verhältniß zu dem Bodenraume und seiner Ertragsfähigkeit.

Aber auch das Alpenland entzog sich nicht den Völkerströmungen, denn in Hinsicht seiner großen Thalsysteme ist es der zugänglichste Gebirgsboden der Welt, zugänglicher als das Sudetenland von West, Nord und Ost. Gerade im Alpengebiet findet sich eine ganze Musterkarte von Völkeransiedlungen aller Zeiten. Uralte Verkehrswege durchkreuzen dasselbe. Vor Allem erscheint das österreichische Donauthal am Nordfuße der Alpen als die große Völkerstraße von Osten herüber, der sich die Läufe der Save, Drau, Mur als Wege in's Herz des Gebirgslandes in gleicher Weise an die Seite stellen. Für den Norden und Südwesten der Alpenländer übernehmen Etsch und Isonzo diese Rolle. Salzach und Enns reihen sich an. Dazu gesellen sich die natürlichen Gebirgsübergänge, Senken, Sättel und Pässe, die von allen Weltgegenden das österreichische Alpenland zugänglich machen.

Auch das hercynisch-sudetische Gebiet, die böhmische Ländergruppe entbehrt der Flußpforten nicht, wie der Lauf der Elbe für Böhmen, der der March für Mähren zeigt, und seine Randgebirge verfügen über Pässe, welche, obschon einst schwerer zugänglich als die der Alpen, den Völkerzügen den Weg landeinwärts wiesen.

Oesterreich, wenn gleich vorwiegend ein Binnenstaat, gebietet über eine Küstenlinie von 293 Meilen in gekrümmter und 154 Meilen in gerader Linie und zwei bedeutende Golfbildungen, welche eine wichtige Halbinsel einschließen. Es mangelt nicht seiner Küste an geräumigen Häfen und Rheden, nur fehlt seinem gegenwärtigen küstenländischen Besitz ein System von wasserreichen und tief in's Land hinein schiffbaren Flüssen. Immerhin, wie wenig entwickelt auch die maritime Bedeutung dieses Besitzes genannt werden mag, — sie fällt schwer in's Gewicht und eine Abschnürung Oesterreichs vom Meere müßte seiner Großmachtstellung einen empfindlichen Stoß versetzen. Dazu tritt der Umstand, daß unser Staat am Meere wichtige Handelsplätze als Niederlagen der eigenen Rohstoffe und Erzeugnisse, also ein Absatzgebiet besitzt und hierdurch mit wichtigen Hinterländern fremden Besitzes, so auf der dalmatinischen Seite, in einem bedeutsamen Verkehre steht.

Der Süden unseres Staates wird vom Adriameere umspült, einem Arme des Mittelmeeres, der Thalatta, an deren Ufern die antiken Culturstaaten ersten Ranges, der griechische und römische, heranwuchsen. Daher besitzt auch das österreichische Küstenland die verhältnißmäßig älteste Geschichte, da es der griechischen und römischen Culturwelt zunächst lag. Der Gang der ältesten Geschichte unsers Staatsbodens bewegt sich daher von Süden nach Norden.

Die Bodenbeschaffenheit des österreichischen Staates läßt uns weiterhin erkennen, daß er für alle Formen der Culturarbeit sich eignete und eignet. Hier fand der Fischer und Jäger, der Nomade und Ackerbauer Raum für seine Lebensarbeit. Vor Allem aber konnten hier Viehzucht, Ackerbau und die damit zusammenhängenden landwirthschaftlichen Gewerbe früh gedeihen; ebenso alt zeigt sich die Gewinnung der im Schooße der Erde geborgenen Schätze, der Bau auf Salz, die Gewinnung der Metalle und ihre Verarbeitung, gleichwie der Tauschhandel mit Nord und Süd. Lockend waren die vielseitigen Gaben der Erde im Bereiche der Alpen, Karpathen und Sudeten; freiwillig spendete so Manches der Boden, was ihm ander Orten auch die sauerste Arbeit nicht abringen kann. Kein Wunder, wenn der Römer den Besitz dieses Bodens eifersüch-

tig wahrte und andererseits die Völker der großen Wanderung ihre Sitze hier gerne aufschlugen.

Die da seßhaft gebliebenen Völker konnten aber auch bei dem wohlwollenden Entgegenkommen der Natur und dem Nichtvorhandensein von Ueberbevölkerung und der verhältnißmäßigen Leichtigkeit des Lebensunterhalts, unter günstigen klimatischen Verhältnissen, — dies gilt von dem Hauptheile der Alpenländer, einem großen Theile der sudetischen Ländergruppe und dem bedeutendsten Stücke der Karpathenlandschaft — nicht leicht jene eiserne Willens- und Arbeitskraft, jene Energie des Lebens großziehen, welche ein bezeichnendes Merkmal jener Nationen und Stämme wurde, die unter rauhem Himmel ihre Scholle mühsam bewirthschaften oder zufolge großer Dichte der Bevölkerung thunlichst verwerthen mußten. Diese nicht unbegründete Behauptung, welche wiederholt ausgesprochen wurde, findet jedoch, wie alle solche verallgemeinernden Urtheile, wesentliche Beschränkungen. Der Bewohner des gebirgigen Böhmens und keines unbedeutenden Theiles von Mähren, der Schlesier, der Aelpler in seinen unwirthlichen Engthälern oder Gräben, wie man ihnen namentlich in Obersteier begegnet, der Karstbewohner, der oberungarische Slave, z. B. der Wrchowinaer, der galizische Gebirgsbauer, sowie der siebenbürgische, können nicht eben von der Willigkeit ihrer mütterlichen Scholle, von der Leichtigkeit des Lebens sprechen, ebenso wenig als z. B. der Leineweber des böhmischen Grenzbezirkes und des mährisch-schlesischen Gesenkes, oder der Granatsucher in Tirol mit seinem mühseligen Gewerbe, oder der Heumacher auf den Sumpfwiesen des Hánság in Westungarn. Die Geschichte der Cultur unseres Staates führt namentlich den Beweis, daß z. B. der deutsche Colonist im Sudeten- und Karpathenlande, der Deutschböhme, Deutschmährer, Schlesier, der oberungarische und siebenbürgische Sachse, Energie des Lebens genug aufwenden mußte, um sein neues Heim zu bestellen, und daß einer solchen der Gebirgsbewohner, gleichwie der Ansasse eines Ueberschwemmungsgebietes im Allgemeinen nicht entrathen kann, wo die Gefahr für Besitz und Leben auf der Tagesordnung bleibt.

Diese Energie des Lebens mußten ganze Ländergebiete Oesterreichs offenbaren, woselbst große volkswirthschaftliche Krisen eintraten. Man denke nur an den großen Verfall der Bergwerke Böhmens, die das Land unter den Přemysliden und K. Karl († 1379) zum wohlhabendsten gemacht, im 15., 16. Jahrhundert, an die entsetzliche Lage der Sudetenländer im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges. Und doch arbeiteten sie sich wieder aus dem Elend durch

neue industrielle Thätigkeit empor; der Webstuhl kam mehr in Gang, statt des gleißenden Goldes und Silbers bot die Erde den kostbaren fossilen Brennstoff, die Seele der Fabriksindustrie, die endlich neben dem Landbaue mächtig emporkam. Was büßte nicht das südliche Alpenland durch den Verfall des venetianischen Welthandels ein, durch die großartige Wandlung in den Verkehrswegen. Die gleiche Ursache, das Niedergehen des großen Handels durch Ungarn, Galizien nach West- und Ostdeutschland, insbesondere in die Küstengebiete des baltischen Meeres, machte viele deutsche Ansiedlungsorte Oberungarns verarmen und veröden, und ebenso empfindlich traf das Gebiet der Montanorte Ungarns der Verfall des Bergwerkes. Auch da hieß es mühsam und kümmerlich ein neues Leben beginnen und behaupten. Vor Allem aber muß des national-ökonomischen Verfalles Ungarns im Verlauf eines nahezu dreihundertjährigen Türkenkrieges und noch mehr zufolge des ebenso langen Parteienkampfes vom 16. bis in's 18. Jahrhundert gedacht werden, einer Thatsache, die bei der dünnen Bevölkerung Ungarns und der wenig betriebsamen, intellektuell verwahrlosten Hauptbevölkerung und den ungünstigen grundherrschaftlichen Verhältnissen noch schädigender wirken mußte.

Die Leichtlebigkeit der Bevölkerung Oesterreichs ist somit eine örtlich beschränkte und überhaupt bedingte zu nennen. Schwer in's Gewicht fällt jedoch der Unterschied der bunten Völkerschaften nach Anlage, Culturgrad und Bildungsmitteln, die schroffen Gegensätze, welche sich seit jeher in der Geschichte dieses Staatswesens als Hemmschuh einer einheitlichen Entwicklung auf gleichem Wege entgegenstellten und eben als etwas Gegebenes und Gewordenes ebenso wenig geleugnet als vertheidigt werden sollen.

Uebergehen wir zu einer andern Betrachtung.

Die großen Veränderungen der Oberfläche oder Bodengestaltung unseres Staates gehören allerdings einer Reihe von Epochen an, welche mit der Völker- und Staatsgeschichte nichts zu schaffen haben. Nichts desto weniger fallen einige bedeutsame Erscheinungen dieser Art in die eigentlich historischen Zeiten und verdienen eine gedrängte Würdigung, indem sie nicht bloß die natürliche Physiognomie der Landschaft für die Dauer änderten oder gewaltsame Störungen darin schufen, sondern auch Rückwirkungen auf das Völkerleben in seinen großen und kleinen Beständen übten.

Was zunächst den Gegensatz von Festland und Meer, also die Küstenbildung und die sie begleitenden Inseln, anbelangt, so unterlag er auf beiden Ufern der Adria, an der dalmatinischen und görzisch-venetianischen Küste auch in historischen

Zeiten nicht belanglosen Wandlungen. Mußte nämlich analog dem wachsenden Süßwassergehalte des Meeres an der Isonzo-, Etsch- und Po-Küste auch die Lagunenbildung durch die unaufhörlich sich an den Mündungen häufenden Schlamm- und Geröllmassen zunehmen und einen und den andern Küstenort gewissermaßen vom Meere weiterrücken, — so begreifen wir, daß an der dalmatinischen Küste, zwischen welcher und den sie begleitenden Inseln die Adriafluth wie in engen Kanälen sich bewegt, die Ausnagung der Küste, ihre Zerissenheit zunehmen mußte. — Drüben auf der Westseite vollführten Ströme in der That einseitige Landesvergrößerungen oder Erweiterungen der Küste von Bedeutung. Die Etsch änderte um 589 (vielleicht 585) n. Chr. gewaltsam ihren Unterlauf, schob dadurch das Castell Venezze 26 italienische Meilen vom Meere zurück, und dürfte durch diesen Vorgang, welchem wir die Spaltung in mehrere Mündungsarme in verschiedenen Zeiten anreihen wollen, an 20 Q.-M. Küstenland neu gebildet haben. Noch auffälliger ist jedoch die Geschichte der Isonzomündung und seines Bettes. Eine genaue Vergleichung der antiken Berichte, namentlich des Strabo und Plinius, macht es zur Gewißheit, daß der Isonzo in seinem gegenwärtigen Laufe im Alterthume nicht bestand und insbesondere die durch furchtbare Elementarereignisse jener Gegenden herbeigeführte „zweite Sündfluth“ des J. 585 die Hauptveranlassung jener historisch wichtigsten Aenderung seines Laufes wurde. Ursprünglich scheint die jetzige Thalebene von Karfreit bis unter Talmein im Görzer Oberlande einen Langsee gebildet zu haben, dessen Abfluß bei Creda und Rebig den ehemaligen Oberlauf des Natiso abgab und ihm daher auch eine weit größere Wassermasse zuführte, als er gegenwärtig besitzt. Durch einen Bergsturz, der den See südöstlich auszubrechen zwang, oder in Folge eines Seedurchbruches in das tiefe Thal von Podsela und Canale mochte der ursprüngliche Oberlauf des Natiso unterbrochen worden sein und weiterhin den Oberlauf des Isonzo abgegeben haben. Der mittlere Isonzo, den die Wippach speiste, füllte einen See, der längs des Nordhanges des Kalkgebirgsstockes von Prebacina aus bis Gabria reichte und durch die bei den römischen Schriftstellern so gepriesenen Mündungen des „weithin brausenden“ Timavo unterirdisch zum Meere abfloß. Das erklärt auch die Wassermasse dieser Mündungen. Seit 585 wahrscheinlich änderte sich dies, indem seither der Isonzo mit der Idria vereinigt das Wasser dieses See's von Gabria in sich aufnahm und die Barre von Gradiska durchbrechend bei Aquileja das Bett des Torre und Natiso bildeten. Jener See verschwand,

die noch heute statt der ursprünglichen 7—12 Mündungen erhaltenen drei des Timavo empfangen ihren Zufluß nunmehr von der Reka, und der Isonzo setzte seine Wandlungen insofern noch fort, als er sich immer mehr nach Osten wandte und den Torre und Natiso mit sich zog, die nun viel weiter östlich von Aquileja als ursprünglich in den untern Isonzo oder Sdobba münden. Auf diese Weise läßt sich sagen, daß das jetzige Bett des Isonzo, mithin die hydrographische Physiognomie einer ganzen Landschaft in ihrem wichtigsten Zuge nicht älter als 1300 Jahre ist; der gegenwärtige Unterlauf des Stromes jedoch erst vor 400 Jahren seine Feststellung fand.

Die solche Aenderungen der Stromläufe und die damit zusammenhängenden Bildungsphasen der Küste bedingenden Ursachen mögen mit lokalen Einbrüchen und Erschütterungen des Bodens durch mechanischen Druck der Gesteinlast auf hohle Räume oder Wassergewalt, aber auch mit Erdbeben, zusammengehangen haben.

Wesentliche Aenderungen der Erhebungsverhältnisse der Küste, abgesehen von dem wechselnden Niveau einzelner Küstenorte lassen sich im Allgemeinen nicht behaupten. Bemerkenswerth ist allerdings der Umstand, daß man in Dalmatien in der Citadelle Castelnuovo an den Bocche di Cattaro zu Anfang des 18. Jahrhunderts bei gelegentlichen Festungsarbeiten 10 Fuß unter dem Grunde alten Mauerwerkes einen rostigen Anker aufgefunden habe, — und noch bedeutsamer ist die Angabe des Plinius, wonach Epidaurus, die illyrisch-römische Vorläuferin Ragusa's am Festlande, ehedem eine Insel gewesen sei.

Versuchen wir nun eine kurze Betrachtung der historischen Zustände des Seegebietes und der Flußwelt Oesterreichs. Der interessantesten Alpenströme in dieser Hinsicht, der Etsch und des Isonzo, nebenbei des Timavo geschah bereits Erwähnung. Der etwas abweichenden Gestalt des Bodensee's in älterer Zeit gedenken wir an Ort und Stelle. Das westungarische Alpengebiet bietet uns jedoch die wichtige Thatsache, daß sich in historischer Zeit ein ganzer Flachsee von nicht unbedeutendem Umfange gebildet habe. Es ist dies der Neusiedlersee (Fertó), den die Römer gar nicht kannten, obschon sie die Orte seiner heutigen Nachbarschaft nennen und auf ihren Straßenkarten verzeichnen: Noch im 14. Jahrhunderte begegnen wir einer urkundlichen Erinnerung an den „Fluß" Fertó, dessen allmähliche Stauung die Bildung des See's mit dem Sumpf- und Moorgebiete des Hánság bewirkte.

Aenderungen des Strombettes auf bedeutende Strecken sind nichts Seltenes und historisch festgestellt.

Die Zeit, in welcher die Donau im Bett der Theiß floß, liegt allerdings weit über aller Geschichte hinaus, aber theilweise Aenderungen des Rinnsals, Spaltungen der Strömung, Werder- und Inselbildungen hat der launenhafte Strom unaufhörlich versucht. Die Donau strebt unausgesetzt ihrem rechten Ufer zu und unterwäscht dasselbe, was allerdings mit einer allgemeinen physikalischen Ursache zusammenhängen mag. Sie hat wie die langen Aufzeichnungen im Kremser Stadtarchive an die Hand geben, noch 1646 einen nördlicheren Lauf gehabt als heute, und die Donau-Arme bei Wien besitzen auch ihre Geschichte. 1739 noch floß der „alte Arm" längs des Steilrandes von Nußdorf, vereinigte sich mit dem „neuen Arm" und trennte die Spittelau von der Brigittenau, und in noch früherer Zeit waren die stauenden Wasser der heutigen Roßau derart bedeutend, daß noch 1536 dem Bürgermeister die Benutzung der „Fischlaken", dagegen der Gemeinde die des rinnenden Wassers zugesprochen wurde. — Welche Bedeutung die Donau für die Gestaltung der Wiener Leopoldstadt haben mußte, liegt nahe. Für die Gründung und Entwicklung Wiens im Allgemeinen mußte der rechte Steilrand der Donau von maßgebendem Einfluß werden. Das Anwachsen der größten Inselbildungen der Donau auf ihrem ungarischen Laufe (Schütt, Csepel) fällt in historische Zeit, ebenso ihre Bettveränderung alldort.

Gleiches läßt sich von der Elbe, Weichsel, vom Dniester sagen und von den Nebenflüssen, wie z. B. der Mur in erster Linie, namentlich in ihrem Laufe am Leibnitzer Felde. Andererseits gehört die Regulirung der Theiß, des gekrümmtesten und trägsten aller Ströme des Tieflandes auch zur Geschichte der Bodengestaltung, wenngleich da die Ameisenarbeit des Menschen im Kampfe mit der Naturkraft lag. Seit 1845 dürfte man bald 300 Quadratmeilen Land gewonnen haben, während sonst der Strom zwischen Tisza Ujlak und Szegedin allein jährlich an 200 Quadratmeilen unter Wasser setzte. Allerdings mußte sich dabei der Charakter einer und der andern Landschaft unvortheilhaft ändern. Die von Petöfi dichterisch gepriesene Hortobágyer Pußta hat ihre Fruchtbarkeit jetzt eingebüßt, da es für sie jetzt keine Ueberschwemmungen mehr giebt. Sie gestaltet sich so im Kleinen, wie ohne die vorzeitige Umwandlung der Theiß zum größten und wasserreichsten Nebenflusse der Donau das ganze Alföld ausgesehen haben würde, zu einer kahlen Wüste. Denn der Landrücken zwischen dem heutigen Bette der beiden Ströme bestand nicht immer und es gab eine Zeit, wo sich die-

selben schon bei Szolnok vereinigten. So kam es eben zu der Bildung der großen Wasserkammer des östlichen Ungarn.

Die Einwirkungen der Menschenhand auf den Lauf und die Verbindung der Flüsse gehören auch in die Geschichte der hydrographischen Veränderungen; gleichwie die Entsumpfung von Gebietstrecken. Den Regulirungsarbeiten an der Theiß stehen die der Donauregulirung zur Seite; Ungarns Kanäle verbinden im Süden Flüsse für den Verkehr oder dienen der Entwässerung großer Sumpfgebiete. Das Wiener Becken besitzt einen schiffbaren, besonders für die Holzschwemme wichtigen Kanal, den Wien-Wiener-Neustädter. Gleichen Zwecken dient der Schwarzenberg'sche Kanal, der die Moldaubäche mit dem oberösterreichen Mühlflusse verbindet. Alle diese Entsumpfungs- und Verbindungskanäle gehören in ihrer Schöpfung der neuesten Zeit an. Daß sich jedoch eine frühere Zeit mit großen diesfälligen Projecten herumtrug, beweist die Thatsache, daß K. Karl IV. die Absicht hatte, durch einen Moldaukanal die Donau und Elbe und durch einen Marchkanal die Donau und Oder zu verbinden.

Eine allgemeine Erscheinung ist die historisch nachweisbare Verringerung oder Abnahme des Wasserstandes der Gebirgsflüsse, was mit der von Jahrhundert zu Jahrhundert um sich greifenden Entwaldung der betreffenden Länder theilweise zusammenhängt. Sie war eine Culturbedingung von den erfreulichsten Folgen für die Physiognomie der Länder, und darf nur dort beklagt werden, wo dies Schwinden der Wälder als Schutzwehren des Klimas und der Vegetation keinen Gewinn, sondern allgemeinen Schaden bringen mußte. Dieser für Dalmatien und das ganze Karstland, namentlich für Istrien und Krain maßgebenden Erscheinung wurde bereits gedacht. Die heutige Wasserarmuth der Küsten- und Karstflüsse steht im Gegensatze zur fernen Vergangenheit.

Auch für die günstiger bedachten Alpenländer ist die Schonung des Waldes seit dem 16., 17. Jahrhundert eine immer wieder betonte Nothwendigkeit geworden, und daß deren Flüsse in ihrem Wasserstande zurückgingen, beweist z. B. die Thatsache, daß die Mur noch im 16. Jahrhunderte stromaufwärts bis Bruck befahren werden konnte. — Die wachsende Abnahme kleinerer Flachseen und Teiche hängt mit der Nothwendigkeit zusammen, der in geometrischer Progression anschwellenden Bevölkerung mancher Gegenden nährenden Culturboden zu schaffen. Diese Erscheinung begegnet uns insbesondere auf dem Boden Mährens und Böhmens, wo es einst massenhaft Teiche gab und die Vergangenheit auch von anderen national-ökonomischen Grundsätzen ausgehen konnte. Kaiser Karl IV.

z. B. (1346, † 1379) ließ auf seinen eigenen Domänen zahlreiche Teiche anlegen und befahl dies auch sonst zu thun.

Der Kampf des Menschen gegen die Naturgewalten ist ein ewiger und wurde auch auf dem Boden unseres Staates im Hoch- und Tieflande seit jeher geführt. Die Schlammfluthen der Gebirgswässer, Gletscherbäche und Gletscherseen haben eine lange Chronik; man braucht nur an das Oetzthal Tirols mit der verrufenen „Gurgler Lake" und dem Vernagtgletscher, an den südtirolischen Wildbach Noce und die Etsch selbst, an das Kärntner Maltathal, an die Verwüstungen der Drau und Mur, an die der Salzach im Pinzgau besonders, an das Inundationsgebiet des Dniesters, Stry, San und Bug, insbesondere aber an das der Donau und Theiß zu denken. Doch sind im Großen und Ganzen die Vertheidigungsanstalten der Jetztwelt ungleich bessere als die der Vergangenheit, obschon noch immer nicht zureichend. Am hülflosesten stand und steht der Mensch den elementaren Katastrophen gegenüber, die sich unsichtbar vorbereiten und urplötzlich in ihrer ganzen zerstörenden Gewalt auftreten. — Neben der Wassernoth spielen die Erdbeben eine Hauptrolle, ihre Chronik ist reich an Thatsachen und die Einwirkung dieser Ereignisse nicht selten von entschiedenstem Einflusse auf die Lebensanschauung einer ganzen Zeit geworden.

Wollen wir das Erdbebenrevier und vulkanische Gebiet Oesterreichs einer kurzen Betrachtung unterziehen. An der Ostküste von Adria ist eine solche plutonische Linie, die von Albanien, der Insel Meleda, den Bocche di Cattaro, Castelnuovo und Ragusa gekennzeichnet erscheint. (Erdbeben von 1556, 1563, 1667, besonders starke; 1813 . . . 1822). Am Südfuße der Alpen ist ein Erdbebenrevier, das cadorische Bergland, mit Feltre und Belluno als Vororten. Die ganze Nachbarschaft Tirols muß damit im Zusammenhange gedacht werden. Gewiß war der furchtbare Bergsturz von 883, zwischen Roveredo und Sacco, das Trümmermeer von San Marco, die schauerliche Felswüste von Lizzara, welche Dante zur Scenerie der Hölle verwerthete, eine Folge des Erdbebens. Jene Trümmer, jetzt noch 1000 Klafter breit und 820,000 Quadrat-Klafter umfassend, sollen die alte Stadt Lagaris begraben und das Flußbett der Etsch bei Verona trocken gelegt haben, bis es dem gestauten Strome wieder gelang seine Fesseln zu sprengen. Auch der Untergang der alten Stadt Majas oder Mais (Alt-Meran) im Vintschgau, deren noch das achte Jahrhundert gedenkt, wird einem ähnlichen Bergsturze zugeschrieben.

Eines der großartigsten Ereignisse war das Erdbeben vom 25. Jänner 1348, das in Friaul, Tirol (und im Bayerlande), Krain, Steiermark und Kärnten verheerend auftrat und an 26 Städtchen, Dörfer und Schlösser begrub oder in Trümmer warf. Am fürchterlichsten hauste es in Kärnten, wo ein Theil der Villacher Alpe oder des Dobratsch niederstürzte, zehn Dörfer, drei Schlösser und sieben Weiler begrub und die damals blühende Stadt Villach theilweise zur Ruine wurde. Daß ein solches auch außerhalb der Alpenwelt verspürtes Wüthen der Naturkräfte, Hand in Hand mit der Pest oder dem „schwarzen Tode", die Gemüther erschüttern, und den alten Wahn vom Ende des tausendjährigen Weltreiches — die chiliastische Schwärmerei — wachrufen mußte, erscheint begreiflich. Und so knüpften sich an diese Tage schwerer Prüfung die langen Geißlerfahrten aus dem Alpenlande und der Nachbarschaft weithin durch Deutschland, in die Schweiz, bis Avignon, an den Hof des Papstes. Das Entsetzliche des Erdbebens klingt aus dem Refrain des bekannten Geißlerliedes hervor: „Die Erde bidmet — es klungen die Steine ... Ihr harten Herze ihr sullet weinen" ....

Die weitverzweigtesten und gefährlichsten Erdbeben der letzten Jahrhunderte auf österreichischem Staatsboden waren das von 1556, welches man so gut in Bayern als im österreichischen Alpenlande, in Dalmatien, im Karpathengebiete, und in den Sudetenländern verspürte — in Mähren wurden an 26 Ortschaften verwüstet —, das von 1590 in noch weiterer Ausdehnung, die von 1601, 1603, 1667, 1690, 1785, abgesehen von der erstaunlich weitverzweigten Rückwirkung des Lissaboner Erdbebens vom J. 1755, das gleichzeitig im Bade Teplitz und in Karlsbad den Sprudel unterbrach. Wien und Wiener-Neustadt, Laibach, Innsbruck, Klagenfurt, Salzburg, Prag und Eger in Böhmen, Iglau in Mähren, Sillein und Tyrnau in Ungarn spielen in der Erdbebenchronik eine nicht seltene Rolle. Nach den genauen Forschungen eines maßgebenden Fachmannes ereigneten sich in Niederösterreich und den angrenzenden Alpenlandschaften während der Jahre 1021—1873 an 130 Erdbeben, so weit wir eben darüber Nachrichten haben.

Am detailreichsten sind die Berichte über das weitverzweigte Erdbeben von 1590 (15., 16. Sept.), das besonders arg Niederösterreich mitspielte und in dieser Beziehung am meisten von der Katastrophe des 27. Februar 1768 erreicht wurde. Wiener-Neustadt litt darunter am meisten. Den angedeuteten Untersuchungen zu Folge kann man drei Erdbebenlinien in Niederösterreich und Steiermark feststellen, die an dem Kampflusse, die Thermenlinie mit Ba-

den-Vöslau als Hauptpunkten und die Mürzlinie. Wiener-Neustadt war in den Jahren 1281—1868 sechzehnmal das Centrum von Erdstößen.

In Böhmen ist das Erzgebirge, der vulkanische Bezirk der Basalt- und Phonolithberge, voran der Milleschauer „Donnersberg", vor Allem aber das im nordwestlichen Winkel der drei Grenzgebirge befindliche Thermengebiet des Egerthales, Teplitz, Dux und Karlsbad, ein wichtiges Erdbebenrevier. 1809 brach an letzterem Orte die heiße Hauptquelle die Erdrinde durch. —

In österr. Schlesien mahnen der Köhlerberg bei Freudenthal und der benachbarte Messendorfer Kegel, an erloschene Vulkane; gleichwie in Böhmen der allein stehende Kammerbühl bei Franzensbad, mit deutlichem Kratermunde, und der Orgiof im südöstlichen Mähren.

In Ungarn ist das Silleiner Revier im Waaggebiete bemerkenswerth, der Trachytzug im Schemnitz-Kremnitzer Bergdistricte oder im Bereich der sog. niederungarischen Bergstädte, sodann das Mátragebirge mit dem Dasko (Adlerberg); der Trachytzug der Hegyallya, wo, wie am Vesuv Italiens, die beste Rebe, der Tokaier, gedeiht und der des Vyhorlet, des „ausgebrannten Gebirges", wie es der ostungarische Ruthene characteristisch benennt, — mit dem Varlo (dem „Kocher"). Aber auch die höchste Erhebungsmasse, der krystallinische Tátrastock verräth in seiner furchtbaren Zerissenheit und Trümmerwüste vulkanische Katastrophen. Eine solche war es, welche nach Angabe der vom Verfasser durchgesehenen Hauschronik des Piaristenklosters zu Pudlein (Podolin) in der Zips, im J. 1662 über Nacht die eine der beiden damaligen Lomnitzer Hochspitzen niederwarf und den erstaunten Geistlichen am nächsten Morgen einen veränderten Anblick der Gipfelfronte aus der Ferne gewährte. Offenbar rührt von diesem gewaltigen Bergsturze die Trümmerwelt im Kohlbacher Thale her, durch welche der genannte Bach den Ausweg sich erkämpfen muß.

In Siebenbürgen haben wir Solfataren mit Gasausströmung im Trachytzuge des wallachisch-burzenländischen Gebirges „Büdös Hegy", von den Magyaren „Stink-Berg" genannt, zu Klein-Suros in der Kökelburger Gespanschaft „Zugo" (der „Brauser") zahlreiche Thermen und die Bergmassen aus vulkanischem Gestein an der Westseite, deren berühmteste, einst der Goldberg der Römer bei Abrud-Bánya und Zalatna, von den Rumänen bezeichnend genug „Detunata gola" genannt wird.

Wenden wir uns nun von dieser allgemeinen Betrachtung des

„Landes", den „Leuten", — der gegenwärtigen Bevölkerung unseres Staates zu.

In der Alpenländergruppe wiegt die deutsche Nationalität entschieden vor. Zu ihr tritt im Süden die slavische und romanische. Der Germane hat allhier das Römerthum und die provinzialisirten Kelten (Rhäter) bewältigt, einen Grundbestandtheil zur Bildung des romanischen Volksthums abgegeben und andererseits die seit dem Schlusse der großen Wanderung von Südosten zugewanderten Südslaven, Slovenen oder Wenden, zurückgedrängt, größtentheils jedoch im Wege friedlicher Massenansiedlung, dort, wo sie jetzt verschwunden sind, in sich aufgesogen.

Tirol (mit Vorarlberg), von den Geologen der „Schlüssel" zur Erforschung der Geologie und Gesteinswelt der Alpen genannt, muß auch von dem Historiker als reichste Fundgrube für die Geschichte der ältesten Ansiedlungen auf dem Boden der österreichischen Alpenwelt angesehen werden. Rhätier, Kelten, Römer finden sich wohl hier nimmer vor, die Slaven des Pusterthales sind längst verschollen. Aber die ladinischen Gemeinden Tirols mahnen noch an die rhätoromanische Vergangenheit, Orts- und Gegendnamen, Urkunden an die bunte Völkerschichtung der Vorzeit. In Tirol grenzt Deutschthum und Welschthum dicht an einander und durchdringt sich bedeutsam. Andererseits berühren sich auf dessen Boden der vorherrschende bayerische und der alemannische oder schwäbische Stamm der Deutschen.

Das wichtigste Durchzugsland am Nordsaume der Alpen, Oesterreich, zu beiden Seiten der Enns gelegen und vom Donaustrome gefurcht, erwuchs zu einem mittelalterlichen Ansiedlungsgebiete der Deutschen, in welchem Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen unterkamen.

Die Sudetenländer zeigen den böhmisch-mährischen Nordslavenstamm im Uebergewichte gegen den deutschen. Hier machte der Kelte dem Germanen Platz, dieser räumte ihn wieder dem von Osten nachrückenden Slaven, behauptete sich wohl nur in unbedeutenden Gebirgsresten, gründete jedoch später als Ansiedler auf einem weiten Raume sich daselbst eine dauernde Heimat. — Mähren und österr. Schlesien mit der eigenthümlichen Kreuzung deutschen und slavischen Wesens und einer Böhmen gleichkommenden Buntheit deutscher Mundarten, bildet auch in ethnographischer Hinsicht ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Sudetenlande, den süd- und nordkarpathischen Völkergebieten. Es verknüpft die czechoslavische Nationalität mit den Slovaken Ungarns und den Polen Galiziens.

Im nordkarpathischen Lande, aus dem ehemaligen Kleinpolen, oder dem Krakau-Sandomirer Gebiete, den Landen Halitsch und Wladimir (Galizien-Lodomerien) historisch zusammengesetzt, berührt sich der Czeche oder Pole mit dem Kleinrussen oder Russinen, Ruthenen. Doch hat auch hierher in einer langen Linie von Ansiedlungen der Deutsche in alter und neuer Zeit den Weg gefunden. Gleiches gilt von der Bukowina, wo sich im Kleinen das Abbild der Nationalitätenmischung Siebenbürgens zeigt.

Im Südkarpathenlande, Ungarn-Siebenbürgen, errang das Magyarenvolk, dieser einzige uralisch-finnische, also nicht indoeuropäische, Stamm, der trotz seiner Isolirung im Abendlande sich behauptete und einen Staat ersten Ranges schuf, die hervorragendste politische Bedeutung. Er nahm die europäische Cultur an, ohne dabei sein nationales Wesen aufzugeben. Er hat das hier früher ansässige Slavenvolk bezwungen, zurückgedrängt und zu beherrschen vermocht, aber auch, wie so oft, die entwickelteren Culturzustände des Unterworfenen sich zu Nutzen gemacht, wie sich dies noch in dem magyarischen Sprachschatze und in seinem ältesten Staatswesen nachweisen läßt. Zu dem Magyaren gesellte sich der Rumäne oder Wallache, der Nachkomme der alten romanisirten Dacier, im Wege massenhafter Zuwanderung vom Südufer der Donau her. Aber auch in das Uferland der Donau und Theiß und „jenseits des Gebirges" nach Transsylvanien, in's „Waldland" (Erdélyország), das Land der Cibin oder Sibinburg (Hermannstadt), „Siebenbürgen", wie er es dann nannte, lenkte der deutsche Ansiedler vom Niederrhein und von Mitteldeutschland den Schritt und begründete hier ein gesegnetes Culturleben.

So bildet denn das deutsche Volk den geschichtlichen Kern unseres Staatslebens und eine Ansiedlungskette vom äußersten Norden Oesterreichs bis an den südöstlichen Karpathenwall, der eines der festen Bollwerke unsers Staates abgiebt und den äußersten Zweig seiner deutschen Bevölkerung einschließt.

---

3. Ethnographische Ueberschau.

Eben deshalb erscheint es angemessen — wie eng begrenzt auch der Umfang dieses Abschnittes bleiben muß —, zunächst der Vertheilung und Verbreitung des deutschen Volksthums der Gegenwart auf historischer Grundlage zu gedenken und in gleicher Weise die Bodenständig-

keit der anderen Hauptstämme zu erörtern. Es bietet immerhin einen Vortheil, das, was oben über das Volksthum nach seiner geographischen Einordnung in die Ländergruppen andeutungsweise vorgebracht wurde, ethnographisch näher zu begründen. Denn auf dem breiten Heerwege der äußern Geschichte muß viel zu rasch fortgeschritten werden, als daß man Zeit und Muße gewänne, die Seitenpfade der historischen Volkskunde einzuschlagen. Und doch kann nur dann ein sicheres Urtheil über die nationale Seite des gegenwärtigen Staatswesens Oesterreichs gewonnen werden, wenn die Bildungsgeschichte seines vielartigen Volksthums den festen Grund dieses Urtheiles abgiebt und ein vorurtheilsfreier Blick auf die Vergangenheit dem richtigen Verständniß der Gegenwart vorarbeitet.

Das deutsche Volksthum tritt in den Alpenländern vom Bodensee bis an die Leitha in westöstlicher Richtung und vom Nordalpenzuge südwärts bis zur mittleren Etsch und Drau in geschlossener Masse auf. In Vorarlberg war es der alemannische oder schwäbische Stamm, welcher um den Bodensee herum schon in den Tagen der Römerherrschaft die ausschließliche Bevölkerung abgab, oder, wie im Bregenzerwalde als mittelalterlicher Ansiedler Schritt für Schritt die Wildniß bezwang. Den Rhein hinauf strebend machte er in der Folge der Jahrhunderte das ältere rhäto-romanische Volksthum schwinden, das sich in den schwerer zugänglichen Gebirgsthälern örtlich mit Zähigkeit erhielt und in den Walserthälern einen späten Nachschub alemannischer oder burgundischer Schweizer erlebte. Auch im tirolischen Lechthal haben wir es mit alemannischem Stamme zu thun, der in den Tagen der Völkerwanderung und noch späterhin einzelne Ansiedlungen bis in's östliche Tirol und südwärts abgab, die sich jedoch in ihrer Eigenart nicht zu behaupten vermochten. Im Oetz-Stubayer, Stanzer, Paznauner und im Innthal von der Finstermünz bis gegen Landeck erscheint die Bevölkerung der Herkunft nach den Deutschen Vorarlbergs unstreitig verwandt, also gleichfalls alemannischen Ursprungs.

Die Hauptmasse der deutschen Alpenbevölkerung gehört dem bayerischen Stamme an. In Tirol bildete unstreitig der Brenner, die Stubai-Oetzthaler Gletscherwelt, also vorzugsweise die Wasserscheide des Inn und der Etsch die Südgrenze des ältesten Ansiedlungsbodens der Bajuvarier. Unter ihnen verschwand die ursprüngliche rhätisch-keltisch-romanische Bevölkerung, als deren spätesten Rest die Geschichte den Stamm der Breonen oder Breunen kennt und der äußerste Ausläufer der Alpenslaven. Bald aber schob sich das Bayernvolk in breiteren und dünneren Strömen südwestlich und südöstlich vorwärts,

so daß sich im 8. Jahrhundert an der Ausmündung des Passerthales, bei Meran und an der Etsch bei Botzen die altbayerische Gebietsgrenze mit der Reichsmark des verwandten Longobardenstammes berührte, was allerdings einen sichern Schluß auf die ethnographische Scheidelinie nicht erlaubt und andererseits die bajoarischen Herzöge an den Quellen der Drau, im Pusterthale, bei Innichen, seit dem Schlusse des Jahrhunderts bereits mit den Alpenslaven zusammenstießen, welche nur langsam als herrschende Bevölkerung des tirolischen Pusterthales zurückwichen, oder in den immer stärker nachrückenden Bayern aufgingen.

Von den immer weiter südwärts strebenden Bayern eingeschlossen, überdauerten die Ladiner des Grödner und Enneberger Thales, als die einzigen Rhätoromanen der Gegenwart, auf dem Boden des südöstlichen Tirols, den Wechsel der Zeiten und der Bevölkerung, während im Kernbezirke des Trientner Bisthumsprengels das romanische Volkswesen auf unkenntlich gewordener rhätischer Grundlage die Ostgothenherrschaft so gut wie die fränkische Invasion und die longobardische Unterjochung aushielt, von Süden her immer frischen Nachschub empfing und an der welschen Nachbarschaft einen wesentlichen Rückhalt besaß. Nichts desto weniger sandte das deutsche, vorzugsweise bayerische, Colonistenthum Jahrhunderte lang, besonders im 11. und 12., zusammenhängende und lose Ansiedlungsgruppen über die alte Völkerscheide bei Salurns und Deutsch-Metz hinaus in die Gegend von Trient und Rofreit (Roveredo), welche ihre Endpunkte in den 7 und 13 deutschen, sogenannten „cimbrischen“ Gemeinden auf vicentinischem und veronesischem Boden fanden. Diese Ansiedlungsgruppen erlagen jedoch im Laufe der Jahrhunderte der Verwelschung und diese Thatsache zeigt sich auch in der bedeutsamen Durchbrechung der vor nicht langer Zeit gültigen Sprachgrenze auf Kosten des deutschen Volksthums. Die Linie nämlich, welche sich früher von Trafoi am Orteles bis zum Gampenberge, als Scheidung des Brixner und Trienter Kreises, und diese Verwaltungsgrenze entlang, westlich und nordwestlich ausbiegend, längs des karnischen Alpenkammes bis an die Piavequellen ethnographisch verfolgen ließ, zeigt sich in der Gegenwart zu Gunsten des Welschthums verrückt; es umgiebt Botzen und drängt sich immer mehr in die Brixner Diöcese.

Salzburg und Oberösterreich gehören zu den altbayerischen Ansiedlungsgebieten. Das Slaventhum, welches den Lungau füllte, sich auch im Pongau örtlich niederließ, und dessen Stammgenossen im alten Traungau und in der Nachbarschaft, besonders um Win-

bisch-Garsten und Stoder hausten; ferner die Slaven um Kremsmünster — all' diese fremden Völkerbestände gehen in dem überwiegenden deutschen Volksthum spurlos auf. Gleiches gilt von den kelto-romanischen Einwohnern dieser Gegenden, welche sich da und dort in den Hochthälern länger behaupteten, bevor sie in der herrschenden Nationalität verschwanden. Ein solcher Zufluchtswinkel durfte beispielsweise die Berchtesgadner Thalung gewesen sein.

Das Deutschthum der Steiermark hat bayerischen Grundzug. Es erwuchs besonders seit dem 9. Jahrhundert durch eine ununterbrochene Massenansiedlung im Oberlande bis an die Drau hin und fasste auch in den Vororten der untern Mark festen Fuß. Diese Massenansiedlung, vornehmlich im Wege großer Schenkungen von Grund und Boden an Kirchen und Laien durchgeführt, mischte sich einerseits mit dem vor dem 8. Jahrhunderte bis an die Enns und über den Semmering hinaus allerdings nur dünn gesäeten Slaventhum und sog dasselbe vollständig auf; andererseits eroberte es mit Axt, Feuer und Pflug die ungeheuern Wildnißbestände zwischen den Hauptthalläufen und erscheint da somit als ursprüngliche Ansiedlung. Daß die bayerische Ansiedlung den Hauptstock bildete, erweisen die Ortsnamen und die Sprache des Volkes. Doch müssen wir auch an schwäbische, sächsische, fränkische Colonistenelemente denken. Die älteste Bewohnerschichte, die keltoromanische, ward schon durch die Slaveninvasion zerbröckelt und aufgelöst; die späterhin erhaltenen Reste, die sich in abgelegener Gebirgsenge erhalten mochten, verschwommen mit der deutschen Bevölkerung. Die Südgrenze der deutschen Bevölkerung Steiermarks läuft an der Scheide des Grazer und Marburger Kreises bis gegen Spielfeld und biegt dann nach Radkersburg an die ungarische Grenze ab. Im Süden der Draulinie über Marburg hinaus verdichtet sich das Deutschthum bloß in den Städten Cilli und Pettau.

In Kärnten, dem Hauptgebiete des alten Karantaniens, als dessen ursprüngliche Theile wir auch die heutige obere und untere Steiermark aufzufassen haben, bürgerte sich die deutsche Bevölkerung auf ähnliche Weise wie hier ein. Das einst durch die Völkerwanderung an die Stelle keltoromanischer Bewohner gerückte Slaventhum bekam an dem vorzugsweise bayerischen Ansiedler den Nachbar, neben welchem es sich gegendweise behauptete oder mit ihm verschmolz. In Kärnten erscheint daher die deutsche Bevölkerung von der slavischen nicht so breit abgegrenzt, wie dies in Steiermark der Fall ist. Es findet ein stärkeres Ineinandergreifen der Berührungslinien statt.

Die Sprachgrenze windet sich in bedeutenden Krümmungen zu

beiden Seiten der Drau, die nur im Allgemeinen als Scheide slovenischen und deutschen Volkswesens angesehen werden darf. Denn Malborghet, am Südgelände der Gail, liegt noch im Bereiche der deutschen Sprachgrenze und mit ihm die Gegend von Thörl und Arnoldstein, während östlich vom Dobrač oder der Villacher Alpe das Deutschthum aufhört. Die Hauptabmarkung in der Richtung von Nordwesten nach Südosten von Zauchen und Döllach bis Eis und Lavamund an der Drau, weitet sich nach Süden über die Uferlandschaft des Wörthesee's, über Völkermarkt und Griffen bis gegen Eberndorf im Jaunthal aus. Am stärksten dürfte die Durchdringung slavischen und deutschen Volksthums, bis zur Begründung der Herrschaft des letzteren, im Pusterthale stattgefunden haben, da unstreitig die älteste Invasion des Bayernthums der Agilolfingerzeit nach Karantanien von der tirolischen Seite her eintrat.

In Krain, wo das Slaventhum der Alpenländer als vorherrschende Bevölkerung auftritt oder richtiger gesagt als solche sich zu behaupten in der Lage war, faßte das Deutschthum nur gegendweise und örtlich festeren Fuß. So müssen wir in alter Zeit in Nordkrain gegen die Save hin, gleichwie gegen Kärnten zu, an deutsche Ansiedlung denken. Laibachs Altbürgerthum ist deutscher Herkunft. Am massenhaftesten jedoch siedelte sich das Deutschthum auf den zahlreichen Gütern des Hochstiftes Freising mit Bischofslack als Mittelpunkte an, und wir wissen urkundlich, daß die Ansiedler theils aus Bayern, theils aus Deutsch-Kärnten herbeigezogen wurden. Um das reizende Veldes und im ganzen obern Flußgebiete der Save bis zum Zusammenflusse der beiden Quellenarme gebot im 11. Jahrhunderte das Tiroler Hochstift Säben-Brixen, doch scheint hier die Colonisation wenig in Scene gesetzt worden zu sein. Ueberhaupt verfiel das sporadische Deutschthum des offenen Landes vielfach der Slovenisirung. Nur in der Gottschee, wo sich seit dem 14. Jahrhunderte eine abgeschlossene deutsche Ansiedlung von wachsender Stärke zeigt, konnte sich das deutsche Volksthum, allerdings mit buntem Sprachgemenge der wanderlustigen Bewohnerschaft, behaupten.

In der Görzer Landschaft und in Istrien erscheint das Deutschthum von altersher nur an die Hauptstädte und einzelne Orte geknüpft, von denen z. B. Deutsch-Ruth und Sterzica im Görzischen oder Mitterburg (Pisino) im Istrischen seit dem 14. Jahrhunderte gemischtsprachig blieben.

Kehren wir aus dem inneröstereichischen Gebiete wieder an die

Donau zurück, um der deutschen Bevölkerung im Stammlande unseres Staates zu gedenken.

Niederösterreich zeigt gegenwärtig auf beiden Stromufern von der böhmisch-mährischen bis zur steiermärkischen Grenze eine Bevölkerung von durchaus oberdeutschen und zwar vorwiegend bayerischem Gepräge. Als Ansiedlungsgebiet des 9. oder 10. Jahrhunderts in hervorragendstem Sinne, wo die Colonisation der Deutschen theils massenhaft und plangerecht, theils versuchsweise in zerstreuten oft weit vorgeschobenen Gruppen stattfand, hier auf den Stätten alter römischer Cultur bequeme Siedelplätze fand, dort Wildniß und Oedung erst bezwingen mußte, zeigt das Land unter der Enns die bunteste historische Mischung des bayerischen, schwäbischen, fränkischen, sächsischen Volksthums, welche jedoch den erstgenannten, bayerischen Stammtypus nicht verkennen läßt. In diesem herrschenden Deutschthum ging das im nördlichen Grenzgelände, und vor Allem im Gebiete zwischen Wiener-Neustadt und dem Semmering, als Hauptteile der alten Püttner Mark, seßhaft gewesene Slaventhum, spurlos auf und nur die Orts- und Gegendnamen erinnern an dasselbe.

Anders gestaltet sich die Geschichte der deutschen Bevölkerung des Sudetengebietes. Während sie in den Alpenländern der Zahl nach vorherrscht, tritt hier, Schlesien ausgenommen, das Nordslaventhum czechischer Stammesart numerisch in die erste Linie. In allen drei Ländern, Böhmen, Mähren und Schlesien erwuchs die deutsche Bevölkerung weit später als in den Alpenländern durch eine mehr oder minder massenhafte Colonisation, die sich bis in's 11. Jahrhundert urkundlich verfolgen läßt, am entschiedensten aber von der Politik der Herrscher seit dem 12., 13. Jahrhunderte begünstigt erscheint. Es waren dies Ansiedlungen vorzugsweise auf landesfürstlichem Grund und Boden, denen aber auch solche auf klösterlicher Erde und herrschaftlichen Gütern immer mehr an die Seite traten. Das deutsche Colonistenthum trat zunächst in schon bestehende slavische Niederlassungen als gefreite Ansiedelung, es erwuchs zur städtischen Bürgergemeinde, wie beispielsweise zu Prag, Budweis, Pilsen, Leitmeritz ... in Böhmen, zu Olmütz, Brünn, Znaim .. in Mähren, zu Troppau und Teschen in österreichisch Schlesien; oder es entwickelten sich aus Ansiedelungen von Bergleuten rein deutsche königliche Montanstädte, wie Kuttemberg, Eule, Deutschbrod in Böhmen, Iglau in Mähren. Andererseits trat es als ursprüngliches Colonistenthum auf Wildnißgrunde in die Stellung von Freidörfern und Märkten, nach deutschem Recht, oder erhielt größere Landstrecken inmitten slavischer Bevölke-

rung angewiesen, wie wir dies z. B. aus der Zeit K. Ottokar's II. für die Bezirke von Saaz, Elbogen und Trautenau erfahren.

Daß endlich über die bewegten Tage der Völkerwanderung hinaus einzelne Reste der altdeutschen Bevölkerung am Randgebirge ihr Dasein in die czechoslavische Zeit hinüber gefristet haben mochten, ist eine offene Frage, die weder entschieden verneint, noch zuversichtlich bejaht werden kann. Nur so viel ist unumstößlich, daß die maßgebende Hauptmasse des gegenwärtigen Deutschthums in Böhmen, Mähren und Schlesien nicht aus vorslavischer Zeit herrührt, sondern der Colonisation ihren Ursprung verdankt und eben deshalb eine bevorzugte Stellung im Staatshaushalte der Sudetenländer einnehmen konnte, gleichwie zu einer hervorragenden politischen Rolle berufen ward. Die Blüthezeit derselben bildet das 13. und 14. Jahrhundert. Mit der hussitischen Bewegung des 15. Jahrhunderts tritt ein mächtiger Rückschlag ein, der den Verfall des städtischen Deutschthums Böhmens und eine fortschreitende Czechisirung der vereinzelten deutschen Ansiedlungen anbahnt. Wie bedeutend nichts desto weniger in den Vororten und in den geschlossenen Ansiedlungsbezirken Böhmens und Mährens das Deutschthum blieb und einen wichtigen politischen Factor des österreichischen Staatslebens bildete, mag folgende Uebersicht der beiläufigen Sprachgrenzen beider Länder in der Gegenwart veranschaulichen.

In Böhmen sind es fünf Landschaften vor allen, in welchen das Deutschthum in festgeschlossener Bodenständigkeit auftritt. Wenn wir uns vom Südwesten aus begeben, erscheint der Ostabhang des Böhmerwaldes als kräftiger Hort des Deutschböhmenthums, von wo es sich tief in das Land einschiebt. Daran stößt die südöstliche Umrahmung des Fichtelgebirges oder das Egerland; seit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts zum ersten Male für Böhmen erworben, zum zweiten Male sodann im 14. pfandweise von den Luxemburgern an sich gebracht und erst unter Karl VI. zum königlich-böhmischen Bezirke gemacht. Dann folgt das Angelände des Erzgebirges am linken Elbufer mit blühenden Stadtgemeinden, das Angelände des westlichen Elbufers am Lausitzer und Isergebirge, endlich der Westabhang des Riesengebirges, von wo es tief in den Königgrätzer und Jitschiner Kreis eindringt.

Einzelne Zweige entsendet es südlich in den Budweiser und Pilsener, nordwestlich aus dem Leitmeritzer in den Bunzlauer, aus dem Saazer in den Prager Kreis. Südöstlich verästelt es sich jüngern Ursprungs durch den Chrudimer Kreis über den Grenzort Schildberg nach Mähren mit den sogenannten „Schönhengstlern"

als Abzweigung. Auch der Südosten des Czaslauer Kreises hängt von den deutschen Gemeinden Irschings und Altsteindorf aus mit dem Deutschthum des nordwestlichen Mährens zusammen. Eine isolirte alte Sprachinsel findet sich in und um Budweis längs der Linzer Straße und zu beiden Seiten derselben. Der Grenzort Hohenfurt verknüpft das böhmische und österreichische Deutschthum. Zu diesem in größeren und kleineren zusammenhängenden Beständen vorkommenden Deutschböhmenthum gesellt sich seine Existenz in Prag und anderen vorzugsweise czechischen Vororten des Landes.

Uebergehen wir zum Mährenlande. Der bezüglichen Verbindung mit Böhmen durch das aus dem Chrudimer Kreise herübergreifende Deutschthum wurde bereits gedacht. Südöstlich begrenzen Müglitz und die gemischtsprachigen Orte Brisen, Gewitsch und Loschütz diese deutsche Enclave.

Der Sudetenzug oder das „Gesenke" zwischen Mähren und Schlesien ist analog den Randgebirgen Böhmens ein fester Halt des mährischen Deutschthums. Von dem Grenzorte Schildberg biegt die Sprachgrenze über die Quellen der March und umschließt auf ihrem östlichen Ufer einen breiten Landstrich, den eine ursprüngliche Ansiedlung vor Jahrhunderten dem Deutschmährerthum gewann. Schönberg und Sternberg erscheinen da als Vororte, während die deutschen Altbürger der ehrwürdigen Fürsten- und Bischofsstadt Olmütz rings vom slavischen Elemente großentheils eingeschlossen sich zeigen. Ein besonderes Glied des Gesenkes, das Odergebirge, an der Schwelle des Neutitscheiner Kreises, ist von Deutschen bewohnt. In der obern Thalung des Becwaflusses zwischen dem Sudeten- und Baskiden-Zuge besitzen die Städtchen Leipnik und Weißkirchen deutsches Altbürgerthum. Gleiches gilt von Neutitschein und Frankstadt. Südöstlich bilden Seitendorf und Senftleben die vorgeschobensten Punkte der deutschen Sprachgrenze. Das interessanteste Gebiet dieser deutschen Ansiedlungen ist das sogenannte Kuhländchen mit Fulneck als Vorort. Außerdem finden wir Deutschmährerthum in der Sprachinsel an der westlichen Seite des Olmützer Kreises von Wachtel bis Döschna und Schwabenberg, mit den gemischtsprachigen Orten Sternheim und Rosenberg. Ein altes Denkmal deutscher Ansiedlung ist die Hauptstadt des Landes, Brünn mit seiner Umgebung. Am Fuße der Polauer Berge liegt ein Kranz gemischtsprachiger Ortschaften, als deren bedeutendste das alte Städtchen Nikolsburg erscheint. Nordwestlich streicht die Sprachgrenze an der Schwarzau und Iglau gegen die Thaja. Ebenso verzweigt sich zwischen den Ufern der Thaja und March das Deutschthum gegen

Oesterreich und Ungarn hin. — Der Znaimer Kreis besitzt an dem gleichnamigen Vororte eine der ältesten, in ihrer bürgerlichen Grundbevölkerung deutschen Städte. Sein südlicher Saum fließt ethnographisch mit dem Nordrande Unterösterreichs zusammen. Zwischen dem Znaimer und Brünner Kreise verästelt sich das Deutschthum in einer Linie, welche der Lauf der Iglau schneidet. Am Oberlaufe dieses Flusses liegt die gleichnamige Stadt, mit einer ebenso reichen als wechselvollen Vergangenheit und einer der festesten Haltpunkte des Deutschmährerthums. Die Ortschaften in seiner Nachbarschaft, Mischitz, Groß-Beranau, Stannern, entfremdeten sich dem ursprünglichen Volkswesen inmitten slavischer Nachbarschaft, welche Iglau im weiten Bogen umschließt. Trebitsch, Groß-Meseritsch im Iglauer Kreise haben deutsches Altbürgerthum. Ueberdies darf nicht übersehen werden, daß in allen bedeutenderen Orten des Landes jener Utraquismus deutscher und slavischer Landessprache sich kundgiebt, der am besten auf die innige Durchdringung beider Volkselemente seit Jahrhunderten schließen läßt.

Bei Oesterreichisch-Schlesien müssen wir die beiden Landestheile, den einstigen Troppauer und Teschener Kreis auseinanderhalten. Der erstere war geraume Zeit ein Stück des Mährerlandes, bis er im Laufe des Mittelalters allgemach in den Kreis der schlesischen Kleinstaaten als Lehensfürstenthümer der böhmischen Krone sich einfügte. Der Teschener Kreis war gleich ursprünglich ein piastisch-polnisches Theilfürstenthum. Dort ist in allen vier Bezirken (Troppau, Jägerndorf, Freudenthal, Freiwaldau) das deutsche Volksthum das herrschende. Hier bildet das slavische und insbesondere das lechische die numerische Ueberlegenheit. Die Deutschen im Troppauer Kreise lehnen sich, parallel den Bevölkerungsverhältnissen Ostmährens, gleichfalls an das Gesenke und sind von den preußisch-schlesischen Stammgenossen, den Insassen des ehemaligen Fürstenthums Neisse, andererseits von den Deutschen des Glazer Bergkessels umgeben.

Das Deutschthum im Teschener Kreise oder in den gegenwärtigen Bezirken: Teschen, Freistadt und Bielitz concentrirt sich in den Vororten und mischt sich in den anderen Hauptgemeinden, wie Friedek, Schwarzwasser, Skotschau mehr oder minder mit dem polnischen Idiom. Während im Oppalande oder im Troppauer Kreise das Deutschthum von Czechoslaven südöstlich umrahmt erscheint, zeigt sich im Teschener Gebiete die deutsche Bevölkerung von der polnischen durchkreuzt und durch Czechoslaven von den Stammgenossen im Troppauer abgeschnürt.

Mit den Deutschen Oesterreichisch-Schlesiens hängen die west-

galizischen im ehemaligen Kleinpolen, oder im Krakauer Lande, sowie im Gebiete von Zator und Auschwiz, nach Abstammung und Ansiedlungsweise zusammen. Biala, Zator, Auschwiz, Krakau und gegen die Hochkarpathen Sandec bilden die wichtigsten jetzt isolirten und in nationaler Beziehung dem herrschenden Polenthum gegenüber indifferenten Halteplätze deutscher Bevölkerung. Die jüngeren Ansiedlungen unter österreichischer Herrschaft, namentlich in den Tagen Joseph's II., waren von anderer Wesenheit. Diese Ansiedlungen sind über ganz West- und Ostgalizien oder über das alte Kleinpolen Halitsch und Wladimir zerstreut. Aehnlich verhält es sich mit den Beständen des Deutschthums in der Bukowina, mit Czernowitz als Mittelpunkt.

Um sich die weitschichtigen Wohngebiete der Deutschen in der transleithanischen Reichshälfte zurechtzulegen, ist es am gerathensten, die einzelnen Gruppen längs der Grenzlinie von Westen nach Südosten zunächst der Reihe nach zu mustern und vor Allem nur jene, die in frühere Jahrhunderte zurückreichen.

Das Deutschthum Westungarns im Preßburger, Oedenburger, Altenburger, Wieselburger, Eisenburger Gebiete, sodann zwischen der Raab und Pinka gegen die steiermärkische Grenze, wie die sogenannten „Hienzen" im letzteren Bezirke, sind unstreitig vorgeschobene Posten süddeutschen, vorzugsweise bayerischen Volksthums alter Zeit. In den Tagen Karl's des Großen, der die Ostmark bis an den Raablauf vorschob, mag man wohl schwerlich an bedeutenden und bleibenden Colonistenbestand denken; eher an einen geräuschlosen gruppenweisen Vorstoß deutscher Ansiedler in friedlichen Epochen der árpádischen Königszeit, wo das Interesse der Krone und privater Vortheil die Colonisation begünstigte und später Nachschub örtlich eintrat. Vom Südwestrande dieses Gebietes streicht nordwärts diese oberdeutsche Bevölkerung an den Neusiedlersee, dessen südöstlicher Saum von den sogenannten „Haidebauern" umwohnt wird; sodann gegen das Wieselburger Comitat und die Insel Schütt westwärts in einem Bogen nach Preßburg hin, wo deutsches und magyarisches Altbürgerthum mit slovakischem Volksthum zusammentrifft. Von da eingeengt durch das slovakische Element, schiebt es sich bis Theben an der Marchmündung vor und übergeht dann, jenseits der March an die Thaja hin, in das deutsche Gebiet Oesterreichs und Südmährens.

Einen innern Zusammenhang der Colonisation, namentlich jüngerer Zeit, muß man auch zwischen diesen nordwestlichen Deutschungarn und den „Schwaben" am Bakonyerwalde und am Platten-

see, im Veßprimer, am Saume der Schümegher Gespanschaft und im Raaber Comitate annehmen.

Wenden wir uns zurück nach Norden und zwar den kleinen Karpathen und der östlichen Nachbarschaft, den oberen Flußläufen der Waag, Neutra, Gran und Eipel zu. Die sporadischen Deutschansiedlungen in der Trentschiner und Thuróczer Gespanschaft fallen wenig in's Gewicht. Um so bedeutsamer erscheint der alte Deutschboden der sog. sieben „niederungarischen" Bergstädte im Sohler und Honter Comitate, mit Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neusohl, Bries, Libethen und Königsberg an der Spitze: eine wichtige Gruppe mitteldeutscher Ansiedlung, welche dem Volksthum nach allerdings immer mehr verfällt. Hier rief der Bergbau auf königlichem Boden ein kräftiges deutsches Gemeinwesen in's Leben, dessen Niedergang sich an das 15. Jahrhundert knüpft. Von untergeordneter Bedeutung sind die kleinen Montanorte der Neutraer Gespanschaft: Zeche, Betelsdorf und Fundstollen. — Drei eigenthümliche Deutschinseln an der Berührung der Neutraer, Barscher, Arvaer und Thuróczer Gespanschaft und im Honter Comitate mögen noch erwähnt werden; es sind die sogenannten Krikehayer (Häudörfler oder Handerburger), die Deutschbronner und Deutsch-Pilsner-Lorenzer. Die vereinzelten Deutschansiedlungen in der Liptau und im Gömörer Comitate sind so gut wie verschollen.

Ungleich massenhafter als in dem westlichen Berglande Ungarns zeigt sich das Deutschthum im östlichen, am Südfuße der Tátra, in der Zips, im Abaujvárer und Schároscher Comitate. Am „Zipser Boden" und in den „Gründen," zwei Ansiedlungsgebieten der Zipser Comitate, spielte es bis in's 16., 17. Jahrhundert eine culturell und politisch bedeutsame Rolle, wenngleich schon die verhängnißvolle Auflösung der „Gemeinschaft der 24 königlichen Orte" der Zips durch Verpfändung von 13 an das benachbarte Polen (1412) den Keim des Verfalles legte. In den Gründen, mit Gölnitz und Schmöllnitz als Vororten ist wohl das Deutschthum zu einem Schemen herabgeschwunden, am Zipser Boden dagegen behauptet es noch, trotz der weitgehendsten Slovakisirung und Magyarisirung der letzten Jahrhunderte, seine Eigenart in zahlreichen, betriebsamen Ortschaften, mit Leutschau und Käsmark an der Spitze.

In der Abaujvárer Gespanschaft bildet Kaschau, die geschichtlich bedeutendste Stadt Oberungarns, in der Schároscher Bartfeld, Zeben und Eperies die letzten Haltpunkte einer vor Zeiten auch im offenen Lande weiter verbreiteten Deutschansiedlung. Die älteren zerstreuten Deutschcolonien in der Zempliner, Bereger, Ugocsaer, Szat-

márer Gespanschaft, deren letzterer Vorort einst bezeichnend genug Deutsch-Szatmár (Szatmár-németi) geschrieben wurde und eine der ältesten Deutschansiedlungen Ostungarns umschloß, sind vollständig vom slavisch-ungarischen Volksthum aufgesogen. Gleiches gilt von der ursprünglichen Deutschansiedlung in Großwardein, einer der ältesten Stadtgemeinden des östlichen Theißungarns.

Blicken wir nun noch auf die ältesten Städte des Landes und auf das offene Land im centralen und südlichen Ungarn.

Urkundliche Nachweise belehren uns, daß die ältesten und bedeutendsten Städte Ungarns: Pesth-Ofen, Stuhlweißenburg, die alte Krönungsstadt und Begräbnißstätte der Könige, und Preßburg, desgleichen die Bischofssitze Gran, Neutra, Raab, Erlau, Veßprim, Fünfkirchen, Großwardein und Csanád deutsche Ansiedlung in der frühesten Zeit beherbergten und in den drei erstgenannten Orten das deutsche Altbürgerthum kräftig emporblühte. Jetzt erhielt es sich bloß in Preßburg und im Altofener Theile der ungarischen Reichshauptstadt, denn gemischte Colonien müssen dem Zuge der politisch tonangebenden Nationalität folgen.

Die zerstreuten, durchaus gemischten Deutschcolonien an der mittlern Donau, im Graner, Pest-Pilischer, Tolna-Báranyer, Somogyer, Szalader Comitate sind jüngeren Ursprungs und hängen mit den deutschen Ansiedlungen in der Bácska (Zomborer und Neusaatzer Distrikt) und mit den massenhaften Ortsgruppen der „Schwaben" des Banates in Hinsicht des Vorganges der Ansiedlung zusammen. Letztere fanden auf dem der Türkenherrschaft abgerungenen sehr verödeten Boden statt und knüpfen ihren Bestand an das 18. Jahrhundert, insbesondere an die theresianisch-josephinische Epoche. Es war dies ein der Colonisation der Ostländer überhaupt günstiger Zeitraum, in welchem auch der Norden Ungarns, namentlich die Gespanschaften Bereg-Ugocsa, Marmarosch, Szaboltsch, Szatmár örtliche Ansiedlungen deutscher Gewerbsleute empfingen. Sie sind mit den alten, verschollenen Deutschcolonien jener Gegenden nicht zu verwechseln und konnten auch auf eine nationale Bedeutung keinen Anspruch machen.

In Croatien-Slavonien hat sich das mittelalterliche Deutschcolonistenthum, wie es für Warasdin, Valpo, Vereczke, namentlich aber für Agram und Grech (Gräz) bei Agram urkundlich angedeutet erscheint, verloren. Außer allem Zusammenhange damit steht die jüngere Ansiedlung daselbst, sowie in der nun aufgelösten Militärgrenze.

Während in Ungarn das Deutschthum der Gegenwart der po-

litischen Bedeutung entbehrt und auch in vergangenen Tagen mehr eine culturelle als nationale Rolle spielte, errang sich dasselbe auf dem Boden Siebenbürgens, des „Landes hinter dem Walde," oder im „Waldlande," wie es noch heutzutage die Magyaren nennen, neben diesen und den Széklern die Geltung einer „Nation," und bewahrt sie noch bis auf den heutigen Tag. Drei Gebiete des siebenbürgischen Deutschthums treten uns entgegen. Das an Umfang und Bedeutung größte ist die Herrmannstädter Sachsenprovinz oder der Königsboden, der Kernsitz der deutschen Nation in sieben Stühlen, südlich und westlich von Rumänen, ostwärts von Magyaren, beziehungsweise Széklern, umgeben. An die südöstliche Pforte Transsylvaniens schließt sich der Kronstädter Sachsenbezirk, von dem Königsboden durch wallachische Bevölkerung abgeschnürt, das sogenannte Burzenland, das zunächst der deutsche Orden der Cultur erschloß. Weit ab, hoch im Norden Siebenbürgens, liegt der Nösnergau oder die Bistritzer Sachsenlandschaft, inmitten rumänischer Bevölkerung. Andere isolirte Deutschansiedlungen im Nordwesten, im Erzgebirge Transsylvaniens, wie z. B. das alte Roden, Schlatten u. a. m. verfielen in späteren Jahrhunderten. Das Klausenburger Gemeindewesen war noch im 15., und 16. Jahrhunderte deutsch. Dort wo das Deutschthum innerhalb magyarischer Nationalität isolirt dastand, oder von rumänischer umgeben war, mußten Mischungen oder Zersetzungen nach der einen oder anderen Seite stattfinden. So bildeten sich auch auf dem Königsboden, im Herrmannstädter und Mediascher Stuhle, im Kokel und Unterweissenburger Comitate deutsch-rumänische Sprachgebiete, gleichwie ostwärts, z. B. um Schäßburg, deutsch-magyarische. Außer der altansässigen deutschen Bevölkerung giebt es noch eine jüngere, welche den Einwanderungen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts ihren Ursprung verdankt und aus den Ländern Salzburg, Steiermark, Kärnten ihren Ursprung nahm. Es sind die sogenannten „Landler".

Die deutsche Gesammtbevölkerung in den beiden Ländergruppen, wo sie ihrem Kerne nach ansiedlungsweise sich die Heimat gründete, beträgt über fünfthalb Millionen Köpfe, auf einem Ansiedlungsgebiete von beiläufig 8800 Q.-M. Hievon entfallen auf die Sudetenländer mit 1441 Q.-M. an 2,780,000, auf das Nordkarpathenland, Galizien und die Bukowina mit 1616 Q.-M. 210,000; auf Transleithanien mit 5880 Q.-M. an 1,740,000 Deutsche. Vertheilt erscheint die Masse in österreichisch Schlesien mit 256,000 Deutschen auf 93 Q.-M., sodann in Böhmen mit 2 Millionen Deutschen auf 944 Q.-M., an dritter Stelle in Mähren mit 530,000 Deutschen

404 Q.-M., an vierter Stelle in der Bukowina mit 45,000 Deutschen auf 190 Q.-M.; an fünfter in Siebenbürgen mit 210,200 Deutschen auf 998 Q.-M.; an sechster in Ungarn und Croatien-Slavonien mit 1,550,000 Deutschen auf 4883 Q.-M. und an letzter in Galizien mit 165,000 Deutschen auf 1426 Q.-M.

Bevor wir von der deutschen Bevölkerung der Sudeten und Karpathenlande scheiden, müssen wir jedoch einer wichtigen Frage gerecht werden. Wir wollten sie für diesen Platz versparen, um die Gemeinsamkeit und beziehungsweise Gleichzeitigkeit des Ansiedlungswesens im Sudetenlande, gleichwie im nördlichen und südlichen Karpathengebiete gebührend würdigen zu können.

Die älteste Colonisationsgeschichte gegend- und ortweise scheint nach Allem die niederrheinische oder „flandrische" gewesen zu sein. Es steht dies für die Vororte Böhmens, Mährens und Schlesiens, für Ostungarn und Siebenbürgen insbesondere, mit ziemlicher Sicherheit fest und zeigt sich auch für die Zips in Nordungarn wahrscheinlich. Wir haben an die Zeit vom Schlusse des 11. bis an den Anfang des 13. Jahrhunderts zu denken. Ebenso alt, da und dort noch älter, erscheint die mitteldeutsche Bevölkerung Böhmens am Fichtel- und Erzgebirge, die aus dem benachbarten Ostfranken und altthüringisch-sächsischen Lande den Weg nach Böhmen nahm; und ein hohes Alter muß auch den vorzugsweise ober- oder süddeutschen Ansiedlungen zwischen der Donau und Raab und in den Königs- und Bischofsstädten der Arpádenzeit zugeschrieben werden. Müssen wir darum auch für die älteste Epoche die mittel- und oberdeutsche Ansiedlung im Ganzen zahlreicher als die niederrheinische oder flandrische veranschlagen, so zeigt sie doch gegendweise, wie am Königsboden Siebenbürgens, eine nicht zu unterschätzende Stärke. — Entschieden massenhafter erscheint die Colonisation der zweiten Epoche, die man an's 13. Jahrhundert knüpfen kann und welche für das Sudetenland, Kleinpolen (das heutige Westgalizien zwischen Weichsel und San), Oberungarn und Siebenbürgen, vorzugsweise mitteldeutsch oder „sächsisch" genannt werden muß. Mit ihr verschmolz gegend- und ortweise die ältere flandrische Ansiedlung, doch hat die „sächsische" vielmehr des neuen Bodens gewonnen. Die Betrachtung des Ganges dieser mitteldeutschen Colonisation lässt sie unstreitig als zusammenhängende Wanderung von Nordwesten nach Südosten auffassen. Am kräftigsten hat sie in dem mittelalterlichen Schlesien Wurzel geschlagen und dieses seit dem Schlusse der Völkerwanderung slavisch gewordene Land größtentheils deutsch gemacht. Nur dürfen wir nicht an geschlossene, zonenweise, sondern nur an Ansiedlungen

in Gruppen denken und nie vergessen, daß die Menge individueller Verhältnisse unter denen die Colonisationen ihren Verlauf nahmen, auch die bunteste Mischung und Kreuzung mittel- und oberdeutschen Volksthums so gut in den Sudeten- als Karpathenländern zur Folge haben mußte. Relativ am jüngsten sind die Ansiedlungen von Süddeutschen in Böhmen, Mähren, im ungarischen Unter- und Ostlande, in Siebenbürgen, Galizien und in der Bukowina. Sie haben daher auch keine historische Bedeutung im Verhältniß der älteren deutschen Colonisation. Fassen wir also diese Momente zusammen, so begreifen wir die Fülle örtlicher Dialekte, die uns insbesondere unter den Mitteldeutschen der Sudeten- und Karpathenländer begegnen und Hand in Hand mit den allerdings spärlichen Urkunden die Hauptquelle für die Erkenntniß der Wesenheit und Herkunft solcher Colonien abgeben.

Wir haben oben die Gesammtzahl der Deutschen des Sudeten- und Karpathengebietes auf mehr als fünfthalb Millionen veranschlagt. Rechnen wir dazu die 4,200,000 Deutschen der Alpenländer, auf einem Flächenraume von etwa 2200 Q.-M. vertheilt, so erhalten wir an 9 Millionen als Gesammtzahl der deutschen Bevölkerung des österreichischen Staates.

Kürzer können wir unsere Betrachtung der Bodenständigkeit der anderen vier Hauptstämme oder Nationen Oesterreichs fassen, da dieselben einer so weiten Verbreitung entbehren, oder doch, wie dies bei den Slaven der Fall ist, in geschlossenern Völkerbeständen auftreten.

Geographisch geschieden zerfallen die 16 Millionen österreichischer Slaven in zwei Hauptreihen, Nord- und Südslaven. Der ersteren fallen von Osten nach Westen die Ruthenen, Polen oder Lechen und die Czechoslaven zu; die andere vereinigt in gleicher Richtung Serben, Croaten, die Mischungen Beider und die Slovenen der Alpenländer. Jene zählt über vier, diese an 12 Millionen Köpfe, wenn wir den Nordslaven auch die Slovaken Südmährens und Oberungarns zuweisen. Doch scheint es richtiger, letztere Bevölkerung als Mittelglied der Nord- und Südslaven aufzufassen, da die Sprache und Altsässigkeit der Slovaken sie als einstigen Grundbestandtheil des großmährischen Reiches im 9. Jahrhunderte zu den Südslaven in eine nähere Verwandtschaft rückt, als dies gegenüber den Czechoslaven der Fall ist.

Die österreichischen Nordslaven gehören zu jenem Völkerzuge, der sich in Folge der germanischen Süd- und Westbewegung von der Weichsel an die Oder und Elbe vorschob. An die polabischen

Slaven reihten sich die Czechen und ihre Stammverwandten, dann die Chorwaten und Serben im heutigen Schlesien und Westgalizien, die Polen oder Lechen und die Ruthenen oder Kleinrussen (Russinen). Die Chorwaten wandten sich mit den Serben noch in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts südwärts an die untere Donau, die Polen schoben sich nun weiter süd- und westwärts an Stelle der Croato-Serben in das Land, welches noch lange Weiß-Chorvatien hieß und später als Kleinpolen von dem ursprünglichen Polen, oder Großpolen, geschieden wurde, Schlesien eingerechnet. So rückten denn nun auch die Ruthenen weiter vor und füllten das östliche Karpathengelände zu beiden Seiten bis an den Sanfluß und die Tátra; nordwärts als breite compacte Masse, in Rothrußland oder Halitsch und Wladimir, bis an die kleinpolnische Landesmark, südwärts im ostungarischen Berglande in einem schmaleren Streifen, dessen westliches Ende sich mit der Slovakei Ungarns berührt und jene Mischung beiderlei Völkerschaften erzeugte, die herkömmlicher Weise den Namen Sotaken (Avaken oder Čeperaken) (slovakisirte Ruthenen) führt.

Zu diesen Altruthenen Ungarns gesellten sich im 14. Jahrhunderte podolische Ruthenen, die in der Marmarosch und im Bereg-Ugocsaer Comitate insbesondere angesiedelt wurden und vorzugsweise als Kronbauern unter dem Munkácser Vojwoden oder Herzoge erscheinen. Gegenwärtig bilden die Ruthenen Ungarns, die südwärts zerstreuten Ansiedlungen abgerechnet, eine ziemlich gleichartige Bevölkerung, die von Südost nach Nordwest an Masse abnimmt und einerseits die Wrchowina (Hochland) der Marmarosch und des Bereg-Ugocsaer Comitates, andererseits die Krajina (Grenzland) der Ungher, Zempliner und Scháröscher Gespanschaft als ausschließliche Bevölkerung inne hat und bis in die Zips und nach Abauj, an die Hernad, verläuft. Die herkömmliche Scheidung als Wrchowinaer (Hochlandbewohner) und Dolischnianen (Thalbewohner) ist eine rein landschaftliche. Der Sotaken oder slovakisirten Ruthenen gedachten wir schon oben.

Im Galizisch-Lodomerischen, die Bukowina eingerechnet, haben wir auch ähnliche Benennungen; zwei davon scheiden die „Huculen" im Stanislawower, Kolomeer Kreise und in der Bukowina von den „Bojken" im Samborer und Stryer Kreise, also die östlichen und westlichen Gebirgs-Ruthenen. Für die im Sanoker und Jasliker Kreise haben wir die Bezeichnung „Lemken". In den waldlosen Gebieten der Ebene sind die „Podilane" oder „Opilane", in den waldigen die „Polisje" zu Hause. Letzteres hat keine ethnographische,

sondern nur chorographische Bedeutung. Das Ruthenenthum Oesterreichs, dessen Haupttheil dem Nordkarpathenlande zufällt, kann über 3 Millionen beziffert werden.

Der polnische oder lechische Stamm Oesterreichs zwischen dem San, den Karpathen und der Weichsel — und in örtlichen Beständen auch nach Ostgalizien verzweigt, dehnt sich in der Stärke von 2,380,000 Köpfen über Westgalizien und den Teschner Bezirk aus, in ungleich größerer Dichtigkeit als der Ruthenenstamm. Die österreichischen Polen scheiden sich in die Anwohner des karpathischen Waldgebirges: Goralen, insbesondere am Nordfuße der Tátra heimisch, in Krakusen als Anwohner des eigentlichen Krakauer Gebietes und in Mazuren, eine Bezeichnung willkürlicher Art, da sie eigentlich nur einem Theile der außerösterreichischen Polen zukommt. Die polnische Nation reicht auch nach Schlesien und zwar in das Quellengebiet der Weichsel, des spezifisch polnischen Stromes, nach Teschen hinüber. Als eine Mischung der Czechoslaven und Polen dürften die sog. „Wasserpolen" des nordöstlichen Mährens aufzufassen sein. Aber auch nach Ungarn greift die polnische Nation hinüber. Die Tage der Lechenherrschaft in Oberungarn während der ersten Dezennien des 11. Jahrhunderts übte wohl keine nachhaltige Wirkung in ethnographischer Beziehung, wohl aber die polnische Nachbarschaft der ungarischen Zips am Dunajec, insbesondere aber die bereits erwähnte Verpfändung der dreizehn Zipser Städte (1412) an Polen. So polonisirte sich der deutsche und ruthenische Norden der Zips. Gleiches zeigt sich am Slaventhume der nördlichen Schároscher Gespanschaft, und wie weit der polnische Einfluß reicht, äußert sich in Einzelheiten des Slovakendialectes der Abaujvarer Gespanschaft. — Die Gesammtzahl der Polen Oesterreichs beläuft sich auf 2,380,000. Mit ihnen und den galizischen Ruthenen trat einer der jüngsten ethnographischen Bestandtheile in das Völkergefüge Oesterreichs.

Der schroffe politische Gegensatz beider Stämme findet in der Geschichte Transkarpathiens seine Begründung. Seit dem letzten Piasten, der Rothrußland an's Polenreich brachte, also seit dem 14. Jahrhunderte, bestand der Antagonismus der Polen und Ruthenen und fand eine mächtige Nahrung im kirchlichen Gegensatze der katholischen Polen und der meist schismatischen Ruthenen.

Die Czechoslaven, als Bewohner Böhmens, Mährens, eines Theiles von Schlesien mit einer Kopfzahl von mehr als fünfthalb Millionen, sind von ziemlich gleichartigem Gefüge. In ursprünglich keltisches, dann germanisches Land eingewandert erscheint dies Volk

zunächst in Stämme gegliedert, unter denen Einer, mit dem Prager Gaue (Župa) als Mittelpunkte seiner Niederlassung, die Oberherrschaft errang und seinen Namen zum alleingültigen machte. Der Czechoslave breitete sich auch in Nordmähren aus und gewann Südmähren bis an den Marchfluß, nach dem Untergange des großmährischen Reiches. Gleicher Weise finden wir ihn im Norden des österreichischen Schlesiens vor, im ehemaligen Fürstenthum Troppau. Böhmischen Ansiedlungen begegnet man auch in Nieder-Oesterreich von Alters her. In Ober-ungarn hat der Hussitismus und zwar durch die seit 1440 in einzelnen Comitaten, wie Gömör, Sohl und Hont, länge hausenden Söldnerbanden oder „Brüderrotten" czechoslavische Niederlassungen bewirkt, die dann allerdings mit der slovakischen Bevölkerung verschmolzen. In Böhmen und Mähren selbst verdankt das Czechenthum dem Hussitismus einen mächtigen nationalen Aufschwung, dessen Kosten die Deutschen trugen. Dieser Aufschwung, der vor Allem das Städtewesen czechisirte und den Adel eifrig national gestaltete, hing mit jenem Racenkampfe zusammen, der die katholischen Deutschen und die hussitischen Böhmen im Harnisch hielt und auch nach seinem zweimaligen Austoben einen dauernden Antagonismus zurückließ. Die Schlacht am weißen Berge vernichtete allerdings den alten Feudalstaat Böhmens und mit ihm den kräftigsten Träger des czechischen Nationalismus, aber sie traf auch das protestantische Deutschthum Böhmens und Mährens bis in's Mark. Die Gegenwart zeigt in neuer Gestalt den alten Gegensatz des Deutsch- und Czechenthums.

In Böhmen, mit seiner relativ sehr hohen und darum Ueberschüsse aufweisenden Bevölkerung, in Schlesien und Mähren, soweit dasselbe czechoslavisch ist, finden sich keine tieferen ethnographischen Unterschiede der Slavenbevölkerung, sondern mehr nur landschaftliche Besonderheiten, die vornehmlich in Mähren zu Tage treten, so die Horaken im böhmisch-mährischen Grenzgebirge, die sog. Walachen im östlichen Berglande Mährens um den Radost und Rožnau herum, welche mit den ebenso genannten Rumänen nichts als den Namen und die Hirtenbeschäftigung gemein haben, die Bečwaken an der Bečwa, und die Hannaken, als Bewohner der Hanna, im fruchtbarsten Alluvialgrunde Mährens. Der nationale Gegensatz zwischen Slaven und Deutschen ist auch hier vorhanden, doch hat er nie die Schroffheit wie in Böhmen behauptet. Noch weniger war dies in Schlesien der Fall.

Es ist nun an der Zeit, der Slovaken im südöstlichen Mähren und westlichen Oberungarn zu gedenken. Schon oben ward ihrer eigenthümlichen Mittelstellung zwischen Nord- und Südslaven erwähnt

und insbesondere auf ihren geschichtlichen Verband mit dem großmährischen Reiche hingewiesen.

Die Slovaken repräsentiren eine stattliche Kopfzahl von mehr als dritthalb Millionen, deren Haupttheil Ungarn zufällt. In Mähren verquickte sich das Slovakenthum viel zu sehr mit dem Czechoslaventhum der Nachbarschaft, um nicht seine Eigenart stark abzuschwächen; kräftiger behauptete sie sich in Ungarn, besonders in den Gespanschaften Thurócz, Arva und Liptó. Südwärts trifft es mit dem Magyaren, östlich mit dem Ruthenen zusammen. Der bezüglichen Mischung in den Sotaken geschah bereits Erwähnung. In Gömör, Abauj und Zemplin ist auch die Kreuzung mit den Magyaren hervorspringender. Was die Massenhaftigkeit der slovakischen Ansiedlung in Ungarn betrifft, abgesehen von kleineren Sprachinseln, so nimmt sie von Westen nach Osten ab und mit ihr auch die physische und intellectuelle Tüchtigkeit dieses Volksstammes, der mehr noch wie der ruthenische die Slavisirung des deutschen Volksthums in vereinzelten Beständen Oberungarns bewirkte. Diese Erscheinung tritt besonders in der Zips, wo Slovaken und Ruthenen mit Deutschen zusammentrafen, an den Tag.

Die Südslaven Oesterreichs, in einer Gesammtstärke von mehr als vier Millionen, gliedern sich in drei Hauptzweige: Croaten, Serben, Slovenen und die bezüglichen Mischungen. Der croatoserbische Doppelstamm, vom karpathischen Norden südwärts gewandert, erkämpfte von den Avaren den Besitz des binnenländischen Dalmatiens und der Hinterlande, Türkisch-Croatien, Herzegowina, Bosnien, Serbien, ja es erscheint unzweifelhaft, daß das heutige Oesterreichisch-Croatien, abgesehen vom Littorale, sammt dem heutigen Slavonien, mittelalterlich ohnedies häufiger mit der Gesammtbenennung „Slavonia" versehen, später erst durch eine Verschmelzung der eigentlichen Croaten mit den „pannonischen Slaven" des Drau- und Savegeländes seine croatische Bevölkerung gewann, und eine diesem Mischungsprozesse entsprechende Mundart, die sog. Kaikawschtina (von Kaj? was?, welches Fragewort bei den eigentlichen Croatoserben des Littorales und Dalmatiens theils Ča, theils Schto? lautet) hat. Denn im 9. Jahrhunderte erscheinen diese eigentlichen, dalmatinischen Croaten, im Gegensatze und Kampfe mit den pannonischen Slaven Liudewits, dessen Hauptsitz Sissek an der Save war.

Die heutigen Croaten Oesterreichs scheiden sich zunächst in die des Agramer Bezirkes (die sog. Bezjacen und Puhowcen), die der sog. slavonischen Comitate, der Militärgrenze (Kreuzer und Sct. Georgner Commando) und die Colonisten des Salader, Sümegher, Eisenburger,

Oedenburger, Wieselburger und Raaber Comitates. Bis Mähren verzweigten sich diese jüngeren Croatencolonieen des 18. (19.) Jahrhunderts, woselbst die Croatendörfer um Eisgrub bei Lundenburg auftauchen.

Von den jetzigen Croaten Oesterreichs müssen wir die dalmatinischen und liburnischen Croato-Serben, oder die slavische Bevölkerung zwischen der istrischen Arsa und der dalmatinischen Narenta am Festlande und auf den Inseln der westlichen Adria unterscheiden. Es sind dies die alten den Serben stammverwandten Croaten oder Chorwaten, welche vom istrischen Arsaflusse das ganze Dalmatien und dessen Inselwelt abwärts bis über die Czettina gegen die Narenta hin und im Hinterlande Dalmatiens: Türkisch-Croatien, seßhaft wurden, während ihre Stammgenossen, die Serben, von der Narenta ostwärts sich verbreiteten. Die heutigen, österreichischen Croaten zwischen Kulpa, Drau und Save sind unstreitig aus einer Mischung der südlicheren Croaten des Littorales und Dalmatiens mit den pannonischen Slaven jener Gegenden hervorgegangen, wie bereits erwähnt wurde.

Die eigentlichen Croaten, Croato-Serben, gehören somit dem Littorale (der westlichen Militärgrenze) und Dalmatien an, während die Croaten nördlich von der Kulpa strenggenommen Croato-Slovenen sind.

Die dalmatinischen Slaven oder Croaten scheiden sich landschaftlich und dialetisch in Cakawcen, Bewohner der nördlichen und mittleren Küste und Inselwelt Dalmatiens, und Schtokawcen im Hinterlande und Süden des Landes; andererseits in Morlakken, als deren Kern wir die Primorjaner oder Narentaner in „Heidnisch-Croatien" (Pagania) des 10. Jahrhunderts ansehen dürfen, da in dem Namen Morlak = Mor-Vlach, der Wlache oder Slave der Meeresküste, bezeichnet erscheint. Die Bezeichnung der dalmatinischen Inselcroaten: Boduli und der im Rücken der Küste hausenden Dalmatinerslaven: Morlak ist mehr ein populärer Spitzname. Hier haben wir auch die innigste Durchdringung croatischen und serbischen Volksthums. Aus diesen Gebieten kamen wohl die serbocroatischen Ansiedler des Sichelburger oder Schumberker Districtes, an der Ostseite Krains, im 16. Jahrhunderte nach Croatien hinüber, und erlebten um 1617 einen starken Nachschub der aus dem Bereiche von Zengg und Carlopago verpflanzten Uskoken gleicher Herkunft.

Dieses uralte Flüchten der Südslaven von türkischem Boden auf ungarisch-österreichisches Gebiet veranlaßte den Bestand der serbischen Bevölkerung Oesterreichs in seiner Hauptmasse. Aller-

dings gab es schon im Mittelalter eine Ofener Reizenstadt und Einzelansiedlungen, welche vornehmlich mit den Verhältnissen Serbiens in den Tagen K. Sigismund's und des Hospodars Georg Brankovich zusammenhängen. Doch auch schon diese fallen in das Bereich einer, von der Türkennoth herbeigeführten Ansiedlung, wie dies namentlich in Ferdinand's I. Herrscherzeit der Fall ist. Das Serbenvolk der Vojvodina, des Banates und der Militärgrenze wanderte jedoch in Masse erst seit 1690 auf unsern Staatsboden, namentlich als das österreichische Programm einer Schilderhebung aller Donauslaven bis zum Balkan gegen die Pforte unter kaiserlicher Fahne keine Verwirklichung fand, und die compromittirten Serben die alte Heimat mit einer neuen zu vertauschen sich entschlossen. Man nannte sie Wlachen, Rascianer, und im Munde des Ungarn blieb der Name Rácz (Raize) für den Serben im Gebrauche, insbesondere für den Nichtunirten oder „Schismatiker", während dem katholisch gewordenen Serben die Bezeichnung „Schokaz" und „Bunjevac" zu Theil wurde. Der südwestliche Grenzsaum Oesterreichs gewann so mächtig an Volks- und Wehrkraft, doch auch an leidigen Conflicten der herrschenden magyarischen Nationalität mit einer Bevölkerung, welche auf ihre privilegirte bürgerliche und kirchliche Sonderstellung pochen durfte.

Den Schluß unserer Betrachtung des österreichischen Slavenvolkes bilden die Slovenen oder Alpenslaven Krains, Steiermarks und Kärntens, beziehungsweise Istriens und des Görzer Landes. Wir können uns kurz fassen, da wir oben bereits der Berührung und des historischen Verhältnisses der Deutschen und Slaven im Alpenlande gedachten. Am meisten verdichtet behauptete sich das Slovenenthum Krains, Istriens und des Görzer Berglandes; in der Steiermark hielt es den Süden unterhalb der Drau fest, während es im mittlern und obern Lande ganz verscholl; in Kärnten erscheint es am meisten mit dem deutschen Volksthum verschlungen, doch auch hier bildet die Drau eine wichtige Grenzscheide. Eine Fülle landschaftlicher und dialectischer Einzelbenennungen begegnet uns in der Slavenwelt der Alpenländer, am bedeutsamsten jedoch in Krain, wo wir die Unterkrainer oder Dolenci, die Oberkrainer oder Gorenci, und die Süd- und Innerkrainer oder Notrainci, abgesehen von noch engeren ethnographischen Bezirken, z. B. Wippach auseinander halten können. Die Slaven am Tschitscher Boden Istriens nähern sich mehr den Serben und bilden eine förmliche Bevölkerungsinsel, die selbst mit alten ostromanischen oder wallachischen Einflüssen in Beziehung gesetzt wird.

Blicken wir nochmals zurück auf die gesammte Slaven-

welt Oesterreichs. Im großen Gange der Völkerwanderung gewahren wir die Czechoslaven, Polen und Russinen nacheinander auf einem Boden, den einst zum großen Theile germanische Stämme bewohnten: jene Stämme, hinter denen die Nordslaven, vielfach verlarvt im Namen der „Sarmaten", hausten und wohl auch mit ihnen gemischt erscheinen. Aehnlich ist's im Süden der Karpathen, wo die Slaven, zwischen germanische Stämme eingeschoben und dann an ihrer Stelle, vom Schlusse der großen Wanderung, immer massenhafter auftauchen.

In den Alpenländern absorbiren sie die Reste der kelto-römischen Bevölkerung, in den Süddonauländern bis an die Küste des Adriameeres treten sie an die Stelle des frühern illyrischen Volksthums und bevölkern auch die Inselwelt des Quarnero und der östlichen Adria. Zu beiden Seiten der Karpathen, im Elbe- und Marchlande, bilden sie eine immer compactere Bevölkerung, doch mit dem Unterschiede, daß, während der Polen- und Czechoslavenstamm als herrschende Nation auftritt, der ruthenische und insbesondere der slovakische Stamm zu der herrschenden Polen- und Magyarennation in das Verhältniß der Unterordnung gebracht wurde. Die Ruthenen des Karpathenlandes Halitsch-Wladimir hatten zunächst an den kleinpolnischen Nachbarn gefährliche Herrschaftswerber, bis endlich der letzte Piast Kasimir d. Gr. Rothrußland mit Lemberg seiner Herrschaft ganz unterwarf und das Ruthenenthum systematisch bekämpfte. Der erste Jagellone sicherte es dann bleibend der polnischen Herrschaft. Der scharfe Gegensatz zwischen Polen und Ruthenen wurzelt in diesen historischen Verhältnissen, insbesondere jedoch in dem kirchlichen Wesen. Der polnische Katholicismus huldigte in schroffster Weise den Unionsbestrebungen und haßte den sich dawider sträubenden schismatischen Ruthenen, ja er war auch dem griechisch-unirten Ruthenenthum abhold. — Der ungarische Ruthene befand sich diesbezüglich dem katholischen Magyaren gegenüber in gleichem Verhältniß. Bei dem Slovaken Ungarns, der entweder katholisch war oder protestantisch wurde, fehlen solche Conflicte und nationale Sonderbestrebungen äußern sich da nicht vor dem 19. Jahrhunderte. Slovaken- und Ruthenenthum gewann den Deutschen Oberungarns gegenüber an numerischer Stärke.

Die Alpenslaven oder Slovenen, seit Jahrhunderten unter der politischen Führung des Deutschthums, entwickeln gleichfalls erst in der Neuzeit ein eigenes nationales Programm. Dagegen äußert sich im Croatenvolke gegen die magyarische Vorherrschaft und bei den stammverwandten dalmatinischen Slaven wider die Hegemonie der

italienischen Stadtbürger ein altes Ankämpfen, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß es dort als Opposition einer geschlossenen autonomen Provinz sich geltend macht, während es hier in örtlichen Conflicten zwischen den italienischen Grundherren und slavischen Grundholden verlief und erst in unserm Jahrhunderte, abgesehen von den Erscheinungen am Schlusse des achtzehnten, die Gestalt eines nationalpolitischen Programmes annahm.

Die Idee der südslavischen Einheit ist allerdings nicht von heute, und panslavistische Anschauungen tauchen schon bei croatischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts auf, aber sie durchdrangen die Massen nicht und fanden in dem kirchlichen Gegensatze der strengkatholischen Croaten und eifrig schismatischen Serben die stärkste thatsächliche Verneinung.

In Bezug der Vertheilung der Slaven Oesterreichs mögen folgende Zahlen sprechen. Die Nordslaven (eingerechnet das Slovakenvolk) mit mehr als 12 Millionen Köpfen, sind in Galizien mit fünfthalb Millionen, in Böhmen mit mehr als 3 Millionen, in Ungarn mit 2 Millionen, in Mähren mit $1^1/_2$ Millionen, in Schlesien mit 240,000 vertreten. — Von 4,180,000 der Südslaven entfallen auf Croatien, Slavonien und die Militärgrenze über 1,800,000, auf die Alpenländer über 960,000, auf Ungarn an 600,000, auf Dalmatien über 390,000, auf Istrien und Görz an 360,000.

Naturgemäß reiht sich nun in unserer Betrachtung das Magyarenvolk an. Der Magyare, in Herkunft und Sprache von allen anderen Bewohnern Oesterreichs verschieden und somit durchaus isolirt zu nennen, ist überhaupt eine der merkwürdigsten ethnographischen Erscheinungen Europa's. Während in der großen Völkerfluth die Hunnen, des Magyarenvolkes Ahnherren, wie eine alte aber falsche Ueberlieferung besagt, sammt ihrem großen Reiche wieder verschwanden, ohne eine Spur ihres Daseins im Donau-Theißlande zu hinterlassen, während die Avaren, die man auch mit den Magyaren zu verknüpfen beliebte, kaum anderthalb Jahrhunderte Pannoniens Herren blieben und gleichfalls dann verschollen, gelang es den uralisch-finnischen Magyaren, als der Schlußwelle der großen Wanderung im Abendlande, Fuß zu fassen und mit Hülfe der westeuropäischen Civilisation ein starkes bleibendes Staatswesen zu gründen, ohne dabei ihre Sprache und Nationalität einzubüßen. Es ist dies der beste Beweis für die Accommodationsfähigkeit und andererseits für die Kraft und das Selbstgefühl des Magyarenthums.

Das physische Gepräge der Race müssen wir uns allerdings schon in den ersten Jahrhunderten zersetzt und wesentlich geändert denken. Zeigt sich dies bei dem Germanen auf römischem Boden so rasch und durchgreifend gewandelt, wie sollte es anders bei dem Magyaren geworden sein, der, abgesehen von schwachen germanischen Volkstrümmern, inmitten einer numerisch mindestens ebenbürtigen Slavenbevölkerung seine neuen Wohnsitze sich erkämpfte und schon in seiner Sprache verräth, vor Allem in dem landwirthschaftlichen Wortschatze derselben, wie viel er vom Slavischen darein aufnahm oder entlieh. Schon in den ersten Jahren kriegerischer Wildheit sah er sich genöthigt, die dünne Bevölkerung seiner Landstriche durch Tausende von Kriegsgefangenen zu bevölkern und bestellen zu lassen. Dazu trat bereits seit Gejsa, noch großartiger und plangerechter jedoch durch Stephan, den Begründer der ungarischen Monarchie, die massenhafte Aufnahme von Fremden oder „Gästen" aller Lande, namentlich aus Deutschland, eine im Laufe der Jahrhunderte wachsende Colonisation. So kreuzte und mischte sich sein Volksthum mit den verschiedenen Fremden, mit den altansässigen Slaven und den späteren Ankömmlingen, bis der ursprüngliche Typus des Magyaren verflüchtigte. Aber in politischer Beziehung behauptete der Magyare die Hegemonie, und seit dem 16. Jahrhunderte insbesondere läßt sich am besten nachweisen, wie er es verstand, durch den deutschen und slavischen Ungarn sein eigenes Volksthum zu verstärken. Klagte man auch über die Germanisirungsgelüste der österreichischen Herrschaft, thatsächlich griff die Magyarisirung um sich, ja es ist eine leidige Thatsache, daß die Regierung selbst den protestantischen Deutschen und Slaven Ungarns in das Lager des magyarischen Akatholicismus drängte und andererseits durch die katholischen Restaurationen im Kreise der Deutschstädte Oberungarns der Magyarisirung Vorschub gab, ohne den politischen Rückschlag und Nachtheil zu ermessen.

Das Magyarenvolk bildet eine compacte Masse im ebenen Ungarn, vorzugsweise in der großen östlichen Niederung, im Alföld. Auf dem Boden Siebenbürgens bürgerte es sich frühzeitig in gleichfalls starken, geschlossenen Beständen ein; es ist das Gebiet der Székler, offenbar ein Theil der alten Magyaren, eingewandert unter besonderen Verhältnissen, zu deren genauer Feststellung uns alle sicheren Aufschlüsse fehlen. Hier in Siebenbürgen traf er auf die namenlos gewordenen Reste der Dakoromanen und auf eine dünne nur noch in Gegend- und Ortsnamen erkennbare Slavenbevölkerung, die der Strom der großen Wanderung dahin verschlagen hatte.

Neben und zwischen ihm nahm dann der Deutsche als privilegirter Ansiedler Platz, und Raum genug fand sich für die durch Nachwanderung anschwellende Rumänenbevölkerung, hier wie in Ostungarn. Im Croatenlande erscheint der Magyare als späterer Ansiedler. Andererseits hat sich hier die Magyarisirung bedeutender Adelsfamilien schon früh vollzogen, wie dies beispielsweise an dem Geschlechte Gara und Zrinyi nachweisbar ist, Häuser, die in der Geschichte Ungarns eine Hauptrolle spielten.

Entsprechend der compacten ethnographischen Stellung des Magyarenvolkes und seiner nationalen Lebenskraft ist auch die sprachliche Einheit desselben. Sieht man nämlich von der dialectischen Färbung des Magyarischen im Munde des Széklers oder des „Palóczen" im Borsóder Comitate und von untergeordneten Eigenthümlichkeiten des Donau- und Theißungarn ab, so giebt es eben nur Ein magyarisches Idiom. In diesem verschwand spurlos die Sprache der Kumanen, Kunen oder „Falwen", der unwillkommenen Gäste Ungarns im 12., besonders 13. Jahrhunderte. Fest angesiedelt und christianisirt wurden sie bald eins mit dem herrschenden Magyarenvolke. Von ihrem eigenen Idiome erhielten sich nur noch bis in's 18. Jahrhundert Reminiscenzen, z. B. Gebete, und unser Zeitalter hat auch die administrative Sonderstellung ihrer Bezirke: Groß- und Klein-Kumanien beseitigt. Bei dem nebenläufigen Districtsnamen „Jazygien" hat man bekanntermaßen an keinen ethnographischen, sondern bloß politischen Begriff zu denken. Jazygier sind eben königliche Bogenschützen (iász, der Pfeil, daher auch im mittelalterlichen Latein ballistarii genannt) und haben natürlich mit den alten Jazygern der Völkerwanderungsepoche nichts als den seltsam gleichgeformten Namen gemein.

Die Kopfzahl der Magyaren beziffert sich auf nahezu $5^1/_2$ Millionen. Hiervon entfallen über 4,825,000 auf Ungarn, 574,000 auf Siebenbürgen und an 20,000 auf Croatien und die Militärgrenze.

Das Ostromanenthum Oesterreichs, die Dakoromanen, Romänen, Rumänen oder Wallachen bilden, wie schon die Vielnamigkeit dieses zahlreichen Stammes andeutet, eine interessante Völkererscheinung. In der erstangeführten Benennung, die allerdings die jüngstgeschaffene ist, spiegelt sich der Ursprung der Nation, aus einer Mischung des alten Daken- oder Getenvolkes, mit der römischen Colonisation Ostungarns und Siebenbürgens seit Trajan's Zeiten; die zweite, Romänen oder Rumänen, historisch die früheste, läßt dieses Volk in seinem ersten geschichtlichen Auftreten als Unterthanen des

oströmischen oder byzantinischen Reiches erkennen, während „Wallachen" (Walch, Wälscher) als der Vulgärname im Munde der Nachbarvölker, Slaven, Magyaren und Deutschen Siebenbürgens erscheint. Gegenwärtig hat sich eine wesentlich andere Anschauung von dem ethnographischen Verhalten und der Bodenständigkeit der Ostromanen Oesterreichs Bahn gebrochen. Während man früher eine Art Aboriginität sämmtlicher Rumänen in Ostungarn und Siebenbürgen annahm, gewann man später die wissenschaftliche Ansicht, daß mit dem Auflassen der Römerprovinz „Dacia Trajana" und der historisch verbürgten Uebersiedlung der romanisirten Provinzialen in's Tiefland der untern Donau, in das damalige zweite Mösien, die spätere Wallachei, die Hauptmasse der Dakoromanen ihre Heimath verlassen mußte, um in „Dacia Aureliana", wie man Untermösien seit K. Aurelian (270—275) nannte, eine neue zu finden. Im weitern Verlaufe der großen Wanderung immer mehr mit slavischem Volksthum in Berührung, wie sich das in der rumänischen Sprache am deutlichsten abspiegelt, und durch dasselbe numerisch verstärkt, erwuchsen die Dakoromanen zu einer zahlreichen Nation, aber ohne politische Selbständigkeit. Jahrhunderte nach der großen Wanderung, als die Magyaren längst schon Herren Pannoniens und Daciens geworden, findet stoßweise und geräuschlos die Ansiedlung von Rumänen im Theißlande und in Siebenbürgen statt, was man in gewissem Sinne eine Rückwanderung der Dakoromanen nennen könnte.

Man würde allerdings zu weit gehen, wollte man die Existenz dakoromanischer Volksreste über die große Wanderung hinaus, somit die Altansässigkeit einer dünn gesäeten Rumänenbevölkerung dieser Gegenden durchaus in Abrede stellen; aber mit Rücksicht auf die Stürme jener Epoche, auf die Massen des Germanen- und Slaventhums, die nach einander den karpathischen Boden betraten, darf man jenen Resten keine maßgebende ethnographische, geschweige denn eine culturgeschichtliche Bedeutung beimessen, da gerade die ältesten Orts- und Gegendnamen im heutigen Gebrauche in der Regel nicht rumänischen Ursprunges sind.

Die maßgebende Rumänenbevölkerung Ostungarns und Siebenbürgens ist mithin jüngerer Herkunft; sie trat nicht erobernd auf, sondern siedelte sich auf magyarischem Grund und Boden, desgleichen am Königsboden Siebenbürgens unter den Sachsen der 7 Stühle, und im Burzenlande vorzugsweise in Verhältnissen bäuerlicher Unterthänigkeit an und in einer wachsenden Dichte, so daß sie die an Kopfzahl überwiegende Bevölkerung Siebenbürgens und des angrenzenden Ungarns bis in die Marmarosch hinauf wurde. Aus der Geschichte dieser

langdauernden Ansiedlung und dem Rechtsverhältnisse derselben erklärt sich das allerdings eigenthümliche Mißverhältniß, wonach es die Rumänen Siebenbürgens trotz ihrer überlegenen Kopfzahl nie zur Stellung einer „Nation" im politischen Sinne brachten und somit von der „Union der drei Nationen" Siebenbürgens immerdar ausgeschlossen, mithin politisch rechtlos blieben. Ueberhaupt erscheint der Ostromane Oesterreichs in seiner Masse, im Gegensatz zu den natürlichen Anlagen, auf einer ungleich niedrigern Stufe socialer und cultureller Entwicklung als der Slovake und Ruthene, und seine gedrückte Stellung erfüllte ihn mit leidenschaftlichen Regungen wider den magyarischen Grundherrn, die sich schon seit dem 15. Jahrhunderte in blutigen Bauernkriegen Luft machte und durch kirchlichen Unionszwang nur verstärkt wurde.

Die Ausbildung rumänischer Vasallenstaaten in der Wallachei und Moldau seit dem 14. Jahrhunderte, in welchem erst der Name „Cumanien" dem der Wallachei Platz macht, steht im Zusammenhange mit der massenhaften Auswanderung der Marmaroscher Rumänen unter Bogdan's Führung in den Tagen Ludwig's I. (1342—1382), wobei auch der Uebereifer in der Katholisirung dieser schismatischen Ostromanen das Seinige beitrug. Ueberhaupt liefert ein Blick auf die ethnographische Karte Oesterreichs in Bezug des Zusammenhanges seiner Rumänen mit denen der Wallachei und Moldau Anlaß zu ernsten und mit Rücksicht auf die geschichtlich begründete Stimmung dieses Volkes gegen die Magyaren in manchem Sinne unerfreuliche Betrachtungen.

Die Rumänen zählen im Ganzen über 2,860,000 Köpfe. Am stärksten ist ihr Bestand als absolute Ziffer gefaßt in Ungarn mit 1,300,000; dann kommt Siebenbürgen mit 1,200,000 Ostromanen an die Reihe, und hier bilden sie nicht nur die vorwiegende Bevölkerung, sondern auch die relativ dichteste. Die Bukowina zählt 205,000 Rumänen, also nicht um vieles weniger als Ruthenen, die vorherrschende Bevölkerung. Dann folgt die Militärgrenze mit 147,000 und kleinere Bestände verzweigen sich bis in's Alpenland.

Den Schluß unserer Betrachtung bilden die Westromanen, die italienische oder wälsche Bevölkerung Oesterreichs. Vor dem Jahre 1859 an Kopfzahl den Ostromanen unseres Staates weit überlegen und noch 1866 denselben um eine bedeutende Ziffer voraus, schrumpfte ihr Bestand durch den Verlust der Lombardei und später auch des Venetianischen an das neue italische Königreich auf eine Summe zusammen, die ihr nunmehr den fünften Rang unter den Hauptnationen Oesterreichs zuweist. Denn es stehen den entfremdeten

Lombarden mit 3 ½ Mill. und den Venetianern mit 2,640,000 Köpfen die unserm Staate angehörigen Westromanen mit kaum 600,000 gegenüber.

Das wälsche Element Oesterreichs gebietet über die istrische und dalmatinische Küstenlinie der Adria, über einzelne Inseln, wie Lesina und Curzola, einige Ortschaften im Binnenlande Istriens, über die Südebene der Grafschaft Görz-Gradiska und einen Theil der Mittelstufe des Landes, endlich am dichtesten und geschlossensten über Südtirol — abgesehen von den Ladinern des Gröbner-Abtei- und Ennebergerthales, die als Rhätoromanen eine besondere Gruppe oder Sprachinsel unter den Westromanen Oesterreichs ausmachen. — Der Italiener Dalmatiens in den Küstenstädten Zara, Spalato, Trau, Sebenico, Ragusa erscheint aus einer ältern und jüngern Bewohnerschicht erwachsen. Die ältere bildete der schwache Ueberrest römischer Colonisten vor der Zeit der großen Wanderung, die jüngere erwuchs aus den zahlreichen Ansiedlungen venetianischer Familien, als seit dem 10. Jahrhunderte die aufstrebende Seerepublik in der Erwerbung und Behauptung der östlichen Adriaküste eine ihrer Existenzbedingungen gewahrte. Daher schlägt in dem Italiänisch der dalmatinischen Städte das venetianische Idiom vor und insbesondere zeigt sich dies bei Zara, um dessen Besitz es dem Lagunenstaate vor Allem zu thun war. Am wenigsten äußert sich diese Erscheinung in Ragusa, das sich als eigene Seerepublik Venedig gegenüber möglichst abzusperren verstand, dagegen jedoch immer mehr vom serbischen Element durchdrungen, also slavisirt erscheint. Bei dem Umstande, daß altersher durch die croato-serbische Invasion Dalmatiens Binnenland und theilweise auch die Küste slavische Bevölkerung erhielt, mußte die Zersetzung der italienischen Stadtgemeinden durch das numerisch überlegene Slaventhum erfolgen. Das zeigt sich in dem sprachlichen Utraquismus jener Vororte Dalmatiens. — Aehnliche Zustände finden sich in Istrien, wo auch die venetianische Herrschaft eine Kräftigung des romanischen Volksthums zur Folge hatte, während später vom slavischen Binnenlande aus wachsender Zuschuß der Stadtbevölkerung ausging. Hier wie dort strebt der italienische Städter, die politische Führerrolle in den Händen zu behalten. Auf den Quarnero-Inseln repräsentirt die Stadt Veglia allein italienischen Typus; Cherso, Ossero, Arbe, Lussin sind vorwiegend croatisch.

An Boden gewonnen hat unter den österreichischen Italienern blos der Wälschtiroler; ja er gewinnt ihn noch, wie schon oben bei der Besprechung der Deutschen Tirols angedeutet wurde. Auch die Rhätoromanen oder (Ost-) Ladiner Tirols in den genannten Thalungen

italienisiren sich, am wenigsten die Badioten. Im Fassa- und Ampezzothal kreuzt sich Ladinisch und Welsch. Die eigenthümlichste Sprachmischung findet sich bei den Görzer Furlanern. Es ist das aus romanisch-germanisch-slavischer Sprachmengung des Mittelalters erwachsene Friauler Idiom, auf einem Boden, der mit der Isonzothalung einen wahren Heerweg der Völkerwanderung abgab, — das „Kauderwelsch" Oberitaliens, mit dem „Krautwelsch" der Tiroler Ladiner als Seitenstück.

Von den 600,000 Italienern Oesterreichs entfallen über 50,000 auf Dalmatien, 180,000 auf Istrien und Görz und die Hauptmasse auf Welschtirol (an 354,000, Vorarlberg eingerechnet).

---

4. Die nachbarlichen Verhältnisse Oesterreichs in ihrer historischen Begründung.

Es gab eine Zeit, in der man die Geschichts- und Kartenwerke von Oesterreich ohne alle Rücksicht auf die nachbarlichen Verhältnisse unseres Staates anzufertigen liebte. Man schnitt gewissermaßen Oesterreich aus dem europäischen Gesammtbilde heraus und klebte es ganz isolirt auf einen leeren Untergrund. Dies Verfahren rächte sich doppelt; es war widernatürlich und ließ deshalb die Entwicklung und historisch-geographische Eigenart des Staates verkennen und es war nicht minder unpraktisch, indem es die zahlreichen Fäden, das reichliche Geäder zerschnitt, durch welches Oesterreich als lebendiges Glied mit dem politischen Gesammtorganismus Europa's zusammenhängt, gerade so wie seine Bodengestaltung ein hervorragendes Stück der reichen Bodenplastik dieses Continentes darstellt.

Jetzt macht sich in der Geschichtschreibung so gut wie in der Kartographie mit Recht immer mehr die entgegengesetzte Anschauung geltend; man trägt stets entschiedener Rechnung dem nachbarlich und organisch mit Oesterreich Verbundenen und bemüht sich, überall einen Zusammenhang herzustellen, wo man früher mit dem Abtrennen eilig war. Es ist der richtigere Weg bei einem Staatsorganismus, der so viel Berührungsflächen zeigt.

Die Kerngruppe unseres Staates ist, geschichtlich betrachtet, ein stetig anwachsender Complex von deutschen Reichsländern, die sich, weitab vom Mittelpunkte der Reichsgewalt und dem allgemeinen Zuge dynastischer Territorialbildung folgend, verhältnißmäßig rascher

als die Kurfürstenthümer Deutschlands zur politischen Eigenständigkeit verhalfen. Die vorherrschende Bevölkerung gehört den Hauptstämmen Süddeutschlands, in erster Linie dem bayerischen, in zweiter dem schwäbischen an; die einzelnen Landschaften bilden ursprünglich Theile des großen bojoarischen Stammherzogthums, die ältesten Besitzverhältnisse in unseren Alpenländern verknüpfen diese mit ganz Süddeutschland und greifen über dasselbe hinaus. Die ersten Begründer reichsämtlicher Fürstenmacht allda, die österreichischen Babenberger, die steiermärkischen Traungauer, die kärntnischen Eppensteiner und Sponheim-Ortenburger, sind mitteldeutschen und vorzugsweise süddeutschen Ursprunges. Jene Dynastie, die unsern Staat zusammenfügte, das „Haus Habsburg-Oesterreich", wurzelt im Lande der Schweizer Alemannen und hat seine Stammgüter in der Schweiz, im südlichen und westlichen Deutschland. Dieses Haus trägt Jahrhunderte hindurch die deutsche Krone und bewegt sich in einer eigenthümlichen und folgenschweren Doppelstellung als Haupt der Reichsgewalt und andererseits als Inhaber eines großen lehensmäßigen Ländergebietes. Die alten deutschen Stamm- oder Volksrechte hatten Geltung auch in unserem Alpenlande, ihr mittelalterliches Rechtsleben überhaupt ist nur ein Stück des gemeindeutschen und die gesammten Entwicklungen im Bereiche des socialen Lebens, wenn auch eigenthümlich gefärbt, nur provinzielle Erscheinungsformen dessen, was in seinem Grundzuge gemeindeutsch war. So hängt denn die österreichische Ländergruppe in ihrem mittelalterlichen Geschichtsleben mit Deutschland unlöslich zusammen; und in der Neuzeit tritt dies in Bezug der großen und kleinen Zeitfragen wo möglich noch stärker hervor.

Denn die Reformationsepoche Deutschlands, der dreißigjährige Krieg, die Kämpfe mit Frankreich im Zeitalter Ludwig's XIV., stehen ebenso gut am Kerbholz der gemeindeutschen, als auf dem der österreichischen Historie, und was sich von 1740 an ereignet betrifft Deutschland und Oesterreich gleich gewichtig, so daß die Gebietsgrenzen der Ereignisse fast verschwimmen.

Aber es besteht überdies eine bedeutsame Analogie auch im Entwicklungsgange der Macht jener beiden Häuser, denen es beschieden war, einander in der Führung Deutschlands abzulösen und lange Zeiträume hindurch verbunden zusammenzustehen oder um die Vorherrschaft zu ringen.

Die Wiege der Habsburger und Hohenzollern stand in Nachbarschaft; zum Schwabenstamme im weitesten Sinne zählten beide. Beide Häuser legen den Grund zu ihrer eigentlichen Macht-

stellung auf fremder Erde; Habsburg im Donaualpenlande, Hohenzollern im deutschen Nordgelände der Elbe, Oder und Weichsel, und dieser Neubesitz umfaßt da und dort ein für deutsches Volksthum erst durch massenhafte Colonisation auf ursprünglich slavischem Boden gewonnenes Land. Und dieses deutsche Volksthum hüben und drüben, an der äußersten Peripherie des Reiches, mußte eigenartig werden und bleiben.

Stockpreuße und Stocköfterreicher ist mehr als ein Spitzname, ernst genommen bezeichnet er die kernige Eigenart Beider. Aehnliche Verhältnisse walten auch in der Gliederung des östlichen und westlichen Länderbesitzes der Habsburger und Hohenzollern, wenn wir die habsburgischen Vorlande mit dem niederrheinischen Besitze der Hohenzollern und deren ostdeutsche Hauptmacht mit dem südwestlichen Ländercomplexe der Habsburger vergleichen.

Aber mit der Analogie läuft Hand in Hand auch der bedeutsame Gegensatz, besonders wenn wir über das Jahr 1526 hinauskommen, um welche Zeit Habsburg die große böhmisch-ungarische Ländererwerbung antrat. Wie auch die Anschauung der Gegenwart die Sachlage in Oesterreich und den politischen Beruf dieses Staates auffassen und deuten mag, der Historiker kann sich unmöglich der Thatsache verschließen, daß durch die Erwerbung eines Doppelgebietes vorwiegend nicht deutscher Volksart, dreimal so groß als die deutsch-österreichischen Stammlande, — der Schwerpunkt des neuen Staates und seine politische Tendenz wesentlich andere werden mußten, als eben zur Zeit, da der Habsburgerstaat in seinen Grenzen mit den Donaualpenlanden zusammenfiel.

Auch die Hohenzollern wurden seit der Erwerbung Ostpreußens, besonders aber seit den polnischen Annexionen immer in das Bereich der osteuropäischen Verhältnisse gedrängt, inzwischen aber hatten sie eine Reihe rein deutscher Erwerbungen gemacht und besonders durch Schlesiens Eroberung die herrschende Stellung in Ostdeutschland errungen.

So mußte bei dem Gegensatze in dem Länder- und Völkerbestande der österreichischen und preußischen Monarchie auch ein politischer Gegensatz beider Staaten, ein Umschwung ihrer Stellung in Deutschland eintreten. Dieser war ohne harte Kämpfe nicht durchzuführen, denn Oesterreich war in seinen deutschen Bestandtheilen stark genug, seine Vorherrschaft im Reiche zu behaupten, und andererseits blieb Preußen durch seine besondern Interessen, namentlich aber durch die Stellung zu Rußland, mehr noch als Oesterreich, bis zur jüngsten Epoche einer großdeutschen Politik entfremdet. Ueberhaupt

muß der Geschichtskundige eine „großdeutsche" Politik im eigensten Sinne des Wortes den beiden Mächten gegenüber als eine ideale, der Gewalt thatsächlicher Interessen widerstreitende Forderung bezeichnen, so lange von österreichischer und preußischer Politik die Rede ist. Eine großdeutsche Politik hätte die Politik der Selbstverleugnung Oesterreichs und Preußens werden und andererseits auf eine ähnliche Selbstverleugnung der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands rechnen müssen. Oesterreichs und Preußens Dualismus und der übrige deutsche Particularismus blieben die realen Hindernisse einer solchen idealen Forderung, und selbst der Umschwung seit dem Jahre 1866 beweist nur, daß zuerst die Machtfrage zwischen beiden Staaten entschieden werden mußte, bevor der deutsche Volksgeist an die Reihe kam, für die ideale Forderung einzutreten.

Noch ist nicht Preußen in Deutschland, Deutschland nicht in Preußen aufgegangen, noch besteht die von der Natur und Geschichte abgesteckte Grenze ebenso wie der Gegensatz des nord- und süddeutschen Volksgeistes, und den Zerfall Oesterreichs, eines in manchen Stürmen erprobten Staates, erzwingen wollen, um Deutschland abzurunden, wäre ein gewagtes Spiel, das auf Deutsch-Oesterreichs Sympathien unmöglich rechnen könnte. Denn mit unendlicher und berechtigter Zähigkeit hängen die Völker an einem Jahrhunderte alten Staatswesen und an der Stellung, welche sie darin einnehmen, und ihre Selbstpreisgebung ist in der realen Geschichte nie ein Act freier Entschließung, sondern immer das Ergebniß unerbittlicher Nothwendigkeit. Die heutige Stellung Oesterreichs zu Preußen ist überdies das beste Geständniß, daß man die beiderseitige Machtsphäre achten und den Kampf wider die Gewalt der Thatsachen aufgeben wolle; es ist reale Politik.

So wären wir scheinbar von dem ursprünglich eingeschlagenen Pfade abgewichen und auf das Feld politischen Raisonnements gerathen. Und doch schien dieser Ausblick und Absprung nothwendig, um das historisch wichtigste Nachbarverhältniß Oesterreichs nach allen Seiten hin überschauen zu können. Die Nutzanwendung für die Frage der Behandlung des österreichischen Geschichtslebens liegt nahe in einer seiner wichtigsten Beziehungen. Die mittelalterliche Geschichte Oesterreichs muß, um so zu sagen, aus der deutschen Reichsgeschichte herausgearbeitet werden, als ein sich immer selbständiger erweiterndes Glied derselben. Aber auch die Geschichte der beiden anderen Ländergruppen vor ihrer Vereinigung mit Deutsch-Oesterreich steht in innigen Wechselbeziehungen zu Deutschland. Böhmen, Mähren, Schlesien zeigen dies in Bezug ihres politischen Verbandes

als auch nationalen Zusammenhanges mit Deutschland; Ungarn-Siebenbürgens Geschichte bietet nicht wenig Berührungspunkte mit der deutschen Nachbarpolitik und seine Colonisation ist ein nicht minder bedeutsames Denkmal eines solchen Zusammenhanges. Seit 1526 läuft Oesterreichs Gesammtstaat in seinen Geschicken denen Deutschlands parallel.

In beiden Zeiträumen ist somit die fortlaufende Rücksichtnahme auf Deutschland geboten, nur mit dem Unterschiede, daß wir im mittelalterlichen Oesterreich den deutschen Lehenscomplex, im neuzeitlichen den europäischen Großstaat vor uns haben, der seine Stellung zu Deutschland immer mehr abgrenzt.

Das nachbarliche Verhältniß Oesterreichs zur Schweiz bedarf nur kurzer Andeutungen. Schon der Hinweis auf das Haus Habsburg in seinem Herkommen und Erbgüterstande, in seinen Jahrhunderte langen Kämpfen mit der Eidgenossenschaft, Kämpfen, worin die Habsburger Besitz und Anspruch verfochten, die Schweizer dagegen die gewaltsame Ausscheidung aller fremden Gewalten anstrebten und um politische Freiheit rangen, um Unabhängigkeit vom deutschen Reiche, — läßt die Nothwendigkeit häufiger Seitenblicke auf die geschichtlichen Verhältnisse der Schweiz erkennen. Aber auch die Territorialgeschichte Deutsch-Oesterreichs, z. B. die Entwicklung Vorarlbergs, das provinzielle Leben Tirols, wäre ohne diese Seitenblicke nicht gut erfaßbar.

Nächst Deutschlands Nachbarschaft ist die Italiens für Oesterreich von hervorragendster Bedeutung in allen Zeiten geblieben. Läßt dies schon die Lage Krains, Istriens und Görz', Kärntens und Tirols auf den ersten Blick begreifen; bilden die uralten Wechselbeziehungen all' dieser Länder mit Oberitalien ein Stück des äußeren und inneren Geschichtslebens des mittelalterlichen Oesterreichs, — so füllt ja besonders seit der neueren Zeit, vom Schlusse des 15. Jahrhunderts, der Kampf um die Vorherrschaft in Italien einen ganzen Lebenskreis der habsburgischen Politik aus und behauptet diese Stellung bis in unsere Tage. Insbesondere sind Venedig und Mailand die Angelpunkte dieser Politik, und ersterer Staat wirkt durch seine Machtstellung in Dalmatien auch auf das Geschichtsleben des mittelalterlichen Ungarns ein.

Das Haus Habsburg trat in Bezug seiner welschländischen Politik gewissermaßen an die Stelle des deutschen Reiches. Thatsächlich gab Deutschland die Reichsgewalt über Italien mit der Thronbesteigung Rudolph's von Habsburg auf. Wohl blieben die titularen Hoheitsrechte, wohl betrat noch einmal mit Kraft der erste

luxemburgische Kaiser die Bahn italienischer Reichspolitik, aber es war nur ein letztes Aufflackern der Brände staufischer Zeiten, und Ludwig des Bayers, Karl's IV., Sigmund's und Friedrich's III. Romfahrten waren ganz anderen Schlages als die früheren.

Dagegen beginnt seit dem vierzehnten Jahrhunderte das Haus Habsburg seinen Einfluß in Oberitalien zu gründen, und am Schlusse des 15. verschmolz in Max' I. Persönlichkeit die italienische Reichs- und Habsburgerpolitik mit entschiedenem Uebergewichte der letzteren.

Seit dem 18. Jahrhunderte, insbesondere durch den Utrecht-Rastatt-Badener Frieden wurde Oesterreich die stärkste Fremdenherrschaft Italiens, und wenn es auch die Hälfte des Besitzes an die spanischen Bourbonen abtreten mußte, blieb es doch die tonangebende Macht bis zu den napoleonischen Kriegen. Nach dem Sturze des ersten französischen Kaiserthums wurde Oesterreichs Hegemonie in Italien auf neue Grundlagen gestellt und der alte Einfluß nur erhöht. Diese Hegemonie brachte unserm Staate keinen Segen, sie erweckte einen unauslöschlichen Nationalhaß, den Haß der italienischen Einheitspartei gegen Oesterreich. Die Ergebnisse des Jahres 1859 und 1866 zeigten, daß die Natur nicht ohne tiefere Bedeutung die Alpenhöhen zwischen Oesterreichs Erbländern und dem Polande gezogen hält, daß die relativ jüngeren Ländererwerbungen Habsburgs die kostspieligsten, undankbarsten und unhaltbarsten wurden, und das Haus Savoyen, gewohnt mit fremder Hülfe bedeutende Erfolge zu erringen, auf Kosten des Besitzes und Einflusses Oesterreichs, die Einigung Italiens vollzog.

Die ungarische Reichsbildung zeigt einen innigen Wechselverkehr mit den Süddonauländern und mit der ganzen Balkanhalbinsel. Abgesehen von dem Hauptwege, den die magyarische Invasion nach Pannonien eingeschlagen hatte und welcher auf die untere Donau zurückweist, erweiterte sich das Arpádenreich durch die Erwerbung Croatien-Dalmatiens und Syrmiens auf Kosten der byzantinischen Vorherrschaft und hatte diesfalls langwierige und blutige Kämpfe mit Ostrom auszufechten; ja es gewann die Oberhoheit über Bosnien, Serbien, Bulgarien und die Wallachei und wurde somit immer tiefer in den Lebenskreis der Süddonauländer eingeführt, wie unhaltbar sich auch bald die thatsächliche Herrschaft in denselben erwies. Mit dem Eintritte der Osmanen in Europa beginnt die sogenannte orientalische Frage in ihre erste Phase zu treten. Nicht bloß das byzantinische Reich bezahlt mit seiner Existenz die Kosten des Aufbaues des Türkenstaates in Europa, auch Ungarn sieht bald Stück um Stück seiner Machtstellung an der untern Donau

schwinden, bis endlich die Gefahr an der innersten Pforte klopft und das Verhängniß bei Mohács den mittelalterlichen Lebenskreis und das selbständige Dasein Ungarns abschließt. Hiemit beginnt die zweite Phase der orientalischen Frage, der Höhepunkt der Türkenmacht; es gipfelt die europäische Bedeutung der Türkengefahr in der Gründung eines rasch anschwellenden Osmanenstaates, der in's centrale Europa greift, und das Habsburgerhaus übernimmt neben der Aufgabe seiner Selbsterhaltung noch die Rolle eines Vertheidigers der staatlichen Ordnung des Abendlandes, in erhöhterem Maße, wie sie einst Ungarn, der „Vormauer der Christenheit", zugefallen war.

Die dritte Phase der orientalischen Frage für Oesterreich knüpft sich an das Jahr 1683, an die zweite vergebliche Türkenbelagerung Wiens. Ein gewaltiger Rückschlag tritt ein, denn binnen 15 Jahren ist die Herrschaft der Pforte aus Ungarn herausgedrängt und bloß noch im Banate kümmerlich behauptet, und wieder 19 Jahre später ist auch dieser letzte Haltpunkt verloren und überdies Oesterreichs Herrschaft im Serbischen und in der kleinen Wallachei, allerdings nur auf kurze Zeit, begründet. Mitten in das erste Jahrzehnt dieses folgenschweren Umschwunges gehört der bedeutungsvolle Plan Oesterreichs, die Südslavenstämme zur Schilderhebung gegen die verhaßte Türkenherrschaft aufzurufen. Ja noch in Joseph's II. Tagen, als ein neuer Krieg mit der Pforte losbricht, zeigt sich ein Versuch in dieser Richtung, und die Entwürfe dieses Herrschers vor dem unfruchtbaren Waffengange drehen sich um die Möglichkeit einer Erwerbung des südlichen Uferlandes der Donau bis zu ihrer Mündung.

So erscheint von den Tagen des Mittelalters her bis in die Neuzeit die Balkanhalbinsel als eines der wichtigsten Nachbargebiete des Staates Oesterreich.

Die böhmische Ländergruppe und die ungarische Reichsbildung in ihrem mittelalterlichen Geschichtsleben weisen einen bedeutsamen Zusammenhang mit Polen und Rußland auf. Schon das alte přemyslidische Böhmen des 10. und 11. Jahrhunderts äußert wiederholt das Streben, nach Polen hinüber zu greifen; ja noch am Schlusse des 13. Jahrhunderts gelingt dem vorletzten Könige dieses Hauses die Erwerbung der klein- und großpolnischen Krone. Umgekehrt versucht der Piastenstaat unter Boleslav Chrobry die Eroberung des czechoslavischen Reiches. Ueberdies bildet Schlesien in seiner bedeutungsvollen Mittelstellung zwischen Böhmen, Mähren und dem eigentlichen Polen einen Complex von Theilfürstenthümern gemeinsamer piastischer Gründung, die allerdings immer mehr nach Westen gravitirten und schon seit dem 14. Jahrhunderte in bindende Lehens-

und Erbverträge mit der böhmischen Krone traten, immerhin jedoch auch mit Polen in den regsten Wechselbeziehungen standen. Das Eingreifen der Jagjelloniden in die hussitische Bewegung, die Bewerbung dieses Hauses um den böhmischen Thron lenkt immer wieder den Blick nach Polen.

Nicht minder häufig, ja stetiger noch und folgenreicher erscheinen die Wechselbeziehungen Polens und Ungarns im Mittelalter. Sie begleiten die ganze árpádische Epoche, die der Angiovinen und ebenso die Nachfolgezeit. Vor Allem aber bildet Rothrußland (Halitsch-Wladimir) den Zankapfel der beiden Reiche. Die unnatürliche Personalunion Polens und Ungarns in den Tagen des letzten Angiovinen räumt bald dem gesonderten Nachbarleben der beiden Karpathenstaaten den Platz, Rothrußland bleibt in den Händen Polens, und dem ersten Jagellonen gelingt es, durch die pfandweise Erwerbung der 13 Zipser Städte am Fuße der Tátra festen Fuß in Oberungarn zu fassen. Bald darauf findet abermals eine unhaltbare Personalunion beider Reiche statt, die der Tod des Jagellonen in der Türkenschlacht bei Varna vorzeitig löst, aber seiner Dynastie bleibt es beschieden, in einem Zweige auf den Thron Ungarns zu gelangen und den Verfall dieses Reiches bis zum Untergange seiner Selbständigkeit zu beschleunigen.

Der Gesammtstaat Oesterreich findet seit 1526 unaufhörlich Anlaß zum politischen Verkehre mit dem früh alternden Weichselstaate. Gemeinsame Interessen wiegen vor, besonders durch die gemeinsame Türkengefahr nahegelegt. Ueberdies bildet Polen den allerdings immer morscheren Riegel des östlichen Staatengleichgewichtes, und Oesterreich beeilt sich, angesichts der rücksichtslosen Gewaltpläne Rußlands, von dem zerbröckelnden Polen das wegzunehmen, was eben erreichbar ist und wofür sich titulare Ansprüche finden lassen. Sträubte sich schon damals das Rechtsgefühl wider diesen Gewaltact politischer Interessen, den Preußen, Rußland und Oesterreich durchführten, so ruhte auch auf dem Besitze kein Segen. Galizien blieb lange Oesterreichs eiternde Wunde, und nur der scharfe Gegensatz des Polen und Ruthenen, des Edelmannes und Bauers, stillte das Uebel in den bedenklichsten Momenten. Dennoch konnte und durfte Oesterreich dem Czarenstaate die ganze Beute nicht gönnen, es mußte seinen Theil nehmen, den Weg der Annexion mit einschlagen, um ein breites Vorland zu gewinnen, und andererseits nüchterne Erkenntniß dem galizischen Polen das Geständniß abnöthigen, daß er auf österreichischem Boden für die eigene Nationalität und Sprache nichts zu befahren habe.

Und so lenkte die Betrachtung der polnisch-österreichischen Wechselbeziehungen schließlich unser Augenmerk auch auf Rußlands Nachbarstellung. Seit dem Schlusse des 15. Jahrhunderts beginnt der Staat des „weißen Czaren", das „Moskowiter-Reich" sich im Kreise der europäischen Mächte bemerkbar zu machen. Seine frühesten diplomatischen Beziehungen zum Abendlande äußern sich gleich als solche zum Hause Habsburg-Oesterreich, das bald eine Verbindung mit dem Czaren anstrebt, um durch ihn einen Druck auf das unfreundlich gesinnte Polen auszuüben. Diese Scheinallianz tritt wohl bald in den Hintergrund als überflüssig gewordenes Mittel, da der österreichische und polnische Hof einander befreundet werden, und es vergehen mehr als anderthalb Jahrhunderte, ohne daß wir greifbaren Beziehungen Rußlands und Oesterreichs begegnen. Erst mit dem Zeitalter Peter's des Großen, unter welchem Rußland in die Stellung einer eigentlichen Großmacht Europa's tritt, gestaltet sich ein System österreichisch-russischer Coalitionspolitik der Pforte gegenüber, das schon in den Tagen Karl's VI., des letzten Habsburgers, Oesterreich in einen unseligen Türkenkrieg drängte.

Seit Maria Theresia's Thronbesteigung bleibt Rußland, kürzere Episoden abgerechnet, Oesterreichs egoistischer und launenhafter Bundesgenosse und seit den polnischen Theilungen der riesige Nachbar und zweifelhafte Freund, der von Zeit zu Zeit die begehrlichen Augen über die Slavenwelt Oesterreichs schweifen läßt, wie er es schon im 18. Jahrhundert wiederholt versucht hatte. Die Befreiungskriege zeitigen den gewaltigen Einfluß der russischen Politik im deutschen Bundesstaate, unter der Aegide der heiligen Allianz.

In der griechischen Frage wird Oesterreich vom Czaren weit überholt und in der orientalischen gebehrdet sich Rußland immer mehr als ausschließlicher Erbe der siechen Türkei. Die Unterstützung Oesterreichs gegen den ungarischen Aufstand betrachtet Rußland als eine Wohlthat, die ihm der Wiener Hof nie vergessen dürfe und immer danken müsse. Daher die herbe Enttäuschung, der tiefe Groll Rußlands über Oesterreichs Haltung im Krimkriege und die zögernde Aussöhnung, deren Aufrichtigkeit wohl nur von der Macht der Interessen gewährleistet erscheint. Rußland ist eben der slavische Großstaat gegenüber dem neugestalteten deutschen Reiche und einem Staate, der 16 Millionen Slaven umfaßt, die breiteste Angriffsfläche dem Russenreiche bietet und deshalb eines festen Rückhaltes an Deutschland bedarf, um seine wichtige Aufgabe als politischer Gleicher zwischen Ost- und Westeuropa erfüllen zu können.

Es bedarf nur weniger Zeilen, um den sonstigen europäischen Beziehungen Oesterreichs gerecht zu werden.

In den Vordergrund tritt Frankreich, jener Staat, mit welchem das Haus Habsburg schon seit Rudolph I. und Albrecht I. in wechselnde Beziehungen trat, die sich dann während der Zeit des Kampfes Friedrich des Schönen mit Ludwig dem Bayer zu einer allerdings unhaltbaren Coalition gestalten. Eine höhere Bedeutung gewinnen diese Beziehungen erst im 15. Jahrhundert. Als Vorspiel können die gelegentlichen Ränke Ludwig's XI. zu K. Friedrich's III. Zeiten, insbesondere bei der Annäherung Karl's von Burgund an das deutsche Reichsoberhaupt, aufgefaßt werden. Ein System in diese Politik Frankreichs und Habsburgs und das der Rivalität um die Vorherrschaft im Westen Europa's bringt dann die Erwerbung der burgundischen Erbschaft durch das habsburgische Haus. Seit 1477 kömmt es immer entschiedener zur Geltung und erfüllt Jahrhunderte lang Europa mit Waffenlärm. Man braucht nur der Zeiten Maximilian's I., Karl's V., Ferdinand's II. und III., Leopold's I., Joseph's I. und der ganzen Folgezeit eingedenk zu sein, insbesondere Maria Theresia's und ihres Hauses. Verhältnisse des Friedens oder gar der Waffengemeinschaft beider Mächte bilden gewissermaßen nur die Ausnahme von der Regel, die auch noch in unserem Jahrhundert ihre Geltung findet. Den wichtigsten Kampfplatz bildete jederzeit Italien, und da letzteres gegenwärtig ebenso der Machtsphäre Frankreichs als Oesterreichs entzogen erscheint, und ein zweites Streitobject, Belgien, bereits am Schlusse des vorigen Jahrhunderts Oesterreich für immer entfremdet wurde, — so äußert sich gegenwärtig eine Art Neutralisirung der beiden alten Gegner, da der Boden eines unmittelbaren Conflictes fehlt.

Oesterreich nimmt überdies Deutschland und Frankreich gegenüber die gleiche Stellung ein, wie Deutschland und dem Russenstaate gegenüber, wenn auch dort zwei schwer versöhnliche Widersacher, hier zwei langjährige Bundesgenossen unseren Blicken begegnen. Da und dort hält doch Oesterreich das Zünglein der Wage, deren Schalen den continentalen Frieden und den europäischen Krieg bedeuten.

In zweiter Linie steht Spanien, seit der Wechselheirath des castilisch-arragonesischen Hauses mit Habsburgs Stamme, ein wichtiger Zielpunkt im Gesichtsfelde der österreichischen Familienpolitik und in Folge der vollzogenen Erbschaft durch Karl V. und die Bildung einer spanisch-habsburgischen Linie, das Schwesterreich Habsburg-Oesterreichs oder Deutsch-Habsburgs. Es ruhte für unsern Staat kein Segen auf diesem Verhältniß. Der Einfluß Spaniens hat

Oesterreichs Politik wiederholt auf schiefe Bahnen gedrängt, und ebenso wenig Heil brachte der Anfall der spanischen Erbschaft am Schlusse des blutigen Erbfolgekrieges zu Beginn des 18. Jahrhunderts und das widerspruchsvolle Verhältniß der spanischen Bourbons zu Oesterreich.

Die Niederlande treten mit Maximilian I. in den Bereich der habsburgischen Interessen, vor Allem die südlichen, und beschäftigen die österreichische Politik in zwei Epochen, deren erste dem 15. und 16., die zweite dem 18. Jahrhundert angehört. Die nördlichen Staaten, Holland, üben im 17., im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges, als Glied der antihabsburgischen Coalition keinen unwesentlichen Einfluß auf den politischen Lebenskreis Oesterreichs und werden dann, zeitweilige Verstimmungen abgerechnet, seine langjährigen Verbündeten. Das Zerwürfniß mit Oesterreich, durch Joseph II. hervorgerufen, fällt in die letzte Periode der österreichischen Herrschaft in Belgien.

Skandinavien, Schweden und Dänemark, treffen auf dem Felde der Politik mit Oesterreich seit dem dreißigjährigen Kriege unaufhörlich zusammen, ersteres vorwiegend als Gegner, letzteres als Bundesgenosse. Mit dem Tode Karl's XII. von Schweden leben sich diese Verhältnisse aus. Dagegen wächst von der gleichen Zeit an, abgesehen von den Beziehungen seit dem Zeitalter Maximilian's I., der politische Verkehr Oesterreichs mit dem britischen Inselstaate und gipfelt in den Coalitionen des 18. und 19. Jahrhunderts.

Drittes Buch.

Vorrömische und römische Zeit.

1. **Die älteste Bevölkerung Oesterreichs und die archäologischen und prähistorischen Funde.**
2. **Die Römerherrschaft auf dem Boden des österreichischen Staates.**

Literatur.

Antike Geschichtsquellen nach der Zeitfolge geordnet:

a. **Vorchristliche Epoche:** Herodot († c. 408); Aristoteles († 332); (Pytheas von Massilia, Zeitgen. Alex. des Gr. angef. b. Strabo); Polybius († 122); Cäsar († 44), Strabo († 24), Livius († 17 n. Chr.); (Trogus Pompejus b. Justinus).

b. **Nachchristliche Epoche:** Vellejus Paterculus (um 15—30); Pomponius Mela (um 45); Plinius der Aeltere († 79); Tacitus († 117?); Plinius der Jüngere († 113); Florus (um 120); Suetonius († c. 160); Appianus (um 150); Claudius Ptolemäus (c. 160); Dio Cassius (c. 200; mit den Auszügen des Xiphilinus). Die scriptores rei augustae (Itinerarium Antonini, Peutingerische Tafel) Herodianus (um 210); 360—65 Aurelius Victor, Eutropius, Sextus Rufus; Ammianus Marcellinus (c. 370).

Die Universalchronographie der Kirchenväter: Eusebius—Hieronymus und ihrer Fortsetzer. Die Notitia dignitatum imperii (5. Jahrh.). Literaturgeschichten der Griechen von K. O. Müller, Bernhardy, Munk, Nicolai; (Uebersicht der Historiographie von Schäfer); der Römer von Bernhardy, Bähr, Teuffel.

Kartenwerke von Spruner, Kiepert. Ausgabe des Antoninischen Itinerars von Parthey und Pinder, 1847; der Peutingerischen Tafel (1268 von einem Colmarer Mönche dem antiken Originale nachgezeichnet, diese Copie nachmals im Besitze Peutingers, des Zeitgenossen Maximilian's I. 1824 v. Mannert, 1869 ff. v. Desjardins, als Prachtwerk), der Notitia dignitatum imperii von Böcking, 1849—1853. Die Inschriften im Corpus inscriptionum latinarum, herausg. von Mommsen (f. die österr. Länder der III. Bd. 1. 2. und V. Bd. 1.)

Monographien zum I. Abschnitte: Lor. Diefenbach, Celtica, 1839, Origines europeae, 1861. Zeuß, die Deutschen und ihre Nachbarstämme, 1837. Safařik, Slavische Alterthümer, 1837. (Die Specialliteratur über die ethnographischen Streitfragen im nächsten Buche.) J. Grimm's Geschichte der deutschen Sprache, 1848... (3. Aufl. 1867); Kuhn, zur ältesten Geschichte der indogermanischen

Völker, 1845. Kneisel, Culturzustand der indogermanischen Völker vor ihrer Trennung, 1867. Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, 1870. I. Band. (Phönizier und Pytheas von Massilia). Wiberg, die Verbindungen der klassischen Völker mit dem Norden, 1867. Aus dem Schwedischen von Mestorf. Genthe, über den etruskischen Tauschhandel mit dem Norden, 1873. Merkel, Deutschlands Ureinwohner, 1873. Baumstark, urdeutsche Staatsalterthümer, 1874.

Werke über antike Geographie von Mannert, Ukert, Forbiger. — K. v. Ritter, Gesch. der Erdkunde und der Entdeckungen, herausg. v. Daniel, 1861. O. Peschel, Gesch. der Entdeckungen, 1865.

Anthropologie und Prähistorik, Archäologie, Culturgeschichte, Lindenschmitt, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit (1858 ff.). Archiv f. Anthropologie u. s. w. Mittheilungen der anthropolog. Gesellschaft in Wien (s. 1870). Mitth. der k. k. Centralcomm. z. Erforschung u. Erh. der Baudenkmale z. Wien. Verhandlungen der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Graz, 1875. Klemm, Handb. der germ. Alterthümer, 1836, und spätere culturgesch. Werke. Perty, Anthropologie, 1874. Zittl, Aus der Urwelt, 1875. Die Werke und Abhandlungen von Lyell, Worsaë, Boué, Nilsson, Steenstrup, Gerwingk und Fraas; die Ethnographie von F. Müller und die Völkerkunde v. O. Peschel.

v. Jäthenstein, Böhmens heidnische Opferplätze, 1836. E. Wocel's Werke und Abhandlungen über böhmische Alterthumskunde. Seidl-Kenner, Chronik archäologischer Funde, s. 1846 in den ö. Bl. f. Litt. u. Kunst; s. 1849 im Arch. f. K. ö. Gesch. in zwangloser Folge veröff. (vgl. bes. den 24. Bd. dieser Public.)

v. Sacken: Ueber die vorchristlichen Culturepochen Mitteleuropa's, 1862. Leitfaden zur Kenntniß des heidnischen Alterthums, 1865. Gaisberger, die Gräber bei Hallstadt, 1848 (vgl. auch Simony, Atlas dieser Funde.) Vgl. auch die Lit. z. folgenden Abschnitte.

Allgem. Werke zum 2. Abschnitte: Geschichte Roms v. Niebuhr, Mommsen; Gesch. der Stadt Rom von Reumont. (Die Monographien über römische Kaiserzeit s. im nächsten Buche). Werke über römische Staatsalterthümer v. Becker-Marquardt, Ruperti; Marquard-Mommsen; über Städtewesen und Rechtsentwicklung: Savigny, K. Hegel. Speciell was die österr. Länderverhältnisse betrifft: Chabert, Bruchstück einer österr. Rechtsgeschichte im 2. u. 3. Bde. der Denkschriften der k. k. Acad. in Wien, hist.-phil. Sect.

Monographien zum 2. Abschnitte: a) Die Handbücher der Provinzialgeschichte von O.-Oesterreich und Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Görz, Tirol mit Vorarlberg, Böhmen, Mähren, Dalmatien von Pritz, Muchar, Ankershofen, Linhard-Dimitz, Czörnig, Roschmann-Hormayr-Kink, Bergmann-Kaiser, Palacky, Cattalinich, Dudik (als reichhaltig für die römische Epoche), Büdinger (österr. Geschichte I. Bd.). b) Rhätien (Planta), Norikum (Muchar), Istrien (Kandler-Benussi), Pannonien (Katancsics, Norikum und Pannonien von Kenner), Dacien (Engel, Ackner, Vai, Torma, Groß u. s. w.); die epigraphische Literatur für das Einzelne bei

Mommsen, Corpus inscrr. lat. III. 1. 2. c) Ueber römisches Straßenwesen in den deutsch-österr. Ländern: die akadem. Abh. v. Aschbach, Kenner, Kohn (Sitzungsberichte der Wiener Acad. hist.-phil. Section) und die Publicationen von Knabl, Alois Huber. — Vergl. auch Kenner's: Norikum und Pannonien im 11. Bde. des Jahrb. des Wiener Alterth.-V. und s. Abh. über die Römerorte in Pannonien. Groß, Studien z. Geogr. und Gesch. des trajan. Daciens (Schäßburger, Gymn.-Progr., 1874, und Untersuchungen über dessen innere Verhältnisse im Arch. des V. f. siebenb. Ldkde., 1874.) d) Ueber Broncen: die akad. Abh. v. Wocel, Lindenschmitt, Pichler, Steierm. Münzkunde-Repert., 1863—67. 1. 2. (Fundkarte); über ungarische Funde in dieser Richtung Fl. Römer. e) Ortsgeschichtliches überhaupt: Katancsics, Istri accolarum geogr. vetus, 1827. Aschbach, die röm. Milit.-Stat. in Ufernorikum; über Faviana: Tauschinski, Vindobona und Faviana; Kenner, Vindobona od. Wien unter der Herrschaft der Römer; Sacken, die röm. Stadt Carnuntum. Roschmann, Velbidena.

Inhaltsübersicht.

Des 1. Abschnittes. Die Urzeit und die Urvölker. Die prähistorische Forschung. Die prähistorischen Funde in Oesterreich. Die Einwanderung der indoeuropäischen Stämme. Thraker. Illyrer. Daker-Geten. Pannonier. Istrer. Veneter. Die Kelten. Die Schwierigkeiten der Einwanderungsfrage. Die Culturentwicklung und ihr Gang. Unsere Kenntniß der ältesten Bewohner Oesterreichs. Kelten und Germanen. Ergebnisse der Fundstätten am Nordufer der Donau, in Böhmen, Mähren. Die südlichen Cultureinflüsse.

Des 2. Abschnittes. Gang der römischen Eroberung. Dalmatien, Liburnien, Japydien. — Norikum. — Pannonier- und Dalmatenkrieg. Die Eroberung Rhätiens. Norikum. Trajan und Dacien. Ueberschau der römischen Provinzialisirung. Provinzialverfassung und Grenzverhältnisse. Venetia. Istria. (Aquileja, Tergeste). Dalmatien. Rhätien. Norikum; das binnenländische und Ufer-Norikum. Pannonien. (Valeria, Savia). Dacien. Verwaltung der Provinzen. Heerwesen und Länderbefestigung. Der Charakter der kaiserlichen Verwaltung im Wechsel der Zeiten. Das röm. Städtewesen. Das gewerbliche Leben in den Provinzialstädten, Handel und Wandel. Gesammtbild der materiellen Culturverhältnisse. Die Broncefunde aus der Römerzeit. Keramik. Handel. Religion. Verfeinerung des Lebens. Bedeutende Provinzialen. Rückblick auf die römische Welt.

1. Die älteste Bevölkerung Oesterreichs und die archäologischen und „prähistorischen" Funde.

Die Frage nach der ältesten oder „Urbevölkerung" Oesterreichs, des Gesammtstaates, verschwimmt in eins mit der nach den Autochthonen Centraleuropa's und kann, so weit die jetzigen Ergebnisse der geschichtlichen und „prähistorischen" Forschung reichen, nicht beantwortet werden. Noch steht man am Scheidewege zweier Annahmen, deren jede mit beachtenswerthen Gründen verfochten werden kann. Die beliebtere der Beiden verficht den Bestand eines auf niederer Culturstufe befindlichen Urvolkes, dem die Hypothese als Schlagwort die Bezeichnung finnische und iberische Race lieh und die einzelnen Glieder der indoeuropäischen, voran die Kelten als Träger einer höheren Culturstufe folgen läßt, so zwar, daß jene ältere Bevölkerung dieser jüngeren aus Asien zugewanderten Menschenwelt vollständig den Platz räumt.

Man betrachtet im Lichte dieser Annahme eine ganze Klasse von Funden, die Stein- und Knochengeräthe, ja auch die Hügelgräber, die Tumuli oder Dolmen, wie der technische Ausdruck der Prähistoriker dafür lautet, und selbst die örtlich aufgefundenen Pfahlbauten als Eigenthum jener Urbevölkerung und läßt mit den „Ariern" des Ostens die Bronceperiode, die höhere Culturentwicklung sieghaft einziehen, mit den „Steinvölkern" zusammentreffen und sie theils vertilgen, theils absorbiren. Eine Zeit lang berührt sich noch das Stein- und Knochenerzeugniß, mit Erzgeräth, Broncewaffe und Schmuck, bis endlich letztere die Alleinherrschaft erringen, um an dem Eisenproducte den neuen gefährlichen Rivalen zu finden. — Und jene Urbevölkerung verfolgt man zurück in jene der geschichtlichen Ueberlieferung unzugänglichen Erdepochen, in denen riesige Gletscher die heute grünenden Alpenthäler vereisten, Seebecken in Landstrichen bestanden, die ihrer jetzt ganz entbehren, und der

Mensch, vorzugsweise Höhlenbewohner, mit grimmigen Raubthieren derselben Lebensweise im Kampfe lag, ausgestorbene Riesen, wie das Mammuth und andere dickhäutige Ungethüme, als Zeitgenossen hatte und vor Allem im Rennthiere seinen Hauptreichthum sah, wie heutzutage der nordische Lappe, der letzte Ausläufer jenes Urvolkes.

Wie bedeutend nun auch die Errungenschaften der Prähistoriker genannt werden müssen, wie sehr auch das Fundmaterial an Masse und örtlicher Verbreitung jahraus, jahrein zunimmt, so sind denn gerade in letzter Zeit die älteren darauf gebauten Schlußfolgerungen in kritischer Weise beleuchtet und erschüttert worden. Man will ebenso wenig ein eigenes Steinvolk, als ein Dolmen- oder Pfahlbautenvolk gelten lassen, und während eine Klasse gewiegter Paläontologen jenes Urvolk in die vielen Jahrtausende der glacialen und präglacialen Erdbildungsepoche zurückverlegt, ja selbst vom tertiären Menschen anhub, schieben andere Fachmänner von geschulter Erfahrung das Steinvolk in eine Epoche herab, die sich mit der eigentlich historischen ungleich näher berührt; ja sie betrachten dasselbe als identisch mit dem Broncevolke, nur auf niederer Stufe der Entwicklung.

Und diese letztere Ansicht eröffnet eben den entgegengesetzten Weg, sich die Urgeschichte Europa's ethnographisch zurechtzulegen. Ihm entsprechend werden Stein-, Bronce- und Eisenzeit Culturepochen oder Entwicklungsstadien, die die einzelnen Völker nach Maßgabe der intellectuellen Anlage und der sie umgebenden Verhältnisse rascher oder langsamer durchmachen; das Hügelgrab erscheint als Brauch von der weitesten Verbreitung unter allen Himmelsstrichen, der Pfahlbau als örtliche Eigenthümlichkeit, von besonderen Lebenszwecken hervorgerufen. — Unleugbar hat diese Anschauungsweise für den Historiker viel mehr Gewinnendes, ja sie läßt sich am besten mit der neueren Ansicht der Geologie und Paläontologie vergleichen, welche im Gegensatze zur älteren mit den sogenannten Katastrophen oder vernichtenden Epochen der Erdbildung und ihrer organischen Welt gebrochen hat und die Uebergänge oder Entwicklungsstufen festhält.

Aber auch diese Anschauung unterliegt bedeutenden Einschränkungen. Es können nämlich günstige Umstände, wie höhere Culturfähigkeit, vortheilhaftere Bodenverhältnisse und nachbarliche Beziehungen zu bereits entwickelten Culturvölkern, ein rascheres Durcheilen, gewissermaßen ein Ueberspringen einzelner Culturstufen bewirken. Handelsverbindungen allein können, um einen concreten Fall zu wählen, ein Volk, das bisher nur Stein-

geräthe erzeugte und kannte, durch fremde Einfuhr zum Broncevolke machen.

Eine kurze Ueberschau der Funde urgeschichtlicher Art auf dem Boden unseres Staates dient zur Festigung unserer zweiten Annahme. Mögen wir nach dem Süden oder Norden blicken, überall begegnen wir Stationen der Fundkarte, welche Gegenstände der sog. Stein- und Broncezeit vereinigen, oder doch nachbarlich gesellt zeigen. Die Funde an der kroatischen „Kamenica hora“, am „Steinberge“, bei Jelovce und Ivančica boten Steinwaffen neben Broncekelten; eine der reichsten „prähistorischen“ Fundstätten, Szihalom, in der Heveser Gespanschaft Ungarns, barg Stein- und Broncegegenstände. In dem berühmten Pfahlbau am Gardasee entdeckte man nebst den entschieden vorwiegenden Broncen auch einzelne Steingeräthe.

Durch ganz Inneröſterreich zieht sich diese Geselligkeit beiderseitiger Funde, nur daß die Erzsachen weitaus überwiegen. Aber auch das Eisen findet sich nicht selten mitvertreten, und überdies der Umstand, daß wir meist bestimmte Anhaltspunkte für römische Cultur dabei gewinnen, insbesondere, wo Reste antiker Denkmale, Straßenspuren, Münzfunde u. dgl. uns begegnen, rückt die Funde in die historische, keltisch-römische Epoche.

Aehnlich verhält es sich in Tirol und im südlichen Theile Ober- und Nieder-Oesterreichs, wie z. B. der berühmte Hallstatter Fund, selbst der jüngst entdeckte und untersuchte Pfahlbau im Attersee erweist. Aber auch am Nordufer der niederösterreichischen Donau treffen wir auf solche gesellige Funde. So umschließt der Pulkauer Gegenstände aus Stein, Bronce und Eisen. Die archäologischen Entdeckungen im Bereiche der mährischen Berge von Polau, die Funde in den Höhlen der devonischen Kalkbildung Mährens, wie in der Vypustek- und Bejciskala-Höhle des Gebietes von Adamsthal, Blansko und Raiz, selbst der Olmützer Pfahlbautenfund zeigen gleichartige Verhältnisse. Auch in Böhmen grenzen aneinander oder mischen sich die Funde in der angedeuteten Weise, wie die bezüglichen Entdeckungen im Elbethal und im Moldaugebiete, im Prager, Pilsener, Saazer, Leitmeritzer, Piseker, Berauner, Jičiner, Chrudimer Kreise u. a. O. beweisen. — In Galizien können wir bis in's Tiefland des Dniester die Steinfunde verfolgen. Aber wie die Entdeckungen im Zolkiewer und Zloozower Kreise z. B. nachweisen, grenzen auch hier Steinwaffen und Geräthe an Erzeugnisse der Bronce. Im Dniesterdelta bei Beremiany entdeckte man ein Grab, in welchem sich Feuersteinärte ohne Bohrung, somit äußerst pri-

mitive Geräthe fanden; andererseits im Dniesterbette bei Poddniestrzany im Stryer Kreise und bei Balice Broncen. Auch die Bukowina beherbergt Stein- und Broncefunde.

Alle diese angedeuteten Ergebnisse archäologischer Forschung lassen der Annahme einer Völkerschichtung von grundverschiedener Race mit zwei scharf geschiedenen Culturepochen wenig Raum und sprechen weit mehr für aneinandergrenzende, ineinanderfließende Entwicklungsstufen von Völkerfamilien einer und derselben Race.

Doch wir dürfen keine vorschnellen Schlüsse ziehen. Es kann ja immer wieder die gewichtige Behauptung entgegengehalten werden: die primitiven oder rohesten Steingeräthe sind eben das eigene Erzeugniß der Urbevölkerung, das Bronceerzeugniß und die vervollkommneten Steinfabrikate gehören der erobernden, höher gearteten Nationalität an. Wo sie am meisten Boden faßte, wiegt das höhere Culturerzeugniß vor, wo sie minder durchgriff, das niedere; daß sich beide kreuzen und mischen, liegt in der Natur der Sache. — Ein Blick auf die Fundkarte Oesterreichs scheint dies unterstützen zu wollen. Von Süden nach Norden, von Westen nach Osten nehmen die Broncefunde an Masse und Güte ab, die Steinfunde und rohen Thongeräthe zu. Aehnlich stände es also mit dem Gange der erobernden Bevölkerung.

So können wir denn nicht länger der schwierigsten aller Fragen ausweichen, der nach der Einwanderung jener Völker, welche uns als historisch im eigentlichen Sinne auf dem Boden unseres Staates begegnen. Es sind dies im Osten die thrakisch-illyrischen Stämme: Daken oder Geten zwischen der Theiß, Donau und dem Dniester, mit Siebenbürgen als Hauptgebiete, die Westillyrer, zu denen wir die Dalmaten zwischen Skodra (Skutari) und der Kerka, ihre Stammgenossen, die Liburner und Japoden zwischen der Kerka, Arsa und Save, an der Ostküste des Quarnero somit, in Südcroatien und Innerkrain und die Pannonier Westungarns, vielleicht auch die Istrer und Veneter im heutigen Istrien und Venetien rechnen dürfen.

In die Westillyrier zeigt sich das Keltenvolk mit den Skordiskern bis gegen Syrmien vorgeschoben. Nordwestlich an die Skordisker schließt sich der Hauptstamm der innerösterreichischen Alpenkelten, die Taurisker, die nach einer Angabe des Polybius (bei Strabo) ober Aquileja, in einem goldreichen Lande hausten; zwischen ihnen und den Istrern der Keltenstamm der Karner und

innerhalb des Länderraums, den die karnischen Alpen, die Kulpa, Save im Süden, Donau und Inn nordwärts einrahmen, eine Fülle keltischer Gaugenossenschaften, die uns in den römischen Zeugnissen des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung entgegentreten.

Die innerösterreichische Gruppe derselben tritt schon im Zeitalter Cäsar's als Reich der Noriker vor Augen. Es scheint, daß die geläufige Auffassung, Taurisker seien die Bewohner der heutigen „Tauern"länder und gewissermaßen Vorläufer der Noriker gewesen, gewichtige Gründe wider sich habe. Denn jene Stelle des Polybius, der Umstand ferner, daß sich die Cimbern und Teutonen zuerst gegen die Skordisker, dann gegen die Taurisker wandten, welche zwei Jahre früher (115 v. Chr.) gemeinsam mit den Karnern von den Römern bezwungen wurden; alles dies, so wie der rasche Entschluß der letzteren, die Taurisker als „Gastfreunde Roms" zu schützen und damit die Barbaren von Italien abzuwehren, spricht dafür, daß wir in den Tauriskern einen südlicher vorgeschobenen Theil der Noriker anzunehmen haben, dessen Wohnsitze nicht ober, sondern unter der Drau gesucht werden müssen. Daß sie zu der Gesammtmasse der Noriker zählten, beweisen die beiden Stellen bei Strabo, die eine, worin er wie gesagt, dem Polybius nachschreibt und von den „norischen Tauriskern" spricht; die andere wo er sich dahin äußert: „gegen Aquileja zu hausen die Noriker und Karner, und Noriker sind auch die Taurisker". Und auch die bekannte Stelle bei Plinius (III., 30) läßt sich dahin deuten, wo es heißt: „neben den Karnern sind die einst Taurisker, nunmehr Noriker genannten." Denn Plinius schreibt in einer Zeit, in welcher die Taurisker als besonderer Stamm längst vernichtet waren, und zwar um 48 v. Chr. im Kampfe mit den Dakern und ihre Reste in der allgemeinen Bezeichnung Noriker verschwammen.

Jenseits des Inn im heutigen Bayernlande bis an den Lech hausen die Vindeliker, Stammgenossen der norischen und rhätischen Kelten. Diese scheinen aber auf dem Boden des heutigen Tirols, insbesondere im Etschgebiete und südlich vom Brenner, gleichwie im Uferlande des Po mit einer älteren Bevölkerung gemischt, den Rhasenern, als deren südwärts gedrängter Zweig die Etrusker zu betrachten sind, wenn wir es nicht vorziehen, die Rhätier Tirols, welche von den Römern zwischen Vindelikern und Norikern als besondere Völkergruppen genannt werden, überhaupt als Nicht-Kelten aufzufassen.

Der nordöstliche Zweig der Kelten sind jenseits der Donau, im

Elbelande, die Bojer, deren Name in der Landesbenennung Bojohemum, Böheim, Böhmen verewigt blieb. So gestaltet sich beiläufig das allerdings lückenhafte Völkerbild innerhalb des Donaubogens und in seiner östlichen Nachbarschaft zur Zeit, als die Römer die Alpenkelten unterworfen hatten und die Westillyrer so gut wie die Pannonier zum Gehorsam zwangen, und wir müssen von dieser allerdings nicht widerspruchsfreien Grundlage aus den Blick in entlegenere Zeiträume zurücklenken. Denn das eben gezeichnete Völkerbild stammt aus einer Zeit, in welcher der Römer bereits Herr der Alpenländer geworden war. Welche Reihe von Jahrhunderten mußte verlaufen sein, bevor sich die einzelnen Züge dieses Völkerbildes festigten. Die großen Keltenzüge nach Italien und Griechenland im 5., 4. und 3. Jahrhunderte vor Chr. lassen dies einigermaßen abschätzen.

Die Einwanderung der ältesten Culturvölker Europa's indoeuropäischer Art, dieses bedeutendsten Gliedes der Mittelmeerrace ist ein altes Dogma, das an der vergleichenden Sprachwissenschaft seine bedeutendste Stütze fand. Dem Historiker allerdings wird es bange, diese asiatische Urheimat zu begrenzen und nicht minder sich klar zu machen, wann, in welcher Zeitenfolge und auf welchen Wegen diese Völkerfluth der thrakisch-illyrischen Stämme, der Pelasger-Hellenen oder Gräken, der Italiker-Latiner, der Kelten, Germanen und Slaven in Europa heimisch wurde. Denn diese beiden großen Nationen müssen wir im Westen und Osten der Weichsel, nördlich von der Donau und dem karpathischen Gebirge, im sarmatischen und deutschen Tieflande und dessen gebirgigen Vorlagen längst seßhaft denken, als Griechen und Römer von den Dakern, Illyrern und Kelten Kunde erhielten.

Muß man nicht Jahrtausende annehmen, bevor sich dies Alles vollzog? Denn Pelasger-Hellenen, alle Griechenstämme fühlten sich so gut wie die Italiker als Autochthonen, nicht als Einwanderer (wenn man von den Wanderungen der Hellenen innerhalb der Balkanhalbinsel und von der trojanischen Stammsage der Römer absieht), und nicht anders als autochthon oder urseßhaft galt den Römern der große Völkerkreis der „Hyperboräer", unter welchem allgemeinen Namen die noch kindlich engbegrenzte Weltkunde der beiden Hauptnationen des Mittelmeeres: thrakisch-illyrische Stämme, Kelten und Germanen zusammenfaßte.

Es ist doppelt mißlich, jenes Dogma geschichtlich zu erläutern, wenn man mit unberechenbaren Einwanderungsepochen und andererseits mit einer hypothetischen Urbevölkerung zu rechnen

hat, deren Lebensspuren oder Culturreste durch keine scharfen Eigenthümlichkeiten gekennzeichnet sind und mit denen der angeblichen Einwandrer vom Osten sich kreuzen und mischen, ja oft unverkennbar als Erzeugnisse weit jüngerer historischer Epochen erscheinen. — Liegt da nicht die Ansicht näher, alle jene der Mittelmeerrace angehörigen Völker Europa's als uransässig zu betrachten? Wir wollen aber nicht an dem Dogma der Einwanderung aus Asien rütteln und mit der Uransässigkeit jener Völker ein neues, noch problematischer in seinen Gründen und Folgen als das alte, aufstellen, wir wollen nicht die andere Möglichkeit verfechten, daß einzelne Glieder der Mittelmeerrace, z. B. die Kelten, zur Zeit als noch der afrikanische Norden mit dem Süden Spaniens durch eine Landbrücke verbunden war, die Mittelmeerküste entlang Europa trockenen Fußes betraten; nur den Schluß oder Folgesatz dieses Dogmas müssen wir möglichst einschränken, so weit er sich auf die „prähistorische" Urbevölkerung insbesondere des centralen Europa's bezieht. Denn außer den verschollenen Iberern Spaniens und den nordischen Lappen und Finnen, als Resten dieser hypothetischen Urbevölkerung, haben wir gar nichts Greifbares für den Nachweis einer solchen. Uns gilt somit die Einwanderung der Kelten und thrakisch-illyrischen Stämme als „prähistorisch", andererseits die Urbevölkerung des centralen Europa's als geschichtlich unerweislich und widerspruchsvoll.

Thraker, Illyrer und Celtenstämme erschienen nicht als fertige Broncemänner und Culturträger, ebenso wenig als die in ihrer Nachbarschaft bald auftauchenden Germanen und Slaven als ausgebildete Eisenschmiede und Ackerbauer, um bereits warm gesessene Wohnsitze einzunehmen, sondern sie alle auf einem Boden, den sie zuerst mit wachsender Menschenkraft und im langsamen Culturfortschritte ausnützten. Auch sie waren auf dem Boden Europa's zuerst „Steinmänner", bevor sie „Bronce- und Eisenleute" wurden, und in diese Entwicklung griff mächtig der Süden mit seinen Handelsbeziehungen ein, der die „Hyperboräer" mit dem Rohstoffe, z. B. mit dem zur Broncebereitung nothwendigen Zinn aus Britannien, dem Insellande der keltischen Ghadelen, theils mit dem Bedarfe an Metallerzeugnissen versorgte, theils ihrer „barbarischen" Industrie edlere Muster zur Nachahmung darbot. Denn an den Gestaden des Mittelmeeres saßen die Völker nach Platon's bezeichnendem Ausspruche „dichtgedrängt wie die Frösche im Sumpfe"; hier erklommen zwei Weltvölker raschern Schrittes die Mittagshöhe der Cultur, und eines davon wurde der Zwingherr, aber auch der Lehrmeister der Nordvölker.

Und noch zweier Völker muß gedacht werden mit ihrer wichtigen

geschichtlichen Sendung. Das eine, die Etrusker, entwickelt auf oberitalischem Boden das Handwerk in Metall und Thon zu hoher Blüthe und macht es zum weit und breit geschätzten Handelsartikel, das zweite, die Phönizier, ist der Großhändler Vorderasiens, Nordafrika's und Europa's, der den großen Tauschverkehr vermittelt, bis ihn der stärkere Nebenbuhler erdrückt.

Griechen, Römer, Etrusker und Phönizier beschleunigten die materielle Culturentwicklung der nördlichen Nachbarn. Der Römer aber bezwang sie und beschleunigte diesen Bildungsproceß. Und ebenso wie mit dem Gange der Cultur vom Süden nordwärts geht es auch mit unserer Kenntniß von diesen Völkern im Norden des Mittelmeeres. Ruckweise erschließt sich uns dieselbe von der Küste der Adria gegen das Binnenland hinauf. Die nebelhaften Angaben der alten Griechen schaffen wenig Licht, erst die römische Eroberung wird die bessere Leuchte, welche das ethnographische Dunkel allgemach aufhellt. Aber auch diese Leuchte läßt die Verwandtschaft und die Gegensätze dieser Völkermassen, ihre Verbände und Gebietsgrenzen nicht klar und scharf erkennen. Ueberdies sind die historischen Zeugnisse der Römer ein Stückwerk verschiedener Epochen, innerhalb deren die Völkerstellung Verschiebungen erlitt, welche nicht selten den Römern ganz entgingen. Es entstehen Widersprüche, indem ein und derselbe Völkername in zwei verschiedenen Gegenden unterbracht erscheint oder grundverschiedenen Stämmen gegeben wird; es zeigt sich ein und dasselbe Volk bei dem einen Geschichtschreiber diesem, bei dem andern jenem Stamme zugetheilt, ja nicht selten verscholl ein Volk dem Namen nach, um unter einem andern als ganz neue Erscheinung irrigerweise verzeichnet zu werden.

Endlich darf nicht übersehen werden, wie schwankend und unklar die geographischen Angaben der Römer beharren, wie unsicher z. B. die Gebirgsgliederung auftritt und wie oft in den Verzeichnissen der Namen nicht der der Völkerschaft eigenthümliche, sondern der von den Römern topographisch gebildete zur Geltung gebracht wird.

Bei all' diesen unsere wissenschaftliche Erkenntniß beirrenden Uebelständen müssen wir, unbeschadet ihrer Urverwandtschaft, Kelten und Germanen als verschiedene Völkervereine oder Nationen auffassen. Die Verwerfung dieses Unterschiedes oder der Ausspruch: „Kelten und Germanen seien eine und dieselbe Nation", deutet eben nur jene gelegentlichen Widersprüche aus, widerstreitet den übereinstimmenden Angaben der Alten und scheint übersehen zu wollen, daß

unvermeidliche Mischungsverhältnisse nachbarlicher Stämme verschiedener Art Erscheinungen hervorrufen mußten, die beiderlei ethnographische Merkmale an sich tragen, keltisches und germanisches Wesen offenbaren. Denn zu allen Zeiten gab es solche, und die Völkerkreise berührten und mengten sich nicht bloß an der Umfangslinie ihre Bestandtheile, sondern verschlangen sich auch zu unentwirrbaren Gebilden, wurden durchbrochen und zerstückt, um in neue Gruppen gegliedert wieder aufzutauchen.

Dichte Finsterniß lagert allerdings über der wichtigsten Frage in der Vorgeschichte des Zeitraumes, welchen wir den der Völkerwanderung nennen. Sie betrifft nämlich das geschichtliche Auftreten der Germanen: die ältesten Zeugnisse von dem Bestande dieses Volkes und die frühesten Rückwirkungen seines Bestandes auf die anderweitige Völkerstellung. Die Vorgeschichte Oesterreichs streift allerdings nur an diese Frage, aber für sein ältestes Völkerleben hat sie immerhin eine mittelbare, nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, unter der begründeten Voraussetzung einer Zuwanderung der Kelten von Osten her, dieselben ursprünglich das mittel- und norddeutsche Gebiet zwischen Weichsel und Rhein in lockeren und zerstreuten Beständen ausfüllten und allmählich die Herren Galliens wurden, Jahrhunderte früher, bevor sie sich im eigentlichen Alpenlande ansiedelten und im Quellenlande der Elbe ihren Sitz nahmen. Denn es ist ein wichtiges Gesetz im Völkerleben, daß die Menschenstämme in ihrer Kindheit, mit geringen wirthschaftlichen Mitteln, Massenansiedlungen auf einem Boden scheuen, der ökonomisch schwerer zu bestellen ist, indem die Natur den geringen Arbeitskräften und unvollkommenen Hülfsmitteln der Bewohner gegenüber allzu große Hindernisse schafft; andererseits, daß sie nur durch Uebervölkerung, elementare Unfälle, Parteiungen oder Andrang anderer Stämme veranlaßt werden, neue Wohnsitze zu suchen und fremden Bodenverhältnissen sich anzubequemen. Bevor die Kelten den üppigen Boden Galliens betraten, waren sie gewiß entwickelter geworden in ihrem Culturleben, dessen früheres Stadium somit weiter nach Osten verlegt werden muß. Aber gerade die Ausfüllung Galliens mit keltischen Stämmen mußte allgemach Ost- und Norddeutschland und das rechte Rheinufer geräumig machen für die Aufnahme anderer Völker, und diese waren Germanen. Jedenfalls haben wir uns in der Zeit, als die Kelten durch Uebervölkerung veranlaßt wurden, eine Art Rückbewegung von Westen nach Südost, ja Nordost in's Alpenland, ja in's Elbeland anzutreten, die Germanen bereits an beiden

Ufern der Weichsel, ja durch das ganze nördliche Küstengebiet und theilweise auch im Mittellande vorgeschoben zu denken.

Der Grieche Pytheas, der Massiliote, der Bürger des antiken Marseille (Massilia), Alexander's des Großen Zeitgenosse, ist die älteste Quelle, die uns einen sichern Beleg für den Bestand der Germanen in diesen Gegenden bietet.

Je mehr nun die Germanen zwischen Weichsel und Rhein die Kelten überlagernd an Volkskraft zunehmen, desto nothwendiger zeigen sich ihre Vorstöße und Durchbrüche nach dem Süden. Ein solcher Durchbruch kelto-germanischer Stämme über die Donau südwärts durch das norische Alpenland bis nach Italien ereignete sich 114—102 v. Chr. in dem bekannten Cimbern- und Teutonenzuge, bei welchem Anlasse zum ersten Male die Römer das inneröſterreichische Alpenland betreten und hier bei Noreja (schwerlich identisch mit dem spätern Noreja an der kärntnisch-steiermärkischen Grenze) eine furchtbare Niederlage erleiden. Ein zweiter rein germanischer Volkszug von Nordost nach Südwest folgt in Cäsar's Tagen, die große Gefolgschaft der Sueven, des Volkes „in hundert Gauen", unter Ariovist's Führung nach Gallien. Der Schreck vor derselben zeitigte das Bündniß des Norikerfürsten Voccio mit dem römischen Imperator. Es ist das bedeutsamste Signal der Germanenbewegung an den obern Rhein und an das Donaugestade, und in den Zeiten Octavian's Augustus hören wir bereits von der Verdrängung der keltischen Bojer aus dem Elbelande durch die suevischen Markomannen als einer gewiß vor Marbod entwickelten und durch ihn bloß vollendeten Thatsache. Westlich von diesen tauchen die Hermunduren und Narisker, in Ostfranken und Thüringen, östlich die suevischen Stammgenossen, Quaden und andere Völker auf, die wir im Marchlande, an der obern Oder und Weichsel unterbringen müssen. Dieser ruckweisen germanischen Völkerfluth setzt die römische Unterwerfung der keltischen Alpenstämme, die Provinzialisirung des südlichen Donaugestades in seiner ganzen Ausdehnung eine Jahrhunderte lang ausdauernde Schranke. Ihre Geschichte bildet den Inhalt des nächsten Abschnittes.

Wir müssen hier innehalten und nochmals mit Hülfe der archäologischen Fundkarte den Blick nach rückwärts lenken. Was wir von den Römern über das keltische Gallien, andererseits über die Ostkelten unserer Alpenlande erfahren, bezeugt unwiderleglich, daß wir es dort im Westen mit einer ungleich dichteren und älteren Völkeransiedlung zu thun haben. Von hier aus gehen die großen Keltenschwärme nach Italien, als deren ältester der unter Bellovesus in

der römischen Königszeit verzeichnet wird, z. B. der Senonenzug, vom „Ocean" an den obern Rhein und dann nach Süden, der den Römern den Schreckenstag an der Allia (389 v. Chr.) bereitet. Mit dieser Erscheinung stimmt die zweite Thatsache, daß die religiöse Cultur der keltischen Gallier, ebenso wie ihre materielle nicht nur auf einer durchgebildeteren, sondern eben auch älteren Grundlage fußt. Aber auch die prähistorischen Funde Galliens, die massenhaften Vorkommnisse von rohen Steingeräthen und Waffen höchsten Alters finden bei den Kelten der östlichen Alpenlande nichts Ebenbürtiges. Dort liegen die Entwicklungsstufen uralter Cultur vor Augen, hier haben wir es mit Funden zu thun, welche vorwiegend jüngern Alters, die Bronce und das kunstvoller bearbeitete Steingeräth und Thongeschirr aufweisen, während ältere Culturerzeugnisse äußerst vereinzelt auftreten. Alles dies bestärkt in der Annahme, unser Alpenland habe seine keltische Bevölkerung später als Gallien empfangen; sie sei mit vollkommnerem Rüstzeug zur Begründung und Behauptung ihres Daseins hier aufgetreten und, was z. B. den Süden Tirols und seine oberitalische Nachbarschaft betrifft, auf die höher geartete Cultur der Rhasener (Etrusker) gestoßen, um sich dann ihre Erzeugnisse zu Nutze zu machen.

Die isolirten Merkzeichen älterer und roherer Menschenarbeit heben die Allgemeinheit jener Erscheinung nicht auf, und selbst Fundgebiete, wie z. B. das jüngst erschlossene Laibacher Moor mit den bereits erzielten und noch anzuhoffenden prähistorischen Entdeckungen, können als Gegenbeweis nicht in Anwendung kommen. Denn abgesehen davon, daß die Existenz eines der Moorbildung verlaufenden Sees, mit Pfahlbauten, chronologisch schwer abschätzbar erscheint, — weiß man doch, was z. B. die Römer mit Austrocknungsarbeit in Pannonien zu leisten vermochten, und was die Natur im Alpenlande an gewaltigen Aenderungen der Bodenverhältnisse in historischer Zeit bewirkte, — könnte besten Falles diese Errungenschaft auf eine Siedelstätte vorkeltischer, wahrscheinlich illyrischer Bevölkerung gelten.

Den thrako-illyrischen Päoniern weist noch Herodot den Pfahlbau am See Prasias zu, die Pfahlbauten der Schweiz und unseres Alpengebietes greifen in die historische Zeit ein, und daß die Kelten sich zwischen thrakisch-illyrische (pannonische) Bevölkerung einschoben, deuten ihre alten Einbrüche in den Südosten Europa's an und veranschaulicht die Keltenkarte unserer Alpenländer und der Nachbarschaft in der Römerzeit.

Für diese Anschauungsweise spricht aber auch die schon früher angedeutete Natur des Alpenbodens, der einerseits schwerer zu be-

zwingen war, andererseits großen, geschlossenen Ansiedlungen weniger Raum bot, endlich die Sage vom Zuge des gallischen Sigovesus in die nordöstlichen Gegenden des hercynischen Gebirges, in das heutige bayerisch-böhmische Land. Denn diese Sage, welcher zufolge Sigoves gleichzeitig mit Bellovesus aufbrach, birgt unstreitig einen geschichtlichen Kern; in ihr spiegelt sich die Bevölkerungsfülle Galliens, des Hauptherdes der Festlandkelten, und die östliche Richtung ihrer Wanderungen und Ansiedlungen.

Allerdings scheint es mit der gäng und gäben Ansicht von der Herüberwanderung der Kelten aus Asien schwer vereinbar, daß sie sich zunächst im äußersten Westen des europäischen Festlandes in Gallien massenhaft angesiedelt haben konnten, um später gefolgschaftsweise erst Wohnsitze im östlichen Alpenlande zu nehmen; und es wurde oben der inneren Schwierigkeiten dieses historischen Dogmas sattsam gedacht. Aber man braucht dasselbe nicht zu verneinen, um jene Erscheinung zu erklären. Wie in der großen Völkerwanderung der Germanen und Slaven dürfen wir auch für den Keltenzug nach Westeuropa die sarmatisch-deutsche Ebene als Straße annehmen und dessen Einmündung nach Helvetien und Gallien vom Rheine her voraussetzen. Wachsende Fülle der Bevölkerung und Eroberungslust zeitigten die Einwanderung in das östliche Alpenland, hercynische Waldgebiet, und südwärts nach Italien, gleichwie die abenteuernden bis Kleinasien verlaufenden Keltenschwärme ihre Folgen waren.

Aus der gallischen Heimat nahm der Kelte die Kenntniß des Bergbaues, das hier allgemach entwickelte Geschick der Behandlung des Erzes zu Geräth und Waffe mit sich. Hier hatte er auch Gelegenheit, aus erster Hand die werthvolle Kaufwaare Britanniens, das Zinn, den zweiten Bestandtheil der Bronce, zu erhalten.

Aber lange genug bewegten wir uns auf schlüpfrigem Boden der Vermuthungen. Wir müssen ihn verlassen und uns einer andern Betrachtung zuwenden. Es wurde bereits angedeutet, daß wir im Norden der Donau, in Böhmen, Mähren, Niederösterreich, im nordkarpathischen Lande ungleich mehr Funden in Stein und Thon primitiver Art begegnen. In Niederösterreich um den Manhartsberg haben wir ein Fundgebiet, welches an 86 Gemeinden umfaßt und sich vom Bisamberge bis Retzbach und über Krems hinaus erstreckt. Es ist das Gebiet der „Heidenbüchel" oder „Mugeln", der befestigten Lagerplätze, mit Eggenburg als Centralpunkt, z. B. am Vitusberg, auf der „Heidenstadt", wo wir einer Masse von Steingeräthen und bezüglichen Abfällen, Scherben von Thongefäßen begegnen, welche ohne Töpferscheibe angefertigt an offenem Feuer ge-

brannt wurden. Wir würden jedoch einen falschen Pfad einschlagen, wenn wir dieser Gegend deshalb einen urgeschichtlichen Charakter im Gegensatze zum Alpenlande zusprechen wollten. Wir müssen eben an eine von den großen Verkehrsstraßen des südlichen Donauufers abliegende, isolirte und eben darum in der Cultur verzögerte Landschaft denken, an eine Bevölkerung, welche sich ihr Dasein unter ärmlichen Verhältnissen langsam erkämpft und ebnet. Grenzen heutzutage Culturgegensätze an einander, — man denke nur an das Leben der durch Handel und Wandel wohlhabenden Niederung im Gegensatze zur abgelegenen, armen Gebirgsöde, — so berührten sie sich auch damals, und wir können uns ganz gut die Bewohnerschaft der Manhartsberger Viertel mit Steinwaffen und barbarischen Töpfen als Zeitgenossen der romanisirten Provinzialen am südlichen Donauufer denken. Ueberdies finden wir auch da versprengte Broncen, Merkzeichen des sich endlich erschließenden Verkehres. Daß diese Bevölkerung jedoch in eine weit entlegenere Zeit zurückgreift, daran braucht nicht gezweifelt zu werden. Ja man kann ihre Ahnen ohne historische Gewissensbisse als „prähistorisch" und diluvial gelten lassen.

Aehnlich verhält es sich mit den mährischen Funden zu Skalitz, bei Boskowitz, Leipnik, Sartschitz bei Proßnitz, Laschkau, Konitz, besonders aber im Bereiche der Polauer Berge und in den Kalkhöhlen in Brünns Umgebung, deren bereits oben gedacht wurde, und mit den Raygerer Ausgrabungen. An allen drei letztgenannten Hauptfundstätten zeigt sich die Bronce mit Steingeräth u. s. w. verschwistert. Besonders muß der Raygerer Fund von 1846, wobei man 40 Skelette, hölzerne Gefäße mit eisernen Reifen und Griffen, irdene Töpfe, Eisengeräthe, Bernstein, Glas- und Hornkorallen, Broncezierrath und silberne und goldene Schmucksachen entdeckte, als ein in die historische Epoche stark vorgerückter angesehen werden. Ungleich älter sind die Polauer und die Funde der Bejčjskala insbesondere, die einen nicht gewöhnlichen Opferplatz wahrscheinlich machen; aber auch hier fehlt der sichere Halt für den normalen Urmenschen, da das Metall auf jüngere Zeiten verweist.

Nicht anders verhält es sich mit Böhmen. Die hier vorgefundenen alten Wallbauten und insbesondere „verschlackten" oder durch Feuer verglasten Steinwälle bei Strakonitz, Pilsen, Sobéslav, Kaaden u. a. O. brauchen nicht älter zu sein als der Hügel bei Rovna, mit Brandplatz, Thongefäßen und Bronce, als das Domanitzer Steingrab mit Skelett, woran zwei Hohlringe aus Bronce sich fanden, oder der Steinwall bei Schüttenhofen am „Svatobor" (heil.

Hain), woselbst auch eine Broncefigur zum Vorschein kam. Bei Horosedl im Saazer Kreise, im ganzen Elbthal von Königgrätz bis Aussig, am rechten Elbufer bei Pardubitz und Rossitz mischen sich Bronce- und Eisenfunde, also die Belege fortgeschrittener Industrie; eigenes Erzeugniß oder Tausch- und Kaufwaare wiegen vor. — Ueberhaupt müssen wir bei vielen Gräberfunden Böhmens und Mährens an slavische, also an eine Bevölkerung vorgerückter historischer Zeiten denken. Die Ortsnamen Mohelnice von Mohyla, Mogyla, der „Leichenhügel", also Begräbniß- oder Gräberstatt, deuten darauf, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die „Mugeln" im Munde der Niederösterreicher am Nordufer der Donau nichts anderes als Umdeutschungen des slavischen Mogyla seien. Dieser Umstand muß bei der Abschätzung des Alters und der Nationalität solcher Gräberfunde doppelt zur Vorsicht mahnen.

Unstreitig mag der relative Reichthum Böhmens an Broncen mit den keltischen Bojern, den ältesten uns bekannten Einwohnern des Landes zusammenhängen; eine Scheidung jedoch, wie viel davon den Bojern, wie viel den Markomannen und ihren Nachfolgern, wie viel den Slaven hiervon zufällt, dürfte wohl nicht gut durchführbar sein. Denn alle solche Funde reden eine sehr unbestimmte Sprache, wenn ihnen nicht beigesellte Münzen u. dgl. eine deutlichere reden helfen.

Jedenfalls aber läßt sich im Norden der Donau, im Sudeten- und Karpathengebiete unseres Staates die primitive Cultur besser verfolgen als auf dem Alpenboden, woselbst höhere Culturzustände beschleunigend oder unmittelbar eingriffen. Dort gewahren wir in der That den Menschen mit rohem Werkzeug und plumper Waffe die enge und magere Scholle seines Daseins urbar machen und vertheidigen, hier inmitten großartiger Natur mit besserem Geräthe ein bedeutenderes Leben sich gründen, das mit dem südlichen Culturreichthum stets in innigere Wechselbeziehungen tritt. Der Eintritt in das römische Weltreich verhilft den Alpenländern zu einer frühen Geltung im Geschichtsleben, während das Dasein der nördlichen Nachbarschaft noch tiefes und schwerlich je zu bannendes Dunkel deckt. Insofern haben die Alpenländer eine ältere Geschichte, und ihre Culturfunde, wenngleich einer höhern Entwicklungsstufe angehörig, brauchen nicht jünger zu sein als die primitiven Erzeugnisse der selbständiger und langsamer fortschreitenden Nordgestade der Donau.

Aber auch hierher finden die Waaren und Muster südlicher Broncetechnik Eingang, und so erklärt sich die mitunter augenfällige Gleichförmigkeit in den bezüglichen Funden an Geräth, Waffen und

Schmuck und die barbarische Nachahmung römischer Broncen.

Das Alles bedurfte einer mächtig und allseitig treibenden Kraft; es war die römische Staatsraison, und der folgende Abschnitt soll ihr Werk, die römische Eroberung und Provinzialisirung der Alpenlande, erörtern.

---

2. Die römische Herrschaft auf dem Boden des österreichischen Staates.

Von Süden gegen Norden lenkt unsern Blick die Geschichte der römischen Eroberung; ziemlich gleichzeitig wirft sie ihren Anker an der nordwestlichen und östlichen Küste der Adria.

Mit dieser wollen wir beginnen. Ein uraltes pelasgisch-illyrisches Culturleben haftet an den Inseln und dem Küstenlande Illyricums: Dalmatia oder Delmatia, dem „Schäfer- oder Hirtenlande", wie vielleicht sein Name gedeutet werden kann und den heutigen albanesischen Orten Delbino und Delbinaki in Hinsicht seiner Wurzel und Bedeutung zu Grunde liegen mag. Die „große Stadt", der „namengebende Vorort" der alten Dalmater, Dalmion, Delminion, ist allerdings verschollen, und schon in der Römerzeit tritt er an Bedeutung hinter die Küstenstädte Salona und Narona als Sammelplätze der 554 und 523 Dekurien oder Zehntschaften der Dalmaten und der anderen illyrischen Stammgenossen des Festlandes und der beigehörigen Inseln, z. B. Issa (Lissa) zurück: Städte, denen sich als dritte Scardona, als Mittelpunkt der 14 Orte Liburniens und der Japoden, des Brudervolkes der Dalmaten zwischen dem Titius (Fl. Kerka) und der Arsa zugesellt.

In grauer Vorzeit liegt die Ansiedlung und das geschichtliche Leben der dalmatinisch-liburnischen Inseln: Melite (Meleda), Corcyra (Karkar, Curzola), Issa (Lissa), Pharia (Hvar oder Lesina), deren griechischer Bevölkerung Dionys von Sicilien gegen die Illyrier Hülfe sandte, Brattia (Brazza), Solentia (Solta), Arba (Arbe), Curicta (Krka, Veglia) und die mit der Jasons- oder Argonautensage verknüpften Absyrten-Inseln: Apsoros und Crexi (Ossero und Cherso); pelasgisch-hellenisches Volksthum kreuzt sich allda mit dem immer mächtiger werdenden illyrischen.

Bald mußte der Besitz Illyricums an der Ostküste der Adria eine Lebensfrage der römischen Politik werden, abgesehen von der herausfordernden Seeräuberei der seetüchtigen Liburner und Dalmaten.

Schon nach dem Ableben des Illyrerkönigs Agron, 229 v. Chr., beginnt der Kampf Roms mit dessen Wittwe Teuta, die für ihren Sohn Pinnes das Reich verwaltet; der bezügliche Vertrag mit der Besiegten stellt die wichtigsten Inseln: Curzola, Lessina, Lissa unter römischen Schutz und setzt der illyrischen Schifffahrt bestimmte Schranken.

Im zweiten makedonischen Kriege wird Gentius, der Verbündete des Perseus, Illyrerkönig mit dem Sitze in Skodra (Skutari), von den Römern geschlagen und gefangen (168 v. Chr.) und der südliche Theil Illyricums erobert. Bevollmächtigte des Senates erscheinen und Prätor Lucius Anucius verkündigt in der Versammlung zu Skardona die „Freiheit der Illyrer" als verhängnißvolles Geschenk der schlauen römischen Staatskunst. Denn bald (155 v. Chr.) hören wir von neuen Kämpfen, in denen das tapfer vertheidigte Delminium seinen Bestand fast gänzlich einbüßte, von der Unternehmung des Consul C. Metellus (117 v. Chr.), der in Salona überwintert, von der förmlichen Eroberung dieser Stadt und eines großen Theiles von Dalmatien durch den Proconsul Aeneus Cosconius (78 v. Chr.).

Das Geschick Dalmatiens und Liburniens vollzieht sich im Bürgerkriege Cäsar's mit Pompejus. Dieses wird überdies als den Römern befreundet und zufolge der Bekriegung durch die Dalmater freiwillig zugefallen erwähnt, während noch öfters der kriegerischen Hartnäckigkeit der Dalmaten gedacht wird. Das cäsarisch gesinnte Salona vertheidigt sich (49 v. Chr.) heldenmüthig gegen den Pompejaner Octavius; hieher flüchtet Gabinius vor den feindlichen Dalmaten (47).

Aber selbst in den Tagen der Alleinherrschaft Cäsar's war man Dalmatiens nicht sicher, obschon wir es da zum ersten Mal als provincia unter dem Präses Vatinius genannt finden.

Vatinius muß sich nach Cäsar's Tode bald nach Epidamnum (Durazzo) flüchten, und erst 34 v. Chr., nachdem Octavian die Japoden, Metullum's heldenmüthige Vertheidiger, bezwungen, schien längere Ruhe eintreten zu sollen. Doch schon 11 v. Chr. empören sich die Dalmaten, verlockt durch das Beispiel der Pannonier, und fünf Jahre später, gerade als Rom wider Marbod rüstet, bricht der große Aufstand der illyrisch-pannonischen Völker los, an dessen endlichen Bewältigung 15 Legionen unter Führung des Tiberius und Germanicus

arbeiten müssen. Seit den punischen Kriegen, sagt Suetonius, sei Keiner so gefährlich geworden, und der zeitgenössische Vellejus meint, indem er den feindlichen Kriegsplan, auf Istrien und Makedonien sich gleichzeitig zu werfen, schildert, selbst die ruhige und kampferprobte Seele Octavian's sei hiedurch erschüttert und geschreckt worden. Es war ein furchtbares Ringen und die Vertheidigung Arduba's durch die Aufständischen, andererseits die hartnäckige Belagerung Salona's durch den Dalmatenführer Bato ein Beweis, mit welchem Hasse die Zwingherrschaft Rom's bekämpft wurde, da es „zur Hut der Heerde nicht Hirten und Hunde, sondern Wölfe abgesendet habe." Im Jahre 8 unserer Zeitrechnung war endlich aller Widerstand gebrochen, der mehr als anderthalb Jahrhunderte ausgefochtene Kampf um Selbständigkeit Dalmatiens-Liburniens vorbei. Strabo bedauert in diesen Tagen die durch solche Kämpfe bewirkte Verödung des illyrischen Binnenlandes, im Gegensatze zur einstigen Bevölkerungsfülle.

Aber bald müssen sich diese Uebelstände, namentlich im küstenländischen Bezirke, gebessert haben, denn Vatinius, der Zeitgenosse Cäsar's, schreibt, zu den 20 alten dalmatinischen Städten seien 60 neue getreten, und das Bild, das uns Plinius von dessen Bevölkerung entwirft, ist nicht ungünstig, wenn wir auch die Zehntschaften, welche zu Scardona, Salona und Narona — wie oben erwähnt, — als ihren Vororten gehörten, in Hinsicht der Kopfzahl nicht allzu hoch veranschlagen dürfen. Immerhin verstand es Rom, die Wunden auch zu heilen, die es geschlagen, und die Regenerationskraft der Völker durch Colonisation zu unterstützen.

Um das Jahr 14 n. Chr. gewinnt die Gestaltung Dalmatiens als Provinz ihr deutlicheres Gepräge. Sie umfaßt die Landschaft Dalmatien im engern Sinne, Liburnien, und das Gebiet der als Völkerschaft politisch vernichteten Japoden; überdies greift die Südgrenze des römischen Dalmatiens bis Lissus an der makedonischen Landesmark. Zufolge der Provinzentheilung unter Augustus als senatorische ausgeschieden, erscheint es bis 14 n. Chr. mit Pannonien gemeinsam, dann jedoch getrennt verwaltet und öfters „Ober-Illyricum" genannt, wie überhaupt der Name Illyricum für das ganze Gelände im Norden des Balcans und südlich vom Donaustrome, desgleichen für Pannonien, ja sogar für das östliche Alpenland in Anwendung blieb.

So war das Ostgestade der Adria dauernd bezwungen und seine Landschaften fügen sich in den festen Bau der römischen Provinzialverfassung.

Wenden wir nun unsern Blick der Westküste zu.

Bevor noch der zweite punische Krieg die Lebenskraft Rom's

auf eine harte Probe setzte (238—222), waren seine Legionen mit der Eroberung des cisalpinischen Galliens an beiden Po-Ufern nach schwerem, wechselvollem Kampfe zu Ende gekommen, und bevor der letzte Krieg mit Karthago losbrach (191), nöthigte Rom die letzten Verfechter der gallischen Unabhängigkeit, Italien zu verlassen.

Die Beziehungen Roms zum Reiche der Noriker sind ziemlich alt. Um das Jahr 115 v. Chr. schlug Aem. Skaurus die Taurisker, um den karnischen Handelsweg zu schützen. Zur Zeit des Cimbern- und Teutonenzuges lagern römische Legionen im Norikerlande, um die schlimmen Gäste aufzuhalten. Voccio, der Noriker-König, schließt (60—58 v. Chr.) wider gemeinsame Feinde ein Bündniß mit Cäsar und dieser erhält als Dictator von den Norikern Hülfstruppen. Dieses Verhältniß, unzweifelhaft auf Waffen- und Schutzgenossenschaft, stets Vorboten völliger Unterwerfung, hinweisend, mag nur zum Vortheile der Römer ausgeschlagen haben, als um 48 v. Chr. eine große Spaltung der norischen Hauptvölker der Skordisker und Taurisker sich offenbart und jene mit den mächtigen Daken oder Geten, diese mit den pannonischen Bojern sich verbinden, auf deren Vernichtung es der Dakerfürst Boerebistes abgesehen hatte. Sein Sieg über Bojer und Taurisker zog eine gewaltige Schwächung der Alpenkelten nach sich, und Rom säumte nicht, sie zu benützen. Um das J. 16 v. Chr. brachen die Noriker in Istrien ein und wurden vom Proconsul Illyricums, P. Silius, besiegt. Es war dies zugleich der Beginn ihrer Provinzialisirung. Wenn Strabo sagt, ein einziger Sommerfeldzug der Stiefsöhne Octavian's habe hingereicht, um die Karner und Noriker zu unterwerfen, — schon seit 33 Jahren zahlten sie Tribut, — so spricht dies allerdings der Annahme, dies habe um 15 v. Chr., gleichzeitig mit dem Kriege wider die rhätischen Völker, stattgefunden, das Wort; nichts desto weniger ist es auffallend, daß die drusische Siegestafel, deren weiter unten gedacht wird, von eigentlich norischen Gaugenossenschaften keine anführt, wir also entweder an die Gesammtheit der Unternehmungen oder an die Niederwerfung eines bloßen Aufstandes gegen die schon begründete Römerherrschaft denken müssen. Wie dem auch sein möge, das „Noriker-Reich“ oder die „norische Provinz“ war schon unter Augustus ein Bestandtheil der Römerherrschaft, gehörte unmittelbar dem Kaiser und wurde, ohne eine ständige Legion zu beherbergen, bis zu den Tagen Marc-Aurel's von einem cäsarischen Procurator verwaltet. Des Umfanges von Norikum, seiner späteren Gliederung und der ungemein wechselnden Grenze gegen Pannonien wird weiter unten gedacht werden.

Die Unterwerfung der Pannonier, ein Werk Octavian's, im Zusammenhange mit den Kriegen gegen Japoden und Dalmaten, bedarf keiner besondern Erörterung; wohl aber gebührt der Bändigung der kriegerischen Rhätier, die im J. 90 v. Chr. Como im cisalpinischen Gallien zerstört hatten, und der Vindeliker durch Drusus und Tiber eine kurze Umschau. Römische Dichtung und Historiographie, so die Oden des Horaz, andererseits die Erzählung Strabo's, Vellejus Paterculus und Plinius des Aeltern feiern mit römischem Selbstgefühle und begreiflicher Einseitigkeit die großen Erfolge des combinirten Feldzuges der kaiserlichen Stiefsöhne i. J. 15 vor unserer Zeitrechnung.

An der Etsch hinauf in's heutige Tiroler Land führt Drusus die römischen Adler und überschreitet nordwärts über Botzen (Pons Drusi) den Brenner; von der heutigen Ostschweiz, oder dem Bündtner Gebiete, dringt Tiber an den Lacus Brigantinus, den Bodensee vor, und streitet auf dessen Gewässern mit der Flotte der Vindeliker. Der Löwenantheil in der Kriegsarbeit fällt Drusus zu und das Tropaeum Drusianum, die Siegestafel, von dem ältern Plinius uns aufbewahrt, verkündigte der Nachwelt die Unterwerfung einer langen Kette fast ausschließlich rhätischer Völkerschaften, die den pomphaften Namen „Völker" führen, streng genommen jedoch nur als Gaugenossenschaften anzusehen sind. Nur wenige davon am Boden des heutigen Tirols und Vorarlbergs lassen sich mit Sicherheit topographisch enträthseln, so die Venostes oder Vennonetes im heutigen Vinst- oder Vintschgau, die Isarci, Anwohner des Isarcus oder der Eisack, die Breuni oder Breones um den Brenner, während die Genauni nur vermuthungsweise mit dem später auftauchenden Campus Gelau, dem Toblacherfelde, in Verbindung gebracht werden können. Strabo's Brigantini sind die Anwohner des Bregenzer- oder Bodensees mit Brigantia als Vororte. Sie gehören zu den Vindelikern und mit ihnen scheint Tiber den Kampf am See ausgefochten zu haben.

Daß jedoch mit Einem Schlage Rhätier und Vindeliker, das heutige Tirol und seine westsüdliche Nachbarschaft, andererseits Alt-Bayern vom Lech ostwärts, innerhalb des Donaulaufes, — zur römischen Provinz Rhätia nicht vereinigt werden konnten, ist selbstverständlich, wenn uns auch die einzelnen Phasen dieser Krisen und Gestaltungen unbekannt blieben.

Aber der Donaustrom, dessen riesige Krümmung von der Lechmündung bis zu der Save unsere heutigen Länder Oesterreichs als Provinzen des augusteischen Rom's umspannte, sollte nicht die Ost-

grenze bleiben. — Längst erschien das kriegerische Dakervolk dem Römer als gefährlicher Nachbar. Der Angriff des Königes Boerebistes auf die Bojer und Taurisker, der Einbruch der Daker über die Eisdecke der Donau in's Pannonische — noch vor unserer Zeitrechnung, waren Vorboten späterer Verwicklungen, die besonders zum Schlusse des ersten christlichen Jahrhunderts gebieterisch ihre Lösung forderten. Damals trat das Dakenreich unter Dekebalus in den Höhepunkt seiner Macht, und bezeichnend sind die großen Rüstungen Trajan's, des „besten der Kaiser“ wider dasselbe. Im Jahre 107 n. Chr. lag Dacien zu den Füßen des Imperators, 107—112 wurde es zur römischen Provinz Dacia eingerichtet. Die Trajanssäule, eines der wichtigsten historischen Denkmäler der Vergangenheit, feiert die Dacischen Siege Trajan's, und noch heutigen Tages zeigt man die Spuren der mächtigen Pfeilerbrücke, welche er von dem kleinasiatischen Griechen Appollodoros über den Donaustrom unweit des eisernen Thores zwischen Turnu-Severin und Kladowa in der heutigen Wallachei in's Dacierland spannen ließ. Die Provinzialgrenze nach Süden gegen das untere und obere Mösien (Wallachei und Bulgarien am südlichen Donauufer) bildete der Lauf des Isters; nach Westen der Pathissus oder die Tisia (Theiß). So umfaßte das trajanische Dacien den Norden der heutigen Wallachei und Bulgarei, unser Siebenbürgen und Ostungarn. Der Raum zwischen Theiß und Donau war gewissermaßen Markland, von Befestigungslinien durchzogen. Es schied Dacien und Pannonien, das heutige Westungarn.

„Wo der Römer siegte, da wohnte er auch!“ ist ein alter bedeutungsvoller Spruch. Die Lande, welche dem Schwerte der Siebenhügelstadt erlagen, gestalten sich mit überraschender Schnelligkeit zu Provinzen, zu lebendigen, eng verbundenen Theilen eines großen Ganzen. Bald überzieht sie ein kunstvoll angelegtes Straßennetz, an dessen Zuge größere und kleinere Städte erblühen. Legionen, Cohorten und Flügeltruppen, in fernen Landen ausgehoben, befestigte Lager und Kastelle, hüten die Treue der Provinzialen im Innern, während an der wichtigsten Reichsgrenze, an der Donau, dem „Heile des Römerreiches“, hüben und drüben des Stromes starke Befestigungslinien aus der Erde wachsen, Standlager, Flotillenstationen am Südufer zu bedeutenden Siedelplätzen bürgerlichen Lebens und Verkehrs sich entwickeln. Italische Colonisten werden in die entlegensten Gebiete verpflanzt und fördern die Romanisirung der Provinzen, ein wohlgegliederter Beamtenkörper verwaltet Alles, vom Größten bis zum Kleinsten, mit eiserner Strenge und gewinnspürender Um-

sicht. Flur und Wald, der Schooß der Erde, das Bett der gold- und perlenführenden Ströme wird ausgebeutet, so gut wie die Tragkraft seiner Gewässer. Nicht minder nützt der Römer die Arbeits- und Wehrkraft der Provinzialen. Sie bluten für Rom unter fremden Himmelsstrichen, und das wachsende Maß der Abgaben und Leistungen spornt zu erhöhter Betriebsamkeit an. Bald gewöhnt sich der Provinziale an römische Sprache und Sitte und nimmt später das römische Bürgerrecht, die Civität, als Geschenk zweifelhaften Werthes entgegen, da es mehr Lasten und Pflichten als Rechte bescheert.

Die Anlage dieses Werkes gestattet nicht, in die Geschichte des Römerthums auf österreichischem Boden einzudringen, nur nach allgemeinen Gesichtspunkten an seiner Oberfläche berührt, möge es seine gedrängte Betrachtung finden. Denn in die Wegspuren des römischen Lebens sucht das mittelalterliche seinen Pfad zu lenken, aus den Resten der antiken Cultur bildet es mühsam die Grundlage der eigenen und ohne die Kenntniß der römischen Welt im Bereiche der Donau und der Alpen bliebe die nachrömische das Buch mit sieben Siegeln.

Zunächst sei der Provinzialverfassung der Städte und der Grenzverhältnisse gedacht. — Seit Augustus gehörte das cisalpinische Gallien an beiden Uferseiten des Po, Venetia und Istria in die nördlichste, jüngstgeschaffene eilfte Region Italiens. Das westliche Karnien zwischen Taliventus (Tagliamento) und Natiso rechnete man als besondere Landschaft zur venetischen Provinz, die westwärts an die Athesis (Etsch), östlich an den Formio reichte. Die Veneter, zwischen dem Mincio und der Küste, erscheinen unter römischer Botmäßigkeit, eine Völkerschaft, von deren Widerstande wenig bekannt ist und der bereits 89 v. Chr. das römische Bürgerrecht verliehen wurde. So mußte auch bald Istrien (seit 180 v. Chr. beil.) an die Reihe kommen — in seiner Ausdehnung vom Formione (Fl. Risano) bis zur Arsa, d. i. von der Ostgrenze (der Provinz Venetia) bis zum Gemärke Liburniens, — und auch da schweigen die Jahrbücher Rom's von blutigen Kämpfen, wie solche an der Ostküste der Adria uns begegneten, den einen um 128 v. Chr. ausgenommen, wo Istrier und Japoden Rom bekriegten. Seit diesem Jahre festigte sich wohl erst die römische Provinzial-Verwaltung.

Zwei Städtegründungen Rom's fesseln unsere Aufmerksamkeit, da sie die Aufgabe hatten, Stützpunkte seiner Herrschaft in diesen Gegenden und gewinnbringende Emporien des See- und Landhandels zu werden.

Es ist dies vor Allem die Colonie Aquileja, 181 v. Chr. als Militärcolonie begründet und 167 mit einem Nachschube von 1500 italienischen Familien besiedelt, die zukunftsreichste Stadt an der Schwelle des Alpenlandes, der südliche Knotenpunkt seines Straßennetzes, ein festes Bollwerk des Tieflandes im Norden des Appenins und überhaupt einer der Schlüssel zu Italien. Mit Aquileja konnte sich weder Julium Carnicum (Zuglio), allerdings ein wichtiger Grenzpunkt, die Uebergangsschwelle nach Norikum, an uraltem Handelswege gelegen, noch Forum Julium (Cividale), Beide Gründungen Cäsar's, messen, obschon dem letzteren mit dem Verfalle Aquileja's und Julium's Carnicum eine wachsende Bedeutung zukommt.

Die zweite Stadtgründung Rom's von maßgebender Bedeutung ward Tergeste (Triest) „im Lande der Karner"; ebenso wenig zu dem eigentlichen Istrien, als Aquileja zu dem eigentlichen Venetien gerechnet, von welchem es durch einen Fluß (Natiso) getrennt war. Von Hause aus eine barbarische Ortschaft, erhielt Tergeste von den Römern zunächst ein Kastell, ward von Augustus zur Zeit des dalmatischen Krieges stärker befestigt und colonisirt und gewann die Stellung eines Vorpostens Italiens am Formione oder Risano, neben einer wachsenden maritimen Wichtigkeit. Die Annahme eines karnischen Tergeste neben der eigentlichen Römercolonie gleichen Namens ist nicht zu erweisen.

Naturgemäß müßte sich der römische Eroberungstrieb seit Aquileja's und Tergeste's Gründung und Befestigung dem Ostalpengebiete der karnischen und norischen Keltenstämme zuwenden. Hier begann Istrien, zu welchem spätestens seit Vespasian das karnische Tergeste gerechnet wurde, und grenzte, wie bereits erwähnt, östlich an Liburnien-Dalmatien jenseits des Arsiaflusses. Antoninus Pius verlieh auch den, Tergestes Weichbild angrenzenden Karnern und Catalern das latinische Bürgerrecht, die Vorstufe des römischen. In Hinsicht des Verwaltungswesens finden wir nicht selten den Procurator der größern Provinz Dalmatia auch als Vorgesetzten Istriens. Neben Tergeste, der besonders seit Claudius und Vespasian erblühenden Colonie der Tribus Papinia tritt der eigentliche Vorort Istriens: Colonia Pietas Julia oder Pola, Octavian Augustus' Schöpfung, und die Colonia Julia Parentium (Parenzo) in den Vordergrund; — weniger ist dies bei den in ihrer antiken Bedeutung überhaupt fraglichen Orten, z. B. Neapolis (Città nuova), Piquentum (Pinguente) in einer durch absonderliche antike Namen bemerkenswerthen Gegend, Umagum, Piranum oder bei Aegida

(Capris?), dem heutigen Capo d'Istria, der Fall. Im Osten der Halbinsel, wohin eine wichtige Straße von Aquileja aus, mit der Quelle des dazumal wasserreichen Timavus beginnend, über Tergeste, Parenzo, Pola zog, lagen die wichtigen Orte des istrischen Quarnero-Ufers, des sinus flanaticus: Flanona und Albona.

Dalmatien im weitesten Sinne als Provinz umfaßte die Landschaft Liburnien zwischen der Arsa und dem Titius (Kerka), Japydien zwischen dem Meere und der Stadt Arrupium (S. Vital bei Ottochacz) und das eigentliche Dalmatien von der Kerka südwärts bis in das heutige Albanien, an den See von Skodra (Skutari) und das makedonische Lissus, über die Westflanke des heutigen Bosniens und die Herzegowina ausgedehnt, wo es mit dem obern Mösien und Dardanien zusammenstieß. Im Jahre 14 nach Chr. wurde Pannonien aus dem administrativen Verbande mit Dalmatien ausgeschieden und dieses blieb von Augustus an eine Proprätur, mit einem Procurator Augusti oder Praeses provinciae an der Spitze. Diocletian theilte Dalmatien in zwei Gebiete, in das nördliche mit Salona als Hauptstadt und in das südliche, Dalmatia Praevalitana oder Scodrensis, mit Skodra als Vororte.

Zur Zeit der Reichstheilung von 395 kam das salonitanische Dalmatien an Westrom, das prävalitanische an Ostrom; 437 überließ der weströmische Imperator Valentinian III. seinem Schwiegervater Theodosius II., dem byzantinischen Herrscher, ganz Dalmatien.

Das Geschichtsleben Dalmatiens mußte sich damals wie heutzutage an die Küstenstädte knüpfen; war doch auch die älteste und bedeutendste Straße ein Küstenweg, als dessen Knotenpunkt Salona anzusehen ist. Noch andere Straßen, fünf an Zahl, kreuzten sich im Lande, so z. B. die via Gabiniania zwischen Salona und Andretium (Much). Besonders thätig erwies sich dafür P. Dolabella auf Tiber's Befehl (16 n. Chr.). Mit dem jetzt bosnischen Hinterlande verbanden Straßen und Saumwege die Küste. Dort saßen ja die nach Salona und Narona zuständigen Zehntschaften, z. B. die Ditiones und Däsitiates zwischen der Basante (Bosna) und dem Drinus, die Ladier um das heutige Banjaluka, und ein lebhafter Waarenzug suchte meerwärts den Weg. Auch fanden sich dort Erzgruben der Römer, wie z. B. in der Nähe des jetzigen Krupa. Zahlreiche Oertlichkeiten verzeichnen die Denkmale der Römerzeit, außer den schon gelegentlich genannten, so z. B. Epidaurum (Ragusa vecchia), Ridită (San Danilo in der Nähe von Sebenico), Jader (Zadar, Zara), Aenona (Nona), Butua (Budua), Acruvium (Cattaro), Risinum (Risano); der eigentliche Herd des dalmatinischen Lebens

in der Römerzeit war jedoch die regio Salonitana. Herein zählte der Vorort Salona mit den meisten Zehntschaften der Provinzialen, 554 an der Zahl, worunter 372 allein den eigentlichen Dalmatiern angehörten, — eine bedeutende Stadt mit seewärts streichenden Befestigungen, Tragurium (Trau), Epetium (Stobraz), Andetrium (Much), Delminium (Gardun bei Trigl), Aequum (Citluk b. Sign). Seit den Tagen Diocletian's gewann Salona nicht wenig an Glanz, und hier schloß der weltmüde Imperator in prunkvollem Stillleben seine Tage.

Nordwärts gegen Istrien erscheinen als bedeutendere Orte: Arrupium (Vital bei Ottochaz), an der Grenze des alten Japydiens, Senia (Zengg) und Tarsatica (Tersate bei Fiume).

Hiemit hätten wir unsere Wanderung durch das römische Küstengebiet der Adria abgeschlossen. Von den binnenländischen Provinzen möge zunächst Rhätien zur Sprache kommen.

Die Bildung dieser Provinz in der augusteischen Zeit verräth ziemlich unzweifelhaft, daß der Süden Tirols, mit Tridentum (Trient) als Mittelpunkte, die vallis Lagarina (Val di Ledro, Lägerthal), die Vallis Anaunia (Val di Non, Nonsberg) und das Gebiet von Ausugum (Val Sugan) — nicht zu Rhätien, sondern zu Italien, beziehungsweise zum cisalpinischen Gallien gerechnet wurde. Gleiches gilt von Judikarien, das dem Stadtgebiete von Brixia (Brescia) zugehörte. Die Klause bei Sublavio (Säben) und Partschins waren somit Grenzpunkte. Ostwärts schloß die Landesmarke Rhätiens gegen Norikum die aufblühende Stadt Aguntum ab, dessen Lage noch immer auf das heutige Innichen im Tiroler Pusterthale hinweist, wenngleich beachtenswerthe Gründe für die Identität des norisch-römischen Aguntum mit dem heutigen Lienz und Innichens mit dem römischen Littamum zu sprechen scheinen. Westlich müssen wir das heutige Grenzgebirge Tirols überschreiten, wo, mit Rücksicht auf Italien, Teriolis (Burg Tirol) als Grenzstation zu gelten hat, — und das ganze obere Rheinthal, mit dem Hauptorte des hohen Rhätiens Curia (Chur) im heutigen Bündtnerlande, und die nordöstliche Schweiz bis Pfyn (ad fines) an der Thur bei Vitodurum (Winterthur) und Arbon (Arbor felix) einbeziehen. Nordöstlich, gegen Norikum, bildete der Inn von Rosenheim (Pons Oeni) bis zu seiner Mündung bei Batava castra (Passau) die Grenze. Denn auch das ganze Gebiet der Vindeliker zwischen Inn, Lech und Donau gehörte ursprünglich zu der einen ungetheilten Provinz Rhätien. Hier war Augusta Vindelicorum (Augsburg) der Vorort. Man erkennt daraus am besten, daß

Rhätiens Schwerpunkt nicht im heutigen Tirol lag, sondern einerseits nach Graubündten, andererseits an die Lechmündung neigte, abgesehen davon, daß der ganze Süden unmittelbar Italien angehörte.

Allein schon der Gegensatz der Bodengestaltung zwischen dem Berglande und seiner nördlichen Vorlage, und mehr noch die strategische Wichtigkeit Vindeliciens am Donaustrome mußte in den spätern Zeiten, als der limes danubicus immer mehr vom Andrange der Germanen bedroht ward, die Scheidung in zwei Provinzen: Rhaetia prima mit Chur und Rhaetia secunda oder Vindelicia mit Augsburg (als Stadt der Licater oder Lechanwohner Damasia? — in der Römerzeit Col. Augusta Vindelicorum) als Vororten nothwendig erscheinen lassen, und da bildete wohl sicherlich der Inn und seine nördliche Kalkalpenschranke die Grenze beider Rhätien seit dem 3. Jahrhunderte, sicherlich seit Diocletian's epochemachenden Reformen.

Rhätien, in dessen Grenzen Nord- und Mitteltirol fällt, war ein ungemein wichtiges Durchzugsgebiet für das Heerwesen und den Handel der Römer. Als kaiserliche Provinz entwickelt es sich insbesondere seit Marc Aurel, der zuerst eine Standlegion und einen Legaten der Provinz verlieh; dann erscheinen procuratores, propraetores, praesides, endlich als Landesverweser und vor Allem für die Grenzvertheidigung an der Donau ein dux oder Militärcommandant; bis endlich im 5. Jahrhunderte der „wohlansehnliche“ (spectabilis) dux Rhaetiae, thatsächlich wohl auf Hochrhätien beschränkt, der ganzen, immer mehr abwärts neigenden Verwaltung vorstand.

Für das Straßenwesen Rhätiens sorgte schon Claudius (46—47 n. Chr.), namentlich den Vinstgau aufwärts. Die wichtige Brennerstraße ward durch Septinius Severus und seine Söhne wieder hergestellt (193—211 n. Chr.). — Von Verona lief ein Straßenzug über Trient, Endidä (Egne), Sublavione (Kl. Säben) in's Eisackthal, überstieg bei Vipitenum (Sterzing) vorbei den Brenner und mündete unterhalb Matreium (D. Matrei) in's Innthal bei Veldidena (Wilten) unweit Innsbruck. Von da ging es südöstlich nach Juvavum (Salzburg), nordwestlich über Rosenheim nach Passau an die große Donaustraße, deren westlichen Endpunkt für beide Rhätien Augsburg abgab.

Eine zweite Hauptstraße verband Mediolanum (Mailand) und Comum (Como) mit Brigantia (Bregenz), eine weitere letzteren Ort mit Veldidena, aber ohne den Arlberg zu übersetzen; indem sie nach Immenstadt, Sonthofen, Nesselwang, Füssen ausbog und bei

Reuti, Leermoos den Boden Tirols betrat, um dann den Inn entlang ostwärts zu streichen.

Die karnisch-norische Straße von Aquileja aus berührte bei Aguntum Rhätien, das schon deshalb eine besondere Wichtigkeit hatte, weil sich hier und zwar bei Partschins die Hauptzollstation für Italien und Illyricum, im weitesten Sinne, befand.

Auf dem Boden des heutigen Tirols war Trient, die Stadt am „Völkerthor" der Etsch, der bedeutendste Ort. Von den Rhätiern oder Galliern gegründet, ursprünglich municipium, dann colonia mit der Tribus der Papirier, erscheint sie schon unter Augustus als Standlager einer Legion und entwickelt in ihrem Schooße ein bürgerliches Gemeinwesen bedeutsamster Art. Aehnlich wie wir dies bei den dalmatinischen Vororten sahen, oder wie uns dies auch bei Tergeste unterkam, waren die benachbarten Thal- oder Gauleute, wie z. B. die Nonsberger der römischen Tridentum unter bestimmten Rechtsverhältnissen zugetheilt oder attribuirt und erhielten unter K. Claudius das römische Bürgerrecht endgültig zuerkannt. Solche Verhältnisse mußten mit gewisser Zähigkeit in das Mittelalter hinüberwirken. Noch am Schlusse des 4. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung bestanden nach Märtyreracten die Gauversammlungen der Anauner (Nonsberger) und Sevaker zu Metho und Sävatum.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang wie Rhätien hatte Norikum als Provinz genommen, nur daß die frühere Bundesgenossenstellung zu Rom längst vorbereitet hatte, was in Rhätien mit raschen Schlägen begründet wurde.

Aber auch Norikum erscheint bis in die Tage Marc Aurel's als kaiserliche Provinz, unter Procuratoren, jedenfalls schon von K. Claudius (41—54 n. Chr.) bestellt, ohne Standlegion. Erst seit dieser Zeit erlangte es eine solche und einen legatus provinciae. Desgleichen fällt die Scheidung Norikums in zwei Provinzen, — in N. ripense oder „Ufer-Norikum" zwischen dem Inn, den Tauern, dem Donaustrome und der steiermärkisch-österreichischen Grenzgebirge, ostwärts bis an den Ausläufer des mons Cetius im Kahlenberge vor Wien, andererseits N. mediterraneum oder das „binnenländische" Norikum innerhalb Rhätiens, Pannoniens und Istriens mit wechselnder Ostgrenze, — in Diocletian's Tagen. Um 311 taucht die früheste Spur der vollzogenen Theilung auf. Aehnlich wie Vindelicien oder das zweite Rhätien das erste oder hohe an Bedeutung überragt, ist dies auch bei N. ripense dem binnenländischen gegenüber der Fall. Hier wie dort war die Lage zur Donau entscheidend.

Am schwierigsten, wie angedeutet, erscheint die Feststellung der Ostgrenze Norikums. Für Ufer-Norikum gilt seit dem zweiten Jahrhunderte eine Linie am Südufer der Donau, welche das heutige Wien, Heimburg-Petronell, Fischamend, andererseits Meidling, Gumpoldskirchen, Baden bei Wien und Wiener-Neustadt, Neunkirchen, Scheiblingskirchen als zum obern Pannonien gehörend ausschließt. — Dies bleibt im Ganzen ständig, wogegen die pannonische Grenze des binnenländischen Norikums in der auffälligsten Weise schwankt. Selbst ein Verfolgen des Höhenzuges, der unter dem antiken Namen mons Cetius vom Kahlenberge bei Wien südwärts bis an die Save in wechselnder Gliederung streicht und als Ostgrenze angenommen wird, sichert nicht vor Zweifeln, ob und wann der Höhenzug vom Semmering über den Wechsel, Hartberg und den Schökel bei Graz, dann weiter südlich in der Richtung gegen die Save laufend, oder der weiter westwärts gegen den Hochlantsch, die Stubalpe, das steierisch-kärntnische Scheide-Gebirge und jenseits der Drau, der Bacher, als Grenzlinie betrachtet werden solle, da beiderlei Züge als „cetisches Gebirge" gelten können.

Vor Allem aber weisen die Belegstellen aus römischen Historikern verschiedener Epochen darauf hin, daß vor den Tagen der flavischen Kaiser, aber noch bei Lebzeiten des ältern Plinius († 79), die Grenze des noch ungetheilten Norikum ostwärts weiter reichte. Vellejus Paterculus bezeichnet noch Carnuntum (Petronell bei Heimburg) als norische Stadt.

Plinius nennt Sabaria (Steinamanger), Scarabantia (Oedenburg) und das Gebiet um den Plattensee (l. Peiso) im heutigen Westungarn als pannonische Grenzpunkte Norikums. Flavium Solvense am Leibnitzer Felde der Steiermark gilt ihm als norische Stadt. Tacitus († c. 119) dagegen bezeichnet Pettau bereits als einen Vorort Oberpannoniens, und Ptolemäos, der Geograph des 2. Jahrhunderts, rechnet auch Flavium Solvense dazu. Doch scheint dies Letztere irrthümlich. Jedenfalls wurde Pettau und sein ganzer Bezirk, Altlaibach (Nauportus) und Laibach (Aemona), also ganz Ostkrain, nicht zu Norikum, sondern zu Pannonien gezählt. Wir haben es da mit Maßregeln zu thun, welche in Bedürfnissen der Verwaltung und des Kriegswesens wurzelten und bei dem Mangel einer zusammenhängenden Gebirgs- und Flußgrenze — oder eines unverrückbaren Länderverschlusses — zwischen Norikum und Pannonien leicht Platz greifen konnten. Ein Festhalten an dem Cetiusgebirge als Scheidegrenze würde jedenfalls nicht zum Ziele führen.

Auch die Südgrenze Norikums beziehungsweise Pannoniens unterlag späteren Aenderungen. Im dritten Jahrhunderte begegnet uns Aemona als Stadt Italiens, im vierten Atrante (Trojanaberg), einst oberpannonisch, als Grenzpunkt Italiens und Norikums. Es bezeugt dies die Verschiebung der Nordgrenze Italiens, beziehungsweise der istrisch-karnischen Provinz. Andererseits bezeichnet Ammianus Marcellinus, der Geschichtschreiber des 4. Jahrhunderts, Pettau als „norische" Stadt.

Norikum zeigt weit mehr berühmte Städte als beide Rhätien, seine Romanisirung gedieh rascher; zahlreiche Noriker gewahren wir schon frühzeitig in militärischen Aemtern und Würden; überdies hatte sein Straßenwesen eine noch höhere Bedeutung als das rhätische, indem es nicht bloß den Donaulimes mit der Adria, sondern auch das Alpenland mit der pannonischen Ebene verknüpfte. Der südliche Hauptknotenpunkt dieser Straßenzüge ist Aquileja, der östliche das pannonische Sirmium, der nordwestliche Juvavo (Salzburg), der nordöstliche Carnuntum. Drei südliche Reichsstraßen liefen von Aquileja durch Krain und Kärnten in der alten keltisch-römischen Stadt Virunum, am Zollfelde bei Klagenfurt zusammen. Uralt ist der Verbindungsweg, der aus dem italischen Karnien über den Kreuzberg und die Pleckenalpe nach Südkärnten führte. An der Collina findet sich die Inschrift, „Caj. Julius Cäsar habe diesen Weg fahrbar gemacht." Die Straße, welche über Aemona, Celeja (Cilli) und Juenna (Jaunstein in Kärnten) nach Virunum führte, zweigte ostwärts ab und vereinigte sich bei Pörtschach am Wörthersee mit der zweiten Aquilejerstraße, die über Larix (bei Saifnitz in Krain) und Santicum (Villach) zog. Von da lief eine Straße nach Tiburnia oder Teurnia (bei St. Peter im Holz im Kärntner Lurn- oder Pusterthale), einem Orte ersten Ranges, und wandte sich westwärts nach Mauthen, Lienz (nach der jüngsten Auffassung nicht Leontium sondern Aguntum) und Innichen (Aguntum nach älterer und nicht unbegründeter Annahme) in's rhätische Grenzgelände. Eine römische Alpenstraße, der „Heidenweg", verband den Süd- und Nordfuß der hohen und zwar der Korntauern über O. Vellach durch's untere Möllthal bis in's Anlaufthal im jenseitigen Salzburgerlande.

Zwei Hauptstraßen führten von Virunum (Maria Saal) über Matucajum (Treibach oder Unzdorf), Noreja (schwerlich mit der alten Taurisker- oder Norikerstadt identisch), an der jetzigen Grenze Kärntens und Steiermarks, bei Neumarkt, jenseits des Gebirgssattels, wahrscheinlich zwischen Einöddorf und Scheifling, auf den obern

Murboden, dann über die Mur bei S. Georg, gegen Viscellae (Zeiring), dessen Silbergruben die Römerzeit schon bestellte, über den Rotenmanner Tauern (Tartusanum?) gegen Liezen im Ennsthal, wo die alten Orte Stiriate und Vocarium (Hieflau?) zu suchen sind, über den Pyhrn, Gabromagus (Windischgarsten) bei Ernolatia, zur Klausen (Tutatio, vielleicht zu Ehren des keltischen Handelsgottes Teutates) oder bei Kirchdorf-Ramsau und an Pettenbach und Vetonianä (Voitsdorf) vorbei nach Ovilabis oder Ovilaba (Wels).

Eine zweite Straße mit gleichem Ausgangs- und Mündungspunkte berührte Hüttenberg mit uraltem Eisenbetriebe, zog gleichfalls auf dem obern Murboden über Obdach gegen Monate, Sabatinca und Viscellä (Fürth-Möbernbruck) und durch das Paltenthal den bekannten Weg weiter. Die Straße von Virunum nach Juvavo berührte Friesach (Candalecae), Grades (Graviacum?), Murau (Immurium richtiger Tarnasicum), dann die Murenge gegen Tamsweg (Tamasica) im salzburgischen Lungau, überschritt den Radstadter Tauern (In alpe), um bei Hüttau und Kuchel (Cucullis, Cuculle) in Juvavo auszumünden.

Aemona (Laibach) war so wie das kärntnische Virunum ein wichtiger Kreuzpunkt für das norisch-pannonisch-italische Straßennetz. Außer der bereits erwähnten, am nördlichen Drauufer ausmündenden Straße führte in das südöstliche Norikum eine zweite über Franz, S. Peter und Sachsenfeld nach Celeja (Cilli), die Colonie des K. Claudius († 53), woselbst seit Galba's Tagen militärische Prunkbauten begonnen wurden. Hier fand um 388 n. Chr. der entscheidende Kampf zwischen Theodosius und seinem Widersacher Maximus um die Reichsgewalt statt. Von Cilli führte eine dritte Straße in das oberpannonische Pettau über das heutige Gonobiz und Windisch-Feistriz. Daß es neben solchen Haupt- oder Reichsstraßen, Heerwegen, an Nebenstraßen (Vicinalwegen) und Saumpfaden im norischen Gebirgslande keinen Mangel hatte, bedarf keines besondern Nachweises.

Auf dem Boden Kärntens und der Steiermark waren sie reichlich vertreten.

Thalläufe, wie der der Gurk und Lavant, andererseits der oberen Sann und des Mursystems, der Sulm, Kainach, wo wir überall Römerspuren: Broncen, Steinen u. dgl. begegnen, geben hierfür Zeugniß. Die ununterbrochene Kette solcher Fundstätten von Mureck, gegen Leibnitz (ein wichtiger Centralpunkt römischer Denkmale), Graz und die Mur aufwärts bis Bruck, wo sich dieselben mit denen des obern Murbodens verknüpfen, die zahlreichen Merkzeichen römischer

Cultur im Quellengebiete der Raab lassen darauf zwanglos schließen. Mancher bedeutende Ort der Römerzeiten verschwand spurlos, zerstört, von der Wildniß überwuchert oder durch Wendungen der Flüsse, Aenderungen ihres Bettes, in seinen Trümmern unter Wasser gesetzt, wie dies besonders bei der launenhaften Mur in der Nachbarschaft von Leibnitz unzweifelhaft der Fall war, wenngleich der Schluß auf den Bestand eines römischen Mureola allda keinen entschiedenen Nachweis für sich hat.

Die wichtigste aller Straßen war jedoch der Uferweg der Donau, in welchen zahlreiche Verkehrslinien vom Gebirge her durch den Gewässerlauf der Traun, Enns (Anisus), Ips (Isis), Erlaf (Arelape), Bielach und Traisen, der Wien und Schwechat vorgezeichnet, mündeten, und an welchen ein Hauptweg gegen Ovilabis und Juvavo landeinwärts sich schloß, abgesehen von den sich kreuzenden Vicinalwegen am Südufer der Donau.

Da begegnen wir als keltisch-römischen Orten Ufernorikums den Donaulauf entlang: Boiodurum (die heutige Innstadt Passaus; Batava castra gegenüber), Stanacum bei Engelhardzell, Joviacum bei Schlögen unweit Heibach, Lentia (Linz), Lauriacum (Lorch bei Enns), seit dem 2. und 3. Jahrhunderte die Metropole Ufernorikums, Fafiana oder Faviana in der Umgebung von Ips, Arlape (Gr. Pöchlarn), Namara (bei Melk), Trigisamum und Cetium (Treismauer oder St. Pölten und Mautern?), Comagene (bei Tuln), eine wichtige Station der römischen Donauflotille, und Astura oder Asturis, vielleicht an Stelle des heutigen Kl.-Neuburg, an der norisch-pannonischen Grenze, hinter welcher Vindobona (Wien) lag. Aber zahlreich sind die Orte in der ganzen Nachbarschaft der Genannten, als römische Fundstätten; und vor Allem muß erwähnt werden, wie wohnlich es sich im Salzkammergute der Römer eingerichtet hatte, was die Funde von Hallstadt in erster Linie, von Gaisern, Ischl, Gmunden, Strobl am Mondsee, Lützlberg, Seewalchen, Weyeregg, Steinbach am Attersee beweisen. Auch Altmünster, Schwanenstadt, Lambach sind Centralpunkte von solchen Spuren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in dem vom Rinnsal der Donau entferntern Gebiete, abgesehen von Ovilabis, auch Vetonianae (Kremsmünster), Tarnanto (Neumarkt), Völkamarkt (Laciacum?) Gabromagus (Wind-Garsten?) nicht unbedeutende Oertlichkeiten in den Tagen der Römerherrschaft darstellten.

Einen hochwichtigen Punkt der Römerzeit bildete Juvavo (Juvavia, auch Jopia?), wie aus seiner Lage naturgemäß hervorgehen mußte. Nach Noricum, Vindelicien und Rhätien liefen da Straßen

und Gebirgswege ein und aus: so der Heerweg gegen Burghausen, Mühldorf, Ampfing u. s. w. im Altbayerischen, die Salzstraße, mit Reichenhall, an Stelle römischer Salinen, als Hauptpunkte, der Wasserweg an der Salzach von Hallein, über Salzburg, Laufen nach Burghausen und an den Inn. Auch mit Berchtesgaden am Königssee bestand schon damals eine Verbindung. Tief in's Gebirge, nach Werfen, Golling u. s. w. verzweigten sich Römerwege, und vor Allem besorgte die Radstädter Tauernstraße die Verbindung mit dem binnenländischen Norikum bis in dessen Süden.

Schon der bis an die Schneegrenze der Hochtauern gewagte Abbau der edeln Metalle, wie z. B. in der Rauris, machte solche Verkehrsadern, Hochstraßen, Saumpfade nothwendig.

Wer von Dalmatien-Liburnien aus die Save überschritt, vom binnenländischen Norikum aus nach Aemona und Pötovio kam, um weiter ostwärts zu wandern, oder das norische Uferland bei Asturis verließ, um sich gegen Vindobona zu wenden und stromabwärts weiter zu reisen, gelangte auf den Boden **Pannoniens**, wie es sich im Laufe des ersten Jahrhunderts und zwar gegen den Schluß desselben in seiner Westgrenze, auf Kosten Norikums, gestaltete. Die Ostgrenze, der Donaustrom, bis zur Savemündung bei Singidunum (Belgrad) blieb in allen Zeiten die gleiche. So fällt der geographische Begriff von Pannonien mit dem heutigen Ungarn diesseits der Donau, dem südöstlichen Theile der Steiermark und mit Ostkrain, Oesterreichisch-Croatien und Slavonien, zusammen.

Muthmaßlich zu gleicher Zeit, als Trajan die Eroberung und Provincialisirung Daciens durchführte, schied er Pannonien in zwei Gebiete, in das obere und niedere Pannonien (Pannonia: superior, inferior), wovon das erstere ursprünglich den ganzen höher gelegenen Westtheil zwischen Donau, Drau und Save, das letztere den östlichen, der Donau zugekehrten Landtheil umfaßte, somit analog mit Ufernorikum, Ufer-Pannonien genannt werden konnte. In den Tagen Diocletian's, am Schlusse des dritten Jahrhunderts griff eine Viertheilung Platz. Der nördliche Theil des obern Pannoniens blieb das „obere" Pannonien, während der südliche, zwischen Drau und Save, als eigenes Verwaltungsgebiet unter dem Namen Savia bestellt wurde.

In gleicher Weise schied man den nördlichen Bezirk des „niedern Pannoniens" bis zum Draulaufe als Valeria aus und nannte ihn so zu Ehren der Gattin des Cäsars Galerius, in Anerkennung ihrer Bestrebungen um die Urbarmachung des ostwärts vom Plattensee stark versumpften Landes durch Entwässerung desselben.

Unter Constantin dürfte die Bezeichnung „erstes Pannonien“ für das obere, „zweites Pannonien“ für das niedere die gäng und gäbe Bezeichnung geworden sein.

In solcher Weise entsprach das neu begrenzte obere Pannonien dem westlichen Ungarn zwischen Donau, Raab, Plattensee und Drau, Savia dem croatischen Gebiete beiläufig bis zu der Mündung des Verbas und ihrer nordwärts gedachten Verlängerung, das zweite oder niedere Pannonien dem heutigen Slavonien und Syrmien, und Valeria, als „Mittelprovinz“ zwischen dem ersten und zweiten Pannonien, dem rechten Uferlande der Donau bis zur Draumündung.

Ein gedrängter Ueberblick des pannonischen Straßen- und Städtewesens läßt diese topographischen Verhältnisse noch besser erkennen.

Vor Allem sei der Hauptader des Verkehrslebens, der Donaustraße gedacht in ihrem Zuge von Ufernorikum den Strom entlang. Da treffen wir zunächst auf Vindobona (Vianomina, Vindomina, Juliobona?), seit Mark Aurel, der hier seine Tage im Feldlager schloß, oft genannt; nach Carnuntums Falle auch der Sitz des Commandanten der Donauflotille, die antike Vorläuferin Wiens. Den kleineren Stationen Aequinoctium und Ala nova (bei Fischamend) schließt sich die altnorische Stadt Carnuntum an, deren kümmerlichen Reste bei Petronell Erwähnung verdienen. Sodann Carnuntum, bei dem heutigen Heimburg bereits zur Sprache gebracht, Ad flexum, in der Gegend von Altenburg und Wieselburg, Scarabantia (Oedenburg), und für das oberpannonische Verwaltungswesen von besonderer Bedeutung: Sabaria (Steinamanger), die Colonie des K. Claudius, der Vorort der Militärverpflegung und des Steuerwesens. Hier mündete ein wichtiger Straßenzug, von Pettau aus durch Westungarn gebahnt. Aber auch von Vindobona, das wir mit Mutenum (Bruck a. d. L.?) über den Wiener Berg und mit Scarabantia über Baden und Neudörfel durch Verkehrswege verbunden sehen, strich ein solcher herüber und sein Zug liefert den beachtenswerthen Nachweis, daß der nachmalige Vorort einer mittelalterlichen Markenbildung, Pitten, „Butina“, schon in der Römerzeit als Straßenstation bestand. — Der eigentliche Vorort Oberpannoniens wurde Poetovio (Pettau) in seiner fruchtbaren Drauebene. Schon unter K. Otho finden wir Pettau als Sammelplatz der 13. Doppellegion. Hier finden sich die markom. quadischen Soldfürsten Sido und Italicus mit ihren Truppen zur Zeit der Thronbesteigung Vespasian's (69) ein. Die wichtigsten Geschicke des Kaiserreiches spielten sich in dieser Gegend ab. Die Mutter des letzten weströmischen Schattenkaisers stammte

aus Poetovio. Hieher zweigte die Heerstraße ab, welche von dem gleichfalls oberpannonischen Aemona (Laibach) nach dem norischen Celeja (Cilli) führte. Während der eine, westliche Arm dieser Straße tiefer nach Norikum über Colatio (Windischgraz) gegen Juenna und weiterhin nach Virunum führte, zog sich der östliche über Ragundo (W. Feistriz) nach Pettau. Von hier liefen, abgesehen von der Hauptstraße, welche über Radkersburg und Hamersdorf, wichtige Fundstätten antiker Zeit, bei Steinamanger mündete, noch Römerwege in die Murinsel und über Halicanum (N. Limbach) in das östliche Ober-Pannonien, in welchem die Orte Salle (Zala-Levö), Mestrianae (Zalabér); Mursella (Lovas-Patona) und Bassianae (bei Szombathely oder Körmend) im Raabgelände; Caesarianae (bei Nagy-Vásony) und Mogentianae bei Keßthely am lacus Peiso (Plattensee) Erwähnung verdienen.

Zum ripensischen oder ursprünglichen Niederpannonien, später zu Valeria zählten Atala bei Kaposvár in der Gegend von Stuhlweissenburg, dem alten Krönungsorte der Arpáden und ihrer Nachfolger, Herculia (Sár-Pentele), die „alte Salzstätte", Vetus Salina, bei Adony und Sopianae, das wir an Stelle Fünfkirchens suchen dürfen.

Für das südliche Oberpannonien, oder wie es später hieß, Savia ist namentlich der Straßenzug von Aemona nach Siscia (Sissek), Petronell bei Heimburg, wichtig. Hier weilte Jahre lang der Philosophenkaiser Marc Aurel, mit den schweren Markomannenkriegen beschäftigt. Im 4. Jahrhunderte fiel der Ort der Zerstörung anheim. Das letzte Mal spielt Carnuntum um 307 eine Rolle, als Ort, woselbst Licinius von Galerius als Mitkaiser ausgerufen wurde. Der nächst bedeutende Ort ist Arrabona (Raab) an einer wichtigen Flußmündung. Hinter Bregetio (O Szöny), in der Gegend von Comorn, betrat man den Thallauf weiter bereits den Boden des „untern" oder „zweiten" Pannoniens in seiner ursprünglichen Gesammtausdehnung, oder, seit der diocletianischen Umformung der Provinz, das Gebiet Valeria's. Oertlichkeiten, wie Crumerum (Neudorf), Cirpi in der Gegend von Vyssegrad, Salva (bei Gran), Ulcisia castra (Sz. Endre), geben uns das Geleite nach einem Hauptwaffenplatze: Acincum, dort wo sich auf römischen Trümmern Alt-Ofen, Budavár, das Herz des mittelalterlichen Ungarns erhob; ihm gegenüber Trans Aquincum, wo jetzt Pesth steht. Dann folgt von den uns erhaltenen Ortsnamen Matrica (bei Batta), Intercisa (Duna Pentele), Annamatia (Alsó Sz. Ivan) und Lussobium (Kömlöd), alta ripa, das „hochufrige" (Tolna), Lugio (Szegcsö),

Altinum, wo sich dann Mohács, von hoher Bedeutung im ungarischen Staatsleben, findet, und jenseits des „mons aureus“, des Goldberges, den weiteren Donaukrümmungen entlang, der Hauptort Mursa (Essegg), den wir außerhalb der Grenze Valeria's denken müssen. Mit Mursa betreten wir das niedere oder zweite Pannonien im engern Sinne, woselbst an der Donau abwärts Teutoburgium (Dálya), Cucci (Illok), Cusum (Peterwardein), Acumincum (Slankemen) lagen, und den Weg nach Taurunum (Semlin) und Singidunum (Belgrad) bezeichneten. Der Vorort des untern Pannoniens lag jedoch an der Save in der Gegend des heutigen Mitrowic, das stattliche Sirmium, der Mittelpunkt des Straßennetzes der südlichen Alpenländer, Pannoniens, Daciens, Illyricums, des Heer- und Verwaltungswesens eines weit gedehnten Gebietes. Einst die Stadt der Skordisker wurde Sirmium bald eine blühende Colonie, eine Metropole, eine „sehr große Stadt“, wie sie Herodian nennt, Sitz hoher Behörden und das eigentliche „Haupt Illyricums“. Kaiser Probus, Maxim. Herkulius, Constantius II., Fl. Gratianus stammten aus Sirmium. Wiederholt wurde hier über den römischen Thron entschieden.

Von anderen Orten sind noch als wichtigere Marsonia (Brood) und Cibalis (Vinkovce) hervorzuheben.

Zwischen Valeria, Savia und der norischen Grenze müssen wir noch einigen Vororten Ober-Pannoniens gerecht werden. Zunächst fesselt Vindobona unsere Aufmerksamkeit mit den zahlreichen Fundstätten römischer Alterthümer im alpinen Theile des Wiener Beckens, von denen besonders Baden bei Wien, das Aquae der Römer, wichtig ist. Weiterhin gegen Sirmium führte eine Straße über Acervone, Altenmarkt bei Weichselburg, Latobici, oder Praetorium Latobicorum (Treffen), im Krainer Lande, nach Karlstadt (Noviodunum?), Romula (bei Budacki), Quadrata (Vrginmost) und ad fines (bei Glina); oder über Gurkfeld-Catež (Neviodunum?), Samabor (Romula?) und Lomnica (Quadrata?). In der That scheint jedoch die strategische Wichtigkeit Karlstadt's für die erstere Anschauung zu sprechen.

Siscia (Sissek) war der Vorort Saviens, und die Straße von hier nach Sirmium berührte Servitiana (Gradiska) und Urbate, an der Mündung des Verbas in die Save.

Am südlichen Drauufer Saviens begegnet uns an Stelle des heutigen Warasdin Aqua vetus, „Altwasser“, und Carrodunum bei Pittowacka zwischen St. Georgen und Werowic.

Aber noch eine andere alte Straße führte nach Siscia von Aquileja aus über den mons Ocra, vorbei am lacus lugeus (Zirknitzer See), und zweigte nach Metullum ab, der zerstörten Japodenstadt, welche wir vielleicht in der Gegend des jetzigen Dorfes Metule suchen dürfen.

Aemona war überhaupt der wichtigste südwestliche Punkt Ober-Pannoniens, ein Straßenknoten ersten Ranges, namentlich für Italien, Norikum und Pannonien, und wie bereits oben erwähnt, im 3. Jahrhundert zu Italien gerechnet. Die bedeutenderen Stationen gegen Italien waren: Nauportus (Ob. Laibach), Longaticum (Loitsch, Kaltenfeld?), Fl. Frigidus (Wippach), Pons Sontii (Gradiska?), ad undecimum (lapidem), „beim eilften Meilensteine", jetzt Monfalcone. Einer der wichtigsten Straßenzüge von Aquileja nach Virunum mied allerdings Laibach, indem er oberhalb Gemona den Fluß Tagliamento passirte und über Ponteba-Pontafel, Saifniz (Larice?). Ober- und Unter-Tarvis in's Gailthal einlief, oder als doppelter Zug einerseits das Fellathal, andererseits den Predilpaß benützte.

Doch führte ein Römerweg, auch mit dem Auslaufpunkte Virunum, von Aemona über den Loibl an die Drau und auf's Zollfeld. Römerwege liefen von Aemona an die Save und unter anderen auch eine Straße an der Iska und am Zirknitzer See vorbei nach Tergeste.

Pannonien war in den ersten Jahrhunderten der Römerherrschaft eine Provinz vorderſten Ranges, deren rasche Romanisirung, die Verbreitung der römischen Sprache und Lebensweise schon Vellejus Paterculus, Tiber's Zeitgenosse, hervorhebt. Nach der Scheidung blieb das erste Pannonien eine Provinz mit einem praeses an der Spitze, also zweiten Ranges, während das zweite oder niedere Pannonien den ersten Rang einer consularischen behauptete, da sie die Metropole von ganz Illyricum (caput Illyrici), Sirmium, als Vorort besaß.

Wer die Donau ostwärts überschritt, traf auf einen Landstrich, den wir als römisches Markgebiet zwischen Pannonien und Dacien auffassen müssen, da erst hinter der Theiß die eigentliche Provinz Dacia sich aufthat und das heutige Banat, Siebenbürgen, die große und kleine Walachei nebst der Moldau umfaßte. Seit 112 n. Chr. beiläufig eingerichtet, erscheint Dacien um 129 bereits in ein oberes oder westliches und niederes oder östliches getheilt und 168 sogar in „drei Dacien" aufgelöst: das Porolissische, mit Porolissum (nördl. v. Mojgrad an der siebenbürgisch-ungarischen Grenze, im Számos-Gelände), das Malunesische — oder Ostdacien, aber nur einmal

genannt, und das Apulensische, mit Apulum (Karlsburg) als Hauptstadt, das Kerngebiet Daciens. Dacien in dieser Dreitheilung hatte den Rang einer Consularprovinz, im Einzelnen von Procuratoren verwaltet — war es, als einer der schwierigsten Haltpunkte der Römerherrschaft, mit Truppen reichlichst bedacht.

In der Gegend von Héviz stand unter Hadrian, zu Apulum seit Antoninus Pius die Hauptlegion; das Landescommando (praetorium) oder Prätoriallager finden wir zu Potaissum (Thorda). Septimius Severus kann als Wiederhersteller Daciens gelten; er verdoppelte die Heereskraft im Lande.

In den Wirren der Folgezeit erwies sich der Besitz Daciens unhaltbar. Unter Gallienus (259—268 n. Chr.) ging Dacien unwiederbringlich verloren, abgesehen von dem Reste der römischen Occupation zwischen Temesch und Donau, und Aurelian (270—275) beeilte sich, die Colonnen und romanisirten Provinzialen von Dacien nach dem südlich benachbarten Mösien (heutige Walachei) zu übersiedeln, das seither Dacia ripensis, Uferdacien, Dardania oder auch Dacia Aureliana genannt wurde.

Versuchen wir zunächst die Grenzstationen der beiden Mösien (Serbien, Bulgarien, Wallachei) und Daciens an der Donaustraße in's Auge zu fassen. Da macht Singidunum (Belgrad) den Anfang, ihm folgt Vinceia (Semendria), Viminacium (Kostolatz), Pincum (Gradischtje), Cuppae (Golubaz), Taliuta (Milanovac), Transtierna, das Felsenthor der Donau, Orsova; Bononia (Widdin) und weiter östlich Prista (Rustschuck) und Durostorum (Silistria).

Zwischen der Theiß und dem heutigen Siebenbürgen treffen wir auf bedeutendere Oertlichkeiten wie Tibiscum zwischen Lugosch und Karanschebesch und die uralte Therme „ad mediam“, später Mehadia. Ein Hauptstraßenzug ging nach Sarmizegethusa, der alten Dakenstadt, welche Trajan zum Falle brachte, in der Nähe des heutigen Puj, südlich von Hatszeg gelegen, später augenscheinlich von Apulum und Potaissa an Bedeutung überholt; von da nach Apulum, Brucla (Enyed), nach Salinä (Felvincz) und weiter nach Potaissa und Napoca.

Zwischen der Marosch und den oberen Läufen des Szamos, besonders in der Thalung des „Goldflusses“ Aranyosch, ferner an der Körösch (Gerasus) bei dem heutigen Ruda, Brad, Csebe und Körösbánya lagen sehr wichtige Oertlichkeiten des römischen Daciens; vor Allem die reichen Bergwerke von Ampelum und Alburnus (Zalatna, Abrudbánya und Vörösch-patak), noch jetzt ein metallkräftiger Boden, woselbst jüngst in alten Schächten willkommene

Zeugnisse römischen Grubenbetriebes, antike Wachstafeln mit geschäftlichen Aufzeichnungen, Schuldscheinen, Arbeitscontracten, Verkaufsurkunden, selbst die Anzeige von der Auflösung eines Leichenvereines, aus den Jahren 131—164 n. Chr. aufgefunden und entziffert wurden. Neben diesen „Goldorten" gab es auch fleißig bestellte Salinen, wie der antike Ortsname Salina, jetzt Felvincz, bezeugt. Alle diese Oertlichkeiten müssen durch gebahnte Wege verbunden gedacht werden, die meist über die Thalsohle als Hochstraßen zogen.

Von Potaissa (Thorda) gelangte man nach Napoca (Klausenburg) und weiter nordwestlich nach Optatiana (Magyar-Gorbó), Largiana (Zutor), Certia (Magyar-Egregy) und in den Vorort des westlichsten Dacien: Porolyssum (bei Mojgrad und Szilágyi Somlyó). Aber die antiken Fundstätten bei Dées, Bethlen, Csicsó Kereßtur, zu Bistritz im Nösnergau der Siebenbürger Sachsen, am östlichen Ufer des Számos, wo eine Römerstraße lief, beweisen wie hoch hinauf das Römerthum mit seinem Culturleben reichte. Ohne alle Zweifel haben wir auch die alte Bergstadt Rodna auf antiker Grundlage zu denken. Verzweigen sich doch auch die Spuren des Römerthums bis in den äußersten Osten Siebenbürgens, in das Széklerland, in die Csik und an den äußersten Südostrand Transsylvaniens über Kronstadt im Burzenländchen hinaus. Reenmarkt (Szász-Regen), wo uns noch heute überall Spuren römischen Lebens begegnen, Funde aller Art und die lebendige Ueberlieferung von einer „Trajansstraße", sodann Marosch-Vásárhely, Sófalva, Zelelaka, Csik Szerda, Kezdi Vásárhely, Bereczk bilden die beiläufigen Grenzpunkte dieser Linie.

Zwischen der großen Kokel und der Aluta, der Marosch und dem südlichen Grenzgebirge verzeichnet man zahlreiche antike Fundstätten, von Déva und Vajda Hunyad bis Kleinschelken. Ohnehin gab es an der Marisia (Marosch) eine Kunststraße und ebenso eine Kokelstraße. Da bestanden die dakorömischen Orte: Ad aquas, Germisara (bei Broos), Acidava, das bereits genannte Apulum, der Hauptort der bedeutendsten Provinz des dreitheiligen Daciens. Am ganzen „Königsboden" erinnern Funde an die römische Vergangenheit, und mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich an Stelle des mittelalterlichen Cibinium's oder Hermannstadt, noch richtiger vielleicht an den Platz des heutigen Großpold und Reußmarkt, das dacoromanische Cedoniae setzen. — Ueberschritt man den Rothenthurmpaß, den Lauf der Alt abwärts, so traf man auf Arutela, auf Castra Trajana, Burrinava (Rymnik) und Pons Aluti, an

der Donaugrenze Daciens. Wer an diesem Strome westwärts auf der nördlichen Uferseite gegen Transtierna (Orsova) zurückwanderte, fand hier einen der wichtigen Grenzorte, Drobetae, im Mittelalter turris Severini (Turnu-Severinul), wohin eine Hauptstraße von Apulum führte.

Wir sind nun mit unserer Wanderung durch die römischen Provinzen auf österreichischem Boden zu Ende und müssen zu Folge der gelegentlichen Musterung des Städte- und Straßenwesens von der Etsch bis zur Aluta, von der Donau bis zur Adria den Eindruck empfangen, wie sehr der Römer allüberall heimisch war und in die entlegensten Alpengegenden Merkzeichen seiner Herrschaft, seiner staatswirthschaftlichen Bestrebungen, hinterließ. Und wie groß muß noch der Ausfall von Denkmalen antiker Topographie veranschlagt werden, welche für die Ergänzung unserer lückenhaften Kenntnisse durch die Ungunst der Zeiten wohl für immer entzogen blieben.

Es erübrigt uns noch von der Verwaltung der Provinzen, ihrem Heeres- und Befestigungswesen, dem Charakter der städtischen Verfassung zu handeln und in gedrängten Umrissen des Culturlebens der Alpen- und Donauländer in der Römerzeit zu gedenken.

Die Reichstheilung Diocletian's v. J. 292, wonach zwei imperatorische und zwei cäsarische Verwaltungsgebiete geschaffen wurden, beweist, wie sehr Angesichts der wachsenden Reichsgefahren die Vertheilung der Regierungslast als Bedürfniß erschien, aber nach Diocletian's Abdankung (305) bald zum Zerrbilde sich gestaltete, indem wir um 307 nicht weniger als sechs Kaiser (Augusti) gleichzeitig finden. Der erste Versuch schon stellte die cäsarischen Provinzen Rhätien, Vindelizien, Norikum und Pannonien im Westreiche, mit Mailand als Kaiserhofe, in die erste abendländische Präfectur, deren Amtsgewalt der cäsarische Regent oder Vicekaiser mit dem Sitze in Sirmium bekleidete. Was jenseits der Savemündung und ihrer durch das jonische und Mittelmeer bis Tripolis gedachten Verlängerung lag, war Orient geworden. Die Präfecturen gliederten sich in Vicariate, und diese umfaßten mehrere Provinzen unter Reichsbeamten, die sich als consularische Statthalter, Präsides oder Rectores benannt finden. — Auf dieser Reform beruht die Reichsverfassung Constantin's des Großen, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß der erste der christlichen Imperatoren die Viertheilung, nicht aber die Vierherrschaft aufnahm. 4 Präfecturen, 14 (13) Diöcesen und 116 Provinzen zählt das ungeheure Staatsgebiet. Sämmtliche Provinzen auf dem Boden Oesterreichs gehören zum

illyrischen und italischen Vicariate der italischen Präfectur; die beiden Rhätien und Istrien zum letzteren, Norikum, Pannonien, Savien, Dalmatien zum erstgenannten.

Seit Diocletian's Tetrarchie und Constantin's Alleinherrschaft gestaltete sich auch eine endgültige Scheidung der Amtsgewalt in den Provinzen. Von da an gab es neben den Civilstatthaltern auch Militärcommandanten, mit dem Titel eines dux exercitus oder militum.

Die Zeit Constantin's verräth auch die äußerste Durchbildung des staatlichen Organismus der römischen Beamtenmaschine. Neben den Inschriften- und Münzenfunden liefert die maßgebendsten Nachweise der später verfaßte „Staatsschematismus" der Römerwelt, die notitia dignitatum imperii aus dem Anfange des fünften Jahrhunderts, für die Kenntniß dieser Verhältnisse gleich unentbehrlich, wie die antiken Straßen- oder Meilenkarten: das Antoninische Itinerar und die sog. Peutinger'sche Tafel aus dem 2. und 3. Jahrhunderte für die Kenntniß der Römerwege und ihrer Haltstätten.

Vom Präfectus Prätorio zum Vicarius und von diesem zum Provinzstatthalter, dem Rector oder Präses der Provinz, steigen wir von Stufe zu Stufe bureaukratischer Gewalt mit genau vorgezeichneten ziemlich anschwellenden Titulaturen, vielgliedrigem Kanzlei- und Aemterwesen für die Besorgung der finanziellen, civilen und strafrechtlichen Geschäfte.

Vor Allem müssen wir an einen zahlreichen Finanzbeamtenstand in den Provinzen denken. Die Scheidung der Staats- und kaiserl. Privateinkünfte, die Mannigfaltigkeit der der obersten Reichsgewalt ausschließlich vorbehaltenen Nutzungsrechte, die Vielheit der Abgaben und das Grundsteuerwesen, dem Constantin eine neue Gestaltung gab, machen die zahlreichen Beamtentitel in den einzelnen Provinzen begreiflich. Besonders eifersüchtig überwachte man die edeln Metalle als ausschließliches Eigenthum des Aerars.

Wir begegnen Steuerbeamten, ihrem Hülfspersonale, Vorstehern der Eisenwerke, der Goldminen und Wäschereien, Verwaltern des Proviantwesens, der Marmorbrüche u. s. w., ja sogar der Gladiatorenschulen. — Der oberste Beamte der kaiserlichen Privateinkünfte war der kaiserliche Domänengraf (comes rei privatae principis), der der staatlichen Finanzwirthschaft, der comes largitionum oder Oberzahlmeister. Unter dem illyrischen Comes stand der Rationalis oder Obersteuereinnehmer für Pannonien und Norikum, ferner der Münzmeister (procurator monetae) in Siscia, wo, wie auch in Aquileja

die wichtigsten Münzstätten der abendländischen Präfectur neben den fünf anderen des Römerreiches, z. B. die Finanzprocuratoren im dacischen Porolyssum und Apulum bestanden. Die Steuerkasse für Norikum und Oberpannonien befand sich zu Sabaria, die für Unterpannonien und Dalmatien in Siscia und Salona. Ueberdies war für ganz Illyricum ein Handelsgraf (comes comerciorum) mit seinen Unterbeamten (stationarii und Publicani=Zöllnern), ferner ein Berggraf (comes metalli) bestellt. Die ärarischen Arbeitstätten für Armeebekleidung, unsere Monturscommissionen (Gynaecia, weil Frauen da woben und nähten), befanden sich z. B. in Aquileja, Sirmium, Salona; an letzterem Orte auch die Vorstehung der kais. Purpurfabrication (procurator baffii), gleichwie in Aquileja. Jener hatte die Verwaltung der Mauten und Zölle über sich. Die trockenen und die Wassermauten oder Zölle (portorium) bildeten die Quellen hoher Einkünfte. Inschriften bezeichnen als solche Stationen, z. B. Atrante (am Trojanaberg in Krain), Boiodurum an der norisch=vindelicischen Grenze, Sabaria und Tsicrua (Tschernetz, unterhalb Orsova), ungerechnet die vielen in Rhätien, Norikum und den anderen Provinzen.

Von hervorragendster Bedeutung erscheint das Heerwesen und die Befestigungsarbeiten der Römer in den einzelnen Provinzen; wie es schon Tiberius mit großer Umsicht den wachsenden Reichszwecken anzupassen verstand und Herrscher wie Vespasian, Trajan, Hadrian, Marc Aurel, Septimius Severus zeitgemäß ergänzten. Die Quellen unserer diesbezüglichen Kenntniß bilden vorzugsweise Inschriften, Militärdiplome, z. B. aus den Zeiten der Flavier, Legionsziegel neben den Angaben der Geschichtschreiber Rom's. In den einzelnen Provinzen standen größere und kleinere Truppenkörper, die Legionen, Cohorten und Reitergeschwader; Linientruppen, bundesgenössische Milizen, Freiwillige und je weiter ab, je mehr barbarische Söldner; auch der Landwehren wird gedacht, so bei Tacitus z. B. der „waffengeübten Jugend der Rhätier". — Dem Charakter eines Weltreiches entsprechend und angemessen der Politik des Römers finden wir in den Alpenprovinzen italische, deutsche, thrakische, niederländische, britische, spanische, kleinasiatische Truppen im steten Wechsel begriffen, während Alpenkrieger und Soldaten Pannoniens in Illyrien, Germanien, Britannien u. s. w. vorkommen. In einzelnen römischen Ortsnamen Vindeliciens und Ufernorikums ist die Station solcher frembbürtiger Krieger leicht erkennbar; batavische oder niederländische Truppen lagen in Batava castra (Passau), comagenische, also asiatische in Comagene (bei Tuln),

spanische von Asturis in dem gleichnamigen Orte, in der Nähe des heutigen Kl. Neuburg, cyprische bei Citium an der pannonischen Grenze. Im östlichen Siebenbürgen bei Csicsó Keresztur fand man die zusammenhängenden Spuren eines römischen Standlagers mit 47 Grabsteinen fremdländischer Krieger. Ueberhaupt haben die Truppen und Flottenstationen am Donaulimes an den „Augenwimpern des Ister" durch Umwandlung der Standlager in bedeutende Ortschaften vielfach den Anstoß zum Städtewesen gegeben. Auch Veteranencolonien zur Sicherung der Reichsgrenze finden sich auf unserm Boden. Vespasian verpflanzte solche schon 72 n. Chr. nach Pannonien. —

Eine große Meisterschaft bewahrte der Römer im militärischen Befestigungswesen. Mit großem und sicherm Blick wählte er die günstigsten Punkte hiezu und brachte die einzelnen Linien der Pfahl- und Schanzwerke, Gräben und Wälle, die Wartthürme, Kastelle und Standlager in ein harmonisches Vertheidigungssystem an den Marken des Reiches. Und dieses Vertheidigungssystem macht begreiflich, wie Rom mit verhältnißmäßig kleinen Truppenkräften ganze große Provinzen versorgte. Unter dem „Friedensfürsten" Antoninus Pius gab es z. B. im Ganzen bloß 30 Legionen (also kaum 350,000 Mann) für den Schutz des Reiches.

Besonders tritt dies an der nördlichen Donaugrenze in den Vordergrund. Hier befestigte der Römer nicht bloß das Südufer, sondern auch das nördliche, und die jüngsten Untersuchungen am Marchfelde, z. B. um Stillfried, machen auch dort die Reste solcher römischer Vorwerke wahrscheinlich. Er schützte die Gegend um Stampfen und Mászt bei Preßburg durch drei Kastellanlagen und die Ausmündung des Waagthales jenseits der Donaulinie. Ebenso erscheint der Boden zwischen Donau und Theiß, oder die offene Grenz-Mark Pannoniens und Daciens, stellenweise durch fortificatorische Anlagen gekreuzt, Anlagen, deren Spuren wir z. B. auch zwischen Maros und Donau, zwischen Weißkirchen und Temesvar, und von den Körös-Läufen nordwärts zum Számos begegnen.

Auch im Schooße der Alpenländer fehlte es nicht an Kastellen und zusammenhängenden Befestigungswerken. Ein solches vierfaches System der Fortification bestand, wahrscheinlich gegen die Neige der Römerherrschaft, im ganzen Bereiche der julischen Alpen, als dessen Mittelpunkt wir Nauportus (Oberlaibach) ansehen müssen. Noch jetzt lassen sich die bezüglichen Schanzmauern, vom Landvolke „Heidenmauern" genannt, verfolgen. Die Befestigungen schützten die ganze Straße durch den Birnbaumerwald und besaßen auf der

italischen Seite ein starkes Centrum an dem Standlager bei Heidenschaft. Das Vorarlbergische Rheinthal zeugt auch von Kastellen der Römer; schon der alte Name Val Druschaun, vallis Drusi, Drusenthal, ist bemerkenswerth. Auch Botzen an der „Brücke des Drusus" scheint in seiner Nachbarschaft ein römisches Standlager mit Grieb als Mittelpunkt gehabt zu haben. Ueberdies lehrt die Betrachtung der mittelalterlichen Burgen unserer Länder, daß so manche auf dem Grundbaue eines römischen Kastells errichtet wurde.

Die Donauflotille bestand schon seit 51 n. Chr., wurde besonders von Vespasian organisirt und hatte in Ufernorikum beispielsweise, zu Laureacum, Arelape, Comagene, ihre Stationen; zu Carnuntum, endlich zu Vindobona den Commandantensitz. Es findet sich auch die pannonische und mösische, also die Flotille für die mittlere und untere Donau inschriftlich auseinandergehalten. Wie in späten Zeiten der Römerherrschaft ein Militärcommandant von Ufernorikum, Pannonien, Rhätien — jedenfalls seit Constantin's d. Gr. Tagen auftaucht, so finden sich auch Flotillencommandanten (praefecti classis) erwähnt.

Wir gedachten schon oben der maßgebenden Civilreformen dieses Herrschers. Nicht minder durchgreifend erscheinen seine Neuerungen im Herreswesen. Die Zahl der Legionen wird vermehrt, aber ihre Einzelstärke (unter Augustus 6100 Mann zu Fuß und 726 Reiter, unter Hadrian 6200 Mann) verringert, ein oberster Anführer des Fußvolkes und ein solcher der Reiterei (magister peditum, m. equitum) geschaffen und der frühere Rangunterschied in der Armee zwischen a) Prätorianern oder kais. Pallasttruppen, b) cäsarischen Geleitstruppen und c) Grenzmilizen aufgehoben. Während früher der Hauptheil der Truppen an der Reichsgrenze seine Standlager hatte, verwendete man seither bedeutende Kriegermassen zu Besatzungen in großen Städten, ein Gebahren, das sowohl bürgerliche als auch militärische Beschwerden hervorrief. War schon damals die buntscheckige Masse germanischer, sarmatischer und anderweitiger Soldtruppen nahezu überwiegend, so muß in den Tagen des zusammenbrechenden Römerreiches der Blick des Geschichtsfreundes sich an die Thatsache gewöhnen, daß fremde Miethlingsschaaren und „barbarische" Oberfeldherren, allerdings Männer von Geist und Thatkraft, das Geschick des zersetzten Staates verzögern und beschleunigen helfen. Aus dem letzten Jahrhundert der Römerherrschaft zählt der „Staatsschematismus" 31 Stationen von Fußtruppen und Reitern an der Donaugrenze Norikums und Pannoniens auf; jedoch

müssen es schwache Bestände genannt werden, da sie zusammengenommen bloß 7000 Mann zu Fuß und 1300 zu Roß betragen. Ueberschlagen wir diese wenig erfreulichen Blätter der Geschichte von Rom's Falle, um uns nochmals dem staatlichen Leben der Provinzen, sodann dem Städtewesen und dem Gesammtcharakter der materiellen und geistigen Cultur der römischen Welt auf unserm Boden zuzuwenden.

Es ist bereits angedeutet worden, daß die Mehrzahl dieser Provinzen (Rhätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien) erst unter Augustus zum Römerreiche bleibend gefügt wurde. In dieser ersten Zeit mußte somit der militärische Charakter der Verwaltung vorwiegen, welche, da diese Provinzen imperatorische oder cäsarische waren, kaiserlichen Beamten aus dem Senatoren- oder Ritterstande in den Händen lag. K. Tiber war ein vortrefflicher Administrator, unerbittlich strenge gegen jede Bedrückung der Provinzialen und kein Freund des Steuerdruckes. Es herrschte musterhafte Ordnung, Handel und Gewerbe blühten; der Kaiser war ein kluger Förderer der Romanisirung der Provinzen. Man darf eben nicht immer an das traurige Schlußgemälde seiner Regierung, an den Tyrannen von Capri, denken.

Sehr viele Verdienste um den Aufschwung des provinziellen Lebens erwarb sich Claudius, dessen Namen als Colonisators die Städte „Claudia"-Virunum, Celeia, Juvavum, Aemona, Sabaria u. a. inschriftlich verewigten und eine wichtige italisch-rhätische Hauptstraße im Bereiche des heutigen Tirols trug, und der eben nicht so blöde und bornirt gelehrt war, um das Nützliche der Colonisirung der rhätisch-norisch-pannonischen Oertlichkeiten zu verkennen.

In dieser Richtung wirkte auch der erste Flavier, Vespasian. Nicht wenige Städte knüpften ihren Bestand als „Colonien" an seine Herrscherzeit, so vor allen der südpannonische Vorort Sirmium, desgleichen Siscia, die Liburnerstadt Scardona und die wichtige Militärstation Norikums, später Oberpannoniens, Solva oder Flavium Solvense, in der Nähe des heutigen Leibnitz, gewissermaßen als Ersatz des damals schon verfallenen Noreja. Desgleichen besiedelte er das pannonische Uferland mit Veteranencolonieen und führte eine solche auch nach Neviodunum, in der Nähe des heutigen Gurkfeld an der Save.

Plinius der ältere, Zeitgenosse der Flavier, erwähnt eine Reihe von Oertlichkeiten in den südlichen und mittleren Alpenländern als zu seiner Zeit „verschwunden"; so im Veneterlande Atina und Cälina, bei den Karnern Segeste und Ocra, das wir in der Nähe des gleich-

namigen Gebirges suchen müssen, und Noreia, die „Taurisker"-Stadt, deren wir eben gedachten. Als zu seiner Zeit blühende „Noriker-Städte" bezeichnet er Virunum, Celeja, Teurnia, Aguntum, Vinnomina (Vindobona), Claudia (Juvavum?).

Trajan, der Eroberer und Colonisator Daciens, vor der Thronbesteigung als illyrischer Prätorialpräfect mit den Bedürfnissen der Länder vertraut, schuf wie in allen Richtungen des römischen Staatslebens, so auch in der Provinzialverwaltung und im Bereiche des Städtewesens Bedeutendes.

Die Abschaffung der binnenländischen Getreidezölle allein ist als gemeinnützige Maßregel von maßgebender Bedeutung geblieben. Früher mußten die Provinzen die „Nahrung" Italiens und der Siebenhügelstadt beschaffen, nun konnte umgekehrt auch Rom und Welschland den Provinzen mit Getreide aushelfen. Trajan's Fürsorge wandte sich insbesondere der alten Dakerstadt Sarmizegethusa und dem oberpannonischen Petovio (Colonia Ulpia Trajana) zu. Sein Nachfolger Aelius Hadrianus, zu Trajan's Zeiten prätorischer Legat in Pannonien, gilt als einer jener Imperatoren, die wiederholt bedeutende Theile des Weltreiches durchwanderten, um die Bedürfnisse und den Zustand der Provinzen kennen zu lernen. Seinen Gentilnamen Aelius führten als „Colonieen" das norische Cetium (Citium) am Donauufer Niederösterreichs, das oberpannonische Carnuntum und die Stadt Mursa an der Draumündung. Marc Aurel verewigte sich in dem ufernorischen Ovilava und im dacischen Napoca; auch Laureacum scheinen unter ihm emporgekommen zu sein. Seine Herrscherzeit hat für die Gliederung und Verwaltung der Provinzen eine maßgebende Wichtigkeit. Septimius Severus, ehedem Proconsul Pannoniens und zum Kaiser entweder in Carnuntum oder Sabaria ausgerufen, führte ein hartes, militärisches Regiment. Unter den Städten gilt Siscia an der Save als seine Colonie; doch müssen wir den weit ältern Bestand dieser Stadt der „Segestaner" voraussetzen. — Sein Sohn Caracalla vollführte das, was schon Mäcenas dem Augustus gerathen haben soll, die Verleihung des römischen Bürgerrechtes an sämmtliche Provinzen, wonach nun jeder Reichsinsasse Bürger der eigenen Vaterstadt und Bürger Rom's wurde.

Diese Maßregel hatte allerdings kein ethisches Motiv, keine Anwandlung kaiserlicher Großmuth hinter sich, sondern nur den greifbaren materiellen Grund der Ausdehnung gewinnbringender Erbschaftssteuern auf alle Reichsbürger. Es knüpfen sich eben an Caracalla's Imperium die schlimmeren Tage der Provinzen, ihre

wachsende Unzufriedenheit unter dem zunehmenden Drucke der Abgaben und bodenlosen Reichswirren, die vor Aurelian, dem Wiederhersteller des Reiches, in der Zeit der „dreißig Tyrannen" gipfeln.

Die einschneidenden Staatsreformen Diocletian's und Constantin's haben wir bereits gewürdigt. Es sind dies Persönlichkeiten, welche schon durch ihre Herkunft den Wechsel der Zeiten sattsam verspüren lassen.

Diocletian ist der Sohn eines dalmatischen Sclaven aus Dioclea, neben ihm der Mitkaiser Maximian, Bauersohn aus Sirmium und der Cäsar Galerius, Hirtenknabe aus der gleichen Gegend, und andererseits Constantin, der Sohn des gleichnamigen Emporkömmlings Chlorus und der syrischen Wirthstochter Helena.

Nicht ohne Interesse ist die aus Diocletian's Tagen stammende Uebersicht der Provinzen, der wir ihre Rangstellung entnehmen. — Von den für uns maßgebenden Landschaften steht oben an das niedere Pannonien als consularische Provinz, ihr folgt Savia mit einem Corrector an der Spitze, hierauf Dalmatia, Valeria, Ober-Pannonien, Ufernorikum und das binnenländische Norikum, sämmtlich von Präsides verwaltet.

In der Notitia dignitatum imperii spiegelt sich die letzte Phase provinzieller Verhältnisse unmittelbar vor dem Zusammenbruche Westrom's. Da erscheinen als „6 illyrische Provinzen" der Reihe nach: das zweite Pannonien, Savien, Dalmatien, das erste Pannonien, das binnenländische Norikum und schließlich Ufernorikum. Valeria fehlt und Ufernorikum, dessen Vertheidigung gemeinsam mit der des ersten Pannoniens damals ein „wohlansehnlicher" (spectabilis) Dux führte, erscheint an letzter Stelle.

Das römische Städtewesen in unseren Ländern entwickelte sich auf dreifacher Grundlage und innerhalb der ihr entsprechenden Rechtsverhältnisse. Zunächst haben wir an Städte als Vororte der Volksgaue oder Regionen zu denken. So erscheinen Narona, Salona, Scardona als uralte Vororte illyrischer Völkervereine, und ebenso haben wir im Veneterlande, in Istrien, Rhätien, Norikum und Pannonien an solche Städte als Regionarorte oder Gaumetropolen zu denken. Die älteste und bedeutendste war Noreja, für das innere Norikum; unter den gleichen Gesichtspunkt fallen wohl auch Virunum, Carnuntum, das altkarnische Tergeste, Siscia, einst Vorort der Segestaner, und andere Städte vorrömischer Gründung. Bei dem dacischen Sarmizegethusa hat man mehr an den Königssitz, die Landeshauptstadt Daciens, zu denken. Deutlicher tritt die Natur

von Gau-Mittelpunkten an jenen Orten zu Tage, wo der Stadtname mit dem der Völkerschaft zusammenfällt.

So entspricht der Ortsname: Tridentum, Brigantia, Flanona, Forumjulii, Latobici dem der Gauvölker: der Tridentiner, Brigantier, Flanonienser, Forumjulienser, Latobiker, und der letztere Ortsname wird noch deutlicher durch die spätere Schreibung: Praetorium Latobicorum gekennzeichnet als Commandoplatz im Latobikergaue. Solche Oertlichkeiten erlangten durch Zuerkennung städtischer Autonomie als Municipien, oder durch italische militärische und civile Colonisation, unter Zuerkennung römischen Bürgerrechtes als Colonien eine neue und nicht selten weit glänzendere Bedeutung. Sie wurden erst eigentliche Städte. Dagegen ist die Zahl der dem Verfalle preisgegebenen vorrömischen Hauptorte verschwindend klein zu nennen. Denn der Römer suchte Alles zu erhalten und höherer Stufe entgegenzuführen, was lebensfähig war, und nur in Ausnahmefällen ließ er Oertlichkeiten veröden, um sie durch neue zweckdienlichere zu ersetzen.

So müssen wir eine ganze Reihe von Römerstädten unserer Gegenden, wie z. B. Veldidena, Vindobona, Carnuntum, Celeia, Poetovia, Sirmium, Albona und viele andere als vorrömische Ortsanlagen betrachten, die von den Römern übernommen, erweitert und als Colonien oder Municipien behandelt wurden. Das ist somit eine zweite Classe von Städten, die ihren Charakter als Vororte unstreitig an die Römerzeit knüpfen. Eine dritte Classe ist endlich jene, wo die unmittelbare städtische Schöpfung durch ein Standlager von den Römern ausging oder wo für diese Handels- und gewerblichen Rücksichten, wie Bergbau, Salzgewinnung maßgebend wurden.

So erscheinen z. B. Flavium Solvense, Ovilaba, Cetium, Aquincum, Napoca, Potaissa, Apulum, Tibiscum u. A. m. als streng römische Ortsgründungen. — Wir sind nicht in der Lage, die bezüglichen Rechtsverhältnisse auseinanderzuhalten.

Es lag auch in der Natur der Sache, daß sich allmählich ein gleiches Maß der Rechte und Pflichten, in Uebereinstimmung mit dem gleichartigen Range der Städte, herauswuchs, daß wir eine und dieselbe Stadt, z. B. Citium mit drei Bezeichnungen civitas, municipium, colonia wechselnd versehen finden, daß Aquincum, Bregetio, Carnuntum, Potaissa, Napoca . . . bald als colonia, bald als municipium bezeichnet erscheinen, während Aemona, Ovilaba, Poetovio, Sabaria, Sirmium, ja auch Sarmizegethusa ausschließlich das Prädicat „Colonie", und Albona, Scarabantia, Teurnia, Vindobona,

Neviodunum, Porolyssum ebenso ausschließlich die Benennung „Municipium" führen, ja auch Celeja als Municipium erscheint, das seinen eigentlichen Charakter als Stadt doch der Colonisation durch Kaiser Claudius verdankte und Apulum desgleichen, von dem wir andererseits genau wissen, daß es eine „neue Colonie" war. Besonders aber mußte sich, seit Caracalla die antoninische Constitution v. J. 212 n. Chr. erließ, wodurch das römische Bürgerrecht, die Civität, zum gemeinen Bürgerrechte aller Provinzen wurde, der frühere Unterschied bleibend verwischen. Als Uebergangsphase oder Vorbereitung hiezu mochte da und dort die Verleihung des latinischen Bürgerrechtes, der Latinität, gelten, wie solche z. B. Antoninus Pius den Karnern und Katalern (in der Gegend von Triest) verlieh.

Aber diese Errungenschaft ward mit der nun ebenso allgemein gewordenen Erbschaftssteuer der Provinzialbürger nicht eben wohlfeil erkauft.

Ueberdies war, besonders seit dem Soldatenkaiser Septimius Severus, Caracalla's Vater, die Bevormundung der städtischen Autonomie unliebsam gewachsen und dies System durch den Sohn von Italien aus über die Provinzen verhängt worden. Es beaufsichtigten nunmehr kaiserliche Conrectoren die Gerichtsbarkeit der Stadtcurien, und bald sollte eine Zeit kommen, wie die des 4. Jahrhunderts, in welcher die widerspruchsvollen Maßregelungen durch die Provincialbehörden, die schlimmen Launen der kaiserlichen Befehlshaber, welche eben so rasch wie die Kaiser wechselten, der wachsende Druck der Abgaben und Leistungen und ihre stets schwierigere Einbringlichkeit die Uebernahme städtischer Verwaltungsposten als kostspieligste und zweideutigste Ehre erscheinen lassen mussten. Nicht selten wurde sie durch Zwang herbeigeführt.

Denn das unentgeltliche Ehrenamt brachte die leidige Pflicht, mit dem eigenen Vermögen für die Einbringung der Staatslasten zu haften, mit sich, abgesehen von dem Heere persönlicher Unannehmlichkeiten und Gefährdungen. Heute konnte die Stadtverwaltung als loyal, morgen zu Folge des Regentenwechsels kaiserfeindlich erscheinen. So sank immer bedauerlicher die moralische Lebenskraft der Städte, und der Zustand gipfelte in der Thatsache, daß die Staatsgewalt die Einschreibung einer Persönlichkeit in die Mitgliedschaft der städtischen Curien als eine Strafe anzuwenden begann! Erst Valentinian I. (364—375), ein Regent, der die Alpen- und nördlichen Donauprovinzen mit Plänen zeitgemäßer Verbesserungen bereiste, hob diesen traurigen gesetzlichen Usus auf.

Die städtischen Behörden gliedern sich nach ihren administrativen und gerichtlichen Functionen in verschiedene Classen und Rangstufen. Obenan stehen die Decurionen, die Zweimänner (Duumvire), Viermänner, Sechsmänner. Es fehlt in bedeutenderen Orten nicht der Quästor und Aedil, für Steuer- und Bauwesen nicht der „Stadtschreiber", der „Sachwalter der Colonie" (patronus coloniae), wie z. B. in Sarmizegethusa und Salona, und bis zum Stadtbüttel und Nachtwächter herab dürfen wir so ziemlich eine Scala der Stadtbeamten voraussetzen, wie selbe bis in unsere Tage Brauch blieb.

Für die dem Kaiser als Eigenthum vorbehaltenen Gegenstände, wie z. B. Thermen, Marmorbrüche u. s. w., gab es eigene kaiserliche Procuratoren.

Neben den Stadtämtern bieten ein culturgeschichtlich höheres Interesse die Handwerksgenossenschaften oder Innungen, Zünfte, „Collegia" — wie man solche Genossenschaften nannte —, deren Entwicklung im 2. und 3. Jahrhunderte immer mehr eine wachsende Reife ihrer Organisation an den Tag legt. Mustergültig erscheint in dieser Beziehung Aquileja, wo es an 35 Gewerbsgenossenschaften gab, vom Drechsler, Schuhmacher, Fleischhändler und Trödler bis zum Purpurfärber, Holzhändler und Schiffer oder Rheder; wo eine kaiserliche Schiffswerfte, ein Arsenal, ein Getreidemagazin, eine militärische Waffenfabrik und Monturswerkstatt neben einer der wichtigsten Münzhütten des Römerreiches bestanden.

Am häufigsten erscheint die Genossenschaft der Schmiede. Wir begegnen ihr z. B. in Apulum, wo neben ihr, dem Collegium, auch eine Schulwerkstatt (scola) war. Diese Innung war in elf Decurien gegliedert, hatte ihre Schutzgottheit, den „Genius der Schmiede", und zu Vorständen die „Principalen", den Decurio, vor Allem den „Patron" und die Innungs- oder Zunftmutter (mater collegii). In dem Vöröspataker Bergwerke wurde eine römische Wachstafel aufgefunden, worin ein Collegium des Jupiter Cernenus und der Speisezettel eines Zunftmahles angeführt erscheint.

In Salona war die Schmiedgenossenschaft der Venus, offenbar als Gattin des Gottes der Esse, geweiht. — Wie uns die Inschriften belehren, gab es in den Städten eine zweite ziemlich verbreitete Innung, die der sogenannten Althändler oder Trödler (centonarii), welche mit abgelegten Kleidern, z. B. zu Feuerlöscharbeiten und zu Zwecken militärischer Ballistik einen gewinnbringenden Handel trieben. Sie bestand u. a. O. in Apulum, Aquincum, Carnuntum, Salona. Zu den bedeutendsten Genossenschaften zählten unstreitig die Kauf-

mannschaft (negotiatores) der goldreichen dacischen Provinz Apulum, ebendort die Holzhändler (Flößer) und Rheder (dendrophori und nautae). Apulum ist überhaupt eine Stadt, die unter allen Provinzstädten des Donaugebietes die relativ zahlreichsten Inschriftenbelege in dieser Richtung bietet. — Das Collegium Aurariorum zu Brucla in Dacien (das heutige Enyed) war eine Innung der Goldhäuer und Goldwäscher, deren Arbeit Strabo so anschaulich schildert. Die Lecticarii (Senftenträger) in Sarmizegethusa müssen als eine Dienstgenossenschaft angesehen werden.

Daß diesen Innungen oder Genossenschaften ein religiöses Bildungsmoment innewohnte, beweist nicht nur die Entlehnung der Bezeichnung „Collegium“ von den Priesterschaften, bei welchen sie zunächst im Brauche stand, sondern auch die Verehrung einer besondern Schutzgottheit. — Ueberdies gab es auch noch andere „Collegia“ im Sinne unserer modernen Vereine. So z. B. einen Veteranenverein in Carnunt, „Jugend-Vereine“ (collegia juventutis) in Brigetio, Lauriacum, Pötovio, Narona und Virunum. Auch an Schauspielergesellschaften fehlte es nicht, wie wir z. B. eine solche (collegium scenicorum) für Aquincum bezeugt finden. Allerdings wurden sie von den Gladiatorenfamilien oder Schulen weitaus überboten, die, für den Bedarf der Weltstadt zunächst, in den Provinzen, z. B. in Rhätien gehegt erscheinen.

Die Entwicklung des zünftigen Gewerbes im Umfange des ganzen Römerreiches beweist einerseits die wachsende Stärke des Associationsprincips, der freien Arbeit und der Arbeitstheilung, im Gegensatze zur ältern Form des Handwerkes, geübt vom Haussclaven oder Hörigen für den Einzelbedarf seines Haus- oder Schutzherrn (patronus), andererseits die Steigerung des beweglichen Capitals, die Mehrung gemeinschaftlicher Unternehmungsfonde, die namentlich in den Donauprovinzen bei dem unerschöpflichen Reichthum unentbehrlicher Rohstoffe, wie Erz, Holz, thierische Producte, und dem wachsenden bürgerlichen und militärischen Bedarfe an Verbrauchsgegenständen und Fabrikaten sehr gute Verzinsungen zuließen. Natürlich mußte dies auch ein Ueberwiegen der bürgerlichen Geldwelt, vertreten durch die reichsten Innungen, Einzelunternehmer und Großhändler von Capitalsmacht — also eine Einseitigkeit socialer Verhältnisse zeitigen, welche ihre Ergänzung in dem zunehmenden städtischen Pauperismus, in dem bürgerlichen Proletariate fand. Diese Erscheinung findet ihr Gegenstück an der Thatsache, daß je näher wir der Schlußphase des römischen Weltreiches treten, desto massenhafter sich das halbfreie Colonat, oder die zinspflichtige, an

die Scholle gebundene Bauerschaft zeigt, da in ihren Reihen immer mehr verarmte freie Provinzialen auftauchen. — Kam es nun in den Stürmen der großen Wanderung dahin, daß ganze Gaugenossenschaften durch Kriegsaufgebot oder unaufhörliche Einfälle dem Landbau entfremdet oder seiner Früchte beraubt wurden, verblutete sich auch das städtische Capital in Unternehmungen, die in solchen bewegten Zeiten mit einem Schlage zu Grunde gerichtet werden konnten, so gab die Verarmung am offenen Lande dem städtischen Elende die Hand, und Zeiten kamen, wo, Angesichts solcher Nothlage und gänzlicher Schutz- und Hoffnungslosigkeit, die Stimmung einer ganzen Provinz zur Verzweiflung und, gegenüber der Rücksichtslosigkeit im Erpressen der Abgaben, zum Aufstande trieb. Dies geschah z. B. um das Jahr 432 n. Chr. in Norikum-Pannonien, als der bisherige treffliche Statthalter Generidus gestorben war und das Gefühl des Verkommens im Elende die Gemüther mit doppelter Gewalt ergriff.

Wir sind mit diesen Betrachtungen auf den Boden der materiellen Culturverhältnisse unserer Lande in der Römerzeit gerathen, und es ist am Platze ein Gesammtbild derselben in wenigen Strichen zu zeichnen.

In Hinsicht des Landbaues nehmen das niedere Pannonien und Ufernorikum eine hervorragende Stellung ein. Sie gelten den Römern als wahre Getreidekammern. Einen raschen Aufschwung nahm der Weinbau. Kaiser Probus, ein Pannonier, sorgte eifrigst für dessen Verbreitung in Pannonien. Gern letzte der Römer seinen Gaumen an der Veroneser Traube; auf die rhätische Columella-Rebe, auf die von Tramin (Vitis Nomentana) hielt er große Stücke, und nicht minder willkommen war ihm der dunkle feurige Wein Dalmatiens und die herbe kräftige Gabe des Bacchus, welche unter dem Namen der Pucinerwein (Pyktanon) auf den Höhen der Felsenküste zwischen Triest und dem Timavus wuchs: der Prosecco der Gegenwart. In Oberpannonien mochte der Rebenbau hoch hinaufsteigen, im binnenländischen Norikum beschränkte er sich wohl auf den äußersten Süden, desgleichen auch in Rhätien; in Ufernorikum ward er bald heimisch und zwar in den westlichen Niederungen des alpinen Wiener Beckens.

Der Römer war ein vorzüglicher Gärtner und betrieb mit Zuneigung diesen Theil der Landwirthschaft. Der Obstbau mußte unter solchen Verhältnissen auch in den Alpen- und Donauländern stark in Aufnahme kommen, desgleichen die Bienenzucht, die längst wohl schon der Eingeborne gepflegt hatte.

An eigentliche Waldcultur kann nicht gedacht werden, am allerwenigsten in Zeiten und Ländern, wo das Holz nur ausgeschlagen und verwerthet, nicht aber durch Pflanzung ersetzt wurde, wo es noch so ungeheuere Bestände, weithinstreichende Urwälder gab. Dies Naturcapital schien unerschöpflich. Noch gab es ja in Dalmatien, in Istrien, im Karsttheile Norikums schönen reichen Laubwald; der istrische Ahorn mit der schön gefleckten Holzmaser war so wie der rhätische geschätzt, und ganze Waldungen verarbeiteten die Provinzialen der Küstenländer für den Schiffbau in der Römerzeit, wie sie es früher gethan. Das mußte den Grund zur spätern Waldlosigkeit der Karstlandschaften legen, obschon daran die Devastation durch die Hirtenfeuer jüngerer Zeiten noch mehr verbrochen haben mag. Jedenfalls haben wir uns dort, wo jetzt die Bora über kahle Höhen und Kalkklippen stürmt, bedeutende Waldungen zu denken, wenn sich auch nicht der Holzreichthum dieser Gegenden mit dem der andern Alpenländer oder des „eicheltragenden" Pannonien vergleichen läßt.

Der Hauptreichthum des Gebirgsbodens blieb jedoch die Viehzucht. Istriens und Liburniens Schafe lieferten haarige Wolle; in den pannonischen Eichenwäldern, besonders in der Silva Ocra, als deren Rest wir den Birnbaumerwald ansehen dürfen, mästete sich so viel Borstenvieh, daß, wie Strabo sagt, ganz Rom damit versorgt werden könne. Besonders geschätzt war aber das „norische Rind", wie noch heutzutage. Denn die Alpenkühe, sagt Plinius, „welche von der kleinsten Art sind, geben die meiste Milch und ertragen die meiste Arbeit," trotzdem sie, wie er weiter sagt, „mit dem Kopfe und nicht mit dem Halse angespannt werden." Auch ein brauchbarer Pferdeschlag war da zu finden, und an seiner Zucht ließ es der Römer um so weniger fehlen, je mehr der Krieg den Bedarf an Rossen steigerte.

Der Bergbau in diesen Ländern ist uralt. Schon vor den Römern beutete der Alpenkelte, der Dacier den Gold-, Eisen- und Salzreichthum seines Bodens aus, nur entwickelte sich derselbe unter dem Römer umfassender, großartiger und als ärarische Nutzung unter Anwendung großer, staatlicher Mittel. Nichts vermag, erzählt ein Reisender unserer Tage, einen gewaltigern Eindruck von Rom's Leistungsfähigkeit zurückzulassen als das Aussehen des Berges Csetatye bei Vöröspatak in Siebenbürgen. Hier durchwühlte der Römer einen ganzen Berg nach Gold, daß er gegenwärtig einer „hohlen Schale" gleicht, deren Steinkern herausgeschafft wurde. Das norische Eisen fand seines Gleichen nicht; es wurde in zahlreichen Staats-

werkstätten, z. B. in Carnuntum, Laureacum, Aquileja u. s. w. zu Schutz- und Angriffswaffen, Schilden, Speeren und Schwertern verarbeitet. Von den fast allen Städten gemeinsamen Schmiedzünften geschah bereits Erwähnung. Dieser Ausbreitung entsprach auch die weite Verbreitung dieses nützlichsten aller Metalle.

Die keltisch-römische Salzgewinnung hatte ihr Hauptquartier inmitten der norischen „Halaunen" des heutigen oberösterreichisch-steierischen Gebietes. Ihr reichstes Zeugniß entdeckte unser Jahrhundert im Salzberge bei Hallstadt, wo sich ein ganzes Leichenfeld der Vergangenheit aufthat.

Auch den edeln Metallen hatte der „Barbare" längst nachgespürt und das gleißende Gold verarbeiten gelernt, bevor noch der Römer der Herr des Landes wurde. Um so mehr gedieh der Bergbau auf Gold und die Goldwäscherei unter römischer, gewinnspüriger Verwaltung. Noch war der König der Metalle den Tauern massenhafter eingebürgert, wenn auch nicht so reichlich wie dem dacischen Erzgebirge, wo wir auch an alten Silberbau denken müssen, und die Alpenflüsse kargten nicht so sehr mit Goldkörnern, wie später. Für römische und barbarische Goldarbeit gab es Stoff genug.

Auch die Verarbeitung der Wolle zu Geweben, die Tuchmanufaktur, genoß ihre Pflege in norisch-pannonischen Städten, wie Carnuntum, Juvavum, Petovio, Celeia, Aemona, Virunum. Sehr gesucht wegen ihrer Dichte und Wärme erscheinen die „norischen Mäntel", offenbar aus einem Stoffe, der im steirisch-kärntnischen „Loden" seinen heutigen Genossen fände.

Die keltisch-römische Vergangenheit hat ihre materiellen Culturbestrebungen der Gegenwart besonders in Einem Industriezweige vor Augen gestellt, dessen Stoff und Form den Inhalt einer der wichtigsten Culturepochen der Menschheit ausfüllt: es ist die antike Bronce.

So weit sich die bereits zu stattlichen Summen angewachsenen Broncefunde auf dem Boden unseres Staates im Zusammenhange mit den centraleuropäischen überschauen lassen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Hauptmasse der Broncen von gutem Metallgehalte und geschmackvoller Form als Geräth, Waffe und Schmuck der römischen Epoche angehört, und die eigentlich vorrömischen oder von römischer Technik unabhängigen, sogenannten „barbarischen" Broncen, Münzen, Geräthe, Waffen, Schmuckgegenstände weitaus die Minderzahl bilden. — Ueberhaupt haben die Archäologen für das europäische Festland die allgemeine Regel aufgestellt, daß die metallische Güte der Bronce, je weiter nach Osten die Funde

reichen, abnimmt und für das centrale Europa bezeugen Gewährsmänner von anerkanntem Rufe, „daß die Donau eine scharfe Grenze zwischen den Fundobjecten römischer und barbarischer Cultur" abgebe. Als Ausnahme hat Ostungarn zwischen der Theiß und Siebenbürgen, und insbesondere dieses, zu gelten, da es mehr als anderthalb Jahrhunderte mit römischer Herrschaft auch römische Cultur empfing. Aber auch die Ausnahmen von jener Regel, wonach die Donau eine Culturgrenze abgebe, die Thatsachen, daß wir nach Mähren, Böhmen, Ober-Ungarn ja bis nach Galizien einzelne Funde römischer Broncearbeit versprengt finden, dürfen uns nicht befremden. Handelsverbindungen, Beutezüge thaten das ihrige; Völkerschaften jener Nordgebiete, germanischer, sarmatischer (slavischer?) Art, gaben immer häufiger Söldnerschaaren an die Römer ab, die mit allerhand Erzeugnissen der Fremde heimkamen. Am meisten fällt dies bei den oft bedeutenden Funden von Römermünzen aus Bronce, Gold und Silber in's Gewicht, die in diesen Gegenden gemacht wurden, und der Umstand, daß diese Münzfunde meist ohne Gesellschaft anderweitiger Broncegegenstände zu Tage treten, ist hierfür um so beweiskräftiger. Ueberhaupt lehrt die Erfahrung, daß je weiter östlich und nördlich von der Donaugrenze, die römischen Münzfunde weit häufiger sind als Funde römischer Bronce-Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände, während innerhalb der Donaulinie diese, theils in Gesellschaft römischer Münzen, theils für sich und zwar massenhafter gefunden werden. Wir haben es eben hier mit dem Boden einstiger Römerprovinzen, dort mit „Barbarenland" zu thun. Jenseits der Donau verzweigen sich die Fundstätten römischer Münzen weithin. Wir begegnen ihnen in der Sudetengruppe, z. B. in Mähren um Znaim, im Bereiche der Polauer Berge, woselbst am „Burgstall", auf der „Haidenstatt" bei Muschau und Neudeck unzweifelhafte Spuren barbarisch-römischer Cultur entdeckt wurden, andererseits im entgegengesetzten Landestheile, an dem mährisch-böhmischen Gemärke bei Schildberg, wo man auch die Reste einer Römerstraße (?) entdeckt haben will, jedenfalls Spuren eines uralten Handelspfades, der zu den vielen zählte, welche einst das Römerreich mit der Nachbarschaft verknüpften.

In Oberungarn und zwar im östlichen Berglande giebt namentlich der Fund von Ostro-Pataka, bei Eperies, in der Sároser Gespanschaft Stoff zu belangreichen Erwägungen. 1790 und 1865 erschlossen sich die Gräber mit Goldschmuck, Bronce und zum zweiten Male fand sich ein römischer Aureus des dritten Jahrhunderts beigesellt. Wir haben es da mit Gegenständen zu thun, die auf den

Verkehr dieser Gegend mit dem Römerreiche hinweisen, und nicht aus der Luft gegriffen erscheint der Hinweis auf die uralten Opalgruben der Nachbarschaft (b. Vörösvágás) und die Vorliebe der Römer für diesen edlen Stein.

In Ostgalizien, zu Berenya, am Stryflusse im Samborer Kreise, fand man im Walde an 100 römische Denare aus den Tagen der Kaiser Trajan und Commodus.

Mancher **Münzenfund** im Bereiche des einstigen Römerstaates erregt durch seine Masse und Zusammensetzung oder durch das Alter der Münzen ein gesteigertes Interesse. Bei Kis-Számos in Siebenbürgen fand man im Jahre 1844 eine Masse Denare des republikanischen Rom's und dyrrhachische Drachmen, also griechische Münzen, lange vor der Zeit der römischen Besitzergreifung von Dacien geprägt; unzweifelhaft Ersparnisse früherer Tage im Wege des Handelsgewinnes oder eines Beutezuges zusammengebracht. Zu Starbowa bei Pancsowa in Südungarn wurden an dritthalbhundert römische Silber-Denare, vorzüglich aus dem zweiten Jahrhunderte, nebst 12 seltenen Goldstücken aus der ersten Hälfte des vierten, in Gesellschaft massiven Goldschmuckes, gefunden. Der Silberschatz muß spätestens um 210—220 nach Chr. vergraben worden sein, zur Zeit, als der Gehalt des Denars auf 25 Procent herabsank und Caracalla's berüchtigte „Sechser" (211—217) auftauchten; man wollte eben das gute alte Geld vor dem zwangweisen Umtausche gegen das schlechte neue bergen. Der Goldfund dagegen konnte erst nach 321 der Erde übergeben worden sein. Wir haben es eben mit einem Doppelfunde, mit zwei in der Zeit geschiedenen Vergrabungen zu thun. Aehnlich verhält es sich mit dem berühmten Silbermünzenfunde von Mehadia. Die erste Vergrabung des Römergeldes fand um 250 n. Chr. statt, als dazumal die Creditmünze des Staates in Gestalt der schlechten Billon- und Weißkupferdenare, zum ersten Male unter Gordianus III. (238—244), massenhafter auftauchte.

Dagegen diente der römische Münzfund in der Wochein zur nähern Feststellung eines römischen Eisenwerkes, dessen Spuren sich früher schon einem Forscher aufgedrängt hatten. Die Münzen laufen von Augustus bis Constans, umfassen somit einen Zeitraum von beiläufig vierthalbhundert Jahren. — Ein besonderes Fundstück bot sich unter den 500 römischen Silberdenaren, die man 1860 im trockenen Sandboden eines Waldgehänges bei Grosspold, nahe von Reußmarkt, im Herrmannstädter Bezirke des Siebenbürgerlandes, zu Tage förderte. Es fand sich auch eine barbarische Nachahmung der

Münzen der römischen Familie Mettia aus der republikanischen Epoche vor. Diese Nachahmung läßt einer Erwägung Raum, die uns von dem Seitenpfade, den wir einschlugen, wieder auf das Hauptgeleise unserer Skizze zurückführt. Denn wir haben ebenso an andere Münzcopieen als an zahlreiche Broncegeräthe, Broncewaffen und Anticaglien zu denken, wo das römische oder überhaupt fremde Muster nachgebildet wurde. Nicht wenige Funde mag es geben, wo norisch-pannonisches oder rhätisches Eigenfabrikat mit eingetauschtem fremden zusammenlag, oder aber solche, von welchen auch der geübteste Kenner schwerlich mit Sicherheit behaupten wird, — das ist „römisch", das ist „barbarisch". War doch der Kelte ein geübter, findiger Broncearbeiter, Gold-, Silber- und Eisenschmied, und sein Auge lernte bald nachahmen.

Noch finden sich an nicht seltenen Orten des Alpenlandes Reste ganzer Gußstätten und unverarbeiteten oder als unbrauchbar beseitigten Metalles. So z. B. fand man in der Steiermark bei Muttendorf, Weinzettel, Hamersdorf solche Spuren und Broncemassen; desgleichen bei Duna-Földvár in Ungarn. Steiermark hat in der That, abgesehen von der Wichtigkeit, daß es einen Massenfund barbarischer Münzen aufzeigen kann, zahlreiche und hochbedeutende Broncefunde aufzuweisen, z. B. die Broncepanzer und Hände von Glein, die 20 Broncehelme von Negau u. s. w.

Das Zusammentreffen von Mauerresten, Metallgeräthen, Münzen u. s. w. an einem Orte, dessen Lage bestimmte historische Erinnerungen weckt, kann einen ziemlich sichern Schluß auf eine Ansiedlung erlauben. In dieser Weise hat die Topographie der antiken Funde die Reducirung der antiken Ortschaften auf heutige Oertlichkeiten und Gegenden namhaft gefördert.

Ein wichtiger Zweig der Industrie vorrömischer und römischer Epoche ist die Töpferei oder Keramik. Der nordische „Barbare" pflegte, bevor er zum Schüler des Römers wurde, die Thongefäße aus freier Hand zu drehen und sie an offenem Feuer zu brennen, während die Culturvölker die Drehscheibe und den Ofen in Verwendung hatten. Dazu treten die Gegensätze zwischen geschmackvoller und plumper Form, edler und roher Ornamentik. Barbarische und römische Keramik findet sich in zahlreichen Funden im ganzen Schooße der Alpen und rings um die Donau vertreten; aber auch da müssen wir an das Verschwimmen der Scheidegrenzen und fabriksmäßige Erzeugung, so wie an Kauf und Tausch denken. Ebenso wenig, wie sich aus römischen Münzen und Anticaglien allein auf römisches Dasein, römische Herrschaft schließen läßt, ebenso wenig können

römisch geformte und ornamentirte Thongefäße darauf schließen lassen.

Noch müssen wir dem dritten Gliede des Ringes materieller Cultur, dem Handel, unsern Blick zuwenden. Schon der Phönikier und Grieche kannte die Tauschgaben des „Hyperboräers" im Norden der Adria und der Donau. Aristoteles spricht von dem „heiligen Wege", der uralten Handelsstraße, die das Mittelmeergestade mit der Ostseeküste verknüpfte. Auf diesem Wege zogen die „Rohstoffe" und schlichten Erzeugnisse des Barbaren südwärts, nordwärts die Industrieartikel und Genußsachen des Südens. Die Funde griechisch-makedonischer Münzen, namentlich in Dacien, Pannonien, Norikum, sprechen dafür. Auf gleiche Ursachen sind die zahlreichen römisch-republikanischen Denare u. s. w. zurückzuführen.

Der Römer, zum Gebieter des Donau-Alpenlandes geworden, vervollkommnete und vermehrte die schon bestehenden Verkehrswege in unvergleichlicher Weise; er wird der Schöpfer eines kunstmäßig angelegten Straßensystems, dessen Hauptadern wir bereits in der Topographie der Provinzen seines Reiches kennen lernten. Er baut rasch und sicher, planmäßig und kühn, hier ausschließlich strategischen, dort mercantilen oder industriellen Rücksichten zu Liebe. Im Gebirgslande ist er Freund der Hochstraßen, er meidet die der Ueberschwemmung ausgesetzte Thalsohle, verknüpft Haupt- und Nebenzüge und bahnt Pfade bis in die höchsten Alpenregionen, wo es wichtigen Uebergängen, Verkehr, Bergbau gilt, und noch heute begangene oder schon vermooste „Heidenwege" den kundigen Wanderer beschäftigen. In die Hände hervorragender Sachverständigen legt die Staatsgewalt den Straßenbau, denn er ist von hoher Bedeutung; Wegmeister (curatores viarum, vicuri) sorgen für die Ausführung und Instandhaltung der Theile. An den Heerstraßen weisen den Weg und seine Abstände: Meilensteine (milliaria, lapides, columnae), meist 2000 Doppelschritte oder 5000′, beiläufig 1/5 deutscher Meile. Außerdem füllen sich ihre Ränder mit Votivsteinen aller Art; und wo die Reichspost einherfährt, kann es auch nicht an Stationen für Pferdewechsel und Herbergen (mansiones, diversoria, cauponae) fehlen. So quillt aus den Meilen- und Votivsteinen der Römerstraßen ein gut Theil unserer Kenntniß antiken Lebens. Den Weg dazu ebnen die bereits erwähnten Straßenkarten oder Itinerarien der Römer. Sie geben die Ortsentfernungen im antiken Maße an, und wir haben sie auf die gegenwärtigen Distanzen zurückzuführen. Nur muß sich der Theoretiker hüten, mit der Zirkelweite in der bloßen Luftlinie zu arbeiten, um argen Widersprüchen zwischen

idealer und thatsächlicher Entfernung, bedingt von den Eigenthümlichkeiten des Bodens, zu entgehen. Auch darf nicht übersehen werden, daß in den Römerprovinzen auf unserm Reichsboden nicht immer von den drei südlichen Hauptknotenpunkten des Straßennetzes, Mailand, Sirmium und hauptsächlich Aquileja, die Distanzangaben des Alterthums ausgehen, sondern daß in Rhätien z. B. auch von Bregantia, Augusta-Vindelicorum aus die Entfernungen gezählt wurden.

Der wichtigste Mittelpunkt des Handels für das östliche Donaugebiet war Sirmium, für die westliche Alpenwelt Aquileja. Hieher kamen die Rohstoffe und Gewerbserzeugnisse der Provinzialen, Getreide, Waldproducte, Häute und Pelzwerk, Metalle, das kostbare Salz, aber auch verarbeitetes Metall, Gewebstoffe der Provinzialen; endlich die lebendigen Erzeugnisse blühender Viehzucht des Alpenlandes, Pferde, Rinder, Schafe, Borstenvieh. Und endlich fehlte wohl auf den Märkten auch nicht der Mensch selbst als Waare für den Sklavenbedarf eines Römerhauses oder etwa für die Fechtschule eines Gladiatorenzüchters. Dagegen suchte der Mann des Gebirges auf den südlichen Märkten Oel und süßen Wein, Gewürze, feinere Geräthe, Gewänder, Waffen und Schmuck und überhaupt das Mittel, um sich diese und andere Gegenstände raffinirteren Lebensgenusses verschaffen zu können — römisches Geld für seine eigene Waare. Denn immer mehr erweitert der Waarenumsatz für Geld seine Kreise, je entwickelter das provinzielle Leben sich gestaltet und die Zahl der Marktplätze sich steigert, Land und Stadt reichlicher abwechseln.

Herodian anerkennt Aquileja als „Markt Italiens“. Die Erzeugnisse des ganzen Festlandes konnte Aquileja zu Lande oder auf den Strömen beziehen und damit zur See Handel treiben; was sie aber von dem Meere bezog und dessen das Festland, durch die Winterkälte eigenen Erzeugnisses unfähig, bedurfte, schickte die Stadt landeinwärts. Insbesondere war ihre Gegend zum Weinbaue sehr geeignet, und sie sandten den Ueberfluß an Wein, den sie erzeugten, in Gegenden, wo der Weinstock nicht gepflanzt wird. Der h. Hieronymus, Zeuge des 4. Jahrhunderts, bezeichnet Aquileja als Hauptstapelplatz der kostbarsten orientalischen Waaren, so auch des ägyptischen Papyrus. — Allerdings war nicht leicht ein Handelsplatz selbst von der Natur so wohl bedacht; mit fruchtbarstem Acker- und Gartenboden, aus welchem Bäume und Reben „wie eine grüne Laubkrone“ hervorsproßten, mit Goldgruben, in denen man — wenigstens zur Zeit des Polybius († c. 122 v. Chr.) — nur zwei

Fuß Tiefe aufzuheben hatte, um das gleißende Metall zu finden; überdies mit Eisen- und Kupferadern in den benachbarten Bergen.

Zu den ältesten binnenländischen Stapelorten im Herzen der Alpenländer selbst zählte nach Strabo Nauportus (Ober-Laibach), oder wie er ihn schreibt: Pamportus, der uralte Karner-Ort, von welchem man fabelte, bis dahin sei die Argo auf ihren Irrfahrten gerathen. Von Aquileja verfrachtet man hieher über den Ocra (Birnbaumerwald) die Waaren und schafft sie „auf dem aus Illyrien kommenden, in die Saus (Savus, Save) mündenden Flusse (die Laibach)" zu den Pannoniern und Tauriskern.

Aber wir müssen, wie lockend es auch sei, diese Skizzen materieller Culturverhältnisse weiter zu verfolgen, abbrechen und mit gleichem Maße das geistige Culturleben und die Gesittung des provinciellen Lebens bedenken. Vorerst möge mit einigen Worten des Glaubens, der Religion gedacht werden, bevor noch das Christenthum als Staatsreligion durchzugreifen begann.

Es gab kein Volk, wie das römische, das so duldsam gegen fremde Götter verfuhr, so bereitwillig die Numina aller Welten in sein Pantheon aufnahm und so geschickt den Namen und das Wesen der eigenen italischen Gottheit mit dem verwandten deus peregrinus zu verschmelzen verstand, um beiden Theilen gerecht zu werden. — Der Kelte war nicht arm an Göttergestalten, wenn auch die Denkmale unserer Länder kein so systematisch reiches Gesammtbild des religiösen Lebens bieten, wie wir es für den Religionscult des verwandten Galliens aufweisen können. Der Alpenkelte verehrte den Belenus, den Sonnengott, Jarmogius, den Frühlingsgott, der gallische die Göttin der Fruchtbarkeit, Belisama, ist vielleicht Epona identisch, welcher letzteren ein Inschriftenstein zu Cilli und ein Denkmal zu Bregenz geweiht ist. Auch ein Gott der Kaufmannschaft, Teutates, findet sich vor.

Ob der berühmte Broncefund von Judenburg-Pöls in Steiermark, der sog. keltische Opferwagen aus Bronce, mit seinem entschieden „barbarischen" Kunsttypus in einem Zusammenhange mit einer dieser Göttergestalten als Weihgeschenk oder Opfersymbol steht, muß dem Scharfsinn der Keltologen überlassen bleiben. — Daß wir Analogien zwischen dem gallischen und dem Religionswesen der Alpenkelten festhalten müssen, ist unzweifelhaft, dennoch sind noch bis zur Stunde sichere Anhaltspunkte für ein Druiden- und Bardenthum in unseren Gegenden nicht vorhanden, und die bloße Annahme einer solchen Priesterschaft und Sängersippe für Noriker und Rhätier ein

Wagniß ohne greifbare Früchte, wenngleich es an analogen Erscheinungen nicht gefehlt haben kann.

Auch an keltischen Localgottheiten, Flußgöttern u. s. w. mangelte es nicht, wie spärlich auch unsere archäologischen Errungenschaften sich gestalten und nur Belege aus einer Zeit liefern, wo römisches Wesen das ganze Wesen und Leben der Alpenländer durchdrang. So z. B. erscheint ein Flußgott Savus, Dravus, eine Stadtgöttin Noreja, Celeja, weit mehr römischer denn keltischer Art, und ebenso die Schutzgötter oder Genii der Länder und Stämme, wie z. B. ein Genius Noricorum, der einzelnen Gewerbe u. s. w. Eher kann bei Latobius an den originalen Stammgott der Latobiker — im heutigen Krainer Lande — gedacht werden.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß der Römer die keltischen Gottheiten den seinigen anpaßte.

Insbesondere war dies bei dem bedeutendsten Numen, dem Sonnengotte Belenus, der Fall, den man mit Apollo identificirte. Tertullian, ein Kenner des Heidenthums, bezeichnet Belenus als norischen Hauptgott. Am kärntnischen Zollfelde, im Bereiche von Flavium Solvense, in Aquileja, finden wir Steindenkmale, die an „Apollo-Belenus" erinnern. Diese Verschmelzung keltischer und römischer Cultformen ist besonders seit Antoninus Pius' Tagen (138—161 n. Chr.) bemerklicher.

Seit Elagabalus (Heliogabalus, 218—222 n. Chr.) begann der Mithrasdienst seinen weiten Weg durch das Römerreich, ein orientalisches Mysterium, dessen Schale wohl nur und nicht den naturphilosophischen oder gar asketischen Kern — wir verbreitet denken dürfen. Wie weithin durch unser Land der Mithrascult — mit dem Jünglinge und Stiere als Symbol — vertreten war, beweist der Gelübdestein zu Pettau und die stattliche Zahl der Reste von Mithräen zu Tanzenberg, Tentschach in Kärnten, zu Tschernembl und Treffen in Krain, zu St. Johann, zwischen Rieth und Laufen im Cillier Bezirke, zu Maria Rast in Steiermark, St. Martin im Salzburgischen Lungau, zu Deutsch-Altenburg und Petronell im Donaugebiete. Von besonderem Interesse ist der bezügliche Fund zu Kroisbach bei Oedenburg in Westungarn. Hier entdeckte man ein Mithräum in drei Abtheilungen, mit zwei Bildwerken, zwei Altären, Figuren, Ara und Grab, welches in den Jahren 320—380 n. Chr. vorzugsweise als Columbarium benutzt wurde, d. i. als Beisetzungsort der Asche von Leichen und auch von Särgen, da wir es mit einer Zeit zu thun haben, in welcher das Christenthum mit dem

alten Glauben um den Sieg zu ringen beginnt. Dessen soll ein späterer Abschnitt gedenken.

Noch andere Culte könnten wir hervorheben, die z. B. durch die fremdländischen Standlagertruppen in unsere Gegenden eingebürgert wurden; Asien und Afrika, so gut wie die westeuropäische Inselwelt, erscheinen da vertreten, z. B. der egyptische Isiscult. Allein die Andeutung möge genügen.

Das Capitel der Bildung der Provinzialen erheischt noch sorgfältigere Untersuchungen. Der Kelte, Rhäte und Pannonier, weitab von der Stadt und besonders der im Gebirgswinkel muß dem Städter gegenüber im gleichen Bildungsverhältnisse gedacht werden wie heutzutage. Aber auch zwischen den Städten gab es gewaltige Unterschiede.

Nicht überall überfloß das Leben von Luxus und Verfeinerung wie z. B. in Sirmium oder namentlich in Aquileja, wo, wie Kaiser Julian berichtet, alle Speculanten, reichen Grundeigenthümer und Kaufleute aus den zerstörten Königssitzen von Macedonien, Bithynien, Syrien, Egypten u. s. w. zusammengetroffen waren. Zahllos sei hier die Menge der Marktschreier, Diebe und Müssiggänger, der Seiltänzer, Schauspieler, Gladiatoren, Lustigmacher, Parasiten, Quacksalber und tausend anderer Diener des Vergnügens und der Tafel; auch die Prostitution gedieh bei solcher Gunst der Verhältnisse. In unseren Landen ging es sicherlich hausbackener und ehrlicher zu. Nichts desto weniger müssen wir in allen Vororten der Provinzen, wie in Salona, Tridentum, Tergeste, Pola, Siscia, Aemona, Poetovio, Celeja, Sabaria, Vindobona, Laureacum, Ovilabis, im dacischen Apulum an Wohlstand und einen gewissen Grad der Lebensverfeinerung denken, der auch Städten wie Teurnia, Aguntum, Veldidena, Juvavo, nicht gefehlt haben wird. Jener Gladiator oder Athlete, der zu Anfang des vierten Jahrhunderts in Sirmium Gastrollen gab, war ebenso wenig der erste und letzte, der die Provinzialen einen der Hochgenüsse der römischen Gesellschaft vorkosten ließ, als der ehrenwerthe Schulmeister in Sabaria, der die pädagogischen Grundsätze seines undankbaren Amtes niederschrieb, ohne wohl zu ahnen, daß er sich hiedurch der Nachwelt verewige. Wenn sich in Pannonien überdies Inschriften vorfanden, worin einer Salbenhändlerin oder antiken Pomadefabrikantin gedacht erscheint, zwei Jagdhunden eine dankbare Erinnerung geweiht wird, so stehen wir da sicherlich auf einem Boden römisch gearteter und raffinirter Lebensweise, und diesen, allerdings kleinlicheren Zügen entspricht der Ruinenflor antiker Baudenkmale, der Paläste, Thore,

Bäder, Tempel und der oft riesigen Amphitheater, wie wir solchen da und dort begegnen, wie bei Pola zum Beispiel.

Zwischen diesen Städten müssen wir auch an gelegentlichen Austausch der Bürgerbevölkerung denken. Zu der Stammtribus oder Gemeinde der ursprünglichen Colonisation treten Neubürger, gleichwie aus ihr Einzelne scheiden, um in einen fremden bürgerlichen Verband einzutreten. Als solche Stammtribus lernen wir z. B. in Salona und Narona die Tromentina und Sergia, letztere auch in Jader, Mursa und Risinium kennen. In Sirmium und Latobici war es die Quirina, in Poetovio und Sarmizegethusä die Papiria, in Virunum, Sabaria, Juvavum, Celeja, Aemona die Claudia. Denn dieser Name läßt sich zunächst auf die Colonisirung durch K. Claudius, aber auch auf die eigene Tribus zurückführen.

So erscheinen in Aemona z. B. drei Bürger aus der aquilejischen Tribus Velina, darunter ein Cantius Proculus, dessen Geschlechtsname auch durch den christlichen Landespatron Krains, den heiligen Cantianus, zur Geltung kam.

Nicht wenige Provinzialen geriethen fern der Heimatstadt in die große Strömung des römischen Lebens und spielten bedeutende Rollen. Der Bürgerssohn Aemona's, Simplicius, Zögling der dortigen Stadtschule, schwang sich in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts zum Stadtvicar in Rom empor und erscheint nach 374 als hoher Würdenträger mit dem Prädikate „Clarissimus". Einer ungleich größern Bedeutung erfreut sich der Cillier Titus Varius Clemens. Unter Antoninus Pius Befehlshaber der in Dacien stationirten II. Cohorte der Gallier aus Macedonien, kam er später als Tribun der 30. Legion „Ulpia Victrix" an den Niederrhein nach Xanten. Abermals erscheint er in Dacien als Präfect der zweiten Ala der Pannonier und dann als Commandant von Auxiliartruppen aus Spanien in Nordafrika. In die Heimat zurückgekehrt, befehligt er hier eine britische Ala. Dann taucht er als kaiserlicher Procurator in Cilicien, an der syrischen Grenze, auf, in gleicher Eigenschaft in Lusitanien, dem heutigen Portugal, im nordafrikanischen Mauretanien, dann wieder in Rhätien, in Germanien am linken Rheinufer, im gallischen Belgien. Als Staatssecretär Mark Aurel's und Lucius Verus' (161—172 n. Chr.) eine wichtige Triebfeder der Regierungsmaschine, scheint er sein übriges Leben nach dem Tode des Verus (172) als Statthalter Daciens, einer der größten und wichtigsten Provinzen, beschlossen zu haben. Er muß überall ein trefflicher Verwalter gewesen sein, wie die bezüglichen Votivsteine von Pannonien, Mauretanien, Rhätien und der

der Stadt Trier (Aug. Treverorum) kund geben. Dies Beispiel mag zugleich als Beleg dienen, wie weit damals ein begabter Provinziale auf den Fittigen des Verdienstes und Glückes herumkommen und im eigentlichsten Sinne des Wortes als civis Romanus ein Weltbürger werden konnte.

Und so ist der Vater des letzten weströmischen Titularkaisers, des Knaben „Romulus", der allmächtige Orestes, auch ein Provinziale gewesen, ein Bürgerssohn aus Petovio. Sein Dienst bei dem furchtbaren Etzel, als Geheimschreiber des Hunnenkönigs, brachte ihn empor. Nach Attila's Tode kam er nach Italien und wurde hier der Herr der Sachlage. Er stürzt das kurzlebige Kaiserthum des Salonitaners Julius Nepos, der widerstandslos die undankbare Würde aufgiebt und in seine Heimatstadt zurückkehrt.

Noch fehlt diesem Zeitbilde ein Farbenton, das Emporkommen, Erstarken und herrschende Walten des Christenthums am Ausgange der römischen Weltherrschaft; wir werden ihn aus äußeren und inneren Gründen dort nachholen, wo von seiner Entwicklung im ersten Halbtausend der Jahre die Rede sein wird. Und auch sonst gebricht es an genauerer, tiefer greifender Zeichnung. Doch muß das Gebotene genügen. Immerhin läßt es erkennen, daß der römische Geist das Leben und Weben der entlegensten Provinz mit dem gleichen Gepräge versah und Schöpfungen hinterließ, deren Spuren und Trümmer einer spätern Zeit als Anknüpfungspunkte neuer Culturarbeit dienten.

Das langsame Zusammenbrechen dieser römischen Welt ward auch von Zeitgenossen mächtig empfunden, denn man steuerte einem Chaos zu. Und es fehlt auch nicht diesen Schlußzeiten an begeisterten Lobrednern des Römerthums. Ein solcher ist der Provinziale Rutilius, Claudius Namatianus aus Gallien, der um das Jahr 416, das Herz voll Bitterkeit wider das Christenthum und seine die „Geister vergiftende" Macht, die einstige Größe Roma's besingt:

„Hoch zu den Polen hinan, so weit sich bewohnet das Land dehnt,
Brach dein tapferer Arm Bahn dir im männlichen Kampf.
Völker in Menge umschlangst du mit einem Bande der Heimat,
Die das Gesetz nicht gekannt, zwang und erhob deine Macht.
Denn das eigene Recht gewährtest du frei den Besiegten,
Und es wurde zur „Stadt", was da gewesen — die Welt."

(Nach Reumont.)

Der Blick in Rom's glänzende Vergangenheit haftet nicht an den Schattenseiten dieser Weltherrschaft, mit ihrer eisernen Unerbittlich-

lichkeit, mit dem nüchternen, unstillbaren Verlangen nach Alleingeltung und den entsetzlichen Verirrungen kaiserlicher Machtvollkommenheit, er gleitet über die Noth der Provinzen, der verlassenen und verarmten Töchter der Siebenhügelstadt, hinweg; — er mißt, er bewundert nur die einheitliche Größe einer staatlichen Schöpfung, die ihres Gleichen nicht hatte und nicht finden wird.

Viertes Buch.

Die Völkerwanderung auf dem Boden der Alpen-, Sudeten- und Karpathenländer.

Literatur.

a. Quellen: Außer den im III. Buche vorangeschickten: 4. Jahrh.: **Ausonius**, **Aurelius Victor**, **Eutropius**, **Sextus Rufus** (Festus). 5. und 6. Jahrh.: **Claudianus**; **Hieronymus**, **Orosius**, **Cassiodorus**, **Ennodius**, **Apollinaris Sidonius**, die ravennatischen Annalisten (Marcellinus Comes), **Jordanis** (Jornandes), **Prokopios** von Cäsarea, **Agathias**, **Gregor von Tours**, **Venantius Fortunatus**. 7. Jahrh.: Der ungenannte Geograph von Ravenna (um 667—670). Ende des 8. Jahrh.: Paul, Sohn des Warnefried oder **Paulus Diaconus**.

Heiligenlegenden: St. Florian († 304), die Passion der vier Gekrönten unter Diocletian, das Martyrium des heiligen Virgil und der drei Kleriker im Ronsberg. Das Leben des heiligen **Severin** († 482), bearbeitet von **Eugippius**, Ende des 5. Jahrh.

Erläuterungsschriften: **Potthast**, Wegweiser durch die Geschichtsquellen des Mittelalt. 1862, Suppl. 1867 (worin sich sämmtliche gesch. Quellen, Biographieen Legenden u. s. w. alphabetisch geordnet, bibliographisch erläutert und chronologisch zusammengestellt finden). K. **Bähr**, Gesch. der römischen Literatur mit drei Suppl. für die spätere lateinische Zeit. **Wattenbach**, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. 3. Aufl. 1873.

Ueber die christlichen Weltchroniken s. **Rösler's** Dissertationen, 1788—91 und seine Chronica medii aevi v. 1798.

Ueber die ravennatischen Annalen: **Waitz** in den gel. Gött. Nachr. 1865; über Cassiodorus: **Schirren**; über Jordanis desgleichen und **Sybel**, J. **Grimm**, **Dahn**, **Köpke**, vgl. auch **Pallmann**, Gesch. der Völker-Wanderung, s. u.; über Gregor von Tours: **Loebell** (s. w. u.); über Prokopius: **Dahn**; über das Leben Severin's: **Muchar**, röm. Norikum; dann die Ausgabe mit Anm. von **Ritter** 1856, und über die Heiligenlegenden im Allgemeinen: **Rettberg**, deutsche Kirchengeschichte I. Band. Ueber Paulus Diaconus: **Bethmann-Hollweg** im 10. Bande des Archivs für ältere deutsche Geschichte, **Bauch** und **Oechsli** (Abhandlungen von 1873), K. **Hegel**, Geschichte der italienischen Städteverfassung.

b. **Monographieen** außer den vor dem III. Buche angeführten: Ueber die Indogermanen: J. Grimm, Pott, Kuhn, Fick, Schleicher, Johannes Schmidt; für die Autochthonie derselben: Latham (1854—1862); Benfey (1868), Geiger (1869—1872), Spiegel (1869—71), Cuno (1871). Gegen dieselbe vgl. insbesondere A. Höfer in der Zeitschr. f. vergleichende Sprachforschung von Kuhn, XX. Band, und die meisten Linguisten und Historiker; vgl. auch Müllenhoff, deutsche Alterthumskunde, I. Band (1870) und Hehn, das Salz, eine culturgesch. Studie (1873), und s. Culturpflanzen und Hausthiere u. s. w. neue Bearb. (1874).

Für die Ursässigkeit der Slaven in Ostdeutschland und beziehungsweise Südeuropa: Schlözer (1771—72), Biester (1810), Schulze, Urgesch. des deutschen Volkes (1826); Wersebe, Völker und Völkerbündnisse der alten Deutschen (1826); Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten (1840) (in bedingter Weise); Kalina von Jäthenstein, Böhmens heidnische Opferplätze (1836); Katancsich (1824); A. Jungmann (1824); der Russe Bulharin (1837), der Pole Maciejowski (1846); Kolar, das slavische Altitalien (1853), (slavisch); Terstenjak (in der sloven. Zeitschr. Novice); Hanusch, das Schriftwesen der böhmisch-slavischen Völkerstämme 1867. Jacobi, Slaven- und Teutschthum (1856); Landau (Bauernhof in Thüringen ... 1862); Sembera, die Westslaven in der Urzeit (böhmisch) 1868.

Gegen diese Ursässigkeit der Slaven die Mehrzahl der Historiker, z. B. Thunmann, Kaulfuß (die Slaven bis auf Samo 1842), Zeuß, Safarik selbst (Südeuropa ausgenommen). Palacky, Wocel, Urzeit des böhmischen Landes (1868), die Bedeutung der Stein- und Broncealterthümer f. d. Urgesch. der Slaven (1869). Ueber die Bildung des slav. Volkes im 38. Bande der böhm. Mus. Zeitschr. — (sämmtl. angef. Monogr. in böhm. Sprache); Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. (1874. I. Theil.)

Ueber Kelten und Germanen: Holtzmann (1855), Brandes (1857), M. Koch u. A.

Ueber die Alpenetrusker oder Rhäten: Hormayr, Gesch. Tirols im M.-A. 1806. Giovanelli's ital. Abh. im 1. Hefte der Beiträge z. Gesch. Tirols und Vorarlberg. O. Müller, Die Etrusker. L. Steub's Werke 1843 bis 1867. Ueber die Urbewohner Rhätiens. — Zur rhät. Ethnologie. — Drei Sommer in Tirol. — Herbsttage in Tirol. J. Daum, Z. tirol. Alterth. Kunde. Innsbr. Gymn. Progr. — A. Jäger, Ueber das rhät. Alpenvolk der Breonen. Akad. Abh. 1863. — Ausland, Ztschr., J. 1872, Nr. 3: die Rhäto-Romanen (v. Hellwald). (Gegen Steub schrieb insbes. Math. Koch, Alpenetrusker 1853; und mit Rücksicht auf das Ansiedlungswesen in Tirol — Innama-Sternegg: Die Entwicklung der deutschen Alpendörfer, Raumer's hist. Taschenbuch 1874. — Vgl. auch die Polemik zwischen ihm und Steub in der Augsb. Allg. Zeitung Beilage 1875 Nr. 286).

Ueber die Daken oder Geten: J. Grimm, Bessell, Müllenhoff, Rösler, die Geten und ihre Nachbarn, akad. Abh. 1864. Romänische Studien; 1871.

Vorgeschichte der Völkerwanderung und Völkerwanderungsepoche. Pallmann, die Cimbern und Teutonen, (1870); Tacitus, Germania, erläutert v. Grimm (1835), Maßmann (1847), Müllenhoff (1873), Holtzmann (1873). — Strabo,

A. v. Forbiger; Ptolemäos, A. v. Robbe; deutsch v. Georgii. (vgl. Zeuß, die Deutschen und ihre Nachbarstämme); **Wislicenus**, die Gesch. der Elbgermanen vor der Völkerwanderung (1868); **Buchner**, die deutschen Völkervereine (1846); die Monographieen über die ältesten Verhältnisse der Germanen v. Sybel (1844); Wittmann 1854, Köpke (1859); Dahn (1861—1866); Thudichum (1862).

Waitz, deutsche Verf. Gesch. — **Luden**, Vorlesungen über die Gesch. des deutschen V. u. R. I. (1854); **Wittmann**, die älteste Gesch. der Markomannen (1855); **Bacmeister**, alemannische Wanderungen (1867); **Wietersheim**, Vorgesch. der deutschen Nation (1852); Gesch. der Völkerwanderung (1859—1864).

Opitz, die Germanen im röm. Imperium vor der Völkerwanderung (1867). — Markomannenkrieg: **Jacobi**, **Dettmer** (Forsch. z. deutsch. Gesch. XII.), **Pallmann**, Gesch. der Völkerwanderung (1863—64). **Bernhardy**, Gesch. Rom's von Valerian bis Diocletian (1867); **Richter**, das weström. Reich, besonders unter Gratian, Valent. II. und Maximus (1865); E. de **Muralt**, Essai chronogr. Byzantine . . de 395—1057. Petersburg 1855. **Sievers**, Studien zur Geschichte der röm. Kaiserzeit (455—480) (1870).

Ostgothen (Manso); Heruler, Gepiden (Aschbach, Bolze, Kropatschek); Vandalen (Mannert, Papencordt). Die Hunnen unter Attila (Thierry); Franken (Junghans, Loebell, Waitz . . .) **Alemannen-Schwaben** (Bacmeister s. o., Huschberg, **Stälin**, Gesch. Wirtembergs I. Band). **Longobarden**: Bluhme die Gens Langobardorum und ihre Herkunft (1868 u. 1874); Abel (1859); Pabst, Forsch. z. deutschen Gesch. II. (1862); Troya, storia d'Italia (1839) . . . Balbo, storia d'Italia sotto ai barbari.

Boioarier oder Baiuwaren, Baiern; Pallmann, Mannert, Rudhart, Buchner. **Zeuß**, über die Abstammung der Baiern von den Markomannen (1840); vgl. **Wittmann** (1841); **Quitzmann**, Abstammung, Ursitz und älteste Geschichte der Baiwaren (1857); Die heidnische Religion der Baiwaren (1860); Die älteste Rechtsverfassung der Baiwaren (1866); Die älteste Geschichte der Baiwaren bis zum Jahre 911. (1873); (Gegner der Zeuß'schen Hypothese: **Müllenhoff**, indem er die **suevische** Herkunft der Baiwaren verwirft).

Christenthum und ältestes Kirchenwesen. **Muchar**, röm. Norikum. **Klein**, Gesch. des Christenthums in Oesterreich und Steiermark seit der ersten Einführung. 1840 . . . **Ritter**, das Leben des heiligen Severin (1853); **Glück**, die Bisthümer Norikums u. s. w., Sitzungsbericht der Wiener Akademie der Wissensch., hist. Studien. 17. Band. **Werner**, das Bisthum Lorch. (1859); **Baur**, Christenthum und die christliche Kirche in den drei ersten Jahrh. (2. a. 1866); **Rettberg**, Kirchengeschichte Deutschlands (1. 2. 1846); J. **Friedrich**, Kirchengeschichte Deutschlands I. (1867. 2. 1870).

Inhaltsübersicht.

Die Geschichte der Völkerwanderung auf dem Boden des jetzigen Staates Oesterreich fällt so ziemlich mit dem Hauptverlaufe dieser schwierigsten aller historischen Fragen und mit den wichtigsten Thatsachen dieses großartigen Ereignisses zusammen. Hier ist nicht der Ort, der breiten, vielverschlungenen Strömung mehrhundertjähriger Vorfälle als Glieder eines weltgeschichtlichen Entwicklungsganzen in erschöpfender Darstellungen nachzugehen, wir müssen uns begnügen, an die chronologische Uebersicht der Hauptmomente der großen Wanderung kurze Erwägung des Einflusses zu knüpfen, welchen diese Hauptmomente auf die Gestaltung, den Bestand und Wechsel des Völkerlebens auf dem Boden unseres Staates übten.

Vorerst sei es jedoch vergönnt, unseren unmaßgeblichen Anschauungen über den Gang dieser Hauptphase des europäischen Völkerlebens in den Vordergrund zu stellen. Sie suchten ihren Halt in den Geschichtsquellen, nährten sich von der weitschichtigen Literatur dieses Gegenstandes und bilden eine nothwendige Verknüpfung des frühern Abschnittes über die Urbevölkerung Oesterreichs mit den folgenden Ausführungen.

Zunächst sei der wissenschaftliche Stand der bezüglichen Fragen, das Ergebniß der Forschungen, erörtert.

In der geschichtlichen Auffassung hat nicht leicht ein anderer Zeitraum solche Extreme wissenschaftlicher Ansichten aufzuweisen; keine historische Epoche erregt der nüchternen kritischen Forschung ein solches Unbehagen. Denn die alten Nachrichten sind ein Wirrsal widerspruchsvoller Angaben; die Namen der Völker springen koboldartig durcheinander, oft findet sich der gleiche bei augenscheinlich grundverschiedenen Stämmen, in den verschiedensten Oertlichkeiten; und die Völker selbst auf ihren Wanderungen scheinen sich zu verdoppeln, zu verdreifachen, oder verschwinden plötzlich, als hätte sie die Erde verschlungen, um unter anderen Namen wieder aufzutauchen, ähnlich den Gewässern des Karstbodens.

Es gab eine Zeit, in welcher man sich an die Berichte der alten Geschichtschreiber mit jener Treue klammerte, welche alle

Widersprüche ihrer Angaben in Kauf nahm oder unbeachtet ließ. Der Aufmarsch der Culturvölker, im Norden der Griechen und Römer, in erster Reihe Kelten, in zweiter Germanen, in dritter Slaven, wurde chronologisch eingetheilt und mit dogmatischer Strenge in ein System gebracht, aus welchem man dann die Völkerwanderung Schritt für Schritt als Ergebniß gesicherter Vorbedingungen methodisch entwickelte, allerdings nicht ohne Mühe und Selbstverleugnung.

Aber je weiter die quellenmäßige Erforschung dieser schwierigsten aller Epochen der Geschichte ihre Ameisenarbeit führte, je mehr historische Geographie, Anthropologie, Völkerkunde, vergleichende Sprachwissenschaft, Mythen- und Sagenkunde sich neuen Boden eroberten, desto mehr wurde das künstliche Gerüst jener Anschauungen erschüttert und neue Grundlagen mußten gewonnen werden. Um so häufiger traten sich daher auch gegensätzliche Anschauungen in den Weg und der wissenschaftliche Zweifel gewann einen größern Spielraum als die gläubige Gewißheit.

Vier Streitfragen insbesondere berühren wesentlich die Urgeschichte Oesterreichs vor und während der Völkerwanderung. Die jüngste derselben, aber die wichtigste, lautet: Sind Kelten und Germanen in Westeuropa, beziehungsweise auch die Slaven im sarmatischen Tieflande, die sogenannten Arier, oder Indoeuropäer im Ganzen als Einwanderer oder als Autochthonen, Urfässige, anzusehen? Wir haben bereits im dritten Buche unsere Stellung zu dem Dogma der asiatischen Heimat und westlichen Wanderung angedeutet. Uns gilt es noch als haltbar, das Erscheinen dieser Völker auf dem Boden Europa's als vorgeschichtlich. Denn zwischen der Seßhaftwerdung und der geschichtlich überlieferten Lebensthätigkeit jener Völker kann die weite Kluft vieler Jahrhunderte liegen, und in diesen dunkeln Raum, den wohl nie ein geschriebenes Zeugniß der Geschichte erhellen wird, fällt die Culturentwicklung der Kelten, Germanen und Slaven, die wir uns nicht gleich als fertiges Bronce- und Eisenvolk nach Europa eingewandert denken können.

Wir könnten dies nur dann, wenn die Hypothese eines europäischen Urvolkes der Steinzeit zwingende Beweiskraft hätte und wir erschöpfende Gründe für die Annahme einer im centralen Festlande allgemein verbreiteten prähistorischen Race gewännen. Für den Alpen-, Sudeten- und Karpathenboden sind eben solche Gründe bisher nicht geboten. Hier erscheinen die Funde der Stein-, Bronce- und Eisenzeit als Zeugnisse stufenweiser Culturentwicklung vorgeschichtlich eingewanderter und dann geschichtlich auftretender Völker,

unter dem von Süd und West nach Nord und Ost abnehmenden Einflusse entwickelterer Culturnationen.

Die zweite Streitfrage und die älteste von allen hat insbesondere die Ursässigkeit der Slaven zwischen Elbe und Weichsel, andererseits im Süden der Donau, bejaht und verneint. In dem einen Lager werden die Slaven als die geschichtlich ältesten Bewohner Ostdeutschlands und der nördlichen Balkanhalbinsel aufgefaßt, ja es kam da zu überschwänglichen Anschauungen, wonach Illyrer und Alpenkelten, sogar die germanischen Sueven, zu verlarvten Slaven wurden.

Im andern Lager hält man sich an die Zeugnisse antiker Geschichtschreibung und Sprachwissenschaft und läßt da die Slaven den Kelten, Illyrern und Germanen erst im Verlaufe der großen Wanderung folgen. Auch wir erklären, in diesem Lager bis auf Weiteres verharren zu wollen.

Eine dritte Streitfrage, die aber ebenso rasch abgethan wurde, als sie auftauchte, dreht sich um die Kelten und Germanen.

Von einer Seite wurde nämlich der Unterschied beider Völker auf dem Festlande Europa's geleugnet und beide identificirt. Mit Recht wies man diese, mit unleugbarem Scharfsinn verfochtene, Anschauung zurück, da sie bewährten Zeugnissen und begründeten wissenschaftlichen Erfahrungen den Krieg erkläre und in unlösbare Widersprüche verwickle. Aber einen wesentlichen Nutzen stiftete diese wissenschaftliche Controverse doch; sie führte zur genaueren Erforschung der Frage und zur heilsamen Kritik der Keltomanie, welche in übermäßigem Eifer Alles in ihr Bereich zog. Sie mußte der wissenschaftlichen Richtung, der Keltologie, weichen.

Ziemlich gleichzeitig tauchte die vierte Streitfrage auf, welche die geschichtlich ältesten Bewohner des heutigen Tirols und Graubündtens betraf.

Gegenüber der älteren Anschauung, die sie als Kelten auffaßte, erhob sich eine jüngere, die sie als Rhasener oder Rhätier von den Kelten schied und mit den Etruskern in nationalen Zusammenhang brachte. Der Kampf für und gegen die „Alpenetrusker" wirbelte viel Staub auf. Jetzt ist der Kampfplatz geräumt, die Luft reiner und die wissenschaftliche Anschauung der Gegenwart erkennt den Rhätiern eine Sonderstellung zu, ohne die nachbarliche Mischung mit dem Keltenthum auszuschließen.

Noch spielen, namentlich in der historischen Völkerkunde Oesterreichs, zwei Controversen, die Magyaren- und Rumänenfrage, eine wichtige Rolle. Doch müssen wir sie für einen spätern Abschnitt versparen.

Dies vorausgeschickt wollen wir, auf bewährte wissenschaftliche Forschungen gestützt, ein Bild der Völkerstellung vor der großen Wanderung entwerfen. Doch muß man es einem Handbuche zu Gute halten, wenn es auf den ausführlichen Nachweis, wo und wie diese Anschauungen gewonnen wurden, und auf alle erschöpfenden Belege verzichten muß.

Die geschichtliche Urbevölkerung Oesterreichs vor der großen Wanderung zerfällt in fünf Hauptgruppen. Im westlichen Alpenlande, Tirol, sind Rhäten oder Rhasener das Hauptvolk, mit Ostkelten zusammengrenzend und gemischt, welche ganz Norikum erfüllen und südwärts an die Istrer und Veneter grenzen, die wir, so gut wie Japoden, Liburner und Dalmaten, mit größter Wahrscheinlichkeit dem illyrischen Völkerkreise zuweisen müssen. Gleiches gilt von den Pannoniern. Es ist selbstverständlich, daß an der Berührungslinie eine Mischung und Durchdringung der urverwandten Illyrer und Kelten stattfand; wir brauchen nur an die geographische Stellung der ostkeltischen Skordisker, inmitten der pannonisch-japodischen Nachbarschaft, zu erinnern. Das Urslaventhum der Illyrer ist eine Annahme ohne zwingende Wahrscheinlichkeitsgründe, das der Ostkelten eine widersinnige Behauptung. Im Osten der ungarischen Donau treffen wir auf Geten oder Daken, ein Glied des thrakisch-illyrischen Völkerkreises, welches um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. unter Boerebistes im Höhepunkte seiner Macht steht und die ostkeltischen Bojer und Taurisker im Kampfe namhaft schwächt. — Am Norduser der bayerischen und österreichischen Donau, vielleicht von der rauhen Alp als Hauptstück des durch ganz Mittel-Deutschland sich erstreckenden hercynischen Waldes bis nach Böhmen, erscheint das vorgeschobenste Glied der Ostkelten, die Bojer; rings umgeben von germanischen Stämmen, vorzugsweise Sueven, nach Cäsar der mächtigste Völkerverein von Allen, der unter Ariovist eine große Gefolgschaft südwestwärts, mitten durch keltisches Gebiet, entsendete und allmählich die keltischen Bojer aus dem Quellenlande der Elbe ganz verdrängte, um in „Bojohämum" oder Buaimon, im Heim oder Sitz der Bojer, den Mittelpunkt eines den Römern gefährlichen Völkerstaates, des markomannischen, unter „König" Marbod zu gründen.

Dieser Völkerverein mochte außer den germanischen Stämmen auch vorgeschobene Slavenvölker umfassen, da wir an streng abgeschlossene ethnographische Gebiete unmöglich denken können, und germano-slavische Mischvölker daraus erwachsen sein, ähnlich den lettischen späterer Jahrhunderte, oder den Keltogermanen am

Rheine, insbesondere auf der gallischen Seite. Eine genaue Kenntniß und nationale Scheidung dieser „Nordvölker" kann von den römischen Geschichtschreibern nicht gefordert werden. Jedenfalls aber war dem Römer der Unterschied des Kelten und Germanen und ebenso der überwiegend germanische Charakter der Sueven klarer, als Manche anzunehmen geneigt sind.

Wenn wir nun auch Slavenmassen im Westen der Weichsel neben und unter suevischen Germanen denken wollen, so haben wir es mit vorgeschobenen Theilen der Slavenwelt zu thun, die ebenso wenig als die germanisch-suevischen Gauvölker in ständigen oder andauernden Wohnsitzen gedacht werden können. Man überschätzt gemeinhin, als Vertheidiger der Ursässigkeit der Slaven im Stromgebiete der Elbe, das Alter jener Bodencultur und agrarischen Verfassung, deren urkundliche Spuren uns seit der Karolingerzeit allmählich entgegentreten; andererseits unterschätzt man die Ergebnisse oder die Leistungsfähigkeit von mehr als vier Jahrhunderten, innerhalb deren der Slave, vom sarmatischen Tieflande als längst entwickelter Ackerbauer herübergewandert, Zeit und Muße gewann, Landstriche zu cultiviren, in denen der Germane nie andauernd seßhaft blieb, oder nur als Jäger, Nomade und Krieger hauste. Wenn in den Alpenländern das keltisch-romanische Boden- und Ortswesen binnen zwei Jahrhunderten von dem slovenischen so gründlich zersetzt und verdeckt erscheint, daß man in den größten Theilen Krains, Ober-Kärntens und Ober-Steiermarks auch versucht werden könnte, an Urslaventhum zu denken, so darf uns das vollkommene Abgehen altgermanischer Lebensspuren in jenen Gegenden um so weniger Wunder nehmen; denn was wären auch diese im Vergleiche mit den Ueberlieferungen römischen Provinziallebens! — Die Weichsel darf als Hauptgrenze der germanischen und sarmatisch-slavischen Völkerwelt angesehen werden. Es ist daher eine zutreffende Bemerkung des Altmeisters der Slawistik, J. Dobrowsky, wenn er die Stelle des römischen Geographen Pomponius Mela (beiläufig 50 Jahre n. Chr.), wonach die Visula die Grenze Sarmatiens sei, mit der Bemerkung schließt, „daß mit der Weichsel des Pomp. M. der slavische Norden sich eröffnet habe."

Zwischen diesem Strome und der Elbe kam es zu jenem Völkergemenge, aus dem Mischvölker, gewissermaßen als Bindeglieder beider Nationen, hervorgingen und diese, so gut wie reine Germanenstämme, umfaßte, wie schon angedeutet, der weitschichtige Name „Sueven". Daß bei dem Namen „Sarmaten" auch an Slaven, oder Winden-Wenden im Munde der Deutschen, gedacht werden müsse,

beweist die ganze spätere Völkerbewegung, die gelegentliche Verbindung beider Namen (z. B. Venadi-Sarmatä) in der Ueberlieferung der alten Welt, das Verschwinden des Namens Sarmaten, dort, wo unstreitig slavische Völker auftauchen, und die Grundbedeutung des Namens „ryphäische Gebirge“, welcher den ganzen Nordosten Europa's begleitet und auch den Karpathen gegeben erscheint. Seine Wurzel ist slavisch, und daß seit der Römerherrschaft an der Donau der letztere Name „Karpath“ in seiner Allgemeinheit, abgesehen von seiner unsichern Gliederung in römischer Zeit („sarmatische Berge“ zwischen Donau und Theiß, Bastarnische oder Peucinische Alpen im Südosten) durch die ganzen Stürme der Völkerwanderung sich bis auf den heutigen Tag behauptet hat, und ebenso an der ganzen Nordseite wie auch auf der längsten Strecke des Südabfalles von Slaven umwohnt erscheint, spricht für die Altsässigkeit der Slaven in diesen Gegenden. — Eine Deckung oder Identität der Völkerbegriffe Sarmate und Slave oder Wende zu behaupten, wäre jedoch gewagt. Jedenfalls ist Sarmate der weitere Begriff und umschließt Völker auch nicht-slavischer Art.

Böhmens älteste nachweisbare Bevölkerung waren keltische Bojer, ihnen folgten suevische Völker und zwar Germanen. Aus dieser keltisch-germanischen Epoche stammen die ältesten Bezeichnungen der Randgebirge, welche der Geograph Ptolemäos, im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, etwas genauer als Strabo (15 v. —30 n. Chr.) anzugeben weiß: der Gabreta-Wald (später Nord-, dann Böhmerwald), der Sudeta als Theil des hercynischen Waldes (später Erzgebirge; im frühen Mittelalter klingt noch der „hercynische“ Wald in der Bezeichnung Fairgunni nach, neben dem wahrscheinlich slav. Mirikwidi) und das Asciburgische Gebirge, auch vandalisches Gebirge, worunter aller Wahrscheinlichkeit nach der ganze Gebirgszug des Lausitz-Iser, Riesengebirges und mährisch-schlesischen Gesenkes verstanden werden muß. Daß der Name germanisch ist und „Eschengebirge“ bedeutet, geht schon daraus hervor, daß diese Waldbeschaffenheit von den Slaven in der Bezeichnung „Jesenicke hory“ (Gesenke) gleichfalls zum Ausdruck gebracht wurde.

Daß diese keltischen und germanischen Benennungen verschwinden und czechoslavischen Platz machen: Šumava (Böhmerwald) und Krkonoš (Riesengebirge), und das ganze Land einen neuen Namen Czechy erhält, während die Nachkommen der westlichen Germanen es consequent Beheim, Böheim nannten und dem Czechenvolke den analogen Namen Beheimi, Böhmen gaben; — andererseits Elbe (Albis) und Oder (Viadus, Viadrus, Jadua) und Weichsel (Visula,

Vistula) von den Nordslaven nur umgeformt erscheinen, in: Labe, Odra und Wisla — spricht für eine geschlossene Einwanderung der Czechen nach Böhmen, für eine slavische Neubesiedlung des Landes und für die vorslavische Namenbildung der drei letztgenannten Hauptströme.

Der Annahme, die Vorfahren der Czechoslaven seien ursässig unter bojischer, markomannischer, also keltischer und germanischer, Oberherrschaft gestanden, bis sie dann unter avarische geriethen und endlich im 7. Jahrhunderte frei wurden, ist eine schon aus diesen Gründen ganz unhaltbare Hypothese, welche an der ganzen Volksüberlieferung der Czechoslaven keinen Anhaltspunkt gewährt und in dem ältesten Chronisten Cosmas keine Stütze findet. Denn wer möchte in der naiv-idyllischen Schilderung von den Einwanderern, die in die Wildniß kommen zwischen der Eger und Moldau, (Ogra und Wlitawa) um den Berg „Rip" den ersten Wohnsitz aufschlagen und die neue von der Natur bestens versorgte Heimat nach dem Führer Boëmus „Boëmia" nennen, als Gegenbeweis ansehen?

Hat doch Niemand entschiedener die Slavenwanderung über die Weichsel nach dem Westen ausgesprochen, als Cosmas' Zeitgenosse, Rußlands ältester Chronist Nestor (geb. 1056), Mönch des Pečersker Klosters in Kijev; wenn er auch sonst, aus sagenhaften Ueberlieferungen schöpfend, die Donauländer als Ursitz der Slaven angiebt und sie von da durch die Wlachen (Wälschen) verdrängen läßt, — ähnlich wie die Bajuwarensage von einer Verdrä ngung der Altbayern durch die Römer spricht.

Aber es ist hoch an der Zeit, aus dem Geleise allgemeiner Vorbetrachtungen in das der Geschichte der Völkerwanderung einzulenken, in so weit dieselbe den Boden unseres heutigen Staates zum Schauplatze erkor.

Was man gewöhnlich die Epoche der Völkerwanderung nennt, ist eben nur die Hauptphase derselben (375—568), vom Einbruche der asiatischen Hunnen bis zum Seßhaftwerden der germanischen Langobarden in Italien. Jahrhunderte früher begann sie, und die Ausläufer derselben, z. B. die Magyareninvasion, fallen in den Schluß des 9. Jahrhunderts. Wer die Völkertafel des Strabo (15—30 n. Chr.), des Plinius, († 79) des Tacitus (v. E. des ersten Jahrh.), des Ptolemäos (c. 160 n. Chr.) und die Berichte über den Markomannenkrieg (165—180 n. Chr.) in Bezug der Völkerstellung vergleicht, bemerkt bei all' dem Unsichern der Ueberlieferung sehr namhafte Gruppenverschiebungen der Völker

in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Blickt man andererseits auf die Wandlungen der Bevölkerung im Alpen- und Küstenlande, desgleichen im Norden und Süden der Karpathen, in Folge der Slovenenbewegung, des Chorwaten- und Serbenzuges, der Ausbildung des Bulgarenreiches, vom Ende des 6. bis zum 8. Jahrhunderte, so giebt es auch nach 568 noch genug ethnographischer Thatsachen von Belange zu verzeichnen. Immerhin darf die Zeit von 375—568 die des Hauptstromes der großen Wanderung genannt werden.

Versuchen wir es zunächst mit einer Skizze der wesentlichsten Ereignisse vor 375. Während zur Zeit des Cimbern- und Teutonenzuges (113—102 v. Chr.) die Kelten ganz Mitteldeutschland beherrschen; in Cäsar's Epoche der Suevenstoß von Nordost nach Südwest Mitteldeutschland immer mehr den Germanen öffnet, häufen sich in den Zeiten der julischen Kaiser im Osten Deutschlands bis zur Weichsel suevische Germanen untermischt mit einzelnen Vorschüben der benachbarten Slavenwelt.

Ein solches gemischtes Suevenreich war das des Markomannenkönigs Marbod, des Zeitgenossen Armin's, des Cheruskers. Die Römer erkannten seine Gefährlichkeit für die Donaugrenze ihres Reiches. Tiberius sandte den tüchtigen Sentius Saturninus gegen Bojohämum (Bujämon), Marbod's Sitz; er selbst brach von Carnuntum auf, um die Markomannen zu bekriegen. Diese Angaben des gleichzeitigen Vellejus Paterculus († um 30 n. Chr.), und die Bemerkung, Marbod's Reich sei vom hercynischen Walde eingeschlossen, es habe im Rücken Norikum, rechts Pannonien und links, so wie von der Stirnseite, Germanien zur Nachbarschaft, lassen mit ziemlicher Sicherheit den Kern desselben in Böhmen-Mähren finden.

Mit dem Sturze Marbod's treten die Hermunduren und die Quaden (Kuaden) in den Vordergrund; gleichfalls suevischen Stammes, letztere überdies stets neben und mit den „Markomannen" genannt, — welcher letztere Name einmal den Stamm, das andere mal eine ganze Völkerverbindung bezeichnet. Die Begünstigung der Hermunduren, welche auch Tacitus als treu ergeben den Römern hervorhebt, ferner die Bildung eines Quadenstaates unter König Vannius zwischen der March und Theiß (Marus und Cusus) oder Gran, wie manche den Cusus deuten wollen, mit Bewilligung Rom's, sind deutliche Fingerzeige, wie man hier die Gefahren der nahen Völkerbünde nicht verkannte und bemüht war, ihre Wucht zu zersetzen, abzulenken und abzuschwächen. Auf der andern Seite haben

wir an dem Auftreten des Katualda, der den Marbod stürzte, des Hermunduren Vibellius, dem Katualda erlag, des Quadenkönigs Vannius und seiner Schwestersöhne Vangio und Sido, welche ihn wieder mit Hülfe des Vibellius beseitigten, die klarsten Beispiele von Gefolgschaftsführern oder Herzogen und Vasallen der Römer, die aber aus triftigen Gründen sehr argwöhnisch das Gebahren dieser Waffenfreunde zu beaufsichtigen pflegten. — Das Suevenreich des Vannius ist überdies eine große Herrschaft über germanische und sarmatisch-slavische Völker nach Art des Markomannenstaates Marbod's.

Plinius der ältere, welcher um 45 bis 52 n. Chr. im germanischen Heere diente, hat eine bedeutsame Stelle über die Bevölkerungsverhältnisse des nordöstlichen Nachbarlandes der Römer und über jenen Suevenstaat. Er bezeichnet das Standlager von Carnuntum als einen Grenzpunkt der Germanen, läßt die Ebenen Ungarns, jenseits der Donau bis an die Theiß (Pathyssus), von den Jazyger-Sarmaten, das Gebirgsland jenseits der Theiß von den Daciern bewohnt sein. Das Reich der Sueven des Vannius grenzt ihm zufolge westlich an die March oder an die Duria (?) (Marus, sive Duria est), und er scheidet es von den eigentlichen Germanenlanden. In der That war es ein gemischtes Reich, denn Tacitus gedenkt der sarmatischen Reiter des Vannius, nennt Jazyger und Lygier unter dessen Völkern und seine Angabe, der Marus und Cusus hätten die Grenzen des vannianischen Reiches gebildet, fällt mit den bezüglichen Andeutungen des ältern Plinius zusammen. Denn Cusus und Pathyssus sind verschiedene Bezeichnungen eines und desselben Stromes, der Theiß, ebenso wie Marus und das räthselhafte Duria bei Plinius alte Namen der March und eines zweiten Flusses sind, den wir nicht genau kennen (etwa die Waag?), falls nicht Duria ein zweiter Name der March ist. Westlich von der March können wir aller Wahrscheinlichkeit nach an den zweiten römischen Vasallenstaat, den der Hermunduren des Vibellius, denken. Sollte man bei Duria an die Thaya (slav. Dije), den bedeutendsten Zufluß der March denken? Der gestürzte Vannius theilte mit Marbod das Geschick, als Pensionär der Römer seine Tage zu schließen. Er nahm seinen Aufenthalt in Pannonien. Dieser Suevenstaat am Nordgemärke der pannonischen Herrschaft Rom's war jedoch kein verläßlicher Bundesgenosse. Als ihn K. Domitian (89) gegen die furchtbaren Daken aufbot und zum Waffendienste zwingen wollte, kam es zum Kriege mit den Römern selbst und die Markomannen und Quaden blieben Sieger.

Längere Zeit schweigen nun die Jahrbücher Rom's von dem Völkerleben jener Gegenden, und wir benützen diese Pause, um aus der Völkertafel des Tacitus und Ptolemäos Das herauszugreifen, was unserer Kenntniß von den ethnographischen Verhältnissen im Norden der Donau frommt. Tacitus nennt da als suevische Stämme Hermunduren, Norisker, Markomannen und Quaden. Oestlich von ihnen hausen Marsigner, Buren, Gotinen, Osen. Tacitus sagt von den Gotinen, sie seien keine Germanen, sie sprächen gallisch, d. i. keltisch, und die Osen hätten die gleiche Sprache mit den Araviskern, von denen sie sich getrennt hätten, d. i. die pannonische. Man wäre nun allerdings versucht, dies als Irrthum abzufertigen. Aber wenn keltische Bojer in Italien, in Böhmen, dann in Pannonien, Gallien, als Rest auftauchen, weshalb sollen nicht die Osen als abgetrenntes Stück der pannonischen Bevölkerung gelten können, als Bruderstamm der Aravisker, welche an der Raab wohnten? Und ebenso ist es voreilig, unter den Gotinen des Tacitus an dieser Stelle gothische Völker zu vermuthen, da einen solchen Namen eine keltische Stammgenossenschaft führen konnte, und vielleicht die Oertlichkeit Cotino im Markomannenkriege K. Mark Aurel's ihrem Gaue zugehörte. Denn jedenfalls haben wir uns Gotinen und Osen eher im Süden als im Norden der Karpathen zu denken.

Bezeichnend ist die Stelle des Tacitus, worin er die Markomannen in den Sitzen der Bojer angiebt, von den Nariskern bemerkt, sie hätten ebenso wenig als die Quaden ihr Volksthum eingebüßt und diese Völkerschaften bis zur Donau hin die der „Stirn" Germaniens nennt. Quaden und Sarmaten hätten den Gotinen als „Fremdlingen" Tribut auferlegt und diese trieben doch Eisenbau zu um so größerer Schmach. Weit namenreicher ist die Völkertafel des Ptolemäos, des bedeutendsten Geographen der antiken Welt. Ihr zufolge hausen „im Osten um die Elbe die Bainochaimen, ober ihnen die Bateiner und ober diesen unter dem Asciburgischen Gebirge die Korkantier und Luten; die Buren bis zum Weichselflusse." Auf der andern Seite über dem Sudeta nennt Ptolemäos die Teuriochaimen, unter ihnen die Varisker. Dann kommt der Gabretawald. Weiter südlich gegen den Donaulauf wohnen nach ihm die Parmäkampen. Unter dem Gabretawalde, d. i. wohl auf der innern Seite des Böhmerwaldes, dessen Außenwand Varisten bewohnen, verzeichnet er die Markomannen, unter diesen die Sudinen und Adrabäkampen. Unter dem orkynischen Walde (die vage Bezeichnung des ganzen hercynisch-sudetischen Gebirgssystems; hier offenbar sein östlichstes Glied) hausen Quaden, unter diesen befinden sich die Eisen-

gruben und der Wald Luna; unter diesem wohnt ein großes Volk, die Bämen, bis zum Danubius und neben ihnen die Terakatrier und in den Ebenen die Rakater.

Im Großen und Ganzen haben wir da noch immer die Grundzüge der Völkertafel des Tacitus, welche auch Ptolemäos thatsächlich benützte; nur zahlreicher sind die Namen der Völkerschaften und reichhaltiger die Angaben der Gliederung der östlichen Gebirgsmassen. Genaue Gegendangaben dürfen wir nicht verlangen, nur beiläufige. Immerhin entrollt sich uns bei Ptolemäos ein detailreicheres Bild, und daß er überdies im „dritten Klima" oder geographischen Bezirke 13 „Städte" nennt, welche in die Elb-, Oder-, Weichsel- und Karpathenlandschaft gehören, beweist, daß man seit Tacitus durch militärisches Kundschafterwesen und im Wege der Handelsbeziehungen etwas mehr topographischer Kenntnisse auf jenem Boden gewonnen hatte. Alle diese Orte auf jetzt bestehende in Mähren, Schlesien, O.-Ungarn zurückzuführen, dürfte bislang eine undankbare Danaidenarbeit bleiben. Jedenfalls aber dürften Namensformen, wie Meliodunum, das man bei Olmütz sucht, Karrhodunum, dem man im heutigen Westgalizien nachspürt, kein ganz verwerfliches Zeugniß für eine östlichere Verbreitung keltischen Volksthums oder doch kelto-germanischer Mischlingsstämme abgeben, als man gemeinhin anzunehmen gewillt ist. Ueberdies scheint Eburon im March- oder Weichselgebiete auf die Buren hinzudeuten.

Von den Völkernamen, welche Ptolemäos anführt, stimmt der der Markomannen, Quaden und Burer mit denen des Tacitus überein. Die Varister lassen sich zwanglos als abweichende Schreibung statt Narisker ansehen, und ebenso wenig wird man irren, wenn man in den Teuriochämen des Ptolemäos die Hermunduren des Tacitus erblickt. Denn sie entsprechen der Gruppenstellung der Völker in beiden Berichten und in der Bezeichnung Teurio-chämen (ähnlich dem Baino-chämen) scheint die Wurzel Teur-Dur zu stecken, die von anerkannten Forschern auch in den Tur- oder Dur-ingen (Thüringen) als Nachkommen der Hermunduren festgestellt wird. Besonders wichtig erscheinen die Angaben des griechischen Geographen über die Völkerschaften am Norduser der Donau. Daß die Parmä-Kampen und Adrabä-Kampen an die Kampflüsse Oesterreichs, um den Südfuß des Gabreta (Böhmerwaldes) versetzt werden können, ist mehr als bloße Annahme und ebenso wäre man versucht, die jedenfalls benachbarten Narisker (Varister) (denn auch sie sitzen am Außenrande des Gabreta, westlich von den Parmäkampen) mit dem

Narn-Flüßchen Ober-Oesterreichs in Verbindung zu bringen. Aber wir müssen dieser Versuchung widerstehen.

Um so wichtiger ist die Frage, wo der Luna-Wald zu suchen.

Man hat in der allerdings begründeten Voraussetzung, Luna sei ein römischer Name, diesen Waldzug als „Mond-Wald" gedeutet und an den heutigen Mannhart Niederösterreichs gedacht, dessen mittelhochdeutsche Namensbildung Man-hart allerdings das Gleiche besagt. Aber da lassen sich die „Eisengruben", wobei man sogleich an die Erzgewinnung der Gotiner des Tacitus gemahnt wird, und das „große Volk der Baimen", zwischen denen und den Quaden (im Marchgebiete) der Lunawald liegen soll, schwer unterbringen. Es scheint daher richtiger unter diesem der halbmondförmige Zug der kleinen Karpathen im Norden von Preßburg verstanden werden zu müssen, hinter welchen weiter östlich der Erzboden des ungarischen Berglandes verläuft. Da allerdings fände sich genug Raum für die Bämen und ihre Nachbarn, die Terakater und Rakater. Man hat jedoch, gestützt auf den Umstand, daß im Munde der Czechen noch heutzutage Oesterreich „Rakous" heißt, mit Sicherheit darauf schließen wollen, daß darin die Erinnerung an die hier einst seßhaften Rakater stecke, und diese somit durchaus an das Norduser der österreichischen Donau bringen wollen. Es liegt allerdings sehr viel Bestechendes darin. Abgesehen jedoch von dem Umstande, daß sich da die Rakater nicht so leicht unterbringen lassen und der Name Rakous noch eine zweite näher liegende Deutung zuläßt, auf welche wir anderorten zu sprechen kommen, scheint gerade, was diese der Donaugrenze des Römerreiches unmittelbar vorgelagerten Völker und Völkchen betrifft, Ptolemäos zu gut unterrichtet zu sein, als daß man gerade an dieser Stelle seine Völkertafel mit einiger Gewaltsamkeit umzustellen berechtigt wäre. Weit mehr Grund ließe sich für eine zweite Namensanalogie zwischen den Korkontiern des Ptolemäos am Außenrande des Asciburgischen Gebirges und der czechischen Benennung des Riesengebirges Krkonos anführen, aber auch da liegt eine andere Herleitung näher.

Ptolemäos weiß nichts mehr vom einstigen Suevenreiche des Vannius und seiner Nachfolger, es ist verschollen, nicht aber die Völkermasse, die es umfaßte, und da er der Quaden als Nachbarn der östlichen Bämen gedenkt, so müssen in diesem Namen die „Sueven" stecken, welche, zur Zeit des Markomannenkrieges und noch später, den Quaden an die Seite gestellt werden.

Die Bezwingung Daciens durch Trajan (102—107) haben wir bereits anderorten gewürdigt; auch berührt sie wenig die

nördlichern Völkerverhältnisse, soweit der karge Inhalt ihrer geschriebenen Zeugnisse reicht; aber durch die weite Ausbiegung der Reichsgrenze mußte sie Beziehungen zu einem neuen Völkerkreise herbeiführen.

Der Markomannenkrieg in den Tagen Mark Aurel's (166—175 n. Chr.) ist ein breiter Lichtstrahl, der in das dunkle Völkerleben am Donaustrome fällt und einen Vorstoß der Völkerwanderung ankündigt. Ein großer Völkerbund germanisch-sarmatischer (slavischer?) Stämme unter Führung des Hauptvolkes der Markomannen rüstet gegen Rom. Dio Cassius (um 229) nennt vor allen die Markomannen, Quaden, Buren und Jazyger. Der spätere Julius Capitolinus (um 305) stellt in erster Linie die Markomannen, Hermunduren, Quaden und Sarmaten, entrollt aber an anderer Stelle eine lange Liste der verbündeten Völker, unter denen uns, als schon Bekannte, Markomannen, Varister, Hermunduren, Quaden, Sueven, Buren, Osen und Sarmaten, neben Viktofalen, Vandalen, Bessen, Kobotern, Roxolanen, Bastarnen, Alanen, Peucinern und Kostobokern begegnen. Letztere 7—8 Völker stellen unstreitig einen besondern Völkerkreis dar, welcher der sarmato-slavischen und nicht der germanischen Stammesart angehört, aber, wie dies bei den Jazygern deutlich an den Tag tritt, durch langen Nachbarverkehr mit den östlichen Ausläufern der Germanen das eigene Volksthum mit dem angrenzenden mischte.

Diese Mischung der Lebensweise, und wohl auch der Sprache, erzeugte den germano-sarmatischen Völkerkreis. Schon Tacitus bemerkt in seiner Germania, die nordöstlichen Germanen hätten Manches von den Sarmaten angenommen, und der spätere Ammianus Marcellinus im 4. Jahrh. bezeugt es ausdrücklich von den Quaden und Jazygern oder Sarmaten, wie er im Allgemeinen sagt. Für die ältesten Bevölkerungsverhältnisse unseres heutigen Staatsgebietes ist aber gerade dieser germano-sarmatische Völkerkreis von Belang, da derselbe das nord- und südkarpathische Land jenseits des Donaustromes unserm Auge als dämmernden Schauplatz vorführt. Bemerkenswerth ist die Angabe des Dio Cassius, daß Mark Aurel den gebändigten Jazygern verbietet, Versammlungen, Märkte und eigene Schiffe zu halten, ebenso die Donauinseln zu betreten; andererseits aber gestattet, mit den Roxolanen durch Dacien Handel zu treiben. Es ist derselbe Historiker, welcher an einer frühern Stelle das Quadenreich zwischen Markomannen und Jazygen stellt und angiebt, der Imperator habe die friedenheischenden Quaden einen Eid schwören lassen, daß sie Markomannen und Jazygen keinen Zugang

gewähren, um so das Auskundschaften der Sachlage in den römischen Provinzen hintanzuhalten. Dies beweist, daß wir in der That diese Quaden dort zu denken haben, wo einst das Suevenreich des Vannius bestand und Ptolemäos seine mächtigen Bämen unterbringt; während die Markomannen in den früheren Sitzen, und zwischen Donau und Theiß die sarmatischen Jazygen hausen.

Es waren schwere Zeiten, die sich für Rom an das Schlußjahr des Partherkrieges (166) knüpften. Eine furchtbare Seuche wüthet im Reiche und heischt Tausende als Opfer. Aber verderblicher schien der Heereszug der germanischen Völker vom Norden der Donau, deren Uebermacht und wilde Tapferkeit die pannonischen Legionen unter Furius Victorinus erlagen (E. 166), denn er führte 167 schon ein gewaltiges Heer der Markomannen und ihrer Genossen bis vor die Thore Aquileja's. Wohl drängt Mark Aurel wieder die schlimmen Gäste zurück, aber entsetzlicher als das erste Mal bricht 169 die Pest wieder los, und kaum waren die Todesgötter versöhnt, muß der Imperator wieder zum großen Kampfe an der Donau rüsten, denn Alles stand auf dem Spiele. 16 Legionen (an 200000 M.) waren hierzu nothwendig und 4 Jahre weiterer harter Kämpfe (171—175) bedurfte die Bändigung der zähen Feinde.

Carnuntum und Vindobona waren die Hauptwaffenplätze; die Hauptschlacht, die der wunderbare Regen erst in der letzten Stunde zum Siege der hartbedrängten Römer gestaltet haben soll, fand im Sommer 174 bei Kotino statt. „Im Lande der Quaden bei den Granua" schloß der Kaiser das zweite Buch seiner stoischen Selbstschau, und diese wichtige Ortsangabe läßt sich zwanglos auf den Granfluß zurückführen, der so gut wie die March den Namen von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage behauptete.

Ein Jahr darauf ward der Hauptfriede mit den gefährlichen Jazygern geschlossen, und dann rastlos an der Befestigung der Thalenge am Laufe der Zuflüsse des Danubius gearbeitet. Der 17. März des J. 180 brachte dem kaiserlichen Schüler der Stoa, dem Feldherrn und philosophischen Schriftsteller zu Vindobona, den Tod. Sein Sohn Commodus, der Gladiatorenkaiser, beeilte sich mit den „Barbaren" einen Frieden zu schließen, der 163,000, nach Anderen gar 310,000 (!) gefangenen Römern wieder die Freiheit gab.

Bedeutsam ist die Bemerkung des römischen Geschichtschreibers, wonach bei dem Ausbruche des Krieges germanische Völker eingriffen, welche von „hinter ihnen sitzenden Barbaren" vorwärts gedrängt wurden und das Auftauchen einer Gefolgschaft von elbesässigen Langobarden und Obiern im Heere des Markomannenkönigs Ballomer

(Balamir), das zehn verschiedene Völkerschaften umfaßt haben soll. Es beweist dies eine mächtige Bewegung im Innern der germanischen Völkerwelt, und nicht ohne Berechtigung vermuthet man unter den „hintersässigen Barbaren" die Gothen-Völker Nordgermaniens, die in südöstlichem Vorstoße um die Karpathen herum dem Nordgestade des schwarzen Meeres sich zuwenden, und bereits in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts neue Gefahren dem Römerstaate bereiten.

Drei Völker-Bündnisse sind es, welche im dritten Jahrhunderte den ganzen Umfang unseres heutigen Staatsbodens, oder das Römerreich mit seinen nördlichen Haupt-Bollwerken in ein Kriegslager verwandeln: der Alemannen-Bund im Westen, der Vindelicier-Rhätier bedroht, Markomannen, Quaden und andere suevische Völker neben sarmatischen suchen die Einbruchswege nach Norikum-Pannonien, und die Gothen werden für Dacien und Mösien zur bleibenden Gefahr.

Es ist ein ermüdendes Einerlei, dieses Ringen der Römer und Barbaren. Aber wie groß auch noch immer die Vertheidigungsmittel des Riesenstaates blieben, wie wenig man jetzt noch seine Widerstandskraft unterschätzen darf, und wie erfinderisch Rom darin sich zeigt, durch Aufnahme von Barbarenstämmen auf eigenen Grund und Boden, durch Besoldung kriegerischer Gefolgschaften und Stärkung der Wehrkraft an den Grenzen in solcher Weise, durch diplomatische Künste und große Gewaltmittel, die langsam aber riesig anschwellende Reichsgefahr zu beschwören, ihre Strömung zu stauen und abzuleiten — all' dies Aufgebot von Staatsmacht und Staatsklugheit erscheint immer deutlicher als Gnadenfrist des unabwendbaren Schicksals. Die Thatkraft eines Alexander Severus, Decius, Claudius II., eines Aurelian, Probus, Carus, Diocletian und seiner Reichsgenossen hält noch ein Jahrhundert lang (222—323) die unaufhörlich anstürmenden Gegner im Zaume; Constantin I. (323—337) arbeitet an der politischen Wiedergeburt des Staates, und noch einmal raffte er sich unter Julian I. (361—363), dem edeln „Romantiker auf dem Throne", in seiner Einheit zusammen; aber an die Reichstheilung von 365, welche Valentinian I. Westrom, mit Norikum, Pannonien, Rhätien, und Mailand als Herrschersitze, zuweist, knüpft sich die Phase zum eigentlichen Verfalle des Römerreiches. Ihn eröffnet der Tod Valentinian's I. (375) und die Hunnenbewegung vom Don herüber. Allerdings bedurfte es noch hundert Jahre, ehe die Donauprovinzen in fremden Händen lagen, denn ein so gewaltiger Körper

wie der Römerstaat konnte nicht so rasch ersterben; Jahrzehnte ließ er noch seine letzten Zuckungen verspüren.

Für die Völkerstellung am Nordufer der ungarisch-österreichischen Donau ist unmittelbar vor dieser Schlußepoche der Bericht des Ammianus Marcellinus sehr wichtig, dem wir einige frühere Thatsachen voranstellen müssen.

Bezeichnend sagt J. Capitolinus, der aus älteren Berichten schöpfte, „Mark Aurel hätte nach dreijährigem Kampfe die Markomannen, Hermunduren, Sarmaten und Quaden unterworfen, wenn er nur um ein Jahr länger gelebt," — dies Ziel blieb also unerreicht. Caracalla, Alexander Severus und Maximinus Thrax (211—236) haben vor Allem mit den Quaden zu thun, deren Name immer mehr in den Vordergrund tritt, während der der Markomannen seltener angeführt erscheint. Unter Valerian und Gallienus (253—260) steigern sich die Gefahren, und der letztere unfähige Herrscher hilft sich sogar mit der Abtretung eines Theiles von Oberpannonien an seinen Schwiegervater, den Markomannenkönig Attalus. Diese Heirath eines römischen Imperators mit einer „barbarischen" Prinzessin und die Zuweisung eines römischen Bodenstückes an einen Germanenstamm sind merkwürdige Thatsachen. K. Aurelian (270—275) wirft die Sueven in Pannonien, die Allemannen in Rhätien zurück.

Aber die Auflassung Daciens durch diesen Kaiser ist das Eingeständniß der Nothwendigkeit, die Grenzlinie des Reiches zu beschränken. Hiermit mußte das Einströmen sarmato-slavischer Völkermassen und die Furchtbarkeit der hinterkarpathischen Gothen gesteigert werden. K. Probus (276—282) versucht den Andrang der Sarmato-Slaven durch Ansiedlungen in Pannonien und Illyricum abzuleiten, aber schon sein Nachfolger Carus muß (282—283) gegen sie wieder zum Schwerte greifen, als sie erobernd vordringen wollen. Unter Diocletian (284—305) wiederholen sich diese Verhältnisse. Die jenseits der Donau hausenden sarmato-slavischen Karper (vielleicht Karpather) werden in Mösien angesiedelt und zur Bändigung der Jazyger die Donaukastelle Controacincum und Bononia angelegt, letzteres zwischen Mursa und Sirmium, woraus wir am besten entnehmen können, wie tief nach Süden die Jazyger- oder Sarmatenbewegung sich erstreckt haben muß. In den Tagen der Alleinherrschaft Constantin's d. Gr. (323—337) erfahren wir, daß ein Theil des einst im Sudetengebiete seßhaften Germanenstammes der Vandalen, die Astinger, von Gothen und Sarmaten eingeengt und geängstigt, Wohnsitze am rechten Donauufer einge-

räumt erhielt. Es kündigt sich das Chaos der Völkerwanderung an.

Wir erfahren durch Ammianus Marcellinus z. J. 258 in den Tagen des K. Constantius von zwei Quadenreichen, deren eines westlich, das andere östlich vom „Gebirgsrücken" lag und deshalb das „transjugitanische" genannt wird. Mit Recht sucht man in jenem Gebirgsrücken den Lunawald des Ptolemäos und in den transjugitanischen oder „Hinterwäldler-Quaden" dieselben Sueven, welche jener Geograph Bämen nennt und die einst den Kern des vannischen Quaden- oder Suevenreiches bildeten. Denn das sind wieder die Nachbarn und Verbündeten der Sarmato-Slaven wie vor Zeiten, und Ammianus Marcellinus bezeichnet sie darum als „zahlloses und mehr als je kriegerisches und mächtiges Volk", an dessen Spitze der Oberkönig Viduarius mit dem Thronfolger Vitrodurus und dem Unterkönige Agilmund stehn, im Lande jenseits des römischen Standlagers zu Bregetio (Szöny) an der oberungarischen Donau. Das andere Quadenreich müssen wir also im Marchgebiete annehmen, dort wo wir die ursprünglichen Quadensitze, noch vor der Bildung des vannianischen Quaden- oder Suevenreiches, kennen.

Von größter Bedeutung ist jedoch das, was unser Gewährsmann in Hinsicht der Sarmaten berichtet. Einst wären die Sarmaten in ihren Gebieten gefürchtete Herren gewesen. Ihre Knechte hätten sich gegen sie erhoben und ihre vormaligen Gebieter gezwungen, bei den (suevischen) Viktofalen (oder Taifalen) Schutz zu suchen. Diese „Sarmatenknechte" sind die, von den Römern durch den Beinamen „Limigantes" unterschieden, offenbar die am Donaulimes oder an der Reichsgrenze umherschweifenden Sarmaten. Jenes Ereigniß der Empörung der Sarmatenknechte gehört der Zeit Constantin's an (334) und eine ungeheure Masse der hierdurch bedrängten Sarmaten (an 300,000?) soll damals auf römischem Boden Aufnahme gefunden haben. Diese Thatsache ist nicht belanglos und ebenso wenig darf man achtlos an der Angabe des Ammianus Marcellinus vorbeigehen, wonach Gothen, Sarmaten und Römer in der Caucelandensischen Gegend in Kämpfen lagen; mag man nun diese Gegend in Oberungarn oder mit mehr Berechtigung in Dacien (Kaukalada-Kokel?) suchen. Auf diese Weise kam es wohl zu der Scheidung amicensischer und peucensischer Sarmaten, in welchen letzteren wir den weit früher bereits genannten Stamm der Peuciner wiederfinden. Die Vernichtung der Limiganten durch Constantius (358), die Unterwerfung der anderen Sarmaten, denen ein neuer

König, Zizais, gegeben wird; die Angabe der Namen anderer Sarmatenhäuptlinge, wie Romona, Cinafra, Fragileda und Usafer — all' dies sind Dinge, welche Ammianus mit breiter Ruhmredigkeit erzählt, die uns aber nur als Beweise dienen, wie stark das sarmatische, und wir dürfen wohl sagen sarmato-slavische, Völkergemenge im Karpathenlande vertreten war. Tritt uns ja in der Peutingerischen Tafel der Name Venadi Sarmatä entgegen, den wir doch nur in „windische oder slavische Sarmaten" verdeutschen können.

Wie wenig dies an dem Schicksale der pannonischen Reichsgrenze ändern konnte, beweist die Folgezeit, beweisen die Anstrengungen Julian's, von dem der heilige Hieronymus erzählt, er habe Angesichts des Müssigganges der orientalischen Israeliten ausgerufen: „O Markomannen, o Quaden, o Sarmaten, endlich habe ich noch Andere gefunden, nichtsnutziger als ihr!" — beweist endlich der furchtbare Quadenaufstand unter Valentinian I., als ihr König Gabinius von Römern verrätherisch erschlagen wird. Zwei Jahre ist Carnuntum der Waffenplatz des Imperators und zu Bregetio rafft ihn ein Schlagfluß dahin, aus Zorn über einen neuen „Treubruch" der Quaden und Sarmaten.

So spielt sich am Gestade der österreichisch-ungarischen Donau ein Hauptstück der Völkerwanderung ab und nicht anders ist es im äußersten Westen unseres heutigen Staates. Da tobt 357 der Allemannenkrieg um den brigantinischen (oder Bodensee), dessen Ufer-Wildniß Ammianus Marcellinus schildert, und ein Hort der Römerherrschaft soll Constantia, die Uferstadt, kaiserlicher Gründung, werden.

Im Osten jedoch, unstreitig auch nach Dacien hinein, ersteht das große Ostgothenreich Hermanrich's, dem ein weiter Kreis sarmato-slavischer Völker, wie z. B. die Roxolanen, unterthan wird. — So bedenklich sah es an den römischen Reichswehren aus, als Valentinian I. die Augen schloß, Gratian (Valentinian II.) und Valens die Zügel der Regierung im Westen und Osten ergriffen und 376 die große Hunnenfluth hereinbrach.

Wollen wir nur einen Augenblick bei Dacien verweilen. — Die Gothenbewegung, deren Folgen zunächst an der nördlichen Donaumündung um 215 n. Chr. bemerkbar werden, in jenem Gebiete östlich vom Pruth, zu dessen Schutze der Trajanswall angelegt wurde, — wurde schon 249 für das heutige Siebenbürgen oder West-Dacien verhängnißvoll und trotz des Gothensieges, den Kaiser Decius (249—51) feierte, war der Verlust Daciens unter Gallienus

(253—268) unabwendbar. Der Sieg des Claudius (269) schützte nur Mösien. Aurelian's Uebersiedlung der römischen Soldaten und Colonisten aus Dacien, als einem verlornen Posten, darf nicht so gedeutet werden, als habe er die Gesammtbevölkerung der ursprünglichen Römerprovinz betroffen. Der Kern der eigentlichen Dacier, deren Romanisirung nur auf die römischen Gruppenansiedlungen beschränkt werden muß, blieben zurück innerhalb der hereingebrochenen Gothen und Gepiden, deren schon die Peutingerische Tafel im Osten Daciens gedenkt, und Sarmato-Slaven. Als dacische Stämme sind vielleicht die Kistoboker und die Kaukanesier (Kaukaland-Bewohner: Kokelland?), als Mischung der Sarmaten-Slaven und Dacier die Karpodaken des vierten Jahrhunderts anzusehen. Gothen waren die tonangebende Volksmacht. Nach Hermanrich's Falle hielt sich der Westgothe Athanarich noch eine Zeit lang in Westdacien, aus welchem er die Sarmato-Slaven hinausdrängte. Als er dann diesen Zufluchtsort mit Mösien vertauschte, vergrub er seinen Schatz in der Nähe der dacischen Stadt Komidawa, wo jetzt Piatraossa am Buzeo in der Walachei liegt. Ihn fand man in unserer Zeit auf, darunter den schweren goldenen Armring mit der Runeninschrift „Guta niopi hailag" d. i. „geweiht dem Bedarfe der Gothen". — Seit dem Gothenabzuge war für das sarmato-slavische Gefolge der Hunnen und für die Gepiden im westlichen Dacien der Tummelplatz und Sitz, und die alten Dacier verschwammen in diesem Völkerchaos.

Für die Geschichte der Völkerwanderung in ihrer Hauptphase v. 376—568 bildet wieder das Karpathenland den maßgebenden Tummelplatz und das Alpenland ein wichtiges Durchzugsgebiet. Während jenes dem großen Hexenkessel gleicht, in welchem die für Rom verderbliche Völkerfluth gebraut wird, finden die Hauptstöße gegen Italien durch das österreichische Alpenland statt, ohne daß es hier vor dem Schlusse der Völkerwanderung zu einer Vernichtung des alten Volksthums, oder zur Seßhaftwerdung germanischer Stämme kommt.

Während sich das Hunnenreich in Dacien bis an die Donaugrenze der Römer auszubreiten beginnt, ohne noch die Jahrbücher der alten Welt mit seinen Thaten zu füllen, — und die suevisch-sarmatischen Stämme, früherer Ansiedlung im Karpathenlande, sowie die Ostgothen, der hunnischen Herrschaft verfallen, — erhält die römische Weltherrschaft den letzten einheitlichen Träger in der Person des Reichsgehilfen Gratian's (379—394), Theodosius (394—95). Als Mitregent hatte er die Gothenfluth eingedämmt.

Wie weit damals schon die Einbrüche der Gothen (Ost- und Westgothen) reichten, beweisen die Synodalacten Aquileja's von 381. Denn damals setzten sie in Petovio (Pettau) einen arianischen Bischof, Valens, ein, und als der Eindringling von der strenggläubigen Bevölkerung vertrieben wurde, überfielen die Gothen die Stadt und zerstörten sie. — Theodosius' letzter Wille schuf ein West- und Ost-Rom; wir stehen im Zersetzungsproceß der alten Welt und dem westlichen Römerreiche nahte das unabwendbare Verhängniß.

Die Westgothenzüge Alarich's (402 und 408) berühren nur vorübergehend den Süden der Alpenländer; die Völkerfluth unter Rhadegais (Ratager) bricht 406 mitten durch. Stilicho, der „Vandale", ist der Retter Westrom's. Immer drangvoller wird das Loos der norisch-pannonischen Provinzialen, die 411—432 an Generidus einen Statthalter von tüchtigem edlen Wesen besaßen und — als er gestorben — im dumpfen Gefühle der Verzweiflung einen Aufstand erregten.

Inzwischen bildet sich unter Mundzuk und Roas das Hunnenreich gewaltiger aus, und Attila, Etzel, die „Gottesgeisel", tritt 443 an die Spitze desselben als Alleinherrscher, kurz nachdem Sirmium der Zerstörung durch die Hunnen erlag.

Die niedergehende weströmische Welt besitzt an Aetius die einzige Stütze. — Der Zug Etzel's (451) in die catalaunischen Gefilde Galliens ging im Norden der Donau wahrscheinlich durch das thüringisch-hessische Land, eine alte Völkerpforte; im Hunnenheere wird eine bunte germanische Völkerkarte: Ostgothen, Gepiden, Scyren, Heruler, Turcilinger, Sueven, Rugier, zum letzten Male Markomannen und Quaden, neben Schaaren von Sarmaten-Slaven aufgeführt. Von wichtigerem Belange für die Vorgeschichte Oesterreichs erscheint die letzte große Heerfahrt Attila's gegen Oberitalien. Aquileja's Verfall knüpft sich daran und andererseits die traditionelle Entstehung der Lagunencolonieen der Adria, aus denen die Republik des heiligen Markus, unter Tribunen und später Dogen, erstand, als ein Stück römischen Staatslebens in mittelalterlichen Formen.

Der Tod Attila's (453), die Völkerschlacht am Netadflusse Pannonien-Daciens gegen die uneinigen Söhne entscheidet die Vernichtung des Hunnenreiches. Gepiden, Ostgothen, Rugen, Heruler, Turcilinger, Scyren, Sueven und Sarmato-Slaven erkämpfen sich die Unabhängigkeit.

Die Gunst des Schicksals bewahrte uns ein in der legendenartigen Anlage höchst anspruchsloses, aber inhaltlich kostbares Gedenkbüchlein der Zeiten nach Etzel's Tode: das Leben des nori-

schen Mönches und Glaubensboten Severinus „aus dem Oriente“ († 482), abgefaßt von seinem Schüler Eugippius, am Schlusse des fünften Jahrhunderts. Mit Recht kann man es einen Lichtstrahl in dunkler Nacht nennen. Es beleuchtet die Zustände in den römischen Alpenprovinzen des Donaugebietes und die nachbarliche Völkerstellung; es wirft seinen zitternden Schimmer auf den nahenden Untergang des weströmischen Reiches; nur verlischt er zu bald, um noch weiter unser Führer zu sein. Und diesem kleinen Büchlein reihen sich zwei umfangreichere Geschichtsquellen des 6. und 8. Jahrhunderts an: die Geschichte des Gothenvolkes von Jordanis (Jornandes) und die „Thaten der Langobarden“ aus der Feder des Zeitgenossen Karl's des Großen, Paul's, „Sohn des Warnefried“, gemeinhin Paul der Diacon genannt.

Noch finden wir, nach Attila's Tode, wie das Leben Severin's erzählt, in Ufernorikum feste Römerstädte. Die Legionäre, allerdings nur mehr kleine Haufen von Miethsoldaten, beziehen noch Sold aus Italien. Von der östlichsten Uferstadt Asturis über Faviana, Comagene begleiten wir den Tröster und Hort der Provinzialen, den kleinen sehnigen Mönch, düstern, weltverachtenden Sinnes, aber voll unbeugsamen Gottesmuthes, in Sommerhitze und Winterfrost — bis in's Salzachgebiet, nach Cucullis und Juvavo an die Innmündung, nach Briodurum und nach Künzen (Quintanis) im heutigen Bayerlande. Ueberall warnt er vor leichtsinniger Vermessenheit, überall predigt er Buße, denn er sieht das Verderben Westroms als unabwendbares Geschick, als Gericht Gottes — über Nacht kommen.

Aber auch zum mannhaften Widerstande weiß er aufzumuntern, wenn es Noth thut, und nur Er darf es wagen, die Königsfamilie der benachbarten Rugen, am Nordufer der Donau, des halb arianisch, halb heidnisch gesinnten Volkes, von Gewaltthaten wider seine Schützlinge, die römischen Provinzialen, abzumahnen. König Feva (Feletheus), der Sohn des Flaccitheus, ist gefügig, um so herber erscheint des Königs Gattin, die stolze Gisa, ein kräftiger, interessanter Charakter. Am liebsten allerdings weilt der Mönch in seiner engen, stillen Zelle. Ad vineas und Burgus sind seine bevorzugten Städte. Die Verknüpfung der heutigen Oertlichkeiten um Wien, wie Sievering, Heiligenstadt, Burkersdorf . . . mit Severin's Leben beruht auf unerwiesenen Gründen.

Noch besteht Römerthum und Christenthum in Rhätien, noch gehört das binnenländische Norikum nicht den Barbaren. Tiburnia (Teurnia) am kärntnischen Lurnfelde, „die Mutterstadt Norikums“,

erwehrt sich mannhaft der Ostgothen, als diese 473 auf einem Beutezuge nach Italien begriffen sind.

Aber schon zieht Odoaker (Odovachar, Otaker), der Rugier (Heruler, Turcilinger, Scyre — so schwanken seine Bezeichnungen), — mit der Prophezeiung Severin's im Herzen nach Italien, um als Söldnerhäuptling Rom's bald (476) dem Reiche des letzten weströmischen Imperators, „Romulus Augustulus", dem Knaben des Orestes, ein Ende zu bereiten.

Der vorhergehende Kaiser, Julius Nepos, erlebte dies noch auf seinem Ruhesitze in Dalmatien. Odoaker's Herrschaft in Italien ist begründet, das erste Germanenreich auf welschem Boden. Vergebens suchen wir bei Eugippius nach einer Stelle, die der Bedeutung dieses Ereignisses beredten Ausdruck gäbe. Der Geist des Mönches empfand nichts mehr für das Schattenbild weströmischer Herrschaft.

Kehren wir zu Ufernorikum zurück. Herulerschwärme ziehen verheerend durch's Land; Juvavo wird von ihnen zerstört.

Alemannen und Thüringer, offenbar die Nachkommen der Hermunduren, bedrohen die Donaufestung Batava Castra, so daß sich dessen Bewohner auf Severin's Rath den Donaulauf abwärts in das feste Laurencum flüchten. Gefahr und Noth der Städte wachsen täglich. Die rhätischen Getreideschiffe mußten wohl bald die Inn- und Donaustraße meiden. Die Unhaltbarkeit des römischen Lebens am Donauufer ist für Severin eine entschiedene Thatsache. Er will nur trösten, warnen und das Unheil verzögern. Daher räth er wohl selbst den norischen Bürgern, sich tiefer landeinwärts zu ziehen und die Oberhoheit der menschlichern Rugier anzuerkennen. — Die Rugenherrschaft breitet sich naturgemäß auch über die Donau an deren rechtem Ufer aus, zinspflichtig dem Könige Feva wird Faviana, wahrscheinlich mit Trigisamum (Traismauer) identisch und nicht mit Vindobona-Wien, das von Jordanis in der Namensform Vindomina, als Nordwestgrenze des dreitheiligen Ostgothenreiches Pannoniens, angeführt erscheint. Severin bleibt bis an sein Lebensende der Hort der Provinzialen, von den Rugen geachtet und gescheut. Auch König Odoaker, der mächtige Herrscher Italiens, der im norischen Alpenlande gebot, versichert den heiligen Mann seiner Gunst, eingedenk jener bedeutungsvollen Zusammenkunft.

Nach Severin's Tode wechseln rasch wieder die Ereignisse, es drängt sich Volk um Volk, Reich um Reich hervor.

Schon das Jahr 487 besiegelt den Untergang der Rugier-Dynastie. Odoaker bringt sie zum Falle, und nach vergeblicher Auf-

lehnung Friedrich's, dessen Vater Feva zu Ravenna als Gefangener den Tod fand, hören wir von dessen Flucht an den Hof des Ostgothenfürsten Theoderich, zu Novä in Unterpannonien. — Der Comes Pierius führt bald darauf im Auftrage Odoaker's die Provinzialen italischer Abkunft aus dem unhaltbaren Ufernorikum nach dem Welschlande zurück. Damit schließt Eugippius' Bericht. Von dem Augenblicke an, wo die Gebeine Severin's mit den römischen Provinzialen Norikum verlassen, lagert sich wieder tiefes Dunkel über die Geschichte des Uferlandes der Donau. Für das angrenzende Karpathenland, das alte Pannonien, erzählt Einiges der spätere Procopius von Cäsarea, vornehmlich aber Jordanis, von heftigen Kämpfen der Ostgothen. Mit den Karpathensueven läßt dieser den Ostgothenfürsten Theodemir an der Bollia eine Schlacht ausfechten (476), und nicht ohne Grund darf man unter diesem Flußnamen den der Eipel denken.

Das Jahr 493 entscheidet die Herrschaft der Ostgothen über Italien; Odovachar's Reich hat dem Theoderich's, des gefeierten „Dietrich's von Bern" (Verona) Platz gemacht. Ein neues Germanenreich ist auf römischem Boden erstanden, aber auch nur ein Meteor mit vorübergehendem Schimmer.

Es lag in der Natur der Sache, daß der neue König Italiens die Grenzen seiner Herrschaft möglichst nach Norden auszudehnen strebte und den Umfang des vormaligen weströmischen Reiches im Auge behielt. Vor Allem kostbar erschien ihm jedoch der Besitz Rhätiens, dessen Alpenthore den Weg nach Italien hüteten.

Die Blüthe des Ostgothenreiches in den Tagen Theoderich's des Großen (493—526) berührt sich der Zeit nach mit der Gründung des fränkischen Großstaates unter Chlodwig, dem Merowinger. Was für den Ostgothen die Siege über Odoaker am Isonzo, an der Adda und die Schlußkatastrophe zu Ravenna, — wurden für den Franken die Schlachten bei Soissons (486) und Zülpich (496). Dort wurde der letzte Rest der Römerherrschaft unter Syagrius vernichtet, hier die Selbständigkeit des Alemannenvolkes gebrochen.

Dies letztere Ereigniß bestimmte einen Theil der Alemannen, Wohnsitze im Reiche Theoderich's anzusuchen, die ihnen auch gewährt wurden, und zwar, wie z. B. der gleichzeitige Panegyriker Bischof Ennodius angiebt, in Italien selbst. Doch müssen wir der Hauptsache nach an eine Aufnahme von Alemannen im Gebiete Rhätiens denken. Denn das Schreiben Theoderich's an Chlodwig besagt, dieser möge von einer weitern Verfolgung der Alemannen ablassen; denn da sie auf Theoderich's Gebiet geflohen seien,

innerhalb seiner Reichsgrenze sich bargen und somit seiner Herrschaft zugehörten, so wäre von ihnen auch weiterhin nichts zu besorgen. — Gerade aber eine Stelle in dem Befehlsschreiben des Ostgothenkönigs an seinen „Herzog" Servatus in Rhätien bezeugt, wie andererseits die Ueberwachung der Grenzvölker ihm am Herzen lag. Es wiederholt sich die Politik der Römer, das ungestüme Hereinbrechen germanischer Nachbarn durch vertragsmäßige Aufnahme abzuschwächen. Er giebt seinem Statthalter die Weisung: „Sei vorsichtig in der Aufnahme von Barbaren (!) und lasse die Unsern nicht sorglos zu ihnen übergehen." Jedenfalls hatten die rhätoromanischen „Breonen" oder Breunen die Aufgabe, die Nordpässe des heutigen Tirols, so die „augustanischen Klausen" (die Pässe gegen Augsburg), „im unablässigen Kampfe mit den wildesten Völkern" zu vertheidigen, wie dies aus drei Mandaten Theoderich's an den genannten Servatus hervorgeht. Es sind dies die „Brionen", welche Jordanis unter den Hülfsschaaren des Aëtius in der grausen Hunnenschlacht von 452 anführt und als Zeitgenosse des sechsten Jahrhunderts mit dem Zusatz „einstens römische Krieger" versieht. Welche Sorgfalt überhaupt Theoderich für Rhätien an den Tag legte, spiegelt sich am besten in dem Erlasse an den Herzog Rhätiens, worin seine Provinz als „Schutzwehr oder Verschluß" Italiens bezeichnet und mit besonderm Nachdruck von der Wichtigkeit der Trienter Burg (Veruca, Dostrent) als „Schlüssel des Landes" und „Grenzwehre gegen die Barbaren" gehandelt wird.

Ganz Vindelicien bis an die Gebirgspässe des heutigen Tirols zeigt sich im Westen von Alemannen und den mit ihnen als Sueven verschmolzenen Juthungen erfüllt, und neben diesen östlich vom Lech müssen wir in Theoderich's Tagen bereits die Bajuwaren oder Bayern seßhaft denken. Drüben im Rugierlande („Rugilant") hausten suevische Langobarden, um später in die Ebenen Ungarns, in die Nachbarschaft der Heruler einzutreten und dieses Volk in seiner Einheit und Machtstellung zu vernichten. Ein Theil der Heruler begiebt sich unter Theoderich's Schutz, ein anderer zu den südöstlichen Gepiden; ein dritter versucht die nordwestliche Wanderung in das wüste Rugenland. Ja, Prokopios weiß von einem abenteuerlichen Herulerzuge in den fernen Norden zu berichten.

Die Herkunft und das Erscheinen der Langobarden im Karpathenlande ist eine in doppelter Beziehung wichtige Thatsache. Daß sie einst in Gesellschaft der Semnonen an der mittlern Elbe hausten, wissen wir aus Tacitus; im Markomannenkriege erscheint eine Gefolgschaft der Langobarden. Daß sie später eine Ostbe-

wegung gegen das nördliche Weichselland machten, scheint aus dem verworrenen, sagenhaften Berichte des nationalen Geschichtschreibers Paulus Diaconus geschlossen werden zu können. Die Slavenbewegung drängte sie dann südwärts, wohin seit dem fünften Jahrhunderte die Ostgermanen immer massenhafter sich ergossen.

Ein schwieriges ethnographisches und historisches Räthsel bleiben dagegen die Bajuwaren, die alten Bayern. Ein Pallhausen verfocht mit Zähigkeit ihren keltischen Ursprung, sie wurden zu den aus Bojohemum durch die Markomannen verdrängten Bojern, — Mannert und Andere sprachen von den Bayern als „Mischfluth von Völkern" — germanischer Art; je weiter man aber in der wissenschaftlichen Erkenntniß des kerndeutschen Wesens und der stammgerechten Sprache der Bayern gelangte, desto berechtigter schien die Annahme eines Bajuwarenvolkes oder Bajuwarenstammes, und jedenfalls gewann die Hypothese Zeuß', wonach die Bajuwaren, die aus dem Lande „Bajas", wie es der ravennatische Geograph nennt, d. i. dem Elbelande „stammenden" und zwar die Markomannen, unter neuem Namen, seien, den mächtigsten Vorsprung gegen die früheren Anschauungen. Müllenhoff dagegen verwarf durchaus diese Identificirung mit den suevischen Markomannen und läßt die Bajuwaren von den gothischen Ostseevölkern: Rugen, Herulern, Scyren abstammen, welche die seit Anfang des fünften Jahrhunderts verödeten Sitze der Quaden und Markomannen eingenommen hätten, was schon Freyberg's Anschauung war. Gaupp und Waitz berühren nur die Beimischung gothischer Völker, ohne den suevischen Grundcharakter der Bajuwaren in Abrede stellen zu wollen. Die geschichtlichen Beziehungen, sprachlichen Analogien zwischen Bayern und Langobarden erweckten auch die Ansicht, die ersteren seien ein Theil der Langobarden. Es ist dies nicht überzeugend, jedenfalls aber minder widersinnig, als die Herleitung der Bayern von den Franken, wie sie z. B. Mathias Koch versuchte. In der jüngsten Zeit hat insbesondere Quitzmann diese Völkerfrage seiner Forschung unterzogen, Er sieht in dem Lande Bajas nicht wie Zeuß das Elbeland, sondern das Karpathengebiet, das Gebiet des vannianischen Suevenreiches, das Land der Baimen, des mächtigen Volkes nach Ptolemäos, der transjugitanischen Quaden des Ammianus Marcellinus und seiner suevischen Genossen, die Bagibareia des Constantinos Porphyrogenetes, — also das Land im Nordosten der römischen Donauherrschaft —, und dessen Bewohner die „gegenseitig Verbündeten", „Baiwari", sind die Vorfahren der Bayern, welche

im Beginne des sechsten Jahrhunderts an der österreich-bayerischen Donau auftauchen.

Quitzmann giebt sich alle Mühe das Ueberzeugende seiner Beweisführung geltend zu machen, und schon durch ihre Verwandtschaft mit der Zeuß'schen Herleitung der Bayern hat sie unstreitig etwas Gewinnendes. Immerhin ist sie sehr gewunden, weit verwickelter als die Hypothese Zeuß', und etymologische Hülfen, wie z. B. die Analogie zwischen dem Namen Vannius und der angeblichen alten Schreibung Vania für Schelmecz-Banya (Schemnitz) nicht nur gesucht, sondern vollständig irrig. Es bleibt jedoch Quitzmann's unleugbares Verdienst, mit allem Nachdruck die Geschicke und den Bestand der östlichsten Suevengruppe verfolgt und die Continuität der bezüglichen Völkererscheinungen bloßgelegt zu haben; wenn wir auch zunächst Zeuß' Forschung als die bahnbrechende betonen und ihren maßgebenden Einfluß auf Quitzmann anerkennen müssen.

Wie jetzt die Frage steht, so dürfte der suevische Stammcharakter der Bayern die meisten Gründe für sich haben, mag man nun in den Markomannen, Quaden oder in den Gebirgssueven des heutigen Oberungarns den Kern der Bajuwaren annehmen, oder an einen frischen Nachschub suevischer Art, wie der Langobardenzug, denken, der die stammverwandten Reste im östlichen Donau-, March- und Elbegebiete in sich aufnahm und an die westliche Donau führte, in die Nachbarschaft der Alemannen-Sueven. Die den Bayern und Schwaben gemeinsame Lautverschiebung, ein Ergebniß der Wanderung aus nördlichen Gegenden in das Alpenland Süddeutschlands in späteren Tagen der großen Wanderung, die Bildung der Ortsnamen auf —ing und —ingen, die ähnliche Namenbildung bei Schwaben und Bayern unterstützen dies. Müllenhoff's Gegenansicht hat geographisch viel für sich, befriedigt aber um so weniger, als mit ihr die Frage nach dem Geschicke der östlichen Sueven ganz unerledigt bleibt. Gegen rugische und herulische Elemente in der bajuwarischen Nation ließe sich allerdings nichts einwenden.

Versuchen wir eine Zusammenstellung geschichtlicher Grenzzeichen in der Einwanderungsgeschichte der Bajuwaren. Der Name erscheint zum ersten Male als „Baiwaren“ in der sog. fränkischen Völkertafel, die um 520 entstanden sein dürfte, sodann bei Jordanis und in dem dichterischen Reiseberichte des Friaulers Venantius Fortunatus am Schlusse der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, also noch vor dem Langobardenzuge nach Italien. Beide sprechen von den Bajuwaren oder Bojoariern als östlichen Nachbarn der Sueven oder Schwaben, jenseit des Lech, wie Venantius ausdrücklich sagt. Wir

haben also vor 550 die Bayern als seßhaft in ihrem heutigen Lande verbürgt.

Das Leben Severin's kennt sie noch nicht.

Als Severin starb (482) und Odoaker die italischen Provinzialen nach dem Welschlande zurückführen ließ (488), waren Alemannen, Thüringer, Rugier, Heruler und Ostgothen die Nachbarn Ufernorikums. Von Bojoariern, aber auch von Sueven ist da keine Rede.

Die bayerische Stammsage, allerdings eine sehr verworrene Geschichtsfabel, welche von einer Rückeroberung Bayerns aus den Händen der Römer unter Herzog Theodo oder Diet spricht, setzt das Jahr 508 an, in welchem die „Noriker" (Bojoarier) heimkehren und die „Lateiner" oder Römer aus dem Lande gedrängt werden. Ja, zum Jahre 520 wird von einem Siege der Bayern unter Theodo über die Römer bei Oetting gesprochen. Die Folgezeit hat dies zu großen Schlachten auf dem „Mordfelde", bei Oetting vor Regensburg, Perlach u. s. w. ausgesponnen, in welchen Dietrich von Bern, der „kaiserliche Feldherr" der Römer (!), geschlagen und bis unter die Wälle von Trient gejagt wird. — Die älteste und einfachste Gestalt dieser Sage zeigt, wie darin die keltischen Bojer und germanischen Bojoarier in Ein Volk verschmelzen. Die dunkle Erinnerung an die Römerherrschaft in Vindelicien und Ufernorikum, an den Abzug der Romanen aus dem bedrohten Uferlande verknüpft sich mit der Ueberlieferung der eigenen Seßhaftwerdung, und endlich spielt das Andenken des Ostgothenkönigs Theodorich allerdings in seiner sagenhaften Zerrgestalt mit hinein.

Wie wenig Glauben auch solche Zahlenangaben verdienen, bedeutsam bleibt es immerhin, daß der angegebene Zeitpunkt der Bayern-Ansiedlung historische Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn alle Berechnungen und die obige Angabe, daß ihr Name schon 520 in der fränkischen Völkertafel genannt wird, treffen darin zusammen, daß die Einwanderung der Bojoarier in die Anfänge des sechsten Jahrhunderts falle.

Da sich nun beiläufig in die Zeit von 488—500 der Langobardenzug nach Rugilant ansetzen läßt, und vor 512 die Heruler von den Langobarden gedemüthigt sein mußten, also in die Zwischenzeit der Eintritt der letzteren in die pannonischen Ebenen fällt, so wäre im ersten Decennium des sechsten Jahrhunderts ein Zeitpunkt gegeben, in welchem die Bojoarier den Weg am Donauufer frei hatten. Ebenso läßt sich ein Moment annehmen, welcher suevische Langobarden und suevische Bojoarier in jener nachbarlichen Berührung

zeigt, welche dann erneuert wurde, als die Langobarden und Bayern mit ihrer Reichsgrenze in Tirol zusammenstießen.

Für jenen Zeitpunkt scheint auch ein Sendschreiben Theoderich's, des Ostgothenkönigs, zu sprechen, welches jedenfalls vor das Jahr 507 gehört, in welchem Chlodwig den Schwiegersohn des Ostgothenfürsten, König Alarich, Beherrscher der Westgothen, bei Vouglé auf's Haupt schlug und das tolosanische Reich stürzte.

In diesem Sendschreiben, welches gleichlautend an die Könige der Warner, Thüringer und Heruler erlassen wurde, betreibt Theodorich ein Fürstenbündniß wider die anschwellende Frankenmacht. Damals bestand also noch ein Herulerreich, das die Langobarden vor 512 vernichteten, denn die Chronik des Comes Marcellinus läßt 512 einen Theil der geschlagenen Heruler sich an Byzanz wenden. Als das Sendschreiben Theodorich's erlassen wurde, scheinen noch nicht die Bojoarier am nördlichen Horizonte des Ostgothenreiches aufgetaucht zu sein, aber jedenfalls bald darnach. Die Einwanderung der Bojoarier mußte eine Zurückschiebung der Thüringer nordwärts zur Folge haben, denn zur Zeit Severin's werden diese neben den Alemannen am Nordufer der Donau genannt.

Wir haben oben der Verwandtschaft zwischen Alemannen-Sueven und Bojoariern gedacht und müssen nochmals darauf zurückkommen. Die Alemannen-Sueven waren der am frühesten und am meisten westlich vorgeschobene Theil der großen Suevengruppe. Der Name Alemannen bezeichnete von Hause aus eine Völkerverbindung, ähnlich wie der Name der Markomannen den Bund der Ostsueven vorzugsweise bezeichnete. Während aber der Name Alemannen, Alemannien, sich behauptete, und den der Sueven, Suaben oder Schwaben als engern Völkerbegriff einschloß, verscholl der Name der Markomannen, wurde bereits vom dritten Jahrhunderte an von anderen Namen der östlichen Suevenstämme, insbesondere von dem der Quaden in Schatten gestellt und verscholl mit diesem seit 452 ganz und gar. Auch der Name der Sueven im Karpathenlande verliert sich im sechsten Jahrhunderte, ohnehin führte er zu beirrenden Verwechslungen mit den Suaben in der römischen Provinz Savia, Pannonien zwischen Drau und Save. Der Name Bojoarier ersetzt gewissermaßen diese verschollenen Namen; er repräsentirt die Ost-Sueven, wie wenig es auch sonst gelingen mag, die Heimat „Bajas“ genau festzustellen. Ein so heillos verworrener Stoppler, wie der Geograph von Ravenna, ist in dieser Richtung ein schlechter Führer.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zum Ostgothenreiche Theoderich's zurück. — Die gebietende und schützende Hand

des großen Herrschers war vom Appennin und von beiden Küsten der Adria bis an das Gestade der Donau und des Bodensees ausgestreckt. Das beweisen die Regierungsbefehle, die an Servatus von Rhätien, an die Amtsleute in Dalmatien (welches auch Odoaker nach Besiegung des Grafen Odiva (481) an sich gebracht hatte) — und zwar an den Grafen Assuin (Assum, Osun), und den Senator Epiphanias als „Consularen der Provinz Dalmatien“, die Erwähnung der Noriker in der Amtscorrespondenz des Ostgothenkönigs und die Thatsache, daß ein Theil der Alemannen und zwar der östliche unter Theodorich's Schutzherrschaft stand, andererseits auch Unterpannonien zu seinem Reiche gehörte. Die Gepiden waren von ihm gedemüthigt worden, und so lange er lebte, scheuten sich die Franken, die Hand in's Alpenland auszustrecken. Das Reich „Dietrich's von Bern“ hing aber eben an dieser Persönlichkeit wie an seinem Lebensfaden. Sein großer Plan, Gothen und Römlinge in Ein Volk zu verschmelzen, sollte nur halb gelingen, und nach seinem Tode tritt neben der Parteiung der Verfall ostgothischer Volkstüchtigkeit zu Tage.

In die Zeit vor dem Todeskampf der Ostgothen mit dem sich wieder zur Weltherrschaft aufraffenden Byzantinerreiche Justinian's I. fällt die große Machtentwicklung des Merowingerstaates unter Chlodwig's Söhnen und Enkeln. Die Thüringer und Burgunder werden unterworfen (524—534). War dies auch schon bezüglich der Bojoarier der Fall?

Der griechische Chronist Agathias sagt, Theodebert, Sohn des 534 gestorbenen austrasischen Theoderich, Enkel Chlodwig's, habe die Alemannen „und einige andere benachbarte Völker“ unterworfen. Hiemit sind nicht die westlichen Alemannen, die dem Frankenreiche zunächst lagen und bereits seit der Zülpicher Schlacht unter fränkischer Botmäßigkeit standen, sondern die östlichen gemeint, über welche der Ostgothenkönig Theodorich von Rhätien aus die Schutzherrschaft übte. Sein zweiter Nachfolger Vitiges entschloß sich, diese unhaltbare Schutzherrschaft aufzugeben, denn schon hatte der Kampf mit Ostrom begonnen, in welchem die Langobarden dem Kaiser Justinian Söldnerdienste leisteten. So wären, sagt Agathias, diese Alemannen unter fränkische Botmäßigkeit gekommen; es sind dies die eigentlichen Sueven, welche Jordanis als westliche Nachbarn der Bojoarier anführt. Bei dem unbestimmten Ausdrucke „und andere Völker“ könnte allerdings auch an die Bojoarier gedacht werden.

Theodebert's schwülstiges und hochtrabendes Schreiben an Justinian kommt uns einigermaßen zu Hülfe, er spricht darin von der Unterwerfung der Thüringer und dann von der freiwilligen

Huldigung der Norsaver. Weder der Alemannen-Sueven, noch der Bojoarier geschieht Erwähnung. Demnach könnte man annehmen, das Schreiben falle in die Zeit, bevor beide letztgenannten Völker den Franken hoheitspflichtig wurden; denn bei den Norsavern nicht an Sachsen, sondern an „Nordgauer"-Bajuwaren zu denken, wäre eine bodenlose Conjectur. Aber die weitere Phrase des Schreibens „so erstreckt sich unter dem Schutze Gottes unsere Herrschaft über die Donau und Pannoniens Grenze" scheint genügend, um die Abhängigkeit der Bojoarier als bereits vollendete Thatsache annehmen zu können. Wie es Theodebert gelang, die Frankenherrschaft über Binnen-Norikum und Rhätien auszudehnen und selbst in Oberitalien festen Fuß zu fassen, erklärt sich unschwer. Je mehr die Ostgothen, von Byzanz bedroht, ihre Vertheidigung auf Mittel- und Unteritalien beschränken lernten, desto eher mußten sie sich mit dem Gedanken einer Auflassung der nördlichen Provinzen vertraut machen.

Auf diese Weise berührten sich vorübergehend die Südostmarken des merowingischen Frankenreiches mit Italien, und in Theodebert's ehrgeiziger Seele begann der Entschluß zu keimen, durch ein Bündniß mit Gepiden und Langobarden dem Herrscher Ostrom's furchtbar zu werden. Er starb jedoch mitten in seinen Entwürfen (547), und als das Ostgothenreich im Todeskampfe erlegen war (553), brach auch die lose gezimmerte Herrschaft der Franken im rhätischen Lande wieder zusammen. Die Sache Ostrom's lag in der berufensten Hand, Narses vertrat sie.

Das Exarchat von Ravenna (Raben) begriff die gesammten Eroberungen Justinian's I. in Italien, Dalmatien und Istrien als Provinzen in sich. — Dalmatien war schon seit 534 der Zielpunkt byzantinischer Angriffe geworden, aber erst seit 544 gewannen die Oströmer unter Belisar gegen die von Ilauf befehligten Gothen das Uebergewicht und die Landesherrschaft. Es bildete einschließlich Liburniens eine Provinz für sich, mit einem Proconsul, als welcher 598 Marcellinus auftritt. Salona war noch damals ein Vorort, bis zur Avarenzerstörung. Die Provinz Venetia reichte von der Adda im Westen ostwärts bis zur pannonischen Grenze und schloß den Gardasee (lacus Benacus) in sich. Aquileja behauptete den Rang einer Hauptstadt dieses Gebietes. Die venetische Insel- und Lagunencolonie hatte einen raschen Aufschwung genommen — „See-Venetien" im Gegensatze zu Land-Venetien, der terra ferma, genannt. Nach dem Verfasser der ältesten Venediger-Chronik, Johannes, Zeitgenossen Otto's III. und Heinrich's II. bilden, aller-

dings im 10. Jahrhunderte, 12 größere Inseln diesen merkwürdigen Staat. Jedenfalls hatte er schon im 6. Jahrhunderte seine maritime Bedeutung. Denn Cassiodor, Theoderich's Minister, rühmt in seinem Schreiben an die Tribunen des Seelandes (tribuni maritimorum) die marine Tüchtigkeit ihrer Leute, aber auch ihr schlichtes republikanisches Wesen und fordert dann schließlich von ihnen ausgerüstete Schiffe. Und als Narses gegen die Ostgothen zieht, bedient er sich der Schiffe See-Venetiens. Der Hauptaufschwung dieses merkwürdigen Gemeinwesens hängt jedoch mit der Massenflucht der Bewohner Land-Venetiens vor den Langobarden zusammen.

Istrien bildete eine byzantinische Provinz unter einem „Herzog" (dux). Die bedeutendsten Orte wie Triest, Pola, Parenzo, Cittanova, Pedena, Rovigno, Albona, Montona, Pinguente zahlten den Oströmern bestimmte Jahrestribute in Goldmünzen oder „Byzantiner Goldgulden" (Pola z. B. 66, Triest 60, Parenzo gleichfalls 66, was für die Stellung dieser Orte in damaliger Zeit bemerkenswerth ist). Justinopolis, eine byzantinische Stadtschöpfung, (Capodistria), Muggia, Pirano, Umago und Sesaiso, waren davon — wohl aus besonderen Gründen — befreit.

Noch in den letzten Augenblicken des Ostgothenreiches, als Narses bereits Oberitalien in seiner Gewalt hatte, versuchten die Franken unter Theodebald von Austrasien, Theodebert's Sohne (553), einen großen Einbruch in's obere Welschland. An 70,000 Alemannen und Franken brachen unter der Führung des Leutharis, Bucelin und Aming ein, aber die ganze Unternehmung mißlang. Das Schwert des Narses und Seuchen vernichteten die Eindringlinge.

Aber schon naht die Zeit der letzten großen Germanenwanderung nach dem Süden, der Langobardenzug, der Schluß des langen, verwickelten Schauspiels. Wir müssen in's Karpathenland zurückblicken.

Hier stellen sich uns Langobarden und Gepiden, die Vertreter des Sueven- und Gothenthums, seit 536 insbesondere als erbitterte Feinde, entgegen. Die ersteren sind Ostrom's Waffengenossen und Miethlinge seit den ersten Kämpfen mit den Ostgothen. Daß aber eine solche Haltung Aenderungen unterliegen konnte, beweist der Plan des Austrasiers Theodebert, Schwiegersohns des Langobardenkönigs Wacho. Derselbe plante ein Bündniß gegen Justinian I. Prokopios, der byzantinische Historiograph, schreibt, der genannte Kaiser habe die Langobarden „mit der norischen Stadt, den Festungen Pannoniens und vielen andern Gebieten beschenkt." Was unter der „norischen Stadt" zu verstehen sei, bleibt dunkel, immerhin bleibt

diese Nachricht für die Machtstellung der Langobarden entscheidend. Ueberdies hatte Justinian I. leicht schenken, was ihm thatsächlich nicht gehörte.

Wacho's Nachfolger Audoin (s. 536), Alboin's Vater, begründete die pannonische Vorherrschaft der Langobarden, und an seine Epoche knüpfen sich die erbitterten Stammfehden mit den Gepiden. Eine Entscheidung hierin bringt ein neues Volk vom Schlage der Hunnen, die Avaren.

Zunächst in byzantinischen Kriegsdiensten, betritt dies kaspische Steppenvolk seit 558 die Bahn der eigenständigen Eroberung, indem es sich der russischen Steppen und im Kampfe mit Utri- und Kutruguren der Gegenden am asowschen Meere bemächtigt. Unter ihrem Chan Bajan brechen sie nach Mösien und Dacien ein, indem sie das schlaue Angebot des Griechenkaisers, den Langobarden Unterpannonien zu entreißen, erbittert ablehnen. Wir müssen auch zunächst im Karpathengebiete jenseits der Theiß die Anfänge ihrer Herrschaft voraussetzen, da sie schon um 563 durch Böhmen in's fränkisch gewordene Thüringen einbrechen, von K. Sigibert zurückgedrängt werden, 565 den Einfall erneuern und mit Geld abgefunden werden. Diese Ausbreitung der Avarenmacht von Südost nach Nordwest hatte jedenfalls eine Unterjochung der im Karpathenlande bereits eingedrungenen Sarmato-Slaven, sodann der Chorwaten und Serbler in Weißchorwatien und der später im Czechenreiche verbundenen Wendenstämme zur Folge. — Den Avaren schien jedoch der Alleinbesitz des Karpathenreiches mit seinen schönen gras- und wasserreichen Ebenen und mit der nicht ganz vernichteten Erbschaft römischer Cultur begehrenswerth. An Volksmacht gebrach es ihnen nicht. Denn schon seit 529 sehen wir die südliche Slaven- oder Slavinen-Bewegung unter Leitung der uralisch-finnischen und dann ganz slavisirten Bulgaren an der untern Donau im Gange.

Justinian I. schützte sein Reich in diesen Gegenden durch eine dreifache Befestigungslinie; aber schon das Jahr 559 führte wieder die Slaven und kutrigurischen Hunnen oder Bulgaren bis vor Constantinopel und die Thermopylen. Die Bulgaren und die Slaven Mösiens oder der spätern Wallachei müssen wir jedoch frühzeitig unter avarischer Oberherrschaft denken, jedenfalls aber werden schon vor 567—68 bedeutende Slavenmassen das avarische Heer verstärkt haben. So anschwellend in ihrer Macht, wie die Hunnen, werden die Avaren Bundesgenossen der Langobarden in deren entscheidendem Kampfe mit den Gepiden (567).

Als diese jedoch geschlagen und in ihrer politischen oder staat-

lichen Bedeutung vernichtet wurden — als Reste blieben sie noch lange genannt; in Gesellschaft der Slaven in den griechischen Feldzügen, in Pannonien noch im neunten Jahrhundert als kleine Bestände — erkannten die Langobarden das Gefährliche der avarischen Nachbarschaft. Diese Erkenntniß, der alte Drang der Völker nach Italien und das Zerwürfniß des Exarchen Narses mit dem Kaiserhofe bewog sie zur Wanderung durch das südliche Norikum, durch Carniolia, nach Land-Venetien, in das schöne Po- und Etschland. Mit den Waffen in der Hand wurden sie die Eroberer des Landes und harte Herren desselben. Bald schrumpfte das Exarchat zu engem Machtgebiete zusammen, denn der Haupttheil des byzantinischen Italiens wurde longobardisch.

So schließt Alboin's Zug (568) die große Germanenwanderung; das eigentliche Mittelalter beginnt. — Kurze Zeit zuvor hatte der Friauler Venantius Fortunatus, nachmals Bischof von Poitiers, eine Pilgerfahrt an das Grab des heiligen Martinus nach Tours angetreten. Er beschreibt als Poet seine Hin- und Rückreise, und letztere insbesondere enthält werthvolle Angaben über die Reste der römisch-christlichen Welt.

Noch finden sich am Inn die Breonen; in Majas (Alt-Meran) steht die Kirche, welche die Gebeine des heiligen Valentin, des Wanderbischofs beider Rhätien, umschließt. Wenn man den Byrrus (Rienz) berührt, ist man in Norikum. „Hier prunkt auf Bergeshöhe Aguntus", die Römerstadt; — dort wo später Innichen, oder wie die jetzige Forschung will, Lienz erstand.

Dieser zeitgeschichtlichen Dichtung wollen wir noch den Brief Justinian's I. vom 13. Februar 565 an Narses, den „Patrizier" Italiens, beischließen, worin sich folgende merkwürdige Stelle findet: „Es schmerze ihn tief, daß unzählige edle Familien Rom verlassen mußten, um der Grausamkeit und Wuth der Gothen und Vandalen zu entgehen, wodurch die Stadt verödet und ganz heruntergekommen sei. (Das geschah zweimal, 546 und 549—550 unter dem Ostgothenkönig Totilas). Unter diesen erlauchten Familien befände sich auch die der Titionen, welche Jahrhunderte hindurch im Glanze der Ritterwürde zu Rom geblüht habe. Ueber 120 Köpfe stark sei sie, diese so edle Familie, zu den Rhätiern und Vindeliciern ausgewandert."

Es beweist dies, wie man noch Rhätien und Vindelicien im römischen Sinne denkt und legt nahe, daß im Wege solcher Nachschübe das vornehme Romanenthum der Alpenländer gegendweise eine Kräftigung erfuhr. Anklänge daran mögen auch die sagenhaften

Ueberlieferungen von der römisch-italischen Abkunft der bedeutendsten mittelalterlichen Geschlechter Rhätiens, wie der von Bregenz, Montfort, Tarasp u. s. w. enthalten. Römisches Blut mischte sich mit germanischem; das römische Culturleben wirkte in seinen, wenn auch kargen Resten befruchtend fort. Der Romanismus verknüpft lebendig Antike und Mittelalter, denn Stoff und Kraft, Volk und Bildungstrieb, sind in gewissem Sinne unzerstörbar.

Betrachten wir nun die kirchlichen Zustände in den Donau-Alpenlanden bis zum Abschlusse der Völkerwanderung.

Seit dem Augenblicke, wo das Christenthum im Herzen des römischen Staates seine geheimen aber um so tieferen Wurzeln geschlagen, bezeichnen die Märtyrer- oder Heiligen-Legenden allgemach sein Auftreten innerhalb des Länderkreises, der im Norden der Adria liegt. Aber die meisten dieser Legenden sind Erzeugnisse einer viel spätern Zeit und ihre Verwerthung für die Geschichte ist somit großen Bedenken unterworfen, da in ihnen der richtige Zeitpunkt und thatsächliche Charakter der Begebenheiten bedeutend verrückt und verwischt erscheint. Es sind keine lautern, keine echten Quellen, die dem Historiker als Führer dienen können.

So ist die Gründung der Christengemeinde zu Aquileja durch den Evangelisten Markus (42—49), des Bisthums in Sirmium (56) durch Andronicus, der Hochstifte Tergeste (Triest, um 60), Salona (64), Trient (73), — ebenso so unsicher, wie z. B. die angebliche Verbreitung des Christenthums in Ufernorikum unter Marc Aurel, durch die XII. Legio „fulminatrix“, deren Beiname überdies mit der Wunderschlacht bei Kotino (174) nichts zu schaffen hat. Von dem heiligen Lucius als Bischof von Chur muß man absehen, und auch über dem Leben Maximilian's als Regionarbischofs und über seinem Martyrium v. J. 288 schwebt unsicheres Dunkel.

Erst seit den Tagen Diocletian's gewinnen diese frommen Ueberlieferungen ein verläßlicheres Gepräge. Es ist die Zeit der großen Christenverfolgung (294—303). Den Anfang macht die Legende von der Hinrichtung der vier christlichen Arbeiter in den Steingruben von Sirmium (294); ihr schließt sich in der Epoche der Hauptverfolgung (303), überdies der letzten, die das Christenthum traf, die Hinrichtung des Militärtribuns Florianus von Cetium

zu Laureacum, des Pettauer Bischofs Victorin, der Märtyrertod des Bischofs von Siscia, Quirinus, des Rutilus, vielleicht auch des Bischofs von Sirmium, Irenäus, in Sabaria — inhaltlich an. Doch auch da gilt es kritische Vorsicht.

Den Toleranzedicten oder Duldungserläſſen Constantin's I. von 313 und 324 schloß sich das berühmte und folgenschwere Gesetz dieses Herrschers an, wonach der Christenglaube zur Staatsreligion erhoben ward (332).

Von da an läßt sich mit größerer Sicherheit von den kirchlichen Mittelpunkten des Christenthums sprechen, von denen die Minderzahl die Stürme der Völkerwanderung überdauern. Es zeigt sich in dieser Richtung des Kirchenwesens eine bedeutsame Stetigkeit, an der die kurze Zwischenperiode Julian's, des Freundes der heidnischen Glaubenswelt (361—63), ebenso wenig zu rütteln vermochte, als sie der Arrianismus, von Constantius begünstigt, seit 351 in Norikum verbreitet und den gothisch-suevischen Stämmen der Völkerwanderung vorwiegend eingeflößt, zu untergraben im Stande war. Unter Jovian wird das Christenthum in der orthodoxen Form wieder Staatsreligion (363).

Drei Grundsätze sind es, die uns für die Vertheilung der ältesten Kirchensitze oder Bisthumssprengel in Norikum-Pannonien und Rhätien die beiläufige Richtschnur abgeben können.

Zunächst läßt sich als oberster Grundsatz aussprechen, je bedeutender eine Stadt war, desto früher besaß sie eine Christengemeinde. Daher das hohe Alter der letzteren z. B. in Aquileja, Sirmium, Tergeste, Aemona, Pettau . . . — Sodann läßt sich als zweiter, seit Constantin's Tagen, die Uebereinstimmung der politischen Verwaltungsgrenzen mit dem Umfange der Kirchensprengel, und demgemäß als dritter die „Eparchie" des Metropoliten in der Provinzialhauptstadt, entsprechend der weltlichen Gewalt des Statthalters, behaupten. An wesentlichen Ausnahmen von diesen beiden Regeln fehlte es allerdings nicht.

Gleichwie der Vicarius Italiae, als Verwalter des westlichen Theiles der großen italischen Statthalterschaft, in Mailand seinen Sitz hatte, so war auch der mailändische Bischof Metropolit dieses Gebietes, und seinem Sprengel gehörten beide Rhätien an; so das erste oder hohe Rhätien mit der alten Hauptstadt Curia (Chur), in deren Schooße eines der ältesten Bisthümer entstand, und das zweite oder niedere Rhätien mit Augusta Vindelicorum (Augsburg) als Vororte.

Andererseits hatte aller Wahrscheinlichkeit nach im 3. 4. Jahr-

hunderte der Vicarius Illyrici occidentalis als Verwalter des östlichen Theiles der italischen Präfectur, wohin Pannonien und Norikum zählten, seinen Sitz in Sirmium, und diese Stadt wäre somit Metropole gewesen für den angeführten Länderbezirk, in welchem außer Sirmium, im untern Pannonien Siscia, im obern Petovio und Sabaria, in Ufernorikum Laureacum, im binnenländischen Tiburnia (am Lurnfeld) Hauptorte und Bisthümer darstellten.

Aber obschon Bischof Anthemius von Sirmium auf der Synode von Aquileja (381), die gegen die Arianer gerichtet war, sich in der That das kirchliche „Haupt von ganz Illyricum" nennt, und K. Justinian 200 Jahre später den ähnlichen Ausspruch in der Form einer Gesetzesnovelle that, so zeigt gerade das Erscheinen des sirmischen Kirchenfürsten auf einer Synode zu Aquileja, der der Ortsbischof Valerian vorsitzt und woselbst sich auch der Bischof Maximus von Aemona einfindet, daß damals schon die Kirche von Aquileja die von Sirmium an Ansehen überflügelt habe.

Inmitten der Kirchensprengel Mailand und Sirmium erwuchs nämlich im Laufe des 4. Jahrhunderts die Kirche des h. Hermagoras in Aquileja zu einem Bisthum ersten Ranges. Während des 5. Jahrhunderts, wo das Bisthum in Pettau bereits verscholl, dagegen als Episcopalsitze beider Norikum Laureacum, Celeja und Tiburnia (seit 350) mit Sicherheit anzunehmen sind, der wandernde oder Regionarbischof „beider Rhätien", Valentin (446—480), seine Thätigkeit äußert und Severin an der Donau das Christenthum namentlich durch das Klosterwesen festigt (452—482), damals schwang sich das Ansehen des aquilejischen Hochstiftes immer glänzender empor.

In der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts standen unzweifelhaft die norisch(=pannonischen) Bisthümer unter Aquileja's Sprengel, und im 6. greift dieser bis in das vindelizische Rhätien hinüber.

Von großem Einflusse in dieser Richtung war offenbar der Untergang Sirmiums durch den Ueberfall der Hunnen v. J. 442. Wohl bedrohte Attila's Zug (452) auch Aquileja mit gleichem Geschick, aber gewiß traf die Vernichtung diese Stadt nicht in ihrer ganzen Schwere, denn bald steht sie wieder da im alten Glanze und das Patriarchat zählt 20 Suffragane, worunter auch der von Sabione (Säben in Tirol) auftritt. Dieser Aufschwung dürfte mit vielem Rechte an die Zeit der italischen Ostgothenherrschaft Theoderich's zu knüpfen sein.

Als dann in den Tagen Justinian's I. die fränkisch=austrasische Herrschaft Theodebert's und Theodobald's über das ganze Alpenland

sich erstreckte, geriethen auch die Kirchensitze daselbst unter fränkischen Einfluß. Dies bezeugt die Beschwerdeschrift der 8 istrischen Bischöfe an K. Mauritius v. J. 591, worin erörtert wird, daß „vor Jahren" die Franken mit ihren Priestern die beconensische, tiburnische und augustanische Kirche besetzt hätten. Daß unter den beiden Letzteren die von Tiburnia am kärntnischen Lurnfelde und die von Augusta Celeja, d. i. von Cilli, nicht von Augsburg, gemeint seien, ist deutlich; Tiburnia bestand somit noch im 6. Jahrhunderte als Vorort des binnenländischen Norikums. Die Ecclesia Beconensis bleibt ein schwieriges Räthsel. Die eine Ansicht deutet sie als Breonensis und sah darin ein rhätisches Bisthum, etwa das von Sabione; die zweite, in jüngster Zeit verfochten, erblickt in ihr die Ecclesia Petinensis, Petena, wie im 8. Jahrhundert urkundlich zweimal das Erzstift Salzburg genannt wird, erwachsen in einer Gegend, wo schon im 3. Jahrhundert ein Missionar, Maximilian, thätig gewesen sein soll, und der heilige Maximus mit seinen Gefährten den Märtyrertod durch die Heruler erlitten habe (?). Aber gegen diese Annahme fällt die historische Entwicklung der mittelalterlichen Kirche des heiligen Ruprecht, in der Nähe der Trümmer des römischen Juvavia, stark in's Gewicht. Am einfachsten wäre es, wenn man an Ecclesia Petoviensis, an Pettau, noch denken dürfte.

Die Völkerwanderung überdauerten als kirchliche Mittelpunkte: Trient und Sabione, im heutigen Tirol, und bleiben auch in dem nächsten Zeitraume als solche bestehen. Im Sturme der Völkerwanderung gingen die Hochkirchen Aemona, Sirmium, Siscia, Laureacum zu Grunde; das gleiche Loos traf Pettau, endlich auch Cilli und Tiburnia. Letzteres scheint in der Zeit der langobardischen Wanderung nach Italien und des Einströmens slavischer Bevölkerung in das Alpenland seinem Verhängniß als Stadt und Bisthum erlegen zu sein. So dient diese Notiz zum J. 591 als ein richtiges Merkzeichen für die Einwanderung der südlichen Winden oder Slovenen in's Alpenland. Erst zum Schlusse des sechsten Jahrhunderts dürfen wir diesen neuen Aufschwung der Bevölkerungsverhältnisse stellen.

Christenthum und Heidenthum lagen übrigens, auch nachdem ersteres Staatsreligion geworden, noch lange im Kampfe. Die größeren Orte wurden seine Stätte; die Gauleute, das offene Land, hing fest am Glauben der Väter, daher der Ausdruck paganus die Landbewohner und zugleich die Nichtchristen bezeichnet, ähnlich wie das deutsche „Heide" an die Leute auf dem „Gäu", d. i. außerhalb der Stadt, erinnert. — Vigilius, Bischof von Trient, wurde

mit zwei andern Klerikern um 390—400 im Thale Randena erschlagen, als er hier eine Statue des Saturnus zerschlug. Es ist dies ein Ereigniß, das sich unter den rhätoromanischen Bauern vom Val di Non (Vallis Anaunia) und ihren Nachbarn, den Sävakern abspielt. Zugleich entnehmen wir daraus einige werthvolle Züge des altrömischen Landlebens, z. B. das Ackerfest der fratres arvales (v. 29. Mai) und den Zug zum Heiligthum des Saturnus. Das Christenthum adoptirte solche Cultusformen, wie dies z. B. die Bittgänge zeigen.

Fünftes Buch.

Die Anfänge des mittelalterlichen Staatslebens im Donaualpenlande und seiner Nachbarschaft (568 bis 976).

Literatur.

a. **Quellen.** 1) Chroniken und Jahrbücher. Vgl. die bei vorhergehendem Buche genannten, namentlich Gregor von Tours und Paulus Diaconus. Ueberdies: Fredegar und seine Fortsetzer bis 768, die fränkischen Reichsannalen, insbesondere die von Lorsch (Eginhard —829), Fulda (—901), Rheims (Hinkmar —882), S. Gallen, Reichenau (Alemannische Jahrbücher). Bayerische Geschichtschreibung: Regensburg, Salzburg. Das Büchlein von der Bekehrung der Bayern und Karantaner (E. 9. Jahrh.). Regino v. Prüm (—905, fortg. bis 967).

Für die Zeit des deutschen Wahlreiches bis Otto II.: die Annalistik von Corvey (Widukind), Hersfeld (Lambert), Reichenau (Hermann der Lahme), S. Gallen (Ekkeharde), Regensburg, Nieder-Altaich, Salzburg. Luitprand. Der sächsische Annalist (12. Jahrh.).

2) Legenden des h. Columban, Gallus, Ruprecht, Emeram, Corbinian (Acta Sanctorum, h. v. den Bollandisten, Mignet: Patrologia, Monum. Germ. XIII.).

3) Erläuterungsschriften zu den Quellen. Vgl. die z. IV. Buche verzeichneten. Die bibliograph. Nachweise b. Potthast und Wattenbach (3. Aufl. 1874), Dahlmann-Waitz (Ranke, Giesebrecht, Maurenbrecher: über die fränk. Reichsannalen und die Quellen des 10. Jahrhunderts).

4) Volks- oder Stammrechte (Leges) u. zwar das der Bayern, Alemannen, Langobarden. Siehe darüber die Abh. von Merkel, Roth, Bluhme, Boretius; die Werke von Eichhorn, Waitz. (Gfrörer, Z. Gesch. d. deutschen Volksrechte im Mittelalter I. (1865), behandelt auch die fränkischen Missionäre ausführlich).

5) Fränkische Reichsgesetze der Capitularien (vgl. Waitz, deutsche Verf. Gesch.).

6) Urkunden. Vgl. die Regesten der Karolinger von Böhmer, Sickel. Jaffé, Monum. Carolina und seine Regesta pontificum. Die Briefe des h. Bonifaz und die Abh. darüber von Jaffé (Monum. Moguntina), Dünzelmann, Hahn. Die Monum. boica. (Kleinmayern) Nachrichten vom Zustande der Gegenden und Stadt Juvavia ..... (1784) (dazu Emmert's Universalreper-

torium, 1803). Farlati, Illyricum sacrum, Ughelli, Italia sacra, de Rubeis, Monum. eccl. Aquilejensis. Resch=Sinnacher, Bonelli, Eichhorn: für Tirol. Kainz, Indiculus Arnonis. Urkundenbuch des Landes Oesterreich ob d. Enns, I. Bd. Zahn, Urkdb. des Hzgth. Steiermark, I. Bd. (1875). Boczek, Codex diplom. et epist. Moraviae, I. Bd. Erben, Regesta Premyslidarum... I. Bd.; Fejer, Cod. dipl. Hung. I. Bd. Böhmer, Kaiserregesten von 911.... K. Stumpf, Die Reichskanzler (10.—12. Jahrh.), 1865. 1868.

b. **Allgemeinere Fachwerke und Monographien.** Waitz, Leo, Luden, Gesch. des deutschen Volkes; Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit. — Khautz, Gesch. des Markgrafthums Oesterreich, 1. 2. (veraltet, aber nicht unbrauchbar), Heyrenbach, Schrötter (desgleichen), Büdinger, Oe. Gesch. (1858) I. (Hauptwerk für die ältesten Grundlagen des Staatslebens Oesterreichs), Oesterr. Gesch. f. d. Volk (2. u. 3. Bändchen v. Jireček und Zeißberg). Die österr. provinzielle Geschichtschreibung (s. d. II. u. III. Buch). Keiblinger, Gesch. des Kl. Melk, 2 Bde. (1851—1869) (reich an topogr. Material).

Merowinger=Zeit: Richter, Annalen des fränkischen Reiches unter den Merowingern, I. Bd. (1873). Bornhak, Gesch. der Franken unter den Merowingern (1863). Loebell, Gregor v. Tours u. s. Z. (1839), 2. A. 1869. Pertz, Die fränkischen Hausmeier (1819). Samonisches Reich: Thunmann, Pelzel, Safarik, Palacky, Leutsch, u. s. w. — Kopitar. Brosien, Krit. Untersuchungen der Quellen z. Gesch. der fränkischen Könige: Dagobert I. (1868). Samo, als mythische Person aufgefaßt von J. Haupt i. s. A. der Gudrun, Wien (1866). Fasching im Marburger (Steiermark) Gymn. Progr. (1872). Die Chronologie und Geschichte der fränkischen Missionäre, insbesondere die Streitfrage über das Zeitalter des h. Ruprecht, in dem kirchengesch. Werk von Rettberg und speciell in den Streitschriften von Filz, Koch=Sternfeld (dessen Monographien, in den J. 1815—1855 verfaßt, ein reiches kulturgesch. Material für die älteste Zeit der Alpenländer enthalten) u. s. w. (vgl. Pichler's Gesch. v. Salzburg), andererseits Blumberger, Wattenbach, Quitzmann u. A. — Vgl. auch Hefele, Gesch. der Einführung des Christenthums i. südw. Deutschland (1837). Riedermayer, Das Mönchsthum in Bojoarien u. s. w. (1859). Ebrard, Die iroschott. Kirche und Mission im 6, 7. u. 8. Jahrh. (1873). Greith, Gesch. der altirischen Kirche u. i. Verbindungen mit Rom, Gallien und Alemannien (1867). Ueber Bonifaz: die Arb. von Seiters (1845), Welte (1869) u. s. w. Die kritisch=chronologische Darstellung der gesammten pippinidisch=karolingischen Zeit bis 788 in den Jahrbüchern des fränkischen Reiches (herausg. v. d. Comm. f. deutsche Gesch.) bearb. von Bonnell, Hahn, Breysig, Oelsner, S. Abel. — Gehrke, Die Kriege der Franken mit den deutschen Stämmen in der Zeit der spätern Merowinger (1874). — Ueber Karl d. Gr.: die Werke v. Dippoldt, Bredow, Lorenz, Thijm, Döllinger (Kaiserthum Karl's des Gr., 1864, I.); über Ludwig d. Fr.: Simson (Jahrb. des fr. R., 1874) I. Theil. Dümmler, Die südöstlichen Marken des karol. Reiches (akad. Abh. 10. Bd. des Arch. f. österr. Gesch.), s. Abh. über Arnulf, die Stellung Böhmens zu den Karolingern (in lat. Sprache) und das Hauptwerk: Gesch. des ostfränkischen Reiches, 2 Bde. (1862—1865) (vgl. die ältern gegensätzlichen Werke von Gfroerer,

1848 und Wenck, 1851). Ueber Ludwig das Kind und Konrad I.: Abh. von Rinteleu, Roth-Schreckenstein u. Heidemann (Forsch. z. d. Gesch. III. VI. VII.). Ueber das sächsische Königshaus: Ranke's Jahrbücher d. deutschen Reichs bearb. v. Waitz, Köpke, Hirsch u. s. w. Vgl. auch die Forsch. z. deutschen Gesch. IV. (Rommel und Maurenbrecher). Winter, Heinrich von Bayern, Bruder Otto des Gr. (1872). Schottmüller, Die Entstehung des Stammhzgth. Bayerns u. s. w. (1868). (Vgl. auch Quitzmann, ältere Gesch. Bayerns —911). A. Jäger, Beitr. z. österr. Gesch. (1855).

Ueber die Slaven im Norden u. Süden der Donau die im IV. Buche und bei der Gesch. Samo's cit. Werke. Ferner die sprachgesch. Arbeiten von Dobrowsky und Miklosich. Dudik, Gesch. Mährens, I. Lelewel, Geschichte Polens. Roepell, Gesch. Polens, I. Hilferding, Gesch. der Serben, Bulgaren, Russen (1856). Szaraniewicz, Krit. Blicke i. die Gesch. d. Karp. Völker (1871).

Dümmler, Ueber die älteste Geschichte der Slaven in Dalmatien (1856) (Sitzungsbericht der Wiener Akad. d. Wiss. 20. Bd.). Dagegen manches Beachtenswerthe in d. kroat. Arbeit v. Račk i. R. Rösler, Ueber die ältesten slavischen Ansiedlungen a. d. untern Donau (1873) (Sitzgsb. ebd. 73. Bd.). Herzberg, Gesch. Griechenlands im Mittelalter (1876), I. Bd. Gfrörer (Weiß), Byzantinische Geschichten, I. II. (Venedig, Südslaven), (1872). S. Gründliches und Maßvolles in Krek's Einl. z. Gesch. d. slav. Lit. I. (1874). — Ueber Konstantinos (Kyrillos) und Methodios die Lit. b. Dümmler, Gesch. d. ostfr. Reichs. Ginzel, Die Slavenapostel C. u. M. (1862).

Aeltere Abh. für dieses und die folgenden Bücher in Oettinger's hist. Archiv, in s. Bibliografie biografique und namentlich in W. Koner's Repertorium der 1800—1850 erschienenen fachzeitschriftlichen Aufsätze im Bereiche der Geschichte, Geographie u. s. w. (1852.)

Inhaltsübersicht.

Der Nachzeit der großen Wanderung — Langobarden, Baiuwaren, Alemannen-Schwaben, Avaren, Alpenslaven. — Die altbayerischen Volksverhältnisse. — Seine avaro-slavische Nachbarschaft. — Samo und sein kurzlebiges Slavenreich (Fredegar und die Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantaner). — Die Bulgaren. — Der Chorwaten- und Serbenzug aus Nordkarpatien in die südlichen Donaulande und an die Ostküste der Adria. — Das Frankenreich unter den Pippiniden s. 687. — Die Heiligenlegenden Columban's und Gallus'. Das Christenthum bei den Altbayern. — Ruprecht, Emeram, Korbinian (Salzburg, Regensburg, Freising, Passau). Karl der Hammer und Luitprand, andererseits die Agilolfinger. — Winfried-Bonifacius und die bayerische Kirche. — Karl Martell's Söhne und Bayern. — Thassilo III., der letzte Agilol-

finger. — Die Karantaner Slaven. — Die Salzburger Kirche. — Der „Schotte" Virgil und Bonifacius. — Die Unterwerfung der Karantaner. — Innichen, Kremsmünster. — Die bayrischen Synoden. — Der Fall des langobardischen Reiches 774. — Karl d. Gr. und Thassilo 781—788. — Der Sturz des agilolfingischen Stammherzogthums. — Die Donaualpenländer in der Zeit Karl's d. Gr. 788—814. Karl d. Gr. und die Avaren. — Die südöstlichen Marken. — Venedig und Dalmatien. — Friaul. — Die Ostmark und das Ostland. — Germanisirung der Alpenländer. — Karl's d. Gr. Tod 814. — Die Zeit von Karl d. Gr. bis zum Vertrage von Verdun (843). Die unterthänigen und zinspflichtigen Oststämme. — Die dalmatinischen und pannonischen Chorwaten und ihre Nachbarn. — Die Empörungen im Hause Ludwig's des Fr. († 840). Der Vertrag von Verdun. Ludwig der Deutsche und die ostfränkische Monarchie bis zum Erlöschen der Dynastie 843—911. Die Mährer. Mojmir, Priwina, Rastislaw (Rastiz). — Sein politisch-kirchlicher Plan. — Constantin (Kyrillos) und Method, die Slavenapostel. Die pannonische Metropole 871. Die „Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantaner". — Swatopluk und Großmähren. — Ludwig's des D. Söhne. — Karl d. Dicke, Swatopluk, Arnulf und die Ostmark. — Die Magyaren. — Der Untergang der slavischen Kirche Großmährens und der Verfall dieses Reiches. — Luitpold, der Ahnherr der Scheiern. — Die Raffelstettner Zollordnung (904—906). — Das Ende Großmährens und die Magyaren (905—911). — Die Ungarschlacht von 913. — Arnulf von Bayern († 937). — Das deutsche Wahlreich s. 911. Konrad I. Schwaben und Bayern. — Heinrich I. der Sachse und Arnulf. — Otto I. Die Arnulfinger und Berthold. — Bayern an Heinrich von Sachsen (945). Die Reichsempörung von 953—955. — Die Lechfelder Schlacht (955). — Die ottonische Ostmark. — Otto II. und Heinrich der Zänker. — Die Empörung von 975—976 und ihre Folgen. — Die Babenberger in der Ostmark.

Drei germanische Stämme und zwei andere Völker erfüllen den Länderraum zwischen dem Bodensee, der Donau und der Adria; ihre Geschicke, leider nur in dürftigen Quellen, in den lückenhaften Jahrbüchern des Frankenreiches, in verschiedenen Heiligenlegenden, vereinzelten kirchlichen Denkmälern und Urkunden angedeutet, bilden den mosaikartigen Stoff unserer weitern geschichtlichen Betrachtung. Es sind dies Langobarden, Bayern, Alemannen-Schwaben, andererseits Avaren und Alpenslaven oder Slovenen (Karantaner). Zwei Reiche ersten Ranges erscheinen im Südosten und Westen vorgelagert; dort das byzantinische, hier das fränkische. Nordöstlich breiten sich die Massen der Weichsel-, Oder- und Elbeslaven aus, in den Anfängen staatlicher Bildung begriffen.

Die Langobarden, die Schöpfer eines germanischen Lehenstaates, der mit den Herzogthümern Trient und Friaul nach Tirol und in's österreichische Küstenland tief eingriff, werden von ihrem Stammgenossen Paul, dem Sohne Warnefried's als harte, gewaltthätige Eroberer geschildert. Die gleiche Quelle verzeichnet auch die blutigen Zusammenstöße zwischen den Langobarden und den Franken nach dem Tode des Merowingers Chlotar († 561). Es galt die Rückgewinnung des fränkischen Einflusses in den südlichen Alpenländern, und wir lesen von der furchtbaren Schlacht bei Salurns (577), und von dem Siege, welchen Ewin, Herzog von Trident, über den Frankenhäuptling Cramnichis erfocht.

Ein noch höheres Interesse knüpft sich jedoch an den Stamm der Bajuwaren oder Bayern. Wurde er doch zur Grundlage der heutigen Bevölkerung Oberösterreichs, des Salzburgischen und Nordtirols. Das Volksrecht der Bayern (jedenfalls schon im 7. Jahrhunderte unter fränkischem Einflusse schriftlich aufgezeichnet), die reichste Quelle kerndeutschen Rechtsbrauches in den Ostgebieten germanischer Erde, ist zugleich ein Stück Geschichte dieses Stammes. Es tauchte die Ansicht auf, daß die im Rechte der Bayern neben dem Fürstengeschlechte der Agilolfinger angeführten fünf hochadeligen Geschlechter, die Huosi, Drozza, Fagana, Hahilinga und Aenion auf herrschende

Familien ursprünglicher Gaustämme oder Volkstheile der Baiwaren zurückzuführen seien. Jedenfalls hat diese Anschauung etwas für sich, da wir die Agilolfinger neben diesen Geschlechtern gewissermaßen als die Ersten unter ihres Gleichen auftauchen sehen und größere Landesstrecken im Besitze jener Familien erscheinen. Eine andere Frage ist jedoch die, welches Geschlecht bis zum erwiesenen Auftreten der Agilolfinger mit Thassilo, dem ersten dieses Namens (588—89? 595? † vor 612), die Herzogswürde bekleidete? Gemeinhin wird das Jahr 588—89 als ein Wendepunkt in der Geschichte der Bayern hingestellt. In der That hören wir bis dahin von keinerlei gewaltsamem Eingreifen der merowingischen Frankenkönige des Gesammtreiches oder des austrasischen Theilreiches in die Geschicke der Bayern. Offenbar hatte man sie nicht mit Waffengewalt unterjocht, sondern sie traten im Wege einer Vereinbarung unter die Schutzhoheit der Franken, man enthielt sich jeder Vergewaltigung ihrer inneren Verhältnisse und begnügte sich mit der Oberherrlichkeit und dem gelegentlichen Aufgebote des bayerischen Heerbannes.

Da muß sich unter Garibald I., vornehmlich vielleicht unter dem Eindrucke der Verlobung des Langobardenkönigs Autharis mit Garibald's Tochter Theodelinde, die Eifersucht des Frankenkönigs Childebert geregt haben. Garibald I. wird seines Herzogthums entsetzt und Thassilo I., der Agilolfinger, als Günstling der Franken erhoben. Doch spricht auch eine gewichtige Stimme dafür, Garibald I. habe sich behauptet und Thassilo I. wäre sein Sohn, der erst nach Garibald's Tode seine Anerkennung fand. Jedenfalls gab es einen bedeutenden Zusammenstoß. Wäre es nachweisbar, daß unter demselben Childebert schon die erste schriftliche Abfassung des bajuwarischen Stammrechtes erfolgte, so hätte dieser Wendepunkt im dynastischen Leben Altbayerns ein um so größeres Gewicht; denn Alles würde den fränkischen Versuch bezeugen, das bayerische Herzogthum enger an den Frankenstaat zu ketten.

Die Zeiten Thassilo's I. werfen ein Licht auf die Verhältnisse der östlichen Nachbarschaft Bayerns. Jenseits der Enns, im Ostland, herrscht der Avare; im Süden derselben breiten sich immer mehr die unter avarische Oberhoheit gezwungenen Alpenslaven aus. Damals begann ihre massenhaftere Ansiedlung in Krain und Karantanien; wir finden sie in's Tiroler Pusterthal bis an die Drau- und Rienzquellen vorgeschoben. Die Avaren befehligen sie zu verheerenden Einfällen, und da wir auch die Gewalt der ersteren über die längst in Böhmen eingewanderten Slaven annehmen müssen, so erkennen wir das Gewicht der fränkischen Besorgnisse vor diesem

seiner Machthöhe zustrebenden Volke, das für die Byzantiner zur schreckhaftesten Gefahr wurde, West- und Osteuropa mit seinem Namen zu erfüllen begann.

So erklären wir uns das Bündniß des Frankenkönigs Childebert mit dem byzantinischen Kaiser Mauritius gegen die Avaren und Thassilo's I. wechselvolle Kämpfe gegen die Slovenen im Pusterthale und mit den Avaren (595—97), deren Paulus Diaconus gedenkt.

Unter Garibald II., Thassilo's Sohne, erneuern sich (—640) im Herzen der Alpenländer blutige Fehden mit den Slowenen. Ausdrücklich wird Innichen, im Tiroler Pusterthale, als Ort genannt, bei welchem der Bayernherzog eine Niederlage erlitt. — Die Zeit von 588 ab war eine wild bewegte. Gleich zu Anfang dieser Epoche kämpften die Franken wieder mit den Langobarden; Blut floß am Gardasee, und um 610 begann ein neuer heftiger Krieg der letzteren, des Friauler Herzogs Gisulf mit den Avaren und Slowenen, wobei es dem Herzog schlimm erging. Dies rächten seine gefangenen Söhne Taso und Kako, indem sie, frei geworden, die Grenze Friaul's bis in's Gailthal Kärntens erweiterten. Dies scheint die richtige Deutung des Berichtes bei Paulus Diaconus.

Wohin wir blicken, begegnen wir dem Kampfe mit den Avaren. Es scheint, als sei das Hunnenreich wieder erstanden. Byzanz, die Langobarden, der Frankenstaat und die ihm zugehörigen Bayern fürchten seine Einfälle. Drüben im Osten Europas herrscht der Avare über Slavenmassen, die Bulgaren fügen sich seiner Oberhoheit, und die Westslaven im Norden und Süden der Donau seufzen unter dem Joche der Avaren, deren Name „Avar" im slavischen Idiom als „Obr", der Riese, das Ungethüm, eine ähnliche Bedeutung gewann, wie das „Hunne" oder „Heune" im Munde der Germanen.

Da berichtet der fränkische Chronist Fredegar, aus den Tagen der fränkischen Alleinherrscher Chlotar II. und Dagobert I., von der merkwürdigen Bildung eines großen Slavenreiches an den Ost-Marken des Frankenreiches. Ein „fränkischer Kaufmann" Samo habe als Führer der Winden oder Slaven die avarischen Zwingherren geschlagen und sei von den dankbaren Freigewordenen zum Könige erhoben worden (622).

Das Erstehen dieses Slavenreiches habe die Eifersucht des Frankenkönigs erregt und die Zurückweisung seines hochfahrenden Sendboten einen Krieg hervorgerufen, in welchem der Reichsheerbann der Franken und auch ein langobardisches Heer auftritt.

Das Frankenheer wird jedoch bei Wogastisburg auf's Haupt geschlagen, und Samo behauptet sich als Slawenherrscher bis zu seinem

Tode (662), worauf sein großes Reich spurlos auseinanderfällt. Im Gegensatze zu dem seltsamen Berichte Fredegar's über Samo's fränkische Herkunft und seine Heimat, den räthselhaften „Gau Senonago", nennt das wichtige Büchlein „von der Bekehrung der Bayern und Karantanen", allerdings eine viel spätere Quelle aus dem Schlusse des neunten Jahrhunderts, Samo einen „Karantaner Slaven, in Karantanien" zu Hause, also einen Alpenslaven, im heutigen Innerösterreich.

Dieser Zwiespalt der Quellen, der slavisch klingende Name Samo, die Ungewißheit des Umfanges seiner Herrschaft, die Schwierigkeit den „Gau Senonago" und den Ort Wogastisburg mit Sicherheit zu bestimmen, der bedeutsame Umstand endlich, daß auch die Langobarden auf den Kriegsschauplatz treten, — alles dies machte in unserem Jahrhundert die „samonische Frage" zu einer historischen Streitfrage ersten Ranges. Sie setzte viele Geister und Federn in Bewegung. Die lange und geschlossene Phalanx der Forscher Deutschlands und Böhmens steht für Fredegar im Großen und Ganzen ein, nur daß Palacky z. B. entschieden den slavischen Ursprung Samo's betont und, nebenbei gesagt, in „Wogastisburg": Togastisburg, Tugost, die alte Namensform des wichtigsten Paßortes im Nord- oder Böhmerwald, des heutigen Tauß erblickt; — während ein kleineres Häuflein jener salzburgischen Kirchenschrift sich anschließt und unter Kopitar's Führung in Samo den Alpenslaven gewahrt und den Kampf südlich der Donau lokalisirt. Man wollte da in Wogastisburg das steiermärkische Voitsberg finden; jedenfalls mit sehr wenig Berechtigung! Jene Mehrheit der Forscher findet in Böhmen den Schwerpunkt des samonischen Reiches, während diese Minorität denselben in's südöstliche Alpenland verlegt. Schließlich wurde von einer Seite der Versuch gemacht, die Gestalt und Geschichte Samo's mythisch zu deuten, als bloßen Sagenstoff hinzustellen.

Es ist uns hier nicht gestattet, die ganze Streitfrage ausführlich zu beleuchten, und unsere Ansicht des Breitern zu erörtern. Aber so viel dürfte mit Berechtigung festgehalten werden können, daß die Bildung des kurzlebigen samonischen Reiches als ein slavischer Völkerbund im Norden und Süden der Donau gegen die avarische Zwingherrschaft den Anfang nahm und daher nicht nur den Franken, sondern auch den Langobarden bedrohlich erschien.

Und eben diese Natur des Reiches erklärt seinen spurlosen Zerfall, als die Seele desselben, Samo, vielleicht ein Slave, auf fränkischem Staatsboden, etwa im slavischen Thüringen geboren, dahinging. Ja, auch seine fränkische Abstammung wäre nicht undenkbar. Man wolle nur

die spätere Rolle der nordischen Waräger, oder Normannen, in der russischen Slavenwelt, sich vor Augen halten, die Gründung der Reiche des Rurik, Sineus und Truwor.

Die Zeit der Entstehung des samonischen Reiches wird von Fredegar in die Jahre 622—630 gestellt, und man hat keinen sichern Anhaltspunkt, dies zu widerlegen oder richtig zu stellen.

Vielleicht geschah es um 626, als die Hauptmacht der Avaren unter ihrem Oberchan (Chagan) im Bunde mit den Kriegerschaaren des Perserkönigs Chosru vor Byzanz lagerte, um die Kaiserstadt zum Falle zu bringen. Sicherlich war es ein günstiger Zeitpunkt, und der Umstand, daß seit dieser „mißglückten Unternehmung" wir in den byzantinischen Annalen bis 657 nichts weiter von Avareneinfällen hören, scheint den Beweis zu führen, daß die Avaren alle Ursache haben mußten, Gefahren ihres eigenen Machtbestandes abzuwehren.

Denn nicht bloß Samo's Slavenreich bildete eine solche, auch in dem spätern Auftreten der **Bulgaren** und in der Seßhaftwerdung der Chorwaten und Serben im untern Donaugebiet und an der Adria erwuchs den Avaren eine Besorgniß erregende Zukunft. Allerdings waren um 630, wie Fredegar erzählt, 9000 Bulgaren der Gewaltherrschaft der Avaren auf fränkischem Reichsboden nach Bayern entronnen; Dagobert erließ an Garibald II. den Befehl, die bedenklichen Gäste zu überfallen und zu tödten, so daß nur 700 unter einem gewissen Alticeus dem schmählichen Massenmorde entkamen und sich in die „windische Mark" (slovenisches Inneröstterreich) zum Slovenenherzog Walluch flüchteten. — Aber das war auch der Vorbote eines Umschwunges im Verhältniß der Bulgaren und ihrer bisherigen Zwingherren. Denn gerade damals, in den Zeiten des Griechenkaisers Heraklius (610—641), erfochten sich die Bulgaren unter ihrem tapfern Häuptling Kuwrat (634—668), also einem Zeitgenossen Samo's, die Unabhängigkeit vom Avarenjoche; und daß den Byzantinern dieses Auftreten der Bulgaren sehr erwünscht kam, beweist die Thatsache, daß der Beherrscher Ostrom's den Fürsten Kuwrat zum „Patricius" erhob, zur gleichen Würde, die man auch den „germanischen Barbarenkönigen" als Köder und lohnende Auszeichnung zu bieten gewohnt war. Ein Blick in die Zukunft hätte allerdings die Romäer belehren können, wie wenig Gewinn die Erstarkung der Bulgarenmacht in Aussicht stellte. Immerhin schien sich für jetzt der alte Grundsatz „Theile und — herrsche" bewähren zu sollen.

Aber weit wichtiger, und für die Bevölkerungsfrage des heutigen

Oesterreichs von weittragender Bedeutung, ist das Erscheinen der Chorwaten und Serben am südlichen Schauplatze, gleichfalls in den Tagen des Romäerkaisers Heraklius, vielleicht bald nach 620, als die Avaren bald nach dem Einfalle von 619 in's byzantinische Reich zu neuen Einbrüchen rüsteten. Es war dies zur Zeit der Kämpfe des griechischen Herrschers mit den Persern in Kleinasien.

Die Geschichtsquelle, welcher wir die Nachricht von der Croaten- und Serbenbewegung nach Süden verdanken, ist Niemand geringerer als Kaiser Constantin IX. der „Purpurgeborne" (Porphyrogenetes), Chronograph des 10. Jahrhunderts. Wie er die Sache erzählt, — seien sie aus „Bagibareia", offenbar Bayern, dem Constantin jedoch als ferner Südländer die irrige Ausdehnung über das Elbe- und Oderland bis an die Weichsel und die Karpathen geben mochte (man vergleiche nur die vage mittelalterliche Auffassung von „Franke", „Normann", „Russe" u. s. w.) — über Einladung des Kaisers von Ostrom, aufgebrochen und hätten unter ihren Stammhäuptlingen an den Gestaden der südlichen Donau und an der Meeresküste im glücklichen Kampfe mit den Avaren eine neue Heimat gefunden. Daß „Chorwaten" und „Serben" schon dem Namen nach der Slavenwelt im Nordwesten, jenseits der Karpathen, angehören konnten, beweist der ältere Name des spätern kleinpolnischen Reiches, des heutigen Westgaliziens: Weiß-Chorwatien und das urkundlich bezeugte Dasein charwatischer oder chorwatischer Stämme im ältesten premyslidischen Böhmen; andererseits die Analogie des Namens Serbe, Srb, mit dem der mächtigen Surben, Sorben (Soraben) im Kreise der polabischen Völker. Chorwaten und Serben sind somit ein abgetrennter Theil der nordkarpathischen Slavenwelt, zu einer Zeit losgerissen, in welcher von der heutigen ethnographischen und sprachlichen Scheidung der Slavenwelt nicht die Rede sein konnte.

Die Erzählung des kaiserlichen Chronographen scheint jedoch den Sachverhalt der Chorwaten und Serbenwanderung, wie so manches Andere, zu Gunsten der Majestät der Romäerkaiser umgemodelt zu enthalten.

Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, daß es den beiden Slavenstämmen hätte gelingen sollen, den großen Länderraum zwischen den Nordkarpathen und der untern Donau im Kampfe mit den Avaren durchzukommen; — selbst wenn wir damit den samonischen Freiheitskrieg als etwas Gleichzeitiges combiniren wollten; schon deshalb nicht, weil gerade im centralen und südlichen Ungarn die Hauptstärke der Avaren lag und noch lange blieb; — abgesehen davon, stimmt auch der Gehalt der späteren Ereignisse damit nicht

zusammen, und es dürfte vielmehr das Ergebniß der Forschung eines gewiegten Fachmannes dem thatsächlichen Bestande nahe kommen. Chorwaten und Serben erscheinen im Süden zunächst nicht als Verbündete der Byzantiner, sondern als Waffengenossen der Avaren, die ihrer als Verstärkung bedurften. Bald aber wurden aus ihnen wie aus den Bulgaren gefährliche Widersacher der Avaren. Aber auch den Byzantinern waren diese Slaven ein Schrecken, als sie zerstörend über das Gebiet zwischen der Donau, dem Timok und der Adria zerstörungslustig herfielen.

Dalmatien weiß davon zu erzählen. Damals fiel das einst so blühende Salona, Diocletian's Ruheort, die Metropole des römischen Dalmatiens der Kaiserzeit, in Trümmer und sein Verfall begünstigte den mittelalterlichen Aufschwung Spalato's, das in wechselnder Namensform schon seit dem dritten Jahrhundert auftaucht. Auch Epidauros wurde allem Anscheine nach ein Raub der Zerstörung und fand die mittelalterliche Erbin seiner Bedeutung an Ragusa, wohin sich Epidaurier und Salonitaner geflüchtet haben sollen. Erst nach 678, als ein großer Theil der Ankömmlinge das Christenthum anzunehmen begann und beide Stämme die Nothwendigkeit erkennen mochten, sich mit Byzanz auf guten Fuß zu stellen, scheinen „Croaten und Serben" die Oberhoheit der Romäer anerkannt zu haben.

So haben wir auf dem Boden des heutigen Staates Oesterreich und in dessen Nachbarschaft, in der Landfeste und an der Westküste auf der Balkanhalbinsel, einen Theil der immer massenhafter west- und südwärts vorgeschobenen Slavenwelt eingebürgert. Diesen Slaven, welche früher im Norden der Karpathen hausten, war eine bleibende Stätte im Süden zugefallen. Ob es Serben-Croaten waren, die 639 Sipontum (Manfredonia) angriffen, bleibt dahingestellt, aber daß wir sie um diese Zeit im Süden bereits denken müssen, hat Alles für sich. Ueber die Gliederung der dalmatinischen Serben und Croaten, der binnenländischen, pannonischen Croaten werden wir an späterem Orte handeln.

Geräuschvoll ging es auch im Westen Europa's, im merowingischen Frankenreiche zu. Das Jahr 687, der Sieg des Hausmaiers oder Majordomus Austrasiens, Pippin's von Heristal, über seinen neustrischen Gegner entscheidet eine neue Gestaltung der Dinge im Frankenreiche. Die Pippiniden werden Herrscher desselben, ohne noch den Königstitel zu führen, und die Merowinger spielen fortan die Rolle, welche, um eine Analogie anzuführen, den spätern

Khalifen neben den Emirs al Omrah zugewiesen war, die der gekrönten Häupter im bleibenden Ruhestande.

Mit den Pippiniden, mit Pippin von Heristal, seinem natürlichen Sprossen, Karl „Martell", „dem Hammer", und dessen Söhnen, — nimmt ein kräftiges, in seinen Entwürfen rücksichtsloses Geschlecht, die Geschicke des Frankenreiches in seine kriegerischen Hände, und die Richtung seiner Staatskunst mußte auf die Niederhaltung des Selbständigkeitsgefühls der Stammherzogthümer Schwaben und Bayern gerichtet sein. Und als Mittel dieser Staatskunst gilt auch das Kirchenthum. Politisch und hierarchisch sollen die hoheitspflichtigen Herzogthümer an die fränkische Reichsgewalt gefesselt werden, und so knüpft sich an die Geschichte der fränkischen Glaubensboten oder Missionäre im schwäbischen und bayerischen Lande ein Stück fränkischer Regierungszwecke; die Träger des fränkisch-römischen Kirchenthums erscheinen auch im Lichte politischer Agenten. Wenn auch ihre eigene Absicht darauf weniger hinauslief, von Seiten des fränkischen Hofes wurde ihnen diese Rolle zugedacht. — Doch wir haben es auch mit Glaubensbotschaften zu thun, welche vor diese Zeit fallen. Ihrer sei mit Betonung des culturgeschichtlichen Werthes kurz gedacht.

Beginnen wir mit den Alemannen-Schwaben. Das Gebiet dieses Herzogthums umfaßte das ganze Gelände zwischen dem Lech, Arlberg, St. Gotthardsberge und dem französischen Jura; es griff somit in das westlichste Alpengebiet des heutigen österreichischen Staatsbodens ein, indem ihm das später Vorarlberg genannte Ländchen am Ostufer des Bodensees und Rheins zugehörte. Und gerade hier, in den Tagen des Stammherzogs Gunzo und seiner Oberherren, der Austrasierkönige Theuderich († 615) und Theudebert († 612), Enkel Sigbert's, spielten sich Ereignisse ab, die wir den Heiligenlegenden verdanken. Es sind die einzigen kargen Quellen, die das völlige Geschichtsdunkel dieser Gebirgswelt in etwas erhellen, unbeholfen im Ausdruck, arm an thatsächlichem Gehalt, denn ihre Bestimmung hat nichts mit der Aufgabe rein geschichtlicher Erzählung zu thun; aber wir können ihrer nicht entbehren und folgen ihnen als Führern, insoweit sie die Merkmale der Echtheit an sich tragen und nicht zur Klasse gefälschter Erzeugnisse einer spätern Zeit gehören.

Die beiden irischen Glaubensboten (denn aus dem angelsächsisch-schottisch-irischen Inselreiche, wo Kirchen- und Klosterwesen blühte, erscheinen seit dieser Zeit immer zahlreicher die Verkünder des Christenthums und seiner Gebote auf dem Festlande Europa's) — Columban und sein Jünger Gallus — müde der höfischen Gräuel im

verderbten Frankenreiche, ziehen in die alemannische Schweiz und von Zürich dann gegen Arbon am Bregenzersee. Hier finden sie einen der wenigen, in der Heidenschaft beschaulich dahin lebenden, Priester, Willimar, der die fremden Glaubensboten benachrichtigt, daß sich in der Nähe die Trümmer der alten Stadt Pregantia (Brigantia) befänden. Es eigne sich dieser Ort durch seine Fruchtbarkeit und die Nähe des See's trefflich zu einer Behausung der „Knechte Gottes". Zu Schiffe gelangen Columban und Gallus dahin. Letzterer, auch der alemannischen Sprache mächtig, soll die heidnische Bevölkerung dem alten Glauben abwendig machen. Columban eifert gegen die Verstocktheit, er wirft einmal die Kufe um, aus der die Alemannen, zu Ehren ihrer Götzen, den Gerstensaft als festliche Labung schöpfen. Drei Jahre wirken sie hier, in einer Thätigkeit, die ihren Halt an einer antiken Culturstätte sucht und der Gesittung durch das Lichten starrender Wildniß, durch Ackerbau und dessen mildernde Einflüsse auf die Rauhheit des Jäger- und Viehzüchterlebens der Bevölkerung, Bahn zu brechen sucht. Aber es ist ein Krieg wider die alten Götter und gegen den ihnen geweihten Wald; die Freunde des alten Glaubens verklagen die Fremdlinge bei dem Herzoge des Landes, und Gunzo verweist sie, denn sie mochten ihm auch als unwillkommene Späher des fränkischen Hofes erscheinen. Columban zieht nach Italien, während Gallus, vom Fieber ergriffen, in Arbon zurückbleiben muß und dann in die Einöde der Ostschweiz zieht, um hier der Gründer des berühmtesten Klosters Alemanniens zu werden, das seinen Namen trägt.

Als hundert Jahre später, in den Tagen des Pippiniden Karl, des Hammers, der Franke Pirmin, als Vollmachtträger Roms und Schützling des Majordomus (um 724?) auch an den Bodensee kam, auf der angenehmen „Inselau", wo die Strömung des Rheins bemerkt wird, „Gewürm und giftige Schlangenbrut" vertilgte, und auf dem gereinigten Boden Reichenau gründete, St. Gallen's bedeutendsten Rivalen in Größe der Anlagen, kirchlichem Ansehen und wissenschaftlicher Bedeutung, war wohl das Christenthum im Alemannenstamme tiefer eingedrungen. Es sind die Alemannenfürsten Berthold und Nebi dem neuen Glauben und dem fränkischen Majordomus zugethan, wie ihre Reise zu Karlmann, 724 im Interesse Reichenau's bewies, aber die Mehrheit der Alemannen und Thietbald, Herzog Gottfried's Sohn, mit Lantfried, seinem Bruder, Nachfolger in der Herzogswürde, gewahren in Pirmin den Sendling des fränkischen Oberherrn, und nöthigen den verhaßten Glaubensboten zur Flucht (727). Darin scheinen sich beide Zeiten zu berühren.

Schon Columban soll die Absicht genährt haben, „zu den Wenden zu ziehen, die man auch Sklaven (Slaven) nennt"; aber es kam nicht zur Ausführung. Eine solche Glaubensbotschaft mußte durch Bayern den Weg nehmen.

Die Ansicht, daß die **Bayern** bereits als Christen, etwa als arianische, eingewandert seien, behauptet nichts Undenkbares, aber sie hält der genauern Forschung nicht Stand. Selbst das Christenthum Garibald's I., des Vaters Theudelinden's, ist unerweislich, denn das Dasein eines dem neuen Glauben befreundeten Theodo III. als Vorvorgänger Garibald's im Herzogthum hält der historischen Kritik ebenso wenig Stand, als die Existenz der beiden früheren Theodone. Geschichtlich greifbar bleibt nur ein Theodo, der Zeitgenosse Pippin's von Heristal und Karl Martell's (660, † 722), der fränkischen Hausmaier und der Merowinger-Könige Theoderich III., Chlodwig III. und Childebert III. (695, † 711). Hiermit allerdings gewinnt die Entwicklungsgeschichte des Christenthums und seiner Kirche im Bayernlande eine wesentlich andere Gestalt.

Gewiß ist es, daß weit früher Glaubensboten in Bojoarien auftauchten; aber wir wissen von ihnen nichts Sicheres. So ist Agrestinus, angeblich der erste Missionar bei den Bojoariern, eine mythische Figur; ob Bischof Amandus, der vor Dagobert's I. Zorne floh und über die Donau zu den Slaven das Christenthum verbreiten ging, angeblich der „erste Slavenapostel" dieser Gegenden, in Bayern selbst wirkte, bleibt fraglich. Die Wanderbischöfe Erhard, von Eberhardsmünster (Novientum) im Elsaß, Erchanfried und Otfried, in Regensburg und Passau, gehören erst dem Ausgange des siebenten Jahrhunderts an. So zerfließt der Gedanke an ein christliches und kirchlich organisirtes Bayern in früher Zeit und an das Christenthum der Agilolfinger, seit dem 6. Jahrhunderte insbesondere, in Nebel; und Licht wird es erst mit dem historischen Theodo, seit den mittleren Jahren seiner Herrschaft.

Pippin von Heristal († 714) mußte es sehr daran gelegen sein, Bayern in eine engere Verbindung mit dem Frankenreiche zu bringen. Daß er um 691 etwa Bayern mit Gewalt der Waffen dazu gezwungen, ist nicht erwiesen; ja es ist ungleich wahrscheinlicher, daß er den andern geräuschlosern Weg, den der Glaubensmission, in dieser Richtung verwerthen wollte.

Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts erschien in Bayern **Ruprecht** (Hrodpert), Bischof von **Worms**, aus „königlichem Geschlechte der Franken", wie ihn die älteste Legende nennt. Der Bayernherzog läd't ihn zu sich nach Regensburg (um 696) und

Rupprecht „bekehrt ihn zum wahren Christenglauben", woraus man auf eine Art früheren Halbchristenthums des Bayernfürsten schließen zu können glaubte; Theodo und seine Familie läßt sich taufen. Rüstig geht der glaubensstarke Frankenbischof an's Bekehrungswerk im Lande, doch zieht ihn der Drang der Glaubensbotschaft bald in's östliche Uferland der Donau, wo Slaven hausen und der Avare herrscht. Die „Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantanerslaven" läßt ihn sogar nach Unterpannonien ziehen. Eine spätere Legende spricht sogar von seiner Mission im südöstlichen Alpenlande bei dem „Könige der Karantanerslaven", die auch „Vandalen" genannt werden. Dabei habe er das „höchste Gebirge" der „Tauern" überschritten (woraus man sogar den Ortsnamen „Hartberg" in der Steiermark = mons Durus hervorklügeln wollte), viele Kirchen und zahlreiche Klöster mit Schulen gegründet, desgleichen Priester und Kleriker zur Fortpflanzung des Christenthums zurückgelassen. Hier ist also der einfache Thatbestand bedeutend ausgeschmückt und der Erfolg einer Missionsthätigkeit späterer Jahrzehnte, die nichts mit Rupprecht gemein hat, seinem Walten bereits zugelegt.

Dagegen nimmt die weitere Erzählung der ursprünglichen Quelle unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Rupprecht gelangt auf dem Rückwege in's Bayerische an den „Wallersee" (Walhensee im heutigen Salzburgischen). Hier erfährt er von der Bevölkerung, die theilweise noch aus Colonnen der Römerzeit bestand, aus Resten des keltorömischen Volksthums, daß in der Nähe eine alte Trümmerstadt liege. Rupprecht gelangt so nach Juvavo; einst ein blühender Vorort der römischen Culturwelt im Alpenlande, zeigt es sich den Blicken des fränkischen Glaubensboten als Stätte der Zerstörung, von Wald und Krautwerk theilweise überwuchert.

Aehnlich wie bei Brigantia knüpft sich auch bei Juvavo an die Stätte antiken Lebens die christliche Missionsthätigkeit, aber ungleich bedeutender. Bregenz war nur vorübergehend der Ort des Wirkens der irischen Glaubensboten, Salzburg sollte zur Hauptkirche Bojoariens, zur Pflanzstätte des Christenthums für das ganze Donaualpenland werden. An der Igonta, von den Bojoariern Salzache genannt, wo der „Mönchsberg" abstürzt, gründet Rupprecht für die aus Worms herbeigeführten Mönche und Nonnen je ein Kloster; mit klugem Blicke hatte er die überaus günstige Lage dieser Kirchenansiedlung erkannt, er kaufte Grund und Boden, und der bayerische Herzog läßt es an reichen Begabungen nicht fehlen. So schenkte er ihm z. B. 20 Salzöfen und Pfannen zu Reichenhall, Güter und

Hörige (darunter 80 „römische Zinsbauern") im Atter- und Traungau, Weinberge im Donaugau.

Rupprecht, den die Kirche dann heilig sprach, verließ Salzburg, die Lieblingsstätte seines Wirkens und Bayern selbst jedenfalls vor 716 und begab sich zurück nach Worms. Seine Aufgabe war erfüllt.

Das St. Peterkloster von Salzburg, seine eigentliche Gründung, enthält in seinem „Todtenbuche", dem ältesten und reichhaltigsten Denkmale dieser Art im Bayernlande, die Namen der Söhne Theodo's, unter welche der Herzog noch bei Lebzeiten sein ganzes, etwa 25 Gaue umfassendes Gebiet theilte; wonach Theodebert das Gebiet um Salzburg erhielt. Nur Lantbert's Name und der seiner Schwester Ota fehlen. Denn Lantbert ward er Herzogssohn, welcher um Ota's willen den zweiten fränkischen Missionär erschlug und deshalb vom Vater verbannt wurde.

Emmeram (Heimrabe), Bischof von Poitiers, von einigen sogar ein Pannonier, ein Noriker genannt, kam als zweiter fränkischer Glaubensbote nach Bayern, zur Zeit, als Rupprecht sein Wirken in Salzburg längst begonnen hatte. Die Annahme, er habe vor Rupprecht gewirkt, läßt sich chronologisch nicht sicher stellen. Als er jenseits der Enns in's Slaven- und Avarenland den Glauben tragen wollte, empfingen ihn die wilden Bewohner nach Art der „Wölfe heulend", wie die stereotype, aber meist bedeutungslose Redensart der Legenden lautet; man hinderte ihn, solche Gefahren zu bestehen und er blieb im Bayernlande, wo ihn der Tod unter räthselhaften Umständen von der Hand des Herzogssohnes traf. Das St. Emmeranskloster in Regensburg, wo wir auch den ursprünglichen Bischofssitz von Regensburg annehmen müssen, wahrte sein Andenken.

Herzog Theodo begab sich dann nach Rom und schloß mit Papst Gregor II. eine Art Concordat (716) bezüglich der Stellung der bayerischen Kirche, welche er vielleicht von fränkischer Suprematie freier halten wollte. Sehr bedeutsam ist die päpstliche Weisung für seine zur Regelung dieser kirchlichen Verhältnisse nach Bayern abgeordneten Vollmachtträger. Man sieht, wie Rom den fränkischen Missionären ebenso wenig traut, als den besonders verdächtigen, als „Sectirer" beim päpstlichen Stuhle berufenen „schwarzen" Mönchen aus dem Inselreiche, dem englisch-schottisch-irischen Mönchen; wie Rom direct eingreifen will. Mit keiner Silbe findet sich darin Rupprecht's oder Emmeram's gedacht. „Ihr sollt", heißt es darin, „nach Verhältniß der Bezirke, die jedem der bayerischen Herzoge zugetheilt sind, Bisthümer errichten, drei, vier, oder, wo es nöthig wäre, mehrere. Ihr sollt ferner einen erzbischöflichen

Sitz gründen, der wenigstens drei Suffragane unter sich haben muß. Findet Ihr in Bayern selbst einen Mann, der zu dem hohen Berufe befähigt ist, so sendet ihn, mit einem Beglaubigungsschreiben ausgerüstet, hierher an mich, oder bringt ihn selbst mit Euch zurück. Könnt Ihr aber keinen tauglichen Kleriker ausfindig machen, so meldet es uns, damit wir Kraft apostolischer Vollmacht einen ernennen." In Bayern giebt es also noch keine Bischöfe, und Rom will sich über das Christenthum in Bayern genau unterrichten, die Kirche in Bayern selbst regeln.

Zur Zeit als Papst Gregor II. diese Angelegenheiten in die Hand nahm, befand sich in Rom ein dritter fränkischer Glaubensbote, Corbinian, von Chartres bei Melun, der Günstling Karl Martell's, des neuen Majordomus der Franken (716, † 741). Er bewarb sich um die Bestallung und Vollmacht als Glaubensprediger und Wanderbischof. Da er seinen Zweck nicht erreichte, zog er sich in die Klause des Heimatsortes zurück und führte hier sieben Jahre lang ein beschauliches Leben. Es war dies zur selben Zeit als der alte Bayernherzog dem Tode nahe war und der fränkische Gewalthaber bald darauf, begünstigt von dem Unfrieden der drei Söhne und Erbfolger, Bayern so gut wie Alemannien in eine strengere Abhängigkeit brachte. 724 schon starb Theodo's Erstgeborner, Theodebert, Herzog des bayerischen Hauptgebietes und zwischen den beiden überlebenden Brüdern, Grimoald, mit dem Fürstensitze zu Freising, Thassilo II., der wahrscheinlich in Ostbayern residirte, andrerseits ihrem Neffen, Theudebert's Sohne, Hukbert kömmt es bald zum Streite.

Corbinian, dem Karl Martell neben der Glaubensbotschaft auch die Rolle eines politischen Sachwalters der Franken übertragen haben dürfte, war noch vor dem Tode des alten Bayernherzogs abermals nach Rom gereist. Aribo's Heiligenleben Corbinian's verdeckt die eigenthümlichen Umstände dieser Reise durch's Tiroler Land nach Italien mit gut gemeinten Wundergeschichten, in denen z. B. der durch den Heiligen zum Reitthier gezähmte wilde Bär keine geringe Rolle spielt. Um diese Umstände besser zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, früherer Vorfälle zu gedenken, welche sich zwischen den Bayern und Langobarden in der ersten Hälfte der Regierungszeit Herzog Theodo's ergaben. Sicherlich reichte damals bereits die Südgrenze des bayerischen Herzogthums bis gegen Bozen. Hier griff (680?) Alachis, der Trienter Herzog und Usurpator der langobardischen Königsgewalt den bayerischen Grenzgrafen an und schlug ihn; 690 fällt jedoch Alachis, „der Sohn der Bosheit", der „Tyrann",

wie ihn Paulus Diaconus nennt, im Kampfe gegen Pektaris Sohn, Kunibert, der den langobardischen Königsthron mit seinem Vater theilt. Das Trienter Lehnsherzogthum wird aufgelöst und von Grafen verwaltet. Wenn nun, nach dem „Leben Corbinians" das bayerische Gefolge Grimwald's den frommen Mann durch das Gebiet der Breonen bis Trient geleitet, wo die „norische" (bayerische) Grenze endigt und von den Langobarden Husing als Grenzgraf bestellt war und Corbinian dann weiter durch die „rumanianische Thalwiese" nach Verona und weiter gegen Rom mit langobardischem Geleite zieht, so scheint, begünstigt durch die Vorgänge im Langobardenreiche, Bayerns Herrschaft weiter südwärts vorgedrungen zu sein. Allein diese Angabe bleibt ein fraglicher Punkt. Das Mißtrauen Grimwald's gegen Corbinian tritt deutlicher zu Tage als der Glaubensbote, vom Papste synodalisch beauftragt, wieder nach Bayern zurückzukehren, die Rückreise antritt. Er wählt diesmal einen andern Weg, die Etsch hinauf durch den Vinstgau (Vintschgau). Hier, vor Mais (Majas, Alt-Meran), überschreitet er die langobardische Nordgrenze und betritt das bayerische Gebiet, zu welchem auch Kains (Camina), am Passerflusse, gehört, woselbst Corbinian dann eine kirchliche Ansiedlung in's Leben rief. Er will weiter reisen, aber der Burggraf von Mais, Grimwald's Untergebener, hält ihn zurück, meldet die Sache seinem Herrn und läßt ihn dann auf Befehl nach Freising, an den herzoglichen Hof geleiten.

Es war dies zur Zeit, als jene Zwistigkeiten in Bayern ausgebrochen waren und Grimwald alle Ursache hatte, zu vermuthen, daß Karlmann Grimwald's Neffen Hukbert, dessen Schwager er auch wurde, begünstige und mit dem ihm befreundeten Langobardenkönige Luitprand (seit 714, † 748) ein Waffenbündniß abgeschlossen habe. Daher suchte sich sein Mißtrauen der Person des Franken Corbinian zu versichern. Bald lesen wir wieder von des Letzteren Flucht aus Freising, wo man den strengen Zuchtmeister haßte. Er verdammte die Ehe Grimwald's mit dessen verwittweten jugendlichen Schwägerin Piltrude, die ihm darum unversöhnliche Feindin ward. Von seinem Feuereifer erzählt sein Biograph so manches Erbauliche. Er jagt die alte zauberkundige Heilkünstlerin aus dem fürstlichen Haushalte und wirft einmal voll heiliger Entrüstung den herzoglichen Tisch um, als der Fürst das Brod, die „Gottesgabe", mit seinen Jagdhunden theilt. In seinem freiwilligen Verbannungsorte Camina, zwischen den Bächen Timona und Finale, führt er das Leben des mönchischen Ansiedlers, der die Natur und das Gemüth der Menschen, der Rhätoromanen dieser Gegend sich dienstbar macht.

Inzwischen zog sich das Kriegsgewitter gegen Grimwald immer bedrohlicher zusammen. König Luitprand, Schwager des bayerischen Prinzen Hukbert, scheint die Zwischenzeit zur Wiederherstellung, beziehungsweise Erweiterung, seiner Nordgrenze bestens ausgenutzt zu haben. Denn Paul Diaconus sagt: „König Luitprand nahm im Anfange der Regierung zahlreiche Festungen der Bayern (in Tirol oder Rhätien) ein, stets mehr den Verhandlungen als den Waffen vertrauend, und wahrte mit aller Sorgfalt den Frieden mit den Franken und Avaren."

Bereitwillig ging er mit Karl Martell der Waffengenossenschaft zu Gunsten Hukbert's, eigentlich zur Schwächung Bayerns, ein. 725 zog Karlmann das erste Mal in's Bayernland und demüthigte den Herzog Grimwald; als dieser aber neuerdings seine Eigenständigkeit zu wahren suchte, erscheint der fränkische Majordomus abermals (728) in Bojoarien, bezwingt den Widerstrebenden und nimmt Piltrude nebst vielen Schätzen mit sich in's Frankenreich. Grimwald selbst findet bald darauf (729) durch Meuchelmord den Tod. Hukbert tritt als Alleinherzog an die Spitze, aber in strengerm Abhängigkeitsverhältniß zu den Franken, die um dieselbe Zeit (729) auch Alemannien mit Waffengewalt einschüchterten. — Corbinian kehrt nun nach Bayern, nach Freising zurück, als Hukbert's Günstling und stirbt hier 730 als Stifter einer reichen bayerischen Hochkirche. Sein Leichnam wird durch das obere Innthal nach Mais gebracht und hier bestattet. Bei diesem Anlasse erscheint der „edle Römer Dominikus, Bürger des Breonenvolkes" genannt, nachmals ein großmüthiger Gönner der Kirche. Deutlich besagt die Legende, daß dieser Burgort damals in den Händen der Langobarden war.

Herzog Hukbert starb sieben Jahre später; Odilo, ein Agilolfinger von unsicherer Abstammung, vielleicht ein Sohn Thassilo's II., des Theilherzogs und Enkel Theodo's, besteigt mit Karl Martell's Genehmigung den Herzogstuhl der Bayern. Unter ihm taucht die ehrwürdige Gestalt des Schöpfers der deutschen Kirche, des Angelsachsen Winfried oder Bonifacius zum ersten Male bedeutsam in Bayern auf, abgesehen von einer frühern Berührung. Ueber Einladung Odilo's kommt Bonifacius im Sommer d. J. 739 nach Bayern und vollzieht hier die erste kirchliche Gliederung des Landes. Vier Bisthümer werden geschaffen: zu Passau, Salzburg, Freising und Regensburg. Nur Vivilo von Passau war bereits geweiht; die Oberhirten der drei letztgenannten Sprengel erhielten durch Bonifaz die Weihe. Aber einen erzbischöflichen Stuhl zu errichten vermied

er, denn Alles lag ihm daran, die einheitliche Gewalt in Deutschlands kirchlichen Dingen seiner eigenen Stellung zu erhalten. Der Papst belobte die Einrichtung der bayerischen Kirche, die bei ihm als zerfahren und ketzerisch, als verwahrlost, schlechten Rufes genoß, wie er in Allem dem Vordermann der fränkisch-deutschen Kirche entgegenkam, da dieser die Einheit des Glaubens, den Primat des Papstes und die Orthodoxie mit rücksichtslosem Feuereifer vertrat.

Es giebt keinen grellern Gegensatz als den in der Thätigkeit Bonifaz' und in dem Gebahren des allmächtigen Majordomus Karl Martell; dort der Kirchenmann mit Leib und Seele, hier der eiserne Gewalthaber, der sich über alle Satzungen der Kirche hinwegsetzt, im privaten Leben so gut als im öffentlichen, die höchsten kirchlichen Würden und Aemter an Laien, verdiente Kriegsleute oder auch bloße Günstlinge vergabt und die geistlichen Güter als Nutznießungen oder Werthgegenstände betrachtet, welche an seinem schrankenlosen Willen hangen. Aber in einem Punkte trifft das innerste Wesen Beider zusammen, im Streben nach einheitlicher Gewalt und ausschließlicher Geltung in dem, was ihres Amtes ist und ihr hoher Geist begehrt. Sie bedürfen einander und vermeiden die beiderseitigen Wege sich zu kreuzen.

Karl „der Hammer" starb 741, aber das Gebäude der Macht seines Hauses stand auf festem Grunde, und seine Söhne, insbesondere Pippin d. K., besaßen das Zeug den Ausbau zu vollenden. Der Tod des gewaltigen Mannes schien jedoch nach außen die Losung zur Lockerung verhaßter Abhängigkeitsverhältnisse werden zu sollen. Die Herzoge B a y e r n s und A l e m a n n i e n s, Odilo und Theobald, verbanden sich mit Theoderich, dem Sachsenfürsten und dem fernen Aquitanerherzoge Hunewald zum Kampfe wider die pippinidische Gewaltherrschaft.

Aber der Plan schlug fehl. Im Jahre 743 erschienen K a r l m a n n ' s S ö h n e in Alemannien und im Bayernlande, der Schwaben- und Bayernherzog mußten sich unterwerfen und etwas von ihrer Machtvollkommenheit aufgeben. Diese Einbuße an selbständiger Herzogsgewalt zeigt sich in der damals, wenn nicht schon 728—29 stattgehabten neuen Redaction des Stammrechtes der Bayern. In den neu hinzugekommenen Abschnitten oder Titeln erscheint die herzogliche Gewalt als ein „Geschenk" des fränkischen Königs; eine eigene Bestimmung richtet sich gegen den „widerspenstigen Herzog"; der Heer- und Gerichtsbann werden zunächst als Ausfluß königlicher Macht dargestellt.

Herzog Odilo mußte sich fügen, und er war zu klug, um noch-

mals einen vergeblichen Kampf aufzunehmen. — Für die Kirche that er nicht wenig, dies beweisen die reichen Klosterstiftungen und Gaben an die Kirche. In dieser Beziehung sei nur, mit Rücksicht auf Oberösterreich, der Stiftung des Klosters Maninsee (Mondsee), am gleichnamigen schönen Alpensee, gedacht.

Der Schwerpunkt für uns liegt jedoch im Hochstifte Salzburg; seiner wollen wir gleich später gedenken und dabei zugleich die geringen Spuren des Geschichtslebens der Alpenslaven nachholen.

Noch erlebte Odilo die Bestallung Bonifacius' zum Mainzer Metropolitan für ganz Ostfranken; das Königthum Pippin's d. K. nicht mehr, und als er starb (748) schien seinem unmündigen Knaben Thassilo III. die Thronfolge verwehrt zu sein. Denn Grippo, Sohn Karlmann's und der Agilolfingerin Swanhilde, Pippin's Halbbruder, wurde für einen Augenblick Gewalthaber im Herzogthum. Bald aber erscheint Pippin mit starkem Heerbann in Bayern, nimmt den Abenteuerer gefangen und setzt den siebenjährigen Thassilo auf den Herzogstuhl (748—49). Acht Jahre später finden wir den herzoglichen Jüngling in Compiegne. Längst hatte sich der weltgeschichtliche Umschwung im Frankenreiche vollzogen, der Majordomus Pippin die Königskrone erlangt, die ihm der hülfsbedürftige Papst, unter Vermittlung des Mainzer Kirchenfürsten, willig zuerkannte und der letzte Merowinger die Stille eines Klosters aufsuchen müssen. Vor dem Könige Pippin, seinem Beschützer und Oberherrn, erscheint in Franzien der Agilolfinger. „Er schwor unzählige Eide", berichtet das Lorscher Klosterjahrbuch im officiösen Stile einer karolingischen Reichszeitung, „die Reliquien der Märtyrer mit den Händen berührend und gelobt Pippin und dessen Söhnen Treue, daß er ihnen, wie ein Vasall seinem Herrn mit aufrichtigem festen Sinn nach Gesetz und Recht ergeben sein wolle."

Aber je mehr sich der Agilolfinger im Besitze seines Stammherzogthums zu fühlen begann, desto entschiedener äußert sich der innere Trieb, die oberherrliche Bevormundung abzulehnen. Tassilo's plötzliche Umkehr mit dem bayerischen Heerbanne, als ihn der Frankenkönig wider Waifar, den aufständischen Herzog der Aquitanier, aufbot (763), war ein Symptom dieser Anwandlungen, und man vergaß dessen nicht am Hofe der Pippiniden, nur war noch nicht die Stunde der Abrechnung gekommen. — 768 vermählt sich der Bayernherzog mit Luitbirge, der einen Tochter seines Nachbars, des Langobardenkönigs Desiderius; es war im Jahre des Todes Pippin's, dem zwei

Söhne in der Herrschaft folgten, Karlmann und Karl, den die Geschichte den Großen nennt.

Die Heirath mit Luitbirge und die friedliche Haltung der seit Aistulf durch die Franken eingeschüchterten Langobarden war für den Agilolfinger vortheilhaft. Damals kehrten die Landstriche Südtirols an Bayern wieder zurück, die einst Luitprand entrissen. Es war die Gabe des Schwähers an den Eidam. Bis Bozen reichte die bayerische Grenze.

Aber noch in anderer Richtung wächst die Macht Bojoariens; es gelangt zur Hoheit über die Alpenslaven. — Spärlich sind die Nachrichten darüber, wir verdanken sie einem glücklichen Zufall, einer kirchlichen Tendenzschrift vom Schlusse des neunten Jahrhunderts, der an späterer Stelle näher gedacht werden soll.

Im Süden der Enns und östlich von den Drauquellen, im slavischen Grenzland, in der „windischen Mark" wie es Fredegar allgemein nennt, oder im Lande „Karantanien", — (ebenso wie „Krain" ihrer Wurzel nach keltische Ländernamen, die sich dem slavischen und deutschen Munde dann anbequemten, man denke nur an die Carni der Römerzeit, an die alte Bezeichnung Carniola, an die Carnia im heutigen Friaul) — hausten seit dem 7. Jahrhunderte die Slowenen, wie wir sahen, in häufigen Nachbarfehden mit Langobarden und Bayern. Das ältere Keltenthum, arg gelichtet in den Stürmen der großen Wanderung, hatte sich unter ihnen verloren, oder fristete sein Dasein in den engeren Gebirgsthälern, denen lange der Slowene fern bleiben mochte, da er zunächst Raum zur Ansiedlung vollauf in den breiteren Hauptthalungen fand. Der Historiker ist nicht in der Lage, diesen Resten des Keltenthums Inneröſterreichs nachzugehen; er muß diese schwierige Untersuchung dem wissenschaftlichen Ergründer des Idioms der heutigen Deutschen und Slowenen Inneröſterreichs, ihrer Sagen und Bräuche, überlassen, aber Eines darf er gemäß jener Gesetze, die für die Natur und das Völkerleben gleiche Geltung haben, behaupten, daß an eine Vernichtung des Keltenthums durch die Slaveninvasion wie mit einem Schlage nicht gedacht werden dürfe, ja er darf auch annehmen, daß Reste derselben selbst in der Epoche der spätern Deutschwerdung jener Gegenden sich nicht ganz verflüchtigten, sondern erst allmählich aufgesogen oder assimilirt wurden.

Das Karantaner Slavenvolk erscheint bald nach dem Zerfalle des samonischen Reiches in die alten Fehden mit Langobarden und Bojoariern verwickelt. In den Tagen Herzog Theodo's (Diet) brachen die Slowenen in den bayerischen Pragau ein und zer-

störten die Zelle des h. Maximilian. Vielleicht hängt mit diesem Ereigniß die Sage zusammen, daß im Lungau, durch welchen der Weg von den Murquellen nach dem nordwestlichen Karantanien (jetzt Obersteier) führte, zwischen dem Bayernherzoge Diet und den Alpenslaven blutige Kämpfe vorfielen, in denen dieser den Kürzern zog und unter manchen Fährlichkeiten kaum das Leben rettete. — Auch gegen die Langobarden, in den Tagen Luitprand's und des Friauler Herzogs Pemmo kam es zu einem entscheidenden und für die Slowenen günstigen Kampfe.

Aber das Slowenenvolk, zwischen Bayern, Langobarden, Avaren eingekeilt, und von den letzteren offenbar als unterthänig angesehen und behandelt, mochte einsehen, daß eine friedliche Anlehnung an das Bayernvolk räthlicher sei, und andererseits war den Agilolfingern eine Ausdehnung ihrer Hoheit über das Alpenland willkommen. Wahrscheinlich bald nach dem Einfalle der Avaren in's Bayernland, jenseits der Enns (738), in deu ersten Herrschertagen Odilo's, warf sich der Karutanerfürst Boruta, aus wachsender Besorgniß vor den Avaren den Bayern in die Arme und bequemte sich zur Annahme des Christenthums. Politik und Glaube waren das Band, welches die Alpenslaven an Bayern enger fesseln sollte. Nicht ohne Bedeutung ist es, daß Boruth's Sohn Gorazd (Cacatius) als Geisel der väterlichen Treue am Hofe des Agilolfingers verwahrt und der Neffe Chotimir (Cheitumar) ebendort im Christenglauben unterrichtet wurde, wenn auch die bayerische Quelle von Boruth's eigenem Wunsche in dieser Richtung spricht. — Aber die fränkische Obergewalt war für das Bedenkliche solcher Erfolge des bayerischen „Vasallen" nicht blind. Odilo muß „auf Befehl der Franken" den Sohn Boruth's nach des Vaters Tode heimschicken; und als dieser Slowenenfürst bald verstarb, gebietet, also innerhalb dreier Jahre das zweite Mal, der fränkische Hof das Gleiche bezüglich Chotimir's.

Das ist auch der Zeitpunkt, in welchem die Thätigkeit der Salzburger Kirche, als Trägerin des neuen Glaubens und seiner Cultureinflüsse, unter dem Slowenenvolke bemerkbarer wird.

Es sind die Zeiten des irischen oder Schotten-Priesters Virgil. Odilo nahm ihn über Empfehlung des Majordomus Pippin des Kleinen auf, und sagte ihm das St. Peterskloster in Salzburg mit der bischöflichen Würde zu.

Um 745 kam der fremde, hochgebildete, aber eben so eigenwillige Mönch nach Bayern, blieb aber 22 Jahre ungeweiht und führte auch nicht den bischöflichen Titel. Es mochte dies hauptsächlich in

seinem andauernden Zerwürfnisse mit Bonifaz, dem Vorsteher der deutschen Kirche, den Grund haben. Virgil war nicht der Mann, sich zu fügen, in ihm stak so recht der „Sectirergeist", über welchen Bonifaz klagte, der dem Papste auch nicht vorenthielt, daß Virgil an „Gegenfüßler" in seinem Irrwahne glaube! Der Rechtgläubigkeit des Schotten war ernstlich nicht beizukommen. Erst im Jahre 767, zwölf Jahre nach dem Märtyrertode seines bedeutendern Gegners, wurde Virgil zum Bischof geweiht. Seine Gefährten waren der Schotte Alto, Maurin, Deklan, Lullus, Abt von Ilmmünster, der irische Priester Marin, der Levite Anian. Als Weihbischof taucht Dobda auf, Tuti, wie er auch geschrieben wird, ein „Grieche" wohl nicht, aber des Griechischen kundig, jedenfalls ein Schotte, wie Virgil, und durch diesen zum Abte von Chiemsee befördert. Seltsam berührt es den Geschichtsfreund, wenn er von Schotten oder Iren in Salzburg liest, und im Todtenbuche des St. Petersklosters die Todestage verbrüderter Klostergenossen im fernen Inselreiche verzeichnet findet. Dagegen war es einem Bayern vorbehalten, der Liebling Bonifaz' und Gründer der bedeutendsten Klosterstiftung Deutschlands, zu Fulda, im Hessenlande, zu werden. Sturmi ist sein Name.

Virgil nahm seit seiner Ankunft in Salzburg die Verbreitung und Festigung des Christenglaubens unter den Alpenslaven entschieden in Angriff. Chotimir kam ihm darin entgegen. Als die ältesten Kirchenstiftungen Salzburgs auf karantanischer Erde erscheinen die zu Maria Saal am Zollfelde und das Gotteshaus zu Sanct Peter im Holz. In beiden Gegenden suchte, wie immer, die Kirche ihren örtlichen Bestand an antike Culturstätten zu knüpfen.

Denn dort stand das römische Virunum und hier, am „Lurnfelde", d. i. „Liburnier oder Tiburnier Felde", die verfallene Römerstadt Tiburnia (Teurnia), noch zu Ende des sechsten Jahrhunderts Sitz eines Bischofs. Als Wanderbischof (Chorepiscopus) Karantaniens wurde von Virgil Modestus bestellt.

Virgil war ein rühriger Bischof der Kirche von Salzburg, aber auch eifersüchtig auf jede Beeinträchtigung. Als der herzogliche Hofcaplan Urso, Nachkomme eines romanischen Grundinhabers im Pongau, mit Tonazan in die Heimat „auf Goldsuchen" im Gebirge auszog und die verödete Stelle des Maximilian-Kirchleins zur Erbauung eines neuen Gotteshauses bestimmte, bannte der erzürnte Virgil die neue Kirche, nannte sie „zur Zwietracht" und verbot, daß, so lange er lebe, allda Gottesdienst abgehalten werde.

Virgil's Christianisirung der slowenischen Alpenwelt war bahnbrechend, aber nur ein oberflächlicher Erfolg. Denn mit Einem

Schlage ließ sich die Liebe zu den alten Göttern ebenso wenig brechen als das Herz des Slavenvolkes für die Glaubensbotschaft gewinnen, die von Fremdlingen, oft mit Hülfe von Dolmetschern, verkündigt wurde. Nach Chotimir's Tode († 757?) beginnt innerer Zwiespalt unter den Alpenslaven.

Eine starke Partei mochte sich gegen den neuen Glauben und die bayerische Abhängigkeit rühren. Erst unter Walbuch, der in Chotimir's Fußstapfen tritt, nimmt das Christenthum einen neuen Anlauf. Es ist zugleich die Zeit, von welcher, zum Jahre 772, die Regensburger Jahrbücher des St. Emmeramer Klosters kurz bemerken „Karl habe im Sachsenlande die Eresburg und Irmensul, Thassilo Karantanien erobert."

Drei Jahre zuvor vollzog Thassilo zu Innichen (Aguntum) an der Slavengrenze des Pusterthales eine Kirchenstiftung zur Erhaltung des Christenglaubens. Sie hatte den gleichen Zweck, wie die in der Scharnitz und zu Schlehdorf. Thassilo III. stand damals im Höhepunkt seiner Macht. Das Zerwürfniß mit den Pippiniden vom Jahre 770 war äußerlich beglichen, Karl der Schwager des Agilolfingers geworden, indem er die zweite Tochter des Langobardenkönigs zur Frau nahm. Zur Zeit der Mitregentschaft seines Sohnes Theodo (II.) 777, als Thassilo II. die glänzende Stiftung von Kremsmünster, auf einem Stück slavischer Erde diesseits der Enns, vollzog, im Schmerze über den Verlust eines zweiten Sprößlings, der den Tod auf der Jagd gefunden, — damals ahnte er wohl nicht den gewaltigen Sturz, den ihm ein neidiges Schicksal zehn Jahre später beschied.

Auf den Synoden des Bayerlandes zu Aschheim (bei München) vom Jahre 763 und Dingolfing (769), am Hoftage zu Neuching (772) erscheint er mit derselben Vollgewalt, wie der fränkische König auf ähnlichen Versammlungen. Zu Dingolfing waren die Bischöfe von Salzburg, Passau, Säben (Brixen), Regensburg und Freising und 13 Aebte des Bayernlandes versammelt und errichteten einen „Todtenbund", wie der im Frankenreiche zu Attigny (765) geschlossene.

Aber bald kömmt die erschütternde Botschaft nach Bayern, Karl, der Frankenkönig habe das Langobardenreich vernichtet (774). So schlingt sich nun der eiserne Arm der Frankenherrschaft südlich um das bayerische Herzogthum und läßt das Schlimmste besorgen. 781 senden Karl und der Papst Botschaft an Thassilo, ihn an den Treueschwur von Compiegne zu mahnen; denn noch will der Franke den Bruch vermeiden; er hat mit den Sachsen vollauf zu thun. Aber so weithin warfen bereits die kommenden Ereignisse ihren

Schatten, daß um 782 eine Gesandtschaft der Avaren, der alten Bayernfeinde, im Lager Karl's an der Lippe erschien und ihm ein Freundschaftsbündniß antrug. Es ist, als ob der Instinkt dieses Volkes die nahe Zukunft begriff. 783 erscheinen sie an der Enns, offenbar zum Einbruche in's Bayernland gerüstet; „aber sie schadeten nichts", bemerkt der Regensburger Annalist mit übergroßer Einsilbigkeit.

Thassilo hatte die Mahnung des Frankenkönigs und des Papstes nicht in den Wind geschlagen. Er war nach Worms gegangen, um hier auf fränkischer Erde den neuen Huldigungseid zu leisten. Zwölf Geisel seiner Treue hatte er gestellt. Aber tiefer Groll mußte ihn erfüllen und die aufreizenden Worte seiner Gattin, der Tochter des gestürzten Langobardenkönigs, der Schwester des von Karl verstoßenen Eheweibes, konnten nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Immerhin war nicht Thassilo der angreifende Theil. Aber seine Machtstellung war unvereinbar mit dem einheitlichen Weltreiche der Franken, das vor Karl's Seele stand. Wer vorurtheilsfrei den Gang der späteren Ereignisse überblickt, gewahrt den entschiedenen Willen Karl's, den Bayernfürsten bis zur Unterwerfung unter neuen Bedingungen einzuschüchtern, oder zum Aufstande zu treiben. Der Zusammenstoß der Bayern mit dem fränkischen Markgrafen Ruprecht (Hrodpert), dem die Aufgabe zufiel, über Bozen hinaus den fränkischen Ambacht zu erweitern, ward gewiß nicht von den Bayern herausgefordert. Ihr Sieg und Hrodpert's Tod waren eine dem Franken willkommene Handhabe, sich als Lehensherr mit dem Vasallen auseinander zu setzen.

Thassilo sendet den ihm treu ergebenen Grafen Machelm von Wels im Traungau (wahrscheinlichem Ahnherrn der Grafen von Wels-Lambach) und den Abt Heinrich von Mondsee nach Rom um des Papstes Vermittlung anzusuchen. Aber die Botschaft hat keinen Erfolg. Machelm stirbt in Rom. Eine neue Botschaft folgt: Sturmi, der Abt von Fulda und der aus Bayern nach Franken gerathene Arn (Arno), seit 784 Virgil's Nachfolger am Salzburger Stuhle, Alkuin's Schützling und darum auch Karl doppelt willkommen. Der Ehrgeizige war nicht gewillt, die Sache des Bayernfürsten ernstlich zu vertreten; er wandte sich der neuen Sonne zu. Karl will eben bedingungslose Unterwerfung, und deshalb rügt der Papst, als ergebenes Werkzeug des Frankenkönigs, das Ungenügende der Vollmachten und sagt es rund heraus, er würde jeden Treubruch des Bayernfürsten gegen seinen Lehnsherrn mit dem Tode bestrafen. Die Würfel sind bald gefallen. Karl hat um 787 die Hände frei.

Thassilo zögert, aber als Karl am Lechflusse lagert, entsinkt ihm der Muth und er leistet die verlangte Huldigung unbedingter Art, wobei ihn Karl mit dem Scepter belehnt.

Ob es dem Bayernfürsten gelungen wäre, sein Herzogthum im Frieden zu behaupten, bleibt eine offene Frage. Jedenfalls hätte er sich als Reichsbeamter des Karolingers betrachten und benehmen müssen.

Er wagt den Aufstand; aber daß er die alten Bayernfeinde, die Avaren, in's Bündniß zog, war ein schlechtes, verhängnißvolles Mittel.

Die Bayern verlassen darum im entscheidenden Augenblicke den eigenen Fürsten (788). Ohne Schwertstreich wird Karl des Bayernlandes Meister. Thassilo, vom Tode zur Klosterbuße im Mönchsgewande verurtheilt, erhält 6 Jahre später die Freiheit, das Kloster zu verlassen. Ihm werden zum lebenslänglichen Nutzgenusse die Höfe Lauterhofen und Ingolstadt im bayerischen Nordgaue verliehen. Thassilo zieht es jedoch vor, in der Klosterzelle zu Lorsch über die Vergänglichkeit des Irdischen nachzusinnen und hier zu sterben.

Es gab kein bayerisches Stammherzogthum mehr, als bloße Provinz legt Karl Bayern in die Hände seines Schwagers, des reisigen Helden Gerold aus dem alemannischen Thurgaue. Bis an die Enns, die südungarische Donau und das Adriameer reichen nun die Marken des Frankenreiches. Die Donaualpenländer finden nun ihren Schwerpunkt in der karolingischen Weltmacht.

Der Sturz des langobardischen Königreiches und die Niederwerfung des bojoarischen Nationalherzogthums sind zwei hochwichtige Marksteine einer neuen Epoche der Urgeschichte Oesterreichs.

Zunächst gewahren wir, wie bereits angedeutet, die gewaltige Entfaltung des Frankenreiches nach Osten, wodurch eben den Donaualpenlanden die bedeutungsvolle Stellung von Marken oder Grenzwehren der Karolinger-Monarchie zukommt; sodann erblicken wir diese Gebiete allgemach die Grundlage neuer Herrschaftsbildungen abgeben und mit der benachbarten böhmischen und ungarischen Reichsbildung in innige Wechselbeziehungen treten.

Vor Allem fesseln die Avarenkriege unsern Blick. Es war vorauszusehen, daß Karl der Große den weitern Bestand eines so angriffs- und beutelustigen Staates, wie der avarische, in Bojoariens und Karantaniens Nähe nicht dulden würde.

In die Jahre 791—796 fallen die Hauptschläge, die das Avarenvolk vernichtend trafen. Die karolingischen Reichsannalen, vor Allem Eginhard in seinen Jahrbüchern und im Leben Karl's des Großen, sodann der ungenannte Mönch von Sanct Gallen, erzählen

uns von dem Glück der fränkischen Waffen, von der Tapferkeit der Führer, eines Erich von Friaul, eines Gerold vom Thurgau, des königlichen Schwagers und Statthalters von Bayern, andererseits des pannonischen Chorvatenhäuptlings Zvonimir, von den unsäglichen Schätzen, die man im Hauptringe des Avarenchans an der Theiß erbeutet, und die so bedeutend waren, daß der Werth des edeln Metalls im Abendlande eine Herabminderung erfahren haben soll.

Doch wissen wir auch, daß die Avaren mit der Kraft der Verzweiflung den Existenzkampf noch ein und das andere Mal erneuten, bis sie sich endlich in kümmerlichen Resten zur Rolle demüthiger Schützlinge der fränkischen Herrschaft bequemen mußten. Nichts spricht so entscheidend für die Vernichtung der einst so furchtbaren Avarenmacht, als die Thatsache des Jahres 805, wonach der Kapchan Theodorus den Frankenkaiser um schützende Wohnsitze bat, da er sich sonst mit seinem Volke der Anfeindungen der benachbarten Slaven nicht erwehren könne, derselben Slaven, von deren einstiger Knechtschaft unter dem Joche der Avaren der merowingische Chronist Fredegar ein so grelles Bild entworfen.

So mag es uns denn auch nicht Wunder nehmen, wenn einige Jahre nach dem Tode des großen Frankenherrschers bereits (822) des Avarenvolkes in den Reichsannalen zum letzten Mal gedacht wird. Es verscholl, wie dies ein russisches Sprüchwort treffend besagt, und nur ein Wort slavischer Zunge verewigt dem Sprachkenner den Schrecken, der einst mit dem Namen dieses asiatischen Steppenvolkes sich verknüpfte.

Die Zertrümmerung der Avarenmacht verschaffte dem Reiche Karl's des Großen eine gesicherte und festgeschlossene Ostgrenze, die nun bis an die Mündung der Raab vorgeschoben erscheint.

Die südöstlichen Marken des Frankenstaates bedurften gleichfalls einer Festigung durch das Schwert und bindende Verträge; denn war schon Istrien ein Gebiet, auf dessen Besitz durch die Franken der byzantinische Hof scheelen Auges herübersah, so war Dalmatien, namentlich dessen städtereiche Küste, geradezu ein Zankapfel zwischen den Kaisern der Franken und Griechen und dies nicht minder der aufblühende Inselstaat Venedig.

Seit 764 hatte diese wunderbare Schöpfung der Adria unter dem Dogen Mauricius von Heraklea nach schlimmen Bürgerkriegen eine neue Festigung erlangt und stand unter byzantinischer Schutzhoheit, welcher einst die ostgothische vorausgegangen war. — Karl der Große hatte in dem Vertrage, den er 803 mit dem Griechenkaiser

Nikephoros abschloß, die byzantinische Herrschaft über Dalmatiens Küstenstädte anerkannt und das Gleiche auch bezüglich Venetiens gewährleistet. Da und dort sehen wir jedoch eine fränkische Partei, von dem karolingischen Hofe offenbar begünstigt, ihr Haupt erheben.

Ihre Führung hatten im Dalmatinischen der Dux Paulus und Donatus, Bischof von Zara (Jadera); im Venetianischen der Patriarch Fortunatus von Grado. 803 „Patriarch der Venetianer und Istrer" urkundlich betitelt, war er gewiß bei dem Abfalle Venedig's und Griechisch-Dalmatiens von Byzanz an Karl betheiligt (805). Die Hauptperson war jedoch des Dogen Johann's Gegner, Obelerius, den die fränkische Partei zum Herzoge aufgeworfen hatte.

Um's Jahr 806 erschienen venetianische Botschafter und Gesandte der dalmatinischen Frankenpartei, eben der genannte Dux Paulus, Bischof Donatus, auf dem Pfalztage zu Diedenhoven, offenbar mit der Huldigung und der Bitte um Unterstützung beauftragt. Wir erfahren jedoch, daß in demselben Jahre die byzantinische Kriegsflotte den fränkischen Parteianhang einschüchterte und der griechische Hof den Dogen Obelerius durch die Würde eines kaiserlichen Spatharius zu gewinnen bemüht war; andererseits die abtrünnigen Küstenorte Dalmatiens zum Gehorsam zurückführte. Patriarch Fortunat floh in's fränkische Reich und kehrte erst 810 nach Grado zurück.

Die Unternehmung König Pippin's von Italien, Karl's Lieblingssohnes, gegen die Inselrepublik (809—810) endigte zum Vortheile der letzteren mit einer Anerkennung ihres autonomen Bestandes. Der Doge Obelerius und sein Mitregent mußten um ihrer fränkischen Gesinnung willen den Dogensitz auf Malamocco räumen, und bald erhob sich als Mittelpunkt der Lagunenstadt der neue Dogensitz auf dem Rialto. Ebenso reichten auch die Flottenkräfte Pippin's nicht aus, um die Sympathieen der dalmatischen Küstenstädte und Inseln wider die byzantinische Herrschaft auslangend zu unterstützen.

Der Tod des Königs von Italien (8. Juli 810) und die Scheu vor unabsehbaren Kriegen mit dem griechischen Kaiserthum bewogen Karl d. Gr. zu Friedensunterhandlungen mit dem letzteren, welche zu Aachen mit dem byzantinischen Gesandten noch im Jahre 810 begonnen, von fränkischen Botschaftern in Konstantinopel fortgesetzt wurden und endlich in der Friedensurkunde ihren Abschluß fanden, die der Bevollmächtigte des Kaisers Michael I. 812 nach Aachen überbrachte. Ihr zufolge leistet Karl auf Dalmatien und Venetien

Verzicht. Die Venetianer dürfen im Frankenreiche ungehindert Handel treiben und Besitzungen erwerben und zahlen für die Begünstigung ihrer Handelsinteressen ein Jahrgeld als Ehrengabe an den König von Italien.

Wenden wir uns nun der Gliederung der Ländergebiete zu, welche bei ihrer Ausdehnung vom Gestade der Adria bis zur Donau in ihrem Laufe gegen Ungarn in ein trefflich geordnetes System von Marken oder Grenzwehren eingepaßt wurden. Die ältere Schöpfung dieser Art war die Friauler Mark: Austria Italiae, das „Ostland" Italiens wie sie bezeichnend hieß.

Sie ging nach dem Untergange des Langobardenreiches (774) aus dem Herzogthume gleichen Namens hervor, dessen Besitz Hrodgaud durch seine erfolglose Schilderhebung gegen den Frankenkönig (776) verwirkt hatte. Zu ihr gesellte sich, nachdem Bayerns Stammherzogthum zur förmlichen Provinz des Frankenreiches geworden, die Ostmark.

Die Grenzen Beider lassen sich am besten in der kirchlichen Sprengelscheidung erkennen, welche Karl d. Gr. zwischen den Hochstiften Salzburg und Aquileja vornahm (811), zur Zeit als ein Arn und Maxentius, die Nachfolger des Paulinus und Urso, den Hirtenstab hüben und drüben der Drau (sie war die Grenze des Erzbisthums und des Patriarchats) mit Kraft und kirchlichem Eifer führten.

Das jüngste der der Ostmark angehörigen Gebiete fränkischer Herrschaft war das Land im Osten der Enns, des altbayerischen Grenzflusses, theilweise von dem steierisch-österreichischen Gebirgslaufe im Süden, von der Raab gegen Morgen, von dem Rinnsaal der Donau und March nordwärts eingeschlossen; bezeichnend genug Hunnia, Avaria oder das Ostland im engern Sinne genannt. Die Zukunft hatte diesem Donaugelände, dem „Ostlande", nachmals Oesterreich benannt, dem wichtigsten Theile des ehemaligen Ufernorikum, einer Stätte uralter Cultur, eine bedeutende Rolle in der Geschichte mittelalterlicher Territorialbildung aufgespart.

An dieses nördlichste Gebiet der Ostmark grenzte gegen Mittag das Kernland der Letzteren, Karantanien. Von den Römern einst das binnenländische Norikum genannt, umspannte es die heutige Steiermark und Kärntner Landschaft. Jenseits des Drauflusses gehörten Untersteier, Krain (Carniola), Istrien und das croatische Küstenland oder Liburnien, das eigentliche Friaul mit den Vororten Cividale, Udine und Treviso, sammt der Etschklause von Welsch-Bern (Verona) der Friauler Mark zu. Die Ostgrenze,

im alten Pannonien, läßt sich mit keinerlei Sicherheit feststellen. Tirol, das Land „zwischen den Bergen", wie es damals und lange noch hieß, zählte ebenso wenig zu den karolingischen Marken, als das Gebiet zwischen dem Inn, der Enns und Donau, das zum altbayerischen Boden gehörte.

Diesen Grenzwehren der karolingischen Monarchie lag in der Person ihrer Ober- und Untergrafen zunächst die Doppelaufgabe ob, die fränkische Herrschaft nach Osten zu schützen und zu erweitern.

In beiden Beziehungen bot die Slavenwelt an dem Ostsaume der Friauler und dem der Ostmark, vom kroatisch-dalmatinischen Küstengelände bis nordwärts zu den Südläufen der Waag und March, eine hervorragende Aufgabe fränkischer Regierungsthätigkeit. Die vielstämmigen chorwatischen und pannonischen Slaven, deren der sogenannte bayerische Geograph, eine zeitlich nahestehende Quelle, im Einzelnen gedenkt, mußten so gut wie die Nordslaven, um jeden Preis in der Schutzherrschaft festgehalten, ihrer Lostrennungs- oder gar Anfeindungsgelüste entäußert werden.

Bezeichnend hierfür ist unter den Verfügungen Karl's d. Gr. jenes Capitulare oder Reichsgesetz, worin für die Ostmark, als deren wichtigster Amtssitz Lorch, der mittelalterliche Rest des römischen Laureacum, genannt erscheint, das Verbot ausgesprochen wird, Waffen an die benachbarten Slaven zu verkaufen.

Es lag eine nicht zu unterschätzende Gefahr für das Frankenreich in den Freiheitsregungen der Slavenvölker so gut an der Elbe wie an der Donau, und hier insbesondere, wenn das Bulgarenvolk, einst den Avaren unterthan, dann seines Joches ledig und unter seinem Fürsten Krum († 814) eine wahre Geisel für den Staat der Byzantiner, vom alten Dakerlande, von Theißungarn aus, sich veranlaßt fand, unter den benachbarten chorwatisch-serbischen Slaven zum Kampfe wider das Reich der Franken zu werben.

Aber noch eine andere Erscheinung im Schooße der fränkischen Ostmarken, im Süden der Donau, verdient hier berücksichtigt zu werden. Es ist dies die rasche Einbürgerung fränkischen Verwaltungswesens in diesen Gebirgslanden und die damit verknüpfte Germanisirung derselben. Beides entspricht dem großartigen Organisationstalente des ersten Frankenkaisers, der nicht ruhte, bis im Umfange seines ganzen Riesenstaates, vom Gestade der Nordsee bis zur Adriaküste, ein Gesetz und ein Herrscherwille in gleichartigen Verwaltungsformen zur Geltung kam.

Insbesondere sei der Germanisirung der Alpenlande mit einigen Worten gedacht. Von der Enns und den Trauquellen

um Innichen, der alten Grenze zwischen dem Bayernstamme und den karantanischen Slaven, bis an den untern Lauf der Drau begann sich diese Erscheinung allgemach geräuschlos und unblutig zu vollziehen. Die Einführung des fränkischen Verwaltungssystems in seinen deutschen Trägern, deutsche Ansiedlung auf den großen karolingischen Domänen, massenhafte Schenkungen von Land und Leuten an deutsche Hochstifte und Kirchen, andererseits an edle Freie und Vasallen germanischer Nationalität und die damit verbundene Ansiedlung deutscher Hintersassen oder Grundholden, inmitten der botmäßigen Slaven, oder auf bisher unbewohnten Bodenstücken, musste zur allmählichen Mischung des Volksthums und zum gegendweisen Vorwiegen der herrschenden Nationalität führen. Diese Vorgänge erklären uns die angedeutete Erscheinung nach der einen Richtung; nach der andern bietet sich eine solche Erklärung in der Thatsache, daß in den vorzeitigen harten Kämpfen zwischen den Bojoariern und Alpenslaven bei letzteren eine wachsende Schwächung der Volkszahl eintrat und — abgesehen davon — gerade die oberen Gebirgsgegenden Kärntens und Steiermark eine ungemein dünne Slavenbevölkerung aufweisen mochten, welche, um so leichter bei dem raschen Gedeihen deutscher Colonisation, dem Assimilationsprocesse verfiel.

Natürlich müssen wir diese Germanisirung der Donaualpenländer als einen Entwicklungsproceß ansehen, der langsam, aber nachhaltig und durchgreifend, vor sich ging und in seinen maßgebenden Folgen keineswegs mit der Karolingerzeit abschließt, sondern weit über sie hinaus bis tief in die Zeiten des deutschen Reiches verfolgt werden kann. Immerhin darf die Herrscherepoche Karl's des Großen als die Periode bezeichnet werden, die, wie in allen Richtungen des staatlichen Lebens der Donaualpenlande, so auch in dieser, den mächtigen Anstoß gab und die Bahnen für das weitere organische Werden vorzeichnete.

Endlich darf nicht übersehen werden, daß der innige historische Verband zwischen dem ehemaligen bojoarischen Stammherzogthum und Karantanien (den innerösterreichischen Alpenlanden) nicht zerrissen ward, vielmehr eine neue Kräftigung und Regelung gewann. Die Ostmarken empfingen vorwiegend bayerische Kirchen und Adelige als Grundherren und Colonisatoren; die Kirchensprengel von Regensburg, Passau und Salzburg vor Allen geboten über das Donaualpenland, der gäng und gäbe Rechtsbrauch war der bayerische, wie uns zahlreiche Urkunden lehren. Andererseits galt in politischer Beziehung das östliche Markengebiet als Angelände

Bayerns, wie dies in der Reichstheilung Karl's des Großen vom 6. Februar 806 hervortritt, wonach Pippin außer Italien, dem wir Friaul und den Sprengel von Aquileja zurechnen müssen, auch Bayern erhält, in dem gleichen Umfange jedenfalls, wie er in der gleichartigen Urkunde seines Sohnes und Nachfolgers genauer verzeichnet erscheint (817).

Karl der Große starb zu Aachen den 24. Januar 814. Sein Tod beschließt die Glanzzeit der karolingischen Universalmonarchie. Auch für unsere Gebiete ist dies Ereigniß ein bedeutungsvoller Wendepunkt, an den sich ein neuer bewegter Zeitraum schließt, den wir mit dem weltgeschichtlichen Vertrage von Verdun im Jahre 843 abschließen müssen.

Als im Hochsommer des Jahres 817 Ludwig der Fromme auf der Aachener Pfalz eine Reichsversammlung abhielt, theilt er das Reich unter seine drei Söhne Lothar, Ludwig und Pippin. Der mittlere erhielt ausdrücklich, wie der Wortlaut des Reichsgesetzes besagt: das Bayerland nebst der Herrschaft über die Karantaner, Böhmen, Awaren und Slaven, „welche an der Ostseite Bojoariens hausen".

Hiermit sehen wir den politischen Verband der Slavenstämme innerhalb der Ostmark und außerhalb derselben, insofern sie der Frankenherrschaft botmäßig und zinspflichtig waren, ausdrücklich bezeichnet.

Von diesen Slavenstämmen treten zunächst die chorwatisch-pannonischen in den Kreis der Ereignisse. Es ist der Aufstand des pannonischen Slavenfürsten Liudewit und sein hartnäckiger Kampf mit den Franken, der die Jahre 819—823 ausfüllt.

Hier ist auch der passende Ort, der Slavenbestände und ihrer Reichsbildungen, richtiger Gaubezirke oder Zupen, zwischen der Adria und dem Timok zu gedenken. Die Küsten-Serben (Serbo-Croaten) oder „rothen Croaten", wie sie, nach den allerdings verdächtigen Acten des Delmitaner Concils vom Jahre 877 (?), theilweise hießen, hausten zwischen dem See von Skodra und der Cettina, als Duklianer (Dioklea, Montenegro oder Czernagora?), Trebunjer (Trawunjer; Fürstenthum Tribunia; vgl. Trebinje in der heutigen Herzegowina), Zachlumer (Fürstenthum Chulmia, Chelm), im Hinterlande Ragusa's, und als Narentaner, an dem gleichnamigen Flusse, die gefürchteten Piraten des 9. und 10. Jahrhunderts, gegen die Cettina zu. Hier begannen, wo das heidnische Chorwatien, die „Pagania" schloß, die christlichen oder „weißen Croaten", Croato-Dalmaten, im Rücken und zur Seite der romanischen Küstenstädte

Spalato, Trau und Jadra (Zara), auch in Gaue oder Zupen getheilt, bis zur Save. Jenseits derselben waren pannonische Slaven, von der Donau eingerahmt, während die binnenländischen Serben als Timotschaner am Timok, als Branitschewcen an der Morawa hausten. Aber auch Chorwaten drangen zwischen Save und Drau vor, mischten sich mit pannonischen Slaven, dem östlichen Zweige der Alpenslaven oder Slovenen und wurden somit Croato-Slovenen oder pannonische Chorwaten, mit Sisseck, dem antiken Siscia, als Vororte. Auch Syrmien gehörte dazu.

Die vergeblichen Klagen über die Härte des Verwalters der Friauler Mark, Kadolah, bildeten den äußerlichen Grund zu dieser Reaction wider die gewiß nicht beliebte Fremdenherrschaft. Es bedurfte nur eines Führers von Kühnheit und Scharfblick, um eine drohende, allgemeine Bewegung der Slavenstämme im Süden der Donau wachzurufen. Kärntner und Krainer Slovenen nahmen daran eben so gut Theil, wie die Timotschaner im Serbenlande, und der dalmatinische Chorwatenstamm der Guduskaner oder Gacker. Es scheint, daß auch die Byzantiner, wahrscheinlicher noch die Bulgaren, nicht ganz gleichgültig der Sache zusehen. Auch verdient Beachtung, daß der frühere Günstling der Franken, Fortunatus, der Patriarch von „Istrien und Venetien", wie er in Karolingischen Diplomen betitelt erscheint, dem aufständischen Liudewit Werkleute zum Festungsbaue zusendet und auffällige Sympathien für Byzanz an den Tag legt. Er flieht dann (821), von der Rache des fränkischen Hofes bedroht, nach Zara und weiter nach Constantinopel und wird nachmals (827) von der Mantuaner Synode seines kirchlichen Amtes förmlich entsetzt.

Andererseits darf jedoch auch nicht übersehen werden, wie wenig Hoffnung auf Erfolg des Aufstandes die lose Einigung und das offene Zerwürfniß der Slavenstämme bot. Die dalmatinischen Chorwaten unter Borna (Porin) griffen für die Franken zu den Waffen; selbst der eigene Schwiegervater Liudewit's, Dragomysl. Nach hartnäckigem Widerstande und unter wechselndem Kriegsglück erliegt Liudewit der überlegenen Waffenmacht der Franken (823). Der lange erbitterte Kampf, in welchem Borna den Tod gefunden, schließt mit der Flucht und Ermordung Liudewit's. Doch öffnete er dem fränkischen Hofe die Augen für manche Gebrechen der Markverwaltung.

Wir hören von der Entsetzung des Friauler Grafen Balderich und von der Auftheilung der Friauler Mark in vier gesonderte Gebiete, als welche wir vielleicht die Landschaften

Krain, Istrien, die Mark Verona und Friaul, im engern Sinne, unterscheiden dürfen.

Nicht minder bedenklich für den sichern Bestand der Karolingerherrschaft erschien die Haltung des mächtigen Bulgarenreiches im Südosten, indem es die pannonischen Slavenstämme von dem Frankenreiche abzuziehen bemüht war. Aber auch anderorten im Bereiche der östlichen Frankenmacht begannen Völker tonangebend aufzutreten, deren wir weiter unten gedenken werden.

Die eigenthümlichen Verhältnisse am fränkischen Hofe, der Hader in Ludwig's des Frommen Familie, durch des Kaisers zweite Ehe mit der Welfin Judith und die Geburt eines vierten Sohnes wachgerufen, und das Streben der zweiten Frau, ihren Sprößling zu versorgen, führten zu gemeinschädlichen Zerwürfnissen und weckten die unedelsten Leidenschaften im Herzen der Söhne des schwachen Kaisers. Dieser ewige Widerstreit habsüchtiger Leidenschaften führte zu weiteren Reichstheilungen und ränkevollen Kämpfen. In der Theilung von 829 wurde Karl dem Kahlen Alemannien und Rhätien zugewiesen. Ludwig der Deutsche empört sich gegen den Vater, und mühsam kömmt die Aachner Reichstheilung v. J. 831 zu Stande, die sich gleich wieder als unhaltbar zeigt und zu einer Aenderung das Jahr darauf führt.

Den Höhepunkt der Aergernisse bot jedoch der Krieg der drei Söhne erster Ehe wider den Vater und dessen schmähliche Behandlung zufolge des Verrathes, der ihn 833 am „Lügenfelde" vor Colmar ereilte und die tiefsten Demüthigungen zuzog. Die Frucht dieses unnatürlichen Krieges war eine neue Theilung, welche Ludwig den Deutschen mit Bayern, Alemannien, Elsaß, Ostfranken, Thüringen und Sachsen bedachte.

Bald jedoch kommt es zu neuen Wirren, die sich an den Tod Pippin's, des zweitgebornen Sohnes Ludwig's knüpfen (838, 13. December). Im Sommer des Jahres 839 erscheint der mißvergnügte Ludwig auf den Besitz Bayerns beschränkt und zur neuen Empörung entschlossen, die den gramvollen Vater in schlimme Lage bringt.

Der Tod (20. Juni 840) erlöst Ludwig den Frommen von einem Leben voll Kränkung und Schmach, und nun wenden sich die beiden, durch den Umschwung der Interessen verbündeten Stiefbrüder, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, gegen den ältesten des Hauses, den habsüchtigen Lothar. Die Schlacht bei Fontenay vom Jahre 841 entscheidet gegen des Letzteren Gelüste nach Alleinherrschaft, und der Vertrag von Verdun (843) setzt jene wichtige

Theilung in's Werk, der zufolge ein ostfränkisches Reich mit Bayern, Alemannien, Rhätien und allem Lande am rechten Rheinufer im Besitze Ludwig's des Deutschen erscheint. So verknüpft sich denn auch das Geschichtsleben der südöstlichen Marken des Karolingerreiches, der ostfränkischen Monarchie, mit Bojoarien als Mittelpunkte jener Markenländer, deren Nordgrenze das slavische Böhmenland, seit Karl dem Großen den Franken zinspflichtig, abgab. Die Monarchie Ludwig's des Deutschen, des „Königs Bojoariens", wie man ihn genannt findet, bildet die Vorläuferin des Wahlreiches deutscher Nation und in ihrem Machtkreise bewegen sich die Geschicke des östlichen Centraleuropa's, vom Elbufer bis zu der Strömung der südlichen Donau.

Zwischen Ost- und Westfranken, den Reichen Ludwig's des Deutschen und Karl's des Kahlen, beginnt nach Lothar's Tode (855, 29. September) der geheime und offene Krieg, dessen Höhepunkt in's Jahr der westfränkischen Invasion Ludwig's (858) fällt und durch den Coblenzer Congreß (860, 5. Juni) nothdürftig beigelegt erscheint.

Auch die Theilung von Meersen (870, 8. Aug.), wodurch das mit Lothar's II. Tode (869, 8. Aug.) erledigte Mittelreich Lotharingien zwischen Ludwig und Karl aufgetheilt wurde und eine neue und schärfere Scheidung West- und Ostfrankens zu Stande kam, hob den Antagonismus der beiden Nachbarstaaten nicht auf, der schon in der sprachlich-nationalen Verschiedenheit zum Ausdruck gelangte.

In den letzten Jahrzehnten vor dem Verduner Frieden entwickelten sich hart an der Ostmark des Karolingerreiches Völkerverhältnisse, die bei den unaufhörlichen Wirren im Herrscherhause der Franken Muße hatten, einer der Karolingermacht gefährlichen Bedeutung entgegenzureifen.

Seit dem Jahre 822 nennen die fränkischen Reichsannalen an der Seite der böhmischen Slaven das Mährervolk, das wir uns zunächst zwischen der March, Drau und Donau seßhaft denken müssen. Zwei Fürsten tauchen da auf, Mojmir an der March und Donau, und Priwina, mit dem Sitze in Neutra. Priwina wird von seinen Nachbarn vertrieben und nimmt seine Zuflucht zu dem Obergrafen der Ostmark, Radbod, entschlossen, durch Annahme des fränkischen Christenthums auch die Gönnerschaft in Franken zu erwerben. Doch das anfängliche gute Einvernehmen zwischen Priwina und dem Markgrafen währte nicht lange, und ersterer, der sich der Taufe zu Traismauer unterzogen, wendet sich nach Süden, zu den

Bulgaren, dem Chorwatenfürsten Ratimir und endlich zu Salacho, dem karantanischen Untergrafen, der die Rolle des Vermittlers zwischen Priwina und den Franken übernimmt. Inzwischen hatte Mojmir's aufstrebender Mährerstaat an der mittlern Donau und untern March die Eifersucht der fränkischen Oberherren erregt, und da seit 843 die karolingischen Wirren und Reichstheilungen einen Abschluß fanden, konnte der Beherrscher Ostfrankens, Ludwig der Deutsche, sein Augenmerk der slavischen Nachbarschaft ungestörter zuwenden. Um das Jahr 846 lesen wir die Absetzung Mojmir's zu Gunsten seines Neffen Rastislav (Rastiz), der am Ohme wohl zum Verräther wurde und dann drei Jahrzehnte beinahe der gefährliche, geheime und offene Gegner der karolingischen Zwingherrschaft blieb.

Zwei Jahre darauf (848) erhielt Priwina (12. October) zu Regensburg das Gebiet am Plattensee, mit der Moosburg, in der Gegend des heutigen Szalavár, als Herrschersitze, zu Eigen, und so glaubte der ostfränkische Hof durch das neugeordnete Mährerreich und Priwina's Vasallenstaat die Ostflanke seiner Mark gesichert.

Rastislav aber, voll des Dranges nach politischer Unabhängigkeit, rüstet still und beharrlich zum Kampfe und benützt alle günstigen Umstände, um Ludwig dem Deutschen Gefahren zu bereiten. Schon 855 bricht der Kampf los, der sich um Rastislav's stärkste Festung, Dovina (Devina; Theben bei Preßburg, oder Welehrad?) dreht. Der Mährerfürst nimmt politische Flüchtlinge auf; er weiß die ehrgeizigen, der väterlichen Gewalt widerstrebenden Absichten der Söhne Ludwig's des Deutschen als Verbündeter zu fördern, mit den Slavenstämmen der Nachbarschaft, den Böhmen im Norden, den Slovenen, Chorwaten und Bulgaren im Süden sucht er Beziehungen, und auch der Plan, sein Volk in kirchlicher Beziehung von den verhaßten Franken zu trennen, erfüllt bald seinen unternehmenden Geist.

Rastislav wird 861 Bundesgenosse des erstgebornen Sohnes Ludwig's, Karlmann, den der Vater seit 856 mit der Ostmark als Appanagegebiet ausgestattet hatte, bei dessen erster Empörung wider den König.

Vielleicht war die Vertreibung Kozel's, des Sohnes und Erben Priwina's († 860), aus seinem Reiche durch den Königssohn, ein von Rastislav gefördertes Vorgehen, das er ausnützen wollte.

Karlmann unterwirft sich bald der überlegenen väterlichen Macht. Zwei Jahre darauf sehen wir ihn jedoch wieder die Waffen ergreifen und abermals den Mährerfürsten an seiner Seite. Doch dieser merkte bald das Unhaltbare der Sachlage und ließ Karlmann im Stiche,

der überdies in dem Grafen Gundaker einen verrätherischen Ueberläufer gewahrte.

Karlmann wird Gefangener seines Vaters, Gundaker Oberverwalter der Ostmark, und Kozel erhält sein Reich am Plattensee zurück.

Es dauert nicht lange, so findet Rastislav neue Gelegenheit, an den politischen Wirren des ostfränkischen Reiches Theil zu nehmen.

Die Regensburger Reichstheilung vom Jahre 865 sollte die Söhne Ludwig's des Deutschen befriedigen. Karlmann erhält Bayern sammt den südöstlichen Marken und die slavischen Nachbarstämme zugewiesen, Ludwig der Jüngere Mittel- und Westdeutschland bis zum Rheine, Karl der Dicke Alemannien im weitesten Sinne. König Ludwig erlebte an den Söhnen das Gleiche, was sein eigener Vater. Der Zweitgeborne, unzufrieden mit dem zugewiesenen Erbtheile, greift zu den Waffen, und der Mährerfürst ist sein Verbündeter (866). Doch bald (28. October) ist der Aufstand des Sohnes bewältigt und die Aussöhnung herbeigeführt.

Aber noch Anderes plante Rastislav. Die Abhängigkeit seines Landes von der bayerischen Kirche, die Salzburger Metropole an der Spitze, war ihm ein Dorn im Auge. Auch wußte er, daß sein Volk dem von fremdsprachigen Glaubensboten aufgenöthigten „lateinischen" Christen- und Kirchenthum nicht sonderlich geneigt war und nur widerwillig den Zehent an die Fremden entrichtete.

Die Thätigkeit der griechischen Missionäre Constantin und Method aus Thessalonichi, die bis in's Chazarenreich die Botschaft des Christenthums getragen und Sprache und Sitte der südlichen Slavenwelt gründlich kennen gelernt hatten, war dem Mährerfürsten nicht entgangen. Andererseits lauerte der byzantinische Hof auf jede Gelegenheit, den Einfluß des ihm unbequemen Frankenreiches zu hemmen, seinen politischen und kirchlichen Credit zu untergraben und kam sehr gerne der Werbung Rastislav's um die Apostelbrüder entgegen. Sie erscheinen bereits um 863 in Rastislav's Reiche und weilen hier bis 867. Das hierländische erfolgreiche Wirken der beiden Slavenapostel mußte jedoch die Eifersucht der bayerischen Kirche unter der Führung des Salzburger Metropoliten Adalwin erregen, und bald erging eine scharfe Klage wider die „griechischen Religionsneuerer und Philosophen" an die römische Curie. Constantin und Method hatten ja auch an Kozel's Hofe freundliche Aufnahme gefunden. Sie begaben sich dann nach Rom, um ihr apostolisches Wirken zu rechtfertigen. Hier starb Constantin (Kyrillos) 869, 14. Februar, und sein Bruder Method setzte das Missionswerk unter

der Aegide des römischen Stuhles fort. Denn dieser begriff die ungemeine Wichtigkeit dieser Glaubensbotschaft für die Slavenwelt an der mittlern und untern Donau und vor Allem für die Geltung der eigenen kirchlichen Oberherrschaft. Denn auch im bulgarischen Reiche hatte diese Mission Eingang gefunden.

Der Papst anerkannte die Rechtgläubigkeit der Glaubensbotschaft, verschloß den Anklagen der Salzburger Hochkirche das Ohr, und vollzog 871 die Gründung einer pannonischen Metropole, die gewissermaßen eine Erneuerung der alten römischen Hochkirche Sirmium sein sollte. Method trat an die Spitze dieses neuen Sprengels, der slavische Ritus erlangte Roms Anerkennung und vergeblich stritt Salzburg für die alten Grenzen und Rechte der bayerisch-fränkischen Kirche.

Das älteste Denkmal der mittelalterlichen Geschichte der bayerisch-slavischen Alpenlande, unter dem Titel „Büchlein von der Bekehrung der Bojoarier und Karantaner", verdankt seine Entstehung dieser Sachlage. Es soll die Verdienste der Salzburger Kirche in's hellste Licht stellen, betonen, daß 75 Jahre lang Salzburgs Sprengelrechte unangetastet blieben und die Neuerungen „eines gewissen Griechen, Namens Methodius" brandmarken, der sich erdreiste, die lateinische Sprache und die Weisheit Roms im Wege seines jüngst erfundenen slavischen Schriftthums verächtlich zu machen.

Bevor diese wichtige Angelegenheit zum Abschlusse gedieh, erlag jedoch Rastislav einem feindlichen Geschicke. Er hatte in seinen hochfliegenden Entwürfen seine thatsächliche Macht überschätzt, im ostfränkischen Herrscherhause war wieder Einigkeit und man begriff dort, es sei nothwendig, den gefährlichen Mährerfürsten zu vernichten, an dessen Hof sich überdies der berufene Unruhestifter, Graf Gundaker, geflüchtet hatte. Rastislav widerstand 869 mit Umsicht und Kraft dem ostfränkischen Heerbanne, aber sein mißglückter Anschlag auf die Freiheit seines verdächtigen Neffen Svatopluk, des Unterfürsten zu Neutra, endigte mit des letzteren Flucht zu den Franken und bald (870) befand sich Rastislav als Verrathener und Besiegter in den Händen der Franken, seiner unversöhnlichsten Feinde. Der geblendete Fürst verscholl im Kloster, aber sein Neffe erntet nicht den gewünschten Lohn, die mährische Herrschaft, sondern bleibt Gefangener der Franken, die den Plan im Auge haben, Mähren zur fränkischen Provinz umzugestalten.

Bald aber tritt eine neue, Svatopluk's Entwürfen günstige Krise ein.

Die Empörung der Großmährer, wie wir dies Volk na

dem Vorgange des byzantinischen Chronographen, Kaiser Constantin des Purpurgebornen, schon jetzt nennen wollen, verleitet die Franken, Svatopluk zur Bewältigung des Aufstandes mit fränkischen Waffen auszurüsten. Rasch verständigt sich Svatopluk mit seinen Stammgenossen, und Ludwig der Deutsche mag bald bereut haben, daß er dem gefährlichsten Gegner der Franken den Weg zum Throne selbst geebnet habe.

Tiefen Groll athmen die deutschfränkischen Quellen, wenn sie auf Svatopluk, oder wie sie ihn schreiben: Zwentibald — zu sprechen kommen; man begegnet einmal der Aeußerung: er sei der „Mutterschooß aller bösen Ränke". In der That bot er Alles auf, um sein Reich mit den Waffen, sowie durch die Künste schlauer Unterhandlungen zu erweitern und möglichst unabhängig zu gestalten; er gebrauchte dieselben Mittel, wie selbe von den fränkischen Oberherrschern angewendet zu werden pflegten. Sein Blick ist scharf und beweglich. Frühzeitig müssen von ihm enge Beziehungen mit Böhmen angeknüpft worden sein, denn schon im Jahre 871 sprechen die Quellen von der böhmischen Fürstentochter, die dem mährischen Herrscher als Braut zugeführt wurde. Die Beziehungen reiften zum Anschlusse Böhmens, dessen Fürst Bořivoj auf Svatopluk's Drängen die Taufe durch Methodios erhalten haben soll, 874 (?) — an das emporstrebende Großmähren und brachten das Přemyslidenreich in eine unklare Doppelstellung zum fränkischen und zum Staate Svatopluk's. Andererseits erschloß sich durch den Tod Kozel's, des Slavenfürsten am Plattensee, Priwina's Nachfolger, für Svatopluk die erwünschte Gelegenheit, dies fränkische Vasallenland an sich zu bringen und so die Südmarken bis an die Drau vorwärts zu schieben. Er ist der eigentliche Schöpfer Großmährens.

Die Zerwürfnisse im Hause Ludwig's des Deutschen (871—873), der rasche Wechsel der Dinge nach dessen Tode (876), vor Allem die gutmüthige Schwäche Karl's des Dicken, dem als jüngsten Sprossen (881—885) das Geschick wie zum Hohne die Kaiserwürde und die Universalmonarchie Karl's des Großen in die Hand legte, und der Ehrgeiz Arnulf's, Karlmann's unechten Sohnes, nachmals Kaisers, waren die beste Bundesgenossenschaft der hochstrebenden Pläne des Mährerfürsten. Daß der Feldzug der Franken gegen Böhmen und Mähren vom Jahre 872 nicht sonderlich glücklich war, zeigt der Forchheimer Friede mit Svatopluk (874), und die Auftheilung der Monarchie Ludwig's des Deutschen († 876) unter drei Söhne: Karlmann (Bojoarien mit den Marken), Ludwig der Jüngere (Nord- und Westdeutschland), Karl der Dicke (Alemannien), konnte

der thatsächlichen Emancipation Svatopluk's vom fränkischen Machtgebote nur förderlich sein. Insbesondere als der tüchtige Karlmann 880 starb, 882 ihm der zweite Bruder im Tode folgte und Alles an den jüngsten fiel, bot sich dem Mährerkönig der beste Anlaß in den Wirren Partei zu nehmen, welche in der Ostmark ausbrachen.

Die fünf Söhne der Grenzgrafen Wilhelm und Engelschalk gerathen mit dem Obergrafen Aribo in Streit. Arnulf, der Herzog Karantaniens, mit dem Sitze auf der Kärntner „Moosburg" (Karnburg?), der hochbegabte Erbe des väterlichen Ehrgeizes und kriegerischen Sinnes, unterstützt die Grafensöhne, während Aribo an Svatopluk seine Stütze sucht. Blutige Kämpfe fallen vor, entsetzlich haust der Mährerfürst in der Ostmark. Endlich eilt Kaiser Karl der Dicke herbei und vermittelt zu „Königstetten", bei Tuln an der österreichischen Donau den Ausgleich (884), der gewiß das Selbstgefühl Svatopluk's nur noch erhöhte.

Aber schon nahte der Zeitpunkt, in welchem Arnulf die Hand nach der Herrschaft seines Oheims auszustrecken begann. Daß Karl der Dicke seinem Neffen, Arnulf, längst mißtraute, darf uns nicht Wunder nehmen. Der Königstetter Vertrag und die gleichzeitige Huldigung Brazlaw's, des unterpannonischen Slavenfürsten, Svatopluk's Nachbarn, den der Kaiser in seine Leibwache aufnahm, waren gewiß Anstalten, den gefährlichen Sohn Karlmann's zu isoliren. Dem gegenüber tritt die wachsende Annäherung zwischen Arnulf und Svatopluk, und, als die entscheidende Stunde schlägt, Arnulf, der gefeierte Streiter wider die Normannen, der Liebling des Bayernvolkes, dem seine Mutter entstammte und sein Vater als König vorstand, zu den Waffen greift, um Karl den Dicken vom Throne zu stoßen (887), erscheinen auch Svatopluk's Hülfstruppen im Heerbanne Arnulf's.

Im Jahre 888 wird Karlmann's Sohn von den deutschen Stämmen anerkannt. Allerdings jubelten ihm zunächst die Bayern entgegen, während die alemannischen Jahrbücher, des gestürzten Karl's als ihres Stammkönigs eingedenk, die bezeichnende Aeußerung enthalten: „Arnulf, der gewaltthätigste König, wird erhoben".

Svatopluk hatte einen schlimmen Tausch der Persönlichkeiten auf den ostfränkischen Thron fördern helfen. Denn der neue Herrscher brachte seinem Fürstenamte eisernes Wollen und kluge Umsicht entgegen. Schon die nächsten Zeiten bewiesen, daß er in seiner Nachbarschaft keinen Vasallenkönig von Svatopluk's Art ungehindert schalten und walten lasse. Die Schwächung und Zersetzung Groß-mährens stand in seinem Plane. Wohl wurden die ersten Fein-

keiten 890 durch den Omuntesberger Vertrag geschlichtet und — wie man glaubt — Böhmen in dem bisherigen Verhältniß zu Svatopluk durch Arnulf anerkannt; denn der neue Herrscher mußte erst Boden fassen und zum Waffengange mit Bernhard, dem natürlichen Sohne Karl's des Dicken, andererseits mit den furchtbaren Normannen, rüsten (891). Aber schon 892 ist er zum neuen Angriff auf Svatopluk bereit. Mit dessen Nachbarn und Nebenbuhler, dem Slovenenfürsten Brazlawo hält König Arnulf die wichtige Zusammenkunft zu Hengstfelden in Karantanien, — d. i. im Hengstgaue der spätern Mark Karantaniens, wahrscheinlich am heutigen Grazer Felde, wo wir im 11. Jahrhundert der königlichen Hengstburg begegnen, — und seines Einfalles in Großmähren gedenken die gleichzeitigen Quellen.

Und noch ein zweiter Bundesgenosse Arnulf's begann damals die Südostmarken Großmährens zu bedrohen, — die Magyaren, die letzte Welle der großen Völkerbewegung auf dem Boden des Abendlandes. Schon im zehnten Jahrhundert hatte sich die Auffassung gebildet, Arnulf habe die Magyaren (Agareni) wider Großmähren herbeigerufen und die damalige Sachlage läßt eine solche Annahme begreiflich erscheinen. Mochten nun auch die Magyaren — wie es richtiger erscheint — dem eigenen Eroberungsdrange Folge geben, das Zusammentreffen ihrer und Arnulf's Bestrebungen gegen Svatopluk's Reich war zu auffällig, als daß sich nicht schon gleichzeitig bei den Großmährern die Ansicht bilden mußte, zwischen Deutschland und den Magyaren sei ein förmliches Bündniß abgeschlossen worden.

So lange Svatopluk lebte, behauptete er sein Reich wider den doppelten Feind. Anders mußte es jedoch kommen, als er (894) die Augen schloß. Er hinterließ eine schwierige Erbschaft uneinigen Söhnen, die den Kampf um den Thron höher stellten, als das Gebot nationaler und politischer Selbsterhaltung.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, daß der Schöpfer Großmährens einen wesentlichen Punkt der staatlichen Bestrebungen seines Vorgängers Rastislav preisgab: die kirchliche Sonderstellung Großmährens.

Es ist dies um so auffälliger, als gerade die Feststellung der slavischen Metropole Method's mit den Anfängen seiner Herrschaft zusammenfällt. — Schon seitdem der Deutsche Wiching zum Bischof von Neutra geweiht wurde (880) und, als Vertreter des lateinischen Kirchenthums, seinem eigentlichen Metropoliten Method geheim und offen entgegenarbeitete, drohten der slavischen Kirche Gefahren. Es war dies zur selben Zeit, als Method, von der bayerischen Geistlichkeit beim Papste neuerdings der Irrgläubigkeit beschuldigt und nach Rom

vorgeladen (879—80), sich allda gerechtfertigt hatte. Papst Johann's VIII. Schreiben an Svatopluk zu Gunsten der Kirchengewalt Method's und der slavischen Liturgie, desgleichen sein Brief an Method vom Jahre 881, worin er ihn — Angesichts der Ränke Wiching's — tröstet, beweisen, daß damals noch der römische Stuhl die frühere Anschaunng von der Zweckmäßigkeit des Bestandes einer slavischen Metropole festhielt. Wiching verstand es jedoch, Svatopluk immer mehr für sich zu gewinnen, und als 886 Method starb, verbannte der König Großmährens förmlich den Nachfolger Method's, Gorazdal, und verzichtete somit eigentlich auf die slavische Kirche, vielleicht müde der Angriffe, welche sie als verhasste Schöpfung von Salzburg und dessen Suffraganen zu erleiden hatte.

Nach Svatopluk's Tode wurde Wiching Arnulf's Kanzler, ein wichtiges Werkzeug des königlichen Willens, und es scheint, daß Beide den Plan hegten, Passau zur Metropole an Stelle der pannonischen zu erheben. Erzbischof Theotmar von Salzburg wehrte sich jedoch gewaltig dagegen und erzwang Wiching's Absetzung.

Am Untergange Großmährens (894—905) arbeitete der Streit der Brüder Mojmir II. und Svatopluk II., der Einfluß des ostfränkischen Hofes, der diesen Bürgerkrieg schürte und das immer stärkere Andrängen der Magyaren. Dazu trat der Abfall Böhmens von Großmähren. Schon 897 klagten die přemyslidischen Abgeordneten bei Kaiser Arnulf über die Bedrückungen, die sie durch Großmähren bis jetzt erlitten. Brazlav blieb Arnulf's Vasall und Verbündeter und hatte zum Lohne seiner Treue ganz Unterpannonien, sammt der Moosburg, Priwina's und Kozel's Fürstensitze erhalten (894).

So war die Isolirung Mährens vollständig, als gerade am heftigsten der Thronkampf der Söhne Svatopluk's losbrach (898), und in demselben der Obergraf der Ostmark, Aribo und sein Sohn Isanrich eine sehr zweideutige Rolle spielen. Arnulf half dem jüngern Prätendenten, Svatopluk II., durch zwei Heereszüge und nahm Isanrich als Verbündeten Mojmir's II. in Mautern an der Donau gefangen.

Dieser floh, mit der Reichsacht beladen, nach Großmähren und Mojmir II. riß, von der Mehrheit seines Volkes unterstützt, die ganze Herrschaft an sich. Es war das letzte Aufflackern der Lebenskraft Großmährens.

Bald darauf starb Kaiser Arnulf (899, 8. Dec.) und hinterließ ein großes Erbe und wichtige Aufgaben seinem Sohne Ludwig,

der bezeichnend genug „das Kind“ heißt und nimmer zum Manne und kräftigen Herrscher Deutschlands werden sollte.

Es naht der Ausgang des großmährischen Reiches, aber gleichzeitig beginnt der „Ungarnschrecken“, die Zeit der Magyareneinfälle, bald nachdem zu Forchheim Arnulf's siebenjähriger Sohn zum Herrscher der Deutschen gewählt ward.

Allerdings stand an der Spitze der Verwaltung Bojoariens und der Südostmarken dazumal ein wackerer Mann, Herzog Luitpold, Arnulf's Günstling, Neffe oder Vetter, der Stammvater des Hauses Scheiern-Wittelsbach. Er und Sighart, Ahnherr der von Sempt-Ebersberg, waren die besondern Vertrauten des Herrschers gewesen. Arnulf hatte ihm zunächst die Amtsgewalt, Güter und Lehen des Markgrafen Engildeo verliehen, so daß ihm endlich das wichtigste Reichsamt, die Verwaltung Bojoariens, beinahe im Umfange des alten Stammherzogthums, zufiel. Er, der Erzbischof von Salzburg, die Suffragane des letzteren, zählten zu den Räthen des vorzugsweise bayerischen Hofes, neben dem Mainzer Metropoliten, dem Bischof Salomon von Constanz und dem von Würzburg. Daß Luitpold auch der Oberverwalter der Ostmark war, obschon diese i. J. 900 Aribo, jedoch mit eingeschränkterer Machtbefugniß, zurückerhielt, beweist der Umstand, daß bei dem gleichzeitigen Einfalle der Magyaren in die Ostmark, dem ersten Ereignisse dieser Art, Luitpold den Oberbefehl führte und die Eindringlinge an der Ennsmündung schlug. Alsbald erhob sich hier als Stützpunkt der Vertheidigung und Waffenplatz die Ennsburg, der Vorläufer der Stadt Enns. 901 schenkte sie die Regentschaft dem Stifte Florian gegen die Verpflichtung, sie zu vertheidigen.

Während in der zweiten Hälfte des Jahres 900 die Ungarn in Italien einbrachen, hatte ein böhmischer und bayerischer Einfall nach Großmähren stattgefunden. Vom Schlusse des gleichen Jahres datirt ein interessantes Schriftstück der bayerischen Kirche unter Führung des Salzburger Metropoliten Theotmar.

Der großmährische Fürst Mojmir II. hatte sich nämlich an den Papst um die Erneuerung der slavisch-pannonischen Metropole gewendet. Angesichts der Existenzfrage seines Reiches erscheint dies Begehren allerdings sonderbar, findet jedoch in dem Hasse gegen die feindseligen Deutschen seine Erklärung. Heftig verwahrt sich gegen diesen Anschlag jenes Schriftstück. Ihm gilt das Mährerreich als politische und kirchliche Vasallenprovinz der Deutschen. Der Vorwurf des Widerparts, die Deutschen hätten einen Bund mit den Magyaren gegen Mähren geschlossen und durch große

Geldsummen ihren Einbruch nach Italien erkauft wird, zurückgewiesen. Die Mährer selbst hätten die Magyaren in ihr Land aufgenommen.

Die gemeinsame Gefahr — denn auch zu den Jahren 901 und 903 werden Einfälle der Magyaren von den deutschen Jahrbüchern verzeichnet — hatte 901 zu einem Ausgleiche mit Mähren geführt, dessen Grenzen nach Süden von den Magyaren bereits sehr eingeengt sein mußten. Denn so nur erklären sich die Einbrüche der letzteren in die bayerischen Marklande. Naturgemäß müssen wir sie auch schon im Besitze des Reiches Brazlawo's denken. Diese Uebereinkunft und die wichtige Raffelstettner Zollordnung von 904—906 (?) sind die letzten Zeugnisse vom Dasein des großmährischen Reiches und seiner Beziehungen zum deutschen. Nach diesem Denkmale beschworen 41 Edle und Freie den Bestand dieser Zollordnung schon unter den Königen Ludwig und Karl. Als Punkte der Zolllinie sind genannt: Der Passauer-Wald, Roßdorf, Linz und als äußerster Punkt Eparesburg (Ebelsberg) vor Enns. Als Handelswaare erscheinen Salz, Getreide, Pferde, Lebensmittel aller Art und — Sclaven. Als fremde Handelsleute werden Slaven aus dem „Rugen"- und Böhmerland im Gegensatz zu den „eingeborenen" Slaven, d. i. Slaven auf deutschem Reichsboden, erwähnt. Die Bezeichnung Rugenland neben Böhmerland entspricht den Mährer-Slaven und beweist, wie lange sich die Erinnerung an das Rugenvolk im March- und Donaugelände erhalten hatte.

Aber eben um diese Zeit muß sich auch das Schicksal des Reiches Svatopluk's in dessen kümmerlichen Resten vollzogen haben. Vielleicht hielt eben dieser Schlußkampf die Magyaren ab, die verrätherische Ermordung ihres Häuptlings Chussal (?) durch die Bayern (um 904) zu rächen.

Als der große bayerische Heerbann unter Luitpold's Oberführung die Donau hinabzog, um den magyarischen Reichsfeind entschieden zu bekriegen, gab es schon kein Großmähren mehr, und die blutige Niederlage der Deutschen (der Ort derselben bleibt zweifelhaft) bewies, daß man einen ungleich gefährlicheren Nachbar eingetauscht hatte. Die mörderische Schlacht, in deren Angabe eine alte Quelle bis zum Ausspruche sich versteigt, es sei da „das Volk der Bayern von den Ungarn fast gänzlich aufgerieben worden", räumte wohl gewaltig unter dem Hochadel und Hochklerus Bayerns auf und wandelte entscheidend die Zustände an der Ostseite des Reiches. Ganz Pannonien war verloren, über die Donau bis an die March herrschten die Magyaren und machten das heutige Niederösterreich, das wichtigste Gebiet der karolingischen Ostmark, zum Heerwege und

vielfach zur Wüste. Nur die von dem Donauthale weiter in's Gebirge verlaufenden Gegenden mochten verschonter bleiben; denn an eine förmliche Magyarenherrschaft über das Land kann unmöglich gedacht werden. Immerhin galt es für Bayern und das Reich als verlorner Posten. Das andere Mähren von der March nordwärts war zur Beute der böhmischen Přemysliden, der Herzoge Spitignew und Wratislaw, geworden und diese hatten nun Gelegenheit, die eigenen Südgrenzen auf Kosten des Reichslandes zu erweitern. 907 erscheint urkundlich zum letzten Male der gewesene Obergraf der Ostmark, Aribo, wahrscheinlich aus dem gleichen Hause, dem die späteren Traungauer oder Grafen von Steier entstammten, und im Volke sang man Lieder, die erzählten, ihn habe auf der Jagd ein wilder Stier (Wisent) getödtet.

Auch Luitpold war in der Ungarnschlacht gefallen; ihm folgte sein älterer Sohn Arnulf in der väterlichen Würde; Arnulf „der Böse", wie ihn später die Klosterhistorien nannten, ein stolzer, hochstrebender Mann, der die Bischöfe in seinem Herzogsgebiete kurz hielt und im strengsten Sinne das werden wollte, was sein Titel besagte „von Gottes Gnaden Bayerns Herzog." Den Bayern gebührt der Ruhm, die ersten bedeutenden Niederlagen dem furchtbaren Magyarenvolke beigebracht zu haben. Im August 909 schlug Arnulf ein Ungarnheer bei Rotte, im Rottthal; im Junikampfe des Jahres 910 siegte der bayerische Flügel, während die Franken erlagen, und 913 vernichten die Bayern unter Arnulf, die Schwaben unter seinen Ohmen, den königlichen Kammerboten Berthold und Erchanger, das Magyarenheer am Inn und bei Wels in Ober-Oesterreich, derart, daß die Sage nur 80 Feinde entkommen läßt. Es war dies ein Ereigniß, das dem geängstigten Gemüthe des Volkes wohl that, und das Hochgefühl darüber klingt in einer alten Dichtung nach, worin es heißt:

„Da was gevochten ein michel strit,
manich Unger verlos da den Lip,
die Beier rachen chint und wip.
Jr (der Ungarn) wart do so vil erslagen,
daz es nieman kann gesagen
und nieman erzelln mag;
Sie slugen si nacht und tag
unz an der Leita stat,
dennoch waren sie nit vechtens sat!"

Charakteristisch ist darin die Stelle, man habe die Ungarn bis an die Leitha zurückgeschlagen. Es ist dies offenbar eine poetische Uebertreibung, welche das spätere Grenzverhältniß beider Reiche im Auge hat.

Zwei Jahre vorher (20. August oder 24. September 911) war König Ludwig, der letzte ostfränkische Karolinger, im Alter von 17 Jahren dahingegangen, und das deutsche Wahlreich beginnt.

Konrad I., der Salier, 911, 10. November zu Forchheim von Franken, Sachsen, Alemannen und Bayern erwählt, eröffnet die Reihe der deutschen Wahlkönige und übernimmt die schwierige Aufgabe, sein königliches Ansehen allgemein zu machen. Seitdem die Auflösung der karolingischen Universalmonarchie auch die strenge Amtsform der Verwaltung des Reiches, zu Gunsten der Neuentwicklung von Stamm- oder Nationalherzogthümern in demselben, allgemach aufgelockert hatte, stellten diese letzteren centrifugale Kräfte dar, und die Herzoge der anderen Stämme bezeugten keine Lust, den König aus Frankenstamme, einen „Ihresgleichen", als Reichsoberhaupt im frühern Sinne anzuerkennen.

Vor Allem war dies Arnulf zu thun nicht gewillt, dem alles Land vom Lech und ostfränkisch-bayerischen Gemärke bis zur Enns und südwärts durch das Alpenland gehorchte und der da im eigenen Lande zu schalten und zu walten beflissen war, nicht anders wie ein freieigner König. Und ebenso dachten seine Verwandten, Berchtold und Erchanger, die Gewalthaber im Schwabenlande.

So lange Konrad I. lebte, hatte er mit ihnen und dem Bayernherzoge zu schaffen. Während aber die Oheime (919) erlagen und den Tod am Blutgerüste starben, behauptete sich Arnulf schließlich doch, allen Anfällen zum Trotz. Dreimal vertrieben gelangte er doch wieder zum Besitze seiner Lande. Wir müssen nur bedauern, daß die stolze Selbstsucht des Bayernherzoges keine Rücksichten für das Reich kannte. 914 flüchtete Arnulf mit seinen Söhnen nach Ungarn, zu dem Hauptfeinde des Reiches und soll ihn fünf Jahre lang zu Einfällen in dasselbe ermuntert haben als ein „böswilliger und trotziger Mann." Auch der jüngere Bruder, Berthold, hielt zu ihm. Die Bischöfe hatten sich an den König geschlossen, das beweist am besten die Hohenaltheimer Synode (916, Mitte September), welche Konrad I. berief, nachdem er zum zweiten Male den Sohn Luitpold's aus dem Bayernlande vertrieben.

Schon Ende des Jahres 918 starb der erste deutsche Wahlkönig nach drangvoller Herrschaft und ließ es geschehen, daß die Königswürde auf den Sachsenstamm überging, dessen Herzog Heinrich I. zeitlebens seine Unabhängigkeit gewahrt hatte.

Diesem neuen Herrscher fügten sich zunächst auch nur die Sachsen und Franken, aber sein überlegener Geist erzwang bald durch Strenge und Klugheit die allgemeine Anerkennung. Als

im dritten Jahre seines Königthums (921), der „Erste seines Stammes", das „Reich Bayern" betrat, wie eine hierländische Quelle besagt, verhandelte er in Regensburg mit Herzog Arnulf die Bedingungen seiner Anerkennung, und der Bayer fügte sich, da ihm der Sachse die möglichste Selbständigkeit gewährte. Es bleibt ihm das Recht über Krieg und Frieden, er darf Bündnisse mit anderen Fürsten eingehen; die Bischöfe seiner Lande unterstehen ihm in Hinsicht ihrer Einsetzung oder Bestätigung. Landtage und Kirchenversammlungen beruft er, Streitigkeiten schlichten seine Sendboten; das Kirchenvermögen untersteht seiner Verfügung; er übt das Münzrecht aus, so wie ihm alle sonstigen Nutzungen oder Gefälle im Lande zustehen, und in den Urkunden zählt er nicht nach den Jahren des Königs, sondern nach den eigenen Regierungsjahren. Gewiß wurde diese Summe wichtiger, wahrhaft königlicher Rechte vom ersten Sachsen am Throne Deutschlands bei jener Zusammenkunft weder im Allgemeinen noch im Einzelnen verbrieft, aber der Bayernherzog übte sie alle thatsächlich aus, und Heinrich I. ließ es geschehen, denn er durfte an dem bedrohtesten Theile des Reiches keinen unzufriedenen Herzog und keinen widerspänstigen Stamm von so zäher Anhänglichkeit an seinen Fürsten haben, wie es bei dem bayerischen der Fall. Uns aber schien es nothwendig, diesen Umfang thatsächlicher Fürstengewalt anzudeuten, da dieselbe den Grundstock unserer österreichischen Staatsbildung umspannte. Oberösterreich, damals ein Stück Bayerns, das Salzburgische Steiermark und Kärnten, Karantanien, woselbst Arnulf's Bruder Berthold als Unterherzog gebot, Nordtirol, soweit es eben dem Salzburger Obersprengel unterstand, bildeten ja damals Bestandtheile des bayerischen Stammherzogthums, und weithin reichte somit auch das „bayerische Volksrecht", durch massenhafte Ansiedlung in das slavische Alpenland nebst dem „bayerischen Ackermaße" immer weiter verbreitet. Aber eben diese Summe fürstlicher Gewalt, welche die reichsten Hochstifte: Passau, Regensburg, Freising, Eichstädt und Säben, Salzburg an der Spitze, umfaßte, mußte bald den Entschluß des Sachsenhauses, als Trägers der Reichsgewalt, zeitigen, dieses Stammherzogthum in die eigene Gewalt zu bringen und dann gerade auf diesem Boden die Zersetzung der gefährlichen Fürstenmacht durch Begünstigung der geistlichen Immunitäten-Bildung, oder Reichsunmittelbarkeit der Hochstifte, andererseits durch Markengründung einzuleiten.

So lange Arnulf lebte, der harte Fürst, den der Klerus „höllische Strafen" erleiden ließ, kam es zu keinem Zerwürfnisse, weder mit

Heinrich I. († 936), noch mit dessen größerem Sohne, Otto I. Arnulf erlebte noch den entscheidenden Sieg Kaiser Heinrich's I. bei Merseburg-Riade (933) über die Magyaren und dessen günstige Folgen für die Waffenehre und Sicherheit Deutschlands. Er selbst hatte 927 einen Frieden mit ihnen geschlossen, die einzige Thatsache, welche seit 917 auf einen Zusammenstoß mit diesem Volke im Bayernlande hinweist. Der Tod ereilte den Herzog den 14. Juli 937; es war im zweiten Jahre Otto's I., des deutschen Königs, der seine Krone, seine Rechte hochhielt, als ein Herrscher, zum Throne nicht bloß durch Geburt und Wahl, sondern auch durch sein innerstes Wesen berufen, Otto der „Rothe", mit dem „Blicke des Löwen".

Die Söhne des alten Arnulf, Eberhard und Arnulf II., waren von des Vaters Art, sie weigerten dem neuen König die Huldigung, und das bot Otto I. die Handhabe, in das bayerische Stammherzogthum als Reichsoberhaupt einzugreifen. Der ältere der Söhne wird aus dem Lande getrieben und wandte sich dann zu den Magyaren, wie einst der Vater gethan, und Bayerns Herzogthum wird dem gefügigern Oheim Berthold von Kärnten verliehen, neben welchem Arnulf II. die Pfalzgrafenwürde von Bayern bekleidet.

So kömmt es 938 zur Zersetzung und Bevormundung der bayerischen Fürstengewalt. Aber bald geht der König weiter. Der Tod Herzogs Berthold († 945) ist ihm ein erwünschter Anlaß, Bayern in seinem ganzen Umfange dem Hause Luitpold's zu entziehen, und damit seinen ehrgeizigen Stiefbruder Heinrich den Sachsen zu befriedigen. Der Arnulfinger Eberhard bleibt Verbannter und Berthold's Sohn, Heinrich der Jüngere, geht leer aus. Bayern kommt an die „Familie" des Sachsenkönigs, ebenso wie Schwaben und Lothringen.

Es war ein mächtiger Umschwung der Dinge, welcher sich an den 23. December des Jahres 945, an die Belehnung Heinrich's von Sachsen knüpfte. Der neue Bayernherzog, dem der Pfalzgraf Arnulf II. als Vertreter der Reichsgewalt zur Seite blieb, wurde nun ein treuer Bundesgenosse des von ihm früher angefeindeten königlichen Bruders, denn der Vortheil Beider lief die gleiche Straße. Er war jedoch auch kein müßiger Herrscher. Nach Süden dehnte er den Umfang seiner Gewalt aus, denn die Jahrbücher erzählen, er habe Aquileja und den Patriarchen seiner Hoheit unterworfen, und vor Allem preisen sie den siegreichen Zug des Herzogs mit dem Heerbanne der Bayern in's Magyarenland. Der enterbte Arnulfinger Eberhard wollte durch ungarische Hülfe zur Wiedergewinnung des Verlorenen gelangen, oder doch sein Geschick rächen, und die Magyaren hatten die Niederlage bei Wels von 944 zu sühnen. 948 brach

ein Magyarenheer gegen Bayern auf, wurde aber blutig zurückgewiesen.

Zwei Jahre später suchte sie Heinrich im eigenen Lande auf, rächte den Einfall durch zwei Siege und überschritt sogar die Theiß, worauf er mit vieler Beute und zahlreichen Gefangenen heimzog. Das mußte seine Stellung im Lande befestigen, ohne ihm noch die Anhänglichkeit des Stammes gewonnen zu haben, und als 953—955 der große Aufstand gegen Otto I. losbrach, dessen Vorspiel die Empörung Boleslaw's I. von Böhmen bildet, war Heinrich von Bayern, seit 952 von dem Bruder, als Könige Italiens, mit den Marken Aquileja und Verona förmlich belehnt, Otto's I. beste Stütze. Denn es galt damals sein Herzogthum vor Allem aus den Angeln zu heben.

In Bayern erhob die arnulfingische Partei ihr Haupt, denn die Aufständischen hatten auch den Pfalzgrafen, Arnulf II. gewonnen; 953 drang das eine Haupt der Empörung, Ludolf von Schwaben, in Bayern ein; Engilfried, der Patriarch von Aquileja, und Erzbischof Heriold von Salzburg griffen wider Heinrich zum Schwerte. Es war ein Augenblick der verhängnißvollsten Entscheidung für das sächsische Königthum, denn auch die Ungarn rüsteten ein gewaltiges Heer, von den Empörern, Otto's I. eigenem Sohne, Herzoge Ludolf herbeigerufen.

Allein Otto I. bestand die Feuerprobe. Er bändigte die Gegner, und nicht minder kräftig handhabte Heinrich von Bayern seine Gewalt im Jahre 954, nachdem er ein Jahr zuvor mit Weib und Kind vor der Empörung aus dem Lande geflüchtet war.

Denn mehr gegen ihn als gegen den Vater war Ludolf's von Schwaben Aufstand gerichtet. Der Königssohn haßte den begünstigten und selbst mißgünstigen Oheim.

Nun überschritt Heinrich's Rache weit das Maß des menschlich Erlaubten. Erzbischof Heriold wurde geblendet und nach Säben in Tirol verbannt, Aquileja gestürmt und dessen Patriarch grausam verstümmelt, Arnulf II. verlor bald jeden Halt in Bayern.

Schon im Sommer 955 standen die deutschen Stämme und Fürsten wieder unter Einer Fahne, der Fahne des Königs und schlugen am Laurentiustage (10. August) die Völkerschlacht gegen die Magyaren am Lech. Es war die letzte, die man im Herzen Deutschlands gegen diesen Feind ausfocht und nun konnte das Reich wieder nach Osten wachsen. Heinrich I. von Bayern schlug sie nicht mit, nur sein Heerbann; denn er kränkelte und starb (1. November 955), als es wieder Frieden gab allerwärts, — er, von dem ein altes Gedicht sagt, „es sei allbekannt,

daß in Allem und Jedem, was Otto that oder unterließ, Heinrich sein Rathgeber war."

Das Jahr 955 ist für Oesterreichs Geschichte ein Moment von augenfälliger Bedeutung. Die Lechfeldschlacht war der blutige Riegel, den Deutschland den Einfällen der Magyaren für immer vorschob, aber zugleich die Pforte zur allmählichen Rückeroberung dessen, was dem Reiche seit 907 verloren ging. Jenseits der Ennsburg, im heutigen Lande Niederösterreich, in der „hunnischen", „avarischen" Mark, im „Ostlande", wie man es nannte, beginnt die Zurückdrängung der magyarischen Herrschaft im Donauthale.

Noch von früher her behauptete das Bisthum Regensburg seine Besitzungen im Erlaf- und Traisengebiete, und so dürfen wir uns auch sonst neben der Magyarenherrschaft tiefer gegen das Gebirge solche deutsche Güterbestände erhalten denken. Aber jetzt drang die Ansiedlung im breiten Strome geschlossen vor und zeigt sich bald in der fruchtbaren Wachau über Krems hinausgeschoben. Bayerische Kirchen und bayerische Herrengeschlechter, vom König mit Grund und Boden allda reich beschenkt, erscheinen als Vermittler der Culturarbeit, welche die Oede neu bevölkert, die Wildniß urbar macht. Gerade so wie in Karl's des Großen Zeiten, als er die Avaren bezwungen und von diesem Boden weggedrängt hatte, spricht in diesen Tagen der Ottonen aus den Urkunden jener königlichen und kaiserlichen Schenkungen die Thatsache, daß mit vollen Händen gegeben und die Begrenzung des vergabten Grundes und Bodens nur höchst allgemein oder ganz unbestimmt angedeutet wurde. Ja, es wird da und dort dem Träger einer solchen Schenkung überlassen, sich so und so viel Morgen Landes in beiläufig bezeichneter Gegend auszusuchen.

Vom Donauthale ab nach beiden Seiten zertheilt und verästelt sich die geschlossene Ansiedlerströmung; sie zieht in der Wildniß gewissermaßen die ersten Schlagfäden des Gewebes, das hier lockerer, dort dichter hervortritt.

Passau, in dessen Sprengel diese neue Ostmark fiel, Regensburg, gleichfalls hier altbegütert, Freising, treten als reich bedacht mit Grund und Boden uns entgegen; auch Salzburg fehlt nicht, und die großen Geschlechter Bayerns, der schwäbischen und fränkischen Nachbarschaft tauchen allda begütert empor, besonders, wenn wir dann über das Jahr 976 hinauskommen. Die Sempt-Ebersberger, die von Burghausen-Schala, die Bogner, Playen-Peilsteiner, Sulzbacher, Neuenburg-Falkensteiner mögen hier in erster Linie genannt werden. Ein weiter Kreis reichsfreier Leute und Lehensträger schloß sich an. So war die verjüngte karolingische,

jetzt ottonische, Ostmark in der That ein vorgeschobenes Stück Bayerns oder „Norikums", wie es zufolge einer westlichen Verschiebung des ursprünglichen geographischen Begriffes in der Gelehrtensprache hieß.

Aber auch andere deutsche Elemente mündeten da ein und mischten sich, so daß das bayerische nur den Grundton abgab. Die ausnehmend wichtige Stellung dieses Landes an der Ostgrenze des Reiches bewirkte bald das Hervortreten seines Gegensatzes zu Bayern, womit der Anstoß zur frühen Gestaltung eines besondern, mit wichtigen Freiheiten ausgestatteten Fürstenthums Hand in Hand ging. Die Grundlage, der Kern einer spätern Staatenbildung war damit geboten.

Dem Stiefbruder Otto's I., Heinrich I. von Bayern, war sein Sohn Heinrich II. gefolgt, dem die Geschichte den bezeichnenden Namen des „Zänkers" ertheilt. So lange der erste Kaiser des Sachsenhauses lebte, hielt sich Heinrich II. von Bayern innerhalb der Schranken seiner Gewalt. Als jedoch Otto I. (973, 7. Mai) aus dem Leben schied, und ein minderjähriger Sohn gleichen Namens unter einer getheilten Regentschaft zurückblieb, begann das Streben nach der Königskrone den ehrgeizigen Sinn des unruhigen Herzogs zu erfüllen. Denn in seiner Hand lag die Gewalt der Reichsverwesung; auf Böhmens und Polens Herzoge durfte er rechnen und von der hohen Geistlichkeit war insbesondere der gütersüchtige Bischof von Freising, Abraham, ein rühriges Werkzeug der bayerischen Partei, welcher die ottonische unter Führung Adelheid's, der Kaiserwittwe, gegenüberstand. Der erste Versuch des Zänkers mißlang, er selbst wurde 974 zu Ingelheim in Gewahrsam gehalten. Das Jahr darauf entwichen, schlug er förmlich als Empörer los. Der junge König, mündig erklärt, bestand jedoch siegreich die große Gefahr, denn die Mehrheit der Fürsten und Reichsglieder blieb dem rechten Thronerben getreu.

Das Regensburger Strafgericht ächtet den flüchtigen Herzog und seinen Anhang, 28 Leute von Ansehen im Reiche.

Bedeutende Wandlungen in den Besitzverhältnissen mußte dies zur Folge haben; vor Allem aber sollte Bayerns Herzogsmacht einschneidende Beschränkungen erfahren.

Mit diesen Ereignissen schließt die Vorhalle der Geschichte Oesterreichs und seine eigentliche staatliche Bildungsgeschichte nimmt hier den Anfang.

Sechstes Buch.

Der historische Boden Oesterreichs. Territorialgeschichte und Ortskunde im Grundrisse, mit besonderer Rücksicht auf das Mittelalter und maßgebende Momente der Culturgeschichte.

Erste Abtheilung:

Die Donaualpenländer mit Einschluß Croatiens, Slavoniens und des Küstenlandes der Adria.

Literatur.

a. Die historischen Hülfsmittel sind bereits früher angeführt oder bei den folgenden Abtheilungen des Werkes verzeichnet.

b. Geo- und topographische (außer den z. II. Buche angeführten):

1. Alpenländer. Jahrbuch des österr. Alpenvereines, 1865 ff.; Sonklar, in Petermann's Mitth. 16. Bd., 1870. — Tirol: Orograph. von Sonklar, Payer, Ruthner, Amthor. — Topogr.: Staffler (1848), M. Koch (1847), B. Weber (1853), Schneller (1872); Südtirol: B. Weber, Botzen (1849); H. Noë (1871); Innthal: Das J. i. Tirol (1860); Meran; Passeier: Weber (1845, 1852); Gröden: Gröden (1864); Oetzthal: Alpenburg (1858); Pusterthal: Mairhofer (1865); Innsbruck: Weber (1838); Vorarlberg: Weizenegger-Merkle (1839), Bergmann (1868), Waltenberger (1873). — Salzburg: Koch-Sternfeld (1810, 1841), Zillner (1871), Bühler (1873); Pinzgau: Kürsinger (1841), Augustin (1844), Dürlinger (1866); Lungau: Kürsinger (1853); Gastein: Muchar 1834. — Kärnten: Wagner-Hartmann (1861), Petritsch (1871), Jabornegg (1872); Oberland: Rauschenfels (1871); Klagenfurt: Hermann (1832). — Steiermark (Geologie: Stur (1871); Topogr.: Schmutz (1822, 1823), Göth (1840). Hlubeck (1860), Macher (1860), Reichert (1864.); Graz: Schreiner (1843), Peters-Ilwof (1875). Krain: Hoff, (1808) Sonklar (Ausland 1869, Nr. 52), Schmidl (Karst 1854); Gotschee: Elze; Laibach: Lippich (1834), Dzimski (1860). — Oberösterreich: Pillwein (1827—39), Lamprecht (1863), Edlbacher (1873). — Unter-Oesterreich: Weiskern, (1778 ff.), Schweickhardt (1831—41); Kirchl. Topographie (1824—40). Verein f. Landeskunde i. N.-Oesterreich, (Topographie 1871 ...); Keil: Donauländchen (1835); Burgen u. Schlösser: Scheiger (1837); Becker: Oetscher u. s. Gebiet (1859, 1860); Keiblinger, Gesch. v. Melk. (1851—1863);

Wien: Sueß (1862), Schimmer (1853), Weiß (1865), Bermann 1866. Umgebungen: Schmidl (1835—39); Wiener-Neustadt: Böheim (1830, 1863); Brunner (1846).

2. **Küstenländer.** Görz-Gradiska: Czörnig (1873); Istrien: Kohl (1851), (Istrien, Triest 1863), Benussi (in ital. Sprache, 1873; Triest, Costa, Löwenthal, die Monographien von Kandler; Pola: Gareis (1867). Dalmatien: Wilkinson (1848), Petter (1836, 1852), Kohl (1851), Noë (1870), Maschek (Manuale 1871 ...), die Publicationen der Agramer Akad. im Rad, von: Ljubič, Matkovič, Racki; die ital. Arbeiter von Solitro, Lago, Carrara, Gliubich.

3. **Croatien-Slavonien** (Militärgrenze): Hitzinger (1817), Csaplovics (1819), Fras (1835), Krainz (1866), Matkovič (1873), Vaniček (1875), die Publ. der Agramer Akad. im Rad. —

Inhaltsübersicht.

Rechtfertigung dieses Buches. — Tirol; Süden. — Territorialgeschichtliches. — Süden. — Osten. — Brenner-Gebiet. — Historisches. Innthal. Der geschichtliche Boden. Oetzthal und Stubay. Vintschgau. — Historisches. Vorarlberg: Landeskunde und Territorial-Entwicklungsgeschichte. Nordosttirol. — Pusterthal. — Historisches. Salzburg: Bodengliederung. — Geschichtsleben. Kärnten. Oberkärnten. — Drauthal. — Die Nebenthäler. — Territorialgeschichte. Gaue. Güterstand. — Steiermark: Bodenbeschaffenheit. — Fluß und Gebirgsläufe. — Norden und Süden. — Territorialgeschichte. — Die Gaue. — Die geistlichen und weltlichen Grundbesitzer. Krain: Name. — Boden. — Territoriale Bildungsgeschichte. — Historischer Grundbesitz. — Bisthum. — Grenzen. Görz: Bodengliederung. — Territorialgeschichte. — Istrien: Landschaftliche Schilderung. — Historische Bodenverhältnisse. — Istrien seit der Karolingerzeit. — Die Städte und das Land als Reichsmark. Dalmatien und das Littorale: Der Boden und seine Geschichte. — Die ältesten Territorialverhältnisse. — Binnenland und Küste. N. Croatien und Slawonien: Bodenbild. — Geschichtliches. — Sirmien. — Militärgrenze.. — Der Donaulauf von Passau an. Ober-Oesterreich: Topographisch-Historisches. — Linz. — Der weitere Donaulauf und die böhmische Grenzmark. — Geschichtlicher Ueberblick. — Die Donaubecken. — Enns. — Nieder-Oesterreich: Donaulauf. — Melk. — Die südlichen Gebirgsthäler. — Tuln. — Wiener-Becken. — Wien. — Sein Boden. — Möbling. — Wien. — Die alte Püttner Mark. — W.-Neustadt und sein Gebiet. — Der Donaulauf von Wien gegen Ungarn. — Marchfeld. — Viertel unterm Manhartsberg. — Viertel ob. Manhartsberg. — Das Gebiet von Weitra und Zwettl. — Die Nachbarschaft Böhmens.

Bei einem Staate, wie Oesterreich, dessen Geschichtsleben vor 1526 einzelne Ländergebiete von verschiedner, staatlicher und nationaler Zugehörigkeit in einem ungemein mannigfaltigen Bildungsvorgange begriffen zeigt, und auch, nachdem diese seine Grundbestandtheile zum Gesammtstaate sich vereinigten, eine große Verschiedenheit im politischen und Völkerleben derselben offenbart, ruht der Schwerpunkt seiner naturgemäßen historischen Behandlung in der richtigen Erkenntniß seines geschichtlichen Bodens, das ist seiner Territorialentwicklung und geographisch-historischen Ortsverhältnisse.

Ein Handbuch der Geschichte kann allerdings nicht zugleich eine ausführliche Territorialgeschichte und historische Topographie sein, aber es darf eines allgemeinen, andeutungsweisen Ueberblickes dieser Verhältnisse nicht entrathen, ohne einseitig und darum mangelhaft zu werden. Diese Verhältnisse sind in jedem Staatsleben treibende, bildende Kräfte, die man nicht zu Gunsten der von ihnen bedingten Thatsachen des äußern Geschichtslebens vernachlässigen darf, um so mehr in dem historischen Dasein Oesterreichs. Gerade ihre Betrachtung verleiht der Geschichte desselben Bedeutung und Reiz.

Im zweiten Buche dieses Werkes wurden die geographischen Verhältnisse Oesterreichs im Allgemeinen, gewissermaßen als Rahmen seines Geschichtslebens behandelt. Was nun folgt, ist eine historische Bodenkunde der drei natürlichen Ländergruppen im Gesammtüberblick, mit besonderer Rücksicht auf das Mittelalter, aber auch von maßgebenden Hinweisen auf die neuere Zeit und auf Culturmomente begleitet. Ein Zertheilen dieses organisch zusammenhängenden Stoffes nach den Perioden der äußern Staatsgeschichte erschien aus inneren und äußeren Gründen unstatthaft. Auf dieser unentbehrlichen Grundlage kann sich die letztere dann um so rascher und zusammenhängender fortbewegen.

Die Rücksichtnahme auf die „natürlichen" Ländergruppen rechtfertigt die Zusammenfassung der Alpen und Küstengebiete mit Einschluß Croatiens und Slavoniens.

Wir wollen zunächst mit dem westlichen Alpenboden beginnen. Hier tritt uns das festeste Bollwerk der österreichischen

Alpenwelt, Tirol, entgegen. Aber ihrer eigensten Natur entsprechend fehlt es nicht an Verbindungswegen zwischen diesem Hochgebirgslande und der welschen Po-Ebene, und gleichwie sich die eruptiven Gesteinsmassen seines Südens zwischen Verona (Welsch-Bern) und Vicenza (Vinzenz) tief in das Schwemmlaud Oberitaliens vorschieben, so drang auch aus dem Berglande deutsches Volkselement bis an den Saum der südlichen Ebene, namentlich aber in's Gebirge zwischen Trient, Verona und Bassano und bildete vor Allem auf dem Gebiete von Verona und Vicenza die sogenannten dreizehn und sieben „cimbrischen Gemeinden," von welchen letzteren die Dogen Venedigs officiell zu sagen beliebten, „unsere allgetreusten und ärmsten sette communi".

Zu den schwierigen Verbindungswegen zwischen dem östlichen Südtirol und der Carnia, dem Berglande Friaul's, zählen die Pässe von Pasubio, der Höllensteinpaß, der von Covolo und Peitelstein. Aber sie haben doch die Bedeutung von Alpenpforten, ebenso wie das Quellthat der Brenta, das Valsugan Tirols. Vor Allem war das Etschthal mit der berühmten Veroneser Klause, ein uralter Völkerweg, eine Heerstraße Deutschlands, gekrönt von Trient, der rhätisch-römischen Stadt, dem „Kanal der Deutschen und Welschen", und eine Pforte von Italien her der Gardasee, in das Thal der Sarca, welche als Mincio jenes schöne Wasserbecken verläßt.

Der „vieläſtige Baum", womit man das Stromsystem der Tiroler Etsch mit Recht vergleicht, hat seinen Hauptstamm im Querthale zwischen Verona und Bozen. Rechts bilden Judikarien, Sulzberg (Val di Sol) und Nonsberg (Val di Non), im Gebiete des Nosbaches (Noce), links das Avisiothal mit seinen drei geognostisch und ethnographisch interessanten Stufen: Cembra, Fleims (Fieme) und Fassathal, und vor Allem der westliche Oberlauf der Etsch selbst von Bozen gegen Meran, im Längenthale des Unter- und im Querthale des Ober-Vintschgaues, andererseits der von Osten andrängende Eisack, die Hauptglieder dieses reichen Thalsystems der Etsch. Ihr Ursprung auf dem Reschenscheideck, südlich von der Malserheide, bezeichnet einen der wichtigsten Gebirgspunkte Tirols, die Abgrenzung und zugleich Paßverbindung der zwei Stromgebiete des Landes, seiner Lebensadern.

Am Oberlaufe der Etsch, im entwickeltsten und schönsten Thale der Centralalpen Oesterreichs, von Meran, wo die Passer ausmündet, bis Bozen reichend, liegt das „Mutterländchen" Tirol, mit seinem Reben- und Blüthenschmuck, den herrlichen Bergformen und unabsehbaren Schlössern und epheuumrankten

Burgruinen. Hier im „Burggrafenamte" Tirols, mit seinem schönen und kräftigen Menschenschlage, erhob sich die alte Römerstation Teriolis und auf ihrem Trümmergrunde Schloß Tirol, dessen mächtige Grafen den Grund zur Landgrafschaft legten. So entquoll diesem reizenden Thalgrunde der Name eines Landes, das in der Römerzeit Rhätien heißt und später in viele Besitzungen zerfällt, bis zur neuen Einigung das Land „zwischen den Gebirgen" hieß.

Auch die Erdbildung hat das Etschthal zwischen Meran und Bozen und südwärts bis Trient, gleichwie das südliche Thal des Eisack, in geologisch-geognostischer Beziehung reich bedacht. Es begleitet die größte zusammenhängende und in den schönsten Stöcken aufgebaute Porphyrbildung Oesterreichs. Ueberdies beachtet der Historiker und Ethnograph in der Thalenge der Etsch bei Salurns (Mezzo lombardo — Mezzo Tedesco: Welsch- und Deutschmetz) eine alte und wichtige Völkerscheide.

Bozen (Bauzanum, Bolzano) ist die natürliche Eingangspforte zu Südtirol, der Knotenpunkt seines wichtigsten Thalsystems, zugleich die südliche Schwelle der Brennerstraße. Durch das Eisackthal, das sich mit seinen Reizen hier dem Etschthale an die Seite stellen darf, hängt Bozen mit dem deutschen Kernlande jenseits der Säbener Klause zusammen. Der Eisack eröffnet auch die wundervolle südöstliche Dolomitenwelt Tirols, deren Prunkstücke die Seiseralpe und der Schlern bleiben. Zwischen Bozen und Meran ist das Bereich des im deutschen Heldenliede vielbesungenen „Rosengartens", dessen Name Jedem einleuchtet, der die vom Sonnenlichte gerötheten Berggipfel inmitten des üppigen Pflanzenwuchses der Umgebung gewahrt; hier spielt der sagenhafte „Dietrich von Bern" (Welsch-Bern—Verona), die ritterliche Wiedergeburt des mächtigen Ostgothenkönigs Theodorich, seine dichterische Heldenrolle neben König Laurin dem Artus Südtirols. Auch die Vajolett-Alpe im Avisiothale gehört dazu; sie führt als zweiten Namen „Rosengarten". Einst war hier in den Tagen König Laurin's großartiger Bergbau auf Edelmetall; aber er ist nicht bloß sagenhaft, noch um 1490 beschäftigte er zu Predazzo an 1000 Bergknappen, — er verscholl mit der „guten alten Zeit".

Zwischen dem Eisack, der Drau und den Quellenbächen der Piave thürmen sich die größten Dolomit-Kalkmassen Tirols und Oesterreichs überhaupt. Es ist eine kleine Welt von Naturwundern, furchtbaren Bergrissen und Schlünden, abenteuerlichen Bergformen. Hier, auf diesem abgelegenen, geheimnißreichen Boden behauptete sich der rhätoromanische Volksrest, das Ladinerthum Tirols.

Das Gebiet, welches wir bisher vorzugsweise landschaftlich skizzirten, ist eines der wichtigsten im Geschichtsleben Tirols. Aus der Langobardenzeit tritt uns das Tridentische Lehensherzogthum entgegen, dessen Nordgrenzen in der letzten Blüthe der Herrschaft jenes so bald romanisirten Germanenstammes bis Bozen und Meran nordwärts reichten. An seine Stelle kommt mit der karolingischen Epoche die mit der Mark Verona verbundene Grafschaft Trient, an welche dann später die Bozener stößt, und dem alten Bisthum in derselben ist es beschieden, bereits in den ersten Jahren der salischen Könige Deutschlands (seit 1027) die reichsämtliche Gewalt, beiläufig in denselben Grenzen, zu erwerben und so zur angesehenen reichsunmittelbaren Immunität emporzukommen. Seine Sprengelgrenze berührt sich nordwestlich mit der Churer, nordöstlich bei der Klause von Sabione mit der Brixner Kirchenmacht.

Aber der Fürstbischof von Trient ist in einer schwierigen Doppelstellung als deutscher Reichsbeamte und als Bischof einer Stadt, welche immerdar mit den politischen Regungen Oberitaliens sympathisirt und nichts davon wissen will, daß sie Kaiser Friedrich der Rothbart 1182 ausdrücklich als „deutsche Stadt" erklärte. Andererseits ist er Lehensherr unruhiger Vasallen, die auf Kosten des Hochstiftes erstarken, und vor Allem gründen seine Vögte, die Eppaner und Tiroler Grafen, im 12. und 13. Jahrhunderte, ihre Hausmacht auf Bisthumsgrunde, bis es den letzteren gelingt, ihre Nebenbuhler zu überflügeln und mächtiger zu werden als die Trienter Bischöfe selbst. Das entscheidet sich schon vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts.

Und die Erben der Grafen von Tirol, die Görzer Grafen, kämpfen um die Landeshoheit auch zunächst auf diesem Boden als Bedränger des Bisthums. So erklären wir uns den seltsam klingenden Schiedspruch des Churer Bischofs vom Jahre 1282, als es sich um die Anerkennung der Landgrafschaft Tirol seitens des Reiches handelt, die Grafschaft Tirol sei aus Trienter Lehensgute erwachsen, aus dem Besitze eines Hochstiftes, das zu Italien gehöre. Man will eben damit sagen, sie bilde keine Dependenz eines deutschen Reichslandes.

Daß Trients Gebiet damals in der That zu Italien gerechnet wurde, beweist die Verfügung des letzten Staufenkaisers Friedrich, der zu Gunsten seines Parteigängers Ezzelin von Romano die Trevisaner Mark schuf, welche vom Oglio über das ganze Tridentinische sich erstreckte. Kaiserliche Podestà, Italiener, verwalteten Trient.

Dieser Boden Tirols bleibt der wichtigste Tummelplatz politi-

scher und kriegischer Interessen, besonders als die Republik der Adria das „Festland" bis an den Mincio Stück für Stück an sich riß.

Es ist hier der geeignete Ort eines der wichtigsten territorialgeschichtlichen Verhältnisse Tirols, den Besitzstand des Bisthums Trient und die südlichen Grenzpunkte des Tiroler Landesgebietes, Oberitalien gegenüber, in historischen Umrissen anzudeuten.

Der Kern der Trienter Bischofslande bis zu der Mediatisirung des Bisthums (1803) bestand aus den heutigen Gerichtsbezirken: Trient, Civezzano, Pergine (Persen), Cavalese, Vezzano, Stenico, Tione, Val di Ledro (Lägerthal) aus dem Haupttheile von Riva, Male, Cles und Besitzbeständen in Fondo, Mezzolombardo, Condino, Lavis, Cembra, Levico und Nogaredo; im Ganzen an 60 Quadratmeilen. Im 13. und 14. Jahrhundert zählte man allerdings 16 Gastaldien oder Landbezirke des Bisthumslandes, und wir begegnen darin auch den Namen Arco, Fleims (Flemmi), Tremeno (Tramins), selbst Bozen und Greifenstein; ja die Urkunde Kaiser Karl's IV. von 1348 handelt noch von dem Hoheitsrecht der Trienter Bischöfe in Bozen und dessen Umgebung, das war aber nur ein titularer Nachschimmer früherer Herrlichkeit, die bloß im Stadtgericht zu Bozen bis 1531 sich behauptete. Als „mittelbare" Gerichtsbezirke gehörten dazu die von Kaiser Max I. im Friedensschlusse mit Venedig (1517) bleibend für Tirol erworbenen sogenannten 4 Reichsvicariate: Mori, Brentonico, Ala und Avio, nebst dem ehemaligen Burgfrieden von Chizzola und Serravalle und die Hochstiftlehen der Familien Spaur (Sporo, Spor), Lodron, Thun, Trapp und Prato.

Die Lehensbeziehungen Trients zu den alten mächtigen Dynasten von Arco, Castelbarco, Flavon u. A. hatten sich schon seit dem 13. Jahrhundert gelockert; so bei den Grafen von Flavon schon unter Herzog Mainhard II. (1258—95), welcher dadurch den Grund zu landesfürstlichen Erwerbungen im Nonsberg legte; bei den Castelbarco seit 1320, die sich damals als Schutzbefohlene der Landgrafschaft Tirol erklärten. Die Grafschaft Arco war seit 1413 ein unmittelbares deutsches Reichslehen geworden, was die Habsburger nachmals nicht anerkennen wollten, — und endlich bequemten sich 1614 die Grafen zur Anerkennung der Landeshoheit Tirols. Seit Tirols Erwerbung durch die Habsburger 1363, Herzog Rudolph's IV. Tagen, gewahren wir auch das Abhängigkeitsverhältniß der von Lodron, deren Gebiet Kaiser Friedrich III. 1452 zur „Reichsgrafschaft" erhob. Sie folgten 1648 dem Beispiele der Arco unter gewissen Bedingungen.

Das Trienter Lehensgut Königsberg mit dem interessanten Cembrathale, die Gerichte Deutsch- und Kron-Metz waren frühzeitig schon Bestandtheile der Grafschaft Tirol. Das was im Valsugan den Paduaner Dynasten vom Hause Carrara gehörte, kam schon 1373 an die Habsburger. Die wichtigen Grenzfestungen am Cabarischen Covolo (Kofel) und Ampezzo nebst Peitlstein (Podestagno) wurden unter Max I. 1509—1516 bleibend an Tirol gebracht. Noch im 14. Jahrhundert suchte Aquileja als Gebietsherr Friaul's Ansprüche auf Peutelstein (neben Kadober und Pleibs, d. i. Cadubrio und Pieve) festzuhalten. Alles verschlang dann im fünfzehnten Venedig.

Pergine und Roccabrunn (Rackenbrunn) hielten die Habsburger fest. Primör hatten sie schon 1386 erworben. — San Pietro, Castelalto im Valsugan wurden 1635 von der Erzherzogin Claudia dem Bisthum Feltre abgekauft, das 1337 Bedeutendes in dieser Grenzmark besaß.

Während im fünfzehnten Jahrhundert die Südgrenze Tirols als Hauptpunkte: Lodrone, den Ledrosee, Riva und Arco ausschloß, desgleichen Ala und Roveredo (1416 von den Castelbarco's unter den Schutz des Landesfürsten von Tirol gestellt, dann von Venedig erobert und 1511 von Maximilian I. als Rückeroberung mit Tirol verbunden), lief sie, seit 1511—1518, mit dem Gebirgszuge von der Nordspitze des Lago d'Idrio unterhalb Lodrone, dann hinauf nach Ober-Limone am Gardasee, zum Monte Baldo, über welchen einst die Venetianer eine Flotte in den Gardasee transportiren ließen und zur Krümmungslinie des Gebirges von Borghetto bis Enego, abgesehen von den Enklaven auf beiden Seiten.

Noch wollen wir mit einigen Worten der Ostseite dieses Gebietes gedenken. Hier im Gebiete von Fassa, Buchenstein, Gröden, Enneberg (mit Abtei), auf dem noch ladinischen Boden Tirols, berührten sich Trienter und Brixner mit landesfürstlicher Besitzgewalt. Auch das bayerische Hochstift Freising war im Grödner Thale begütert, abgesehen von seinem Besitze um Bozen. Hier war ein bedeutendes altes Nonnenstift, Sonnenburg, reich an Besitz, welches einst die Trienter Bischöfe ihrer Hoheit zusprachen, während es dann unter landesfürstlicher Vogtei und Brixner Bischofsgewalt erscheint. Sodann waren hier die reichen Gufidauner stammsässig und das vielgenannte Haus Wolkenstein begütert.

Als Lehen des Bisthums Brixen im Besitze der Habsburger erscheinen in einem urkundlichen Bekenntnisse Herzog Friedrich's vom Jahre 1438: Taufers, Rodenegg, Somersberg, Gufidaun, Trost-

berg, Castelrutt u. A., worunter wir auch früherem Besitze der gedemüthigten Wolkensteiner begegnen.

Schlagen wir nun den Weg gegen den Brenner ein.

Durch die Rienz greift das Eisacksystem tief in den Osten Tirols ein. Der natürliche Mittelpunkt Tirols ist Säben-Brixen, am Fuße der **Brennerstraße**. Es verlohnt der Mühe, einen Blick auf die älteste Geschichte derselben zu lenken. Um die furchtbare Porphyrkluft der Eisack bei Karneid und Kollmann zu vermeiden, hatten sich die Römer einen Hochweg nach Castelrutt gebahnt. Da dieser verfiel und der Weg über den Ritten wenig Bequemlichkeiten bot, lenkte sich der ganze Waarenzug aus Welschtirol nordwärts von Bozen gegen Meran, und dieser Vorort des Vintschgaues wurde ein Centralpunkt des Handels. Die alte Brennerstraße hatte also so gut wie keine merkantile Bedeutung. Durch den Bozner Bürger, **Heinrich Kunter**, wurde seit 1314 der „Kuntersweg" in jener Porphyrkluft der Eisack hergestellt und so das Eisackthal nordwärts von Bozen dem Handelszuge erobert. Seit dem 17. Jahrhundert verbesserte man dies schwierigste Wegstück. Auf solche Weise überflügelte **Bozen** die Meraner Stadt und **Brixen** an einer diluvialen Thalweitung, inmitten des krystallinischen Schiefers, des Granit- und Gneißstockes, den die Eisack von Norden her durchbricht, und der Silurformation der Urgebirgsalpen am Unterlaufe der Rienz, mußte als Vereinigungspunkt der nördlichen Brennerstraße am Eisacklaufe und der über Mühlbach einbiegenden Thalfurche der Rienz, oder des westlichen Pusterthales, eine erhöhte Bedeutung gewinnen.

Brixen bildete den Vorort des sogenannten **Norithals** oder **Norithalgaues** im frühen Mittelalter Tirols, der an das Pusterthalgau stieß, und diese Bezeichnung verräth, wie der geographische Begriff des alten Norikum traditionell nach Westen zurückgedrängt wurde, wie sich aber auch hier altes Rhäto-Romanenthum lange erhielt.

Das Doppelthal der Eisack und Sill an der Brennerstraße, zwischen welchem die Berghöhe aufstrebt, führt den herkömmlichen Namen **Wippthal**. Unstreitig klingt in dieser Bezeichnung der Name Sterzings in der Römerzeit, Vipitenum, nach. Als Vipitina erscheint es auch in der reichen Schenkung des Angehörigen der „Noriker- und Breonennation", Quartinus, an die Kirche von Innichen im Jahre 828. Sterzing selbst, die alte „Bergknappenstadt", liegt am südlichen Saume eines Silurbeckens, das in der Urzeit einen See in sich barg. Drei Thalungen münden da zusammen, das oberste Eisackthal oder Wippthal, das Brennerthal, welches sich nord-

östlich in's Pfitsch, nordwestlich in's Ridnaunthal abzweigt, das südwestliche Jaufenthal und das südliche Seilerthal. Hierdurch ist die Verbindung mit dem mittlern und untern Innthal, über den mittelalterlich so bedeutenden Jaufenpaß mit dem Vintschgau nach Meran über das Penser Joch in's Sarnthal und gegen Bozen, endlich nach Brixen und über Mühlbach gegen Brunecken in's Tiroler Pusterthal der Rienz gegeben.

Wir müssen hier einen Ruhepunkt suchen, um uns die geschichtliche Bedeutung dieses Bodenstückes Tirols klar zu machen. Hier erwuchs als territorialer Mittelpunkt das Bisthum Säben-Brixen. Im Gegensatze zum Trienter Hochstift, das nach der Natur seiner Lage und Bevölkerung vorzugsweise dem romanischen Süden und dem Kreise der Kirchen im Sprengel Aquileja's zufiel, wurde Säben-Brixen das Hauptbisthum Deutschtirols und erhielt schon 845 einen Immunitätsbrief. Obschon weit ältern, römischen Ursprungs als Salzburg, wurde es dieser Metropole unterordnet. Seine Güterentwicklung fand namentlich in zwei Epochen ihre breiteste Grundlage.

Zunächst in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts, um 976, in den Tagen Bischofs Albwin, (des Bruders der Pfalzgrafen von Bayern, Aribo und Hartwich, Söhne eines reichbegüterten Hauses,) dem mit aller Wahrscheinlichkeit (993—94) die Uebertragung des Bisthums von Säben nach Brixen (Prichsna, 901 vom K. Ludwig, dem Kinde, geschenkt), zugeschrieben wird, gewann dasselbe großen Güterbesitz in Kärnten. Die zweite Epoche knüpft sich an die Zeit der Salier. Schon um 1028 wurde von Kaiser Konrad II. der Brixner Kirche der Mitbesitz der Bozner Grafschaft, ähnlich wie dem Hochstifte Trient verliehen.

Dann traten unter Kaiser Heinrich III. (1043) die Gesammteinkünfte des „Noritals" (des nördlichen Eisackthales) hinzu, wo bedeutende Besitzungen der alten Welfen lagen. Brixen hielt im Investiturstreite fest an Heinrich IV.; dafür erhielt es die Güter des geächteten Welf in Westtirol, so im Passeyer Thale, zugewiesen (1077), abermals die Grafschaft Bozen und Besitzungen der Welfen und ihrer Genossen im Vintschgau. Es waren dies allerdings Erwerbungen bedingten Werthes, aber durchaus nicht unfruchtbar, denn die Kirche verstand auch diese Rechtstitel auszunützen. Auch im Pusterthale erscheint sie am Schlusse des elften Jahrhunderts bereits von Seiten der Reichsgewalt herrschaftsberechtigt.

Ein Güternachbar war das Bisthum Freising, dem die Umgebung von Innichen und andere Besitzungen angehörten. Von weltlichen Machthabern seien hier die Eppaner, insbesondere der Linie

Greifenstein-Mareith als Vögte von Brixen und der Klöster Neustift und Innichen, vor Allen aber die Andechs-Meraner als Hauptträger der Advocatie des Bisthums genannt. Nach ihrem Aussterben kamen bald die Grafen von Görz zu dieser Stellung, deren weiter unten gedacht werden soll. Unter den Habsburgern bildete die Vogtei über Brixen einen wichtigen Hebel der landesfürstlichen Gewalt. An Conflicten mit den „reichsunmittelbaren" Bischöfen, die doch wieder zur „Landschaft" Tirol gehörten, konnte es nicht fehlen.

Ueberschreiten wir den Brennerpaß, um abwärts mit der Sill dem untern Innthal entgegenzuwandern, so stehen wir an der nördlichen Ausmündung der Brennerstraße, vor Innsbruck in nächster Nähe seiner antiken Vorläuferin: Veldidena (Wilten, Wiltau), im schönsten Längenthale, wo sich die wichtigsten Verkehrsstraßen des Landes vereinigen. Innsbruck ist eine mittelalterliche Schöpfung, aber auf einem Boden, der schon in den Römertagen seine Bedeutung hatte. Bildete sich an der Etsch der Name des Landes, so erwuchs an der günstigsten Stelle seines Hauptstromes der Vorort desselben und trägt auch in seinem Namen diesen Ursprung. Das Mittelalter und auch spätere Jahrhunderte hielten in der Bezeichnung „Innthal und Etschland" die beiden Haupttheile Tirols in seiner naturgemäßen Gliederung auseinander. Die Brennerstraße verband beide, über sie führte auch ein wichtiger Heerweg aus dem deutschen in's welsche Land und an diesem mochte mancher Rest der großen germanischen Wanderung haften bleiben. Behauptete sich doch auch im Namen des Brenners der der rhätischen Breonen oder Breunen, und tief in's frühe Mittelalter hinein blieben Reste dieses romanisirten Volksstammes erhalten.

Das erste Längenthal des Inn, oder die erste Stufe desselben auf tirolischem Boden führt von der Finstermünz gegen Landeck, wie der Ort bezeichnend heißt; hier ändert der Inn, an der Scheide der nördlichen Kalkalpen und des centralen Urgebirges seinen Lauf und strömt in einer bis 1500 Schritte breiten Thalung ostwärts, um bei Zirl, wo die historisch bekannte Martinswand, der untere Theil des Solsteins emporragt, den obern Lauf zu schließen und den untern anzutreten. Wasserreicher als die Donau auf gleichem Wege in einer Thalung von 3000—2400 Schritt Breite, aber mit sehr wechselndem Bette biegt er hinter Wörgl gegen Kufstein um in einem Querthale durch die Kalkalpen nach Bayern durchzubrechen.

In seinem untern Längenthale birgt er die ältesten und reichsten Montanorte des Landes, Hall mit seiner Saline, schon im achten Jahrhundert erwähnt, und besonders seit Herzog Mainhard II.,

dem Begründer der Landgrafschaft Tirol, emporgebracht und Schwaz, dessen Silber und Kupfersegen wohl schon den Römern nicht ganz verborgen blieb. Seit 1409 kam Schwaz zur Bedeutung und wurde 1470—1560 die reichste Stadt Tirols, da sich auch das beste Eisen hier fand. In der besten Zeit sollen hier an 30,000 Knappen gearbeitet haben, und ihr „stählerner Haufe" hatte in der Landesvertheidigung keine untergeordnete Rolle gespielt. Seit dem Schlusse des 17. Jahrhunderts ist jedoch der Schwazer Bergsegen erstorben. Auch Rattenberg, welches man mit Recht auf altrömischer Grundlage erwachsen läſſt, ist von historischer Bedeutung. Rattenberg, Kitzbühel und Kufstein waren die bayerischen Enclaven in den Jahren 1369—1504 und dann erst wieder mit Tirol vereinigt.

Noch haben wir den Westen Tirols zwischen Inn und Etsch im Bereiche der Urgebirgsalpen und den Osten des Landes einerseits gegen die Salza und andererseits an der obern Drau in Betracht zu ziehen.

Zuvor jedoch müssen wir auf die historischen Bodenverhältnisse dieses Gebiets eingehen.

Der Ober- und Unter-Innthalgau (Opar- und Poapintal) und seine Nachbarschaft im Norden und Süden bieten in territorialgeschichtlicher Beziehung eine Fülle bedeutsamer Erscheinungen. Vor Allem sei der Besitzungen alter Geschlechter gedacht. Da treten die alten Welfen in den Vordergrund, mit ihrem großen, bis in's Oetzthal verzweigten Besitze. Die Sage erzählt, Heinrich der Welfe „mit dem goldenen Wagen", habe sich von Kaiser Arnulf für die Gabe von 4000 Mannwerk (Morgen) Landes zum Vasallen machen lassen. Sein Vater Ethiko, trauernd darüber, daß sich der Sohn um schnöden Gewinn der Unabhängigkeit des freieigenen Mannes begab, wäre dann in die Einöde der Scharnitz gezogen, in jene rauhe Wildniß, welche in der Zeit der Agilolfinger von der Mönchskolonie bald verlassen wurde, um mit Schlehdorf im Bayerischen vertauscht zu werden.

Neben die Welfen treten die Vallei, die Sempt-Ebersberger, dann die jüngeren Welfen, später auch die Wittelsbacher, und vor Allem gelangen da zur Herrschaft die geschichts- und sagenberühmten Andechs von Diessen, Plassenburg, Wolfrathshausen und Ambras, nachmals Herzoge von Meran (d. i. Merania, das Land am Meere, die Küste der Adria), nicht von Meran im Vintschgaue so benannt, das den Grafen von Tirol zugehörte. Nach ihrem Aussterben (1248) wurde der letzte Graf von Tirol Erbe ihres Hauptbesitzes „innerhalb des Gebirges", und als dieser dahinging (1253), theilten sich seine Schwiegersöhne, der Graf

Mainhard von Görz und Gebhard Graf von Hirschburg, in den Besitz. 1284 kaufte Mainhard II. von Görz-Tirol dem jüngern Hirschburger den Besitz im Innthale ab und rundete damit im Norden den Besitz der „Landgrafschaft" Tirol ab.

Von auswärtigen Hochstiften erscheinen nordöstlich (so im Lechthal) Augsburg, dessen Lehen dann die Görzer trugen, nordwestlich Regensburg und schon vermöge seiner Lage insbesondere Salzburg begütert; vor Allem im Brixen- und Zillerthal. Auch Freising fehlt nicht in dieser Gegend.

Das Innthal blieb wegen seiner Wichtigkeit die umworbenste Gegend Tirols; insbesondere mußte zwischen den Habsburgern und Wittelsbachern darüber ein harter Streit ausbrechen. In der Kriegsgeschichte spielt insbesondere die Ehrenberger Klause, der Kufsteiner Paß und die Umgebung von Innsbruck mit dem Wege auf den Brenner eine Hauptrolle.

Unsere nächste Aufgabe ist die Betrachtung des Gletscherlandes Tirol. In zwei Hauptthäler, Oetzthal und Stubai gegliedert, mit beiläufig 200 Gletschern, unter denen der Gepaatsch-Gletscher z. B. einen Raum von anderthalb Meilen einnimmt; in der Form einer 16 Meilen langen und 10 Meilen breiten Ellipse starrt diese Eiswüste empor und sendet die Gletscherbäche theils dem Inn, theils der Etsch zu. Aber an ihrem Fuße erweitern sich von Westen nach Osten Thalungen, wo der Mensch der Natur die Bedingungen des Daseins abtrotzte. Die höchstgelegenen Dörfer Oesterreichs, Gurggl und Fend, den größten Theil des Jahres über in winterlicher Oede, finden sich dort, aber auch große Ortschaften in der Thalsohle, besonders in Stubai, das durch den Jaufenpaß einerseits mit dem Wippthal, andererseits mit dem Vintschgau in Verbindung tritt und schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts urkundlich auftaucht.

Stubai und Oetz sind durch das Timbler Joch geschieden, während die Passer mit ihrem gegen Meran ausmündenden Thale, das Oetzthal vom Sarnthal trennt. Wir stehen nun am Boden der Etsch, an der Wasserscheide dieses Stromes und des Inns.

Wenden wir unser Augenmerk den geschichtlichen Verhältnissen dieser Gegend am Nordfuße der gewaltigsten Ortles- und Adamellogruppe zu. Hier bildet der Paß Finstermünz mit der Innspalte die Abmarkung des nördlichen Etschgebietes, das von Meran und der Ausmündung der Passer bis zur Malserhaide mit dem Reschen-Scheideck aufsteigt und den obern Vintschgau bildet.

Hier begegnen wir schon in ältester Zeit dem Hochstifte Chur als Gütermacht ersten Ranges. Seinem Sprengel gehörte als

„Tirolisches Kapitel“, und zwar als „oberes“ Meran, Tirol, Latsch, Morters, Passeyr, als „unteres“ Agund, Prad, Glurns, Mals u. s. w. an. Noch Kaiser Karl's IV. Urkunde von 1348 bestätigt dem Hochstifte den Gerichtsbann und die Grundherrschaft von der Malserhaide bis zur Finstermünz und den Inn hinauf bis Pontalt bei Martinsbruck, woselbst nach der wichtigen Urkunde von 1283 die Grenze der „Grafschaft Tirol“ schloß.

Schon 857 übergab die Frau Waldrada zu „Mairania (Meran) im Tridentiner Thale“ dem Churer Bisthum ihren großen Besitz als Lehen. Im Jahre 880 tauschten die Bisthümer Chur und Vercelli Einiges von ihrem Besitze, so daß das räthische Bisthum Güter in dieser Gegend für seine elsässischen Gründe erhielt und diese hinwieder dem italienischen Hochstifte zufielen.

Auch das Bisthum Brixen wird hier seit 1077 urkundlich als Besitzer der großen Herrschaft Schlanders genannt, und das bayerische Hochstift Regensburg verkaufte 1330 unter anderen auch Partschins und Alles, was es im Etschthale und Vintschgau besaß, an die Salzburger Metropole. Daß von den mehr als dreißig ausländischen Abteien, die im mittelalterlichen Tirol überhaupt begütert waren, auch auf diesem Boden einige Grundbesitz hatten, ist selbstverständlich.

Von weltlichen Gewalthabern erscheinen zunächst die Welfen in dieser Gegend reich begütert; im Investiturstreite befestigt der Gründer der neuwelfischen Linie die Finstermünz als Gegner Heinrich's IV. Dann tauchen die mächtigen Grafen von Trasp (Taraspo) im zwölften Jahrhunderte auf, als Stifter Marienberg's, der reichen Benediktiner-Abtei dieser Gegend, ein Geschlecht, das genealogisch mit den Eppanern unstreitig zusammenhängt. Neben die Eppaner tritt jedoch das mehrfach erwähnte Haus der Grafen von Tirol die nicht minder aus der Churer Vogtei, als aus der Advocatie über das Bisthum Trient die größten Vortheile für ihre Vorherrschaft im ganzen Gebiete zogen. Und auch die zweiten Vögte von Chur, die von Mätsch (Amasia) erwarben da bedeutendes Gut.

So verlor sich allmählich Chur's thatsächlicher Besitz in fremde Hand und nur der Rechtstitel blieb. Sein Sprengelbesitz überging allda in späteren Zeiten an Brixen. Die landesfürstliche Macht stellte sich auch hier auf breiten Boden. Am geschlossensten erscheint sie um Meran und in's Passeyr hinein, woselbst die bedeutendsten Bauernwirthschaften vom Hause aus landesfürstliche Bauernlehen, die sogenannten Frei- oder „Schildhöfe“, waren, mit der Verpflichtung, dem Tiroler „Burggrafenamte“ Wacht- und Waffendienst zu leisten

und mit dem Vorrecht, gleich den adeligen Grundbesitzern Steuer zu entrichten. Zu Ende des 15. Jahrhunderts gab es noch eilf Schildhöfe dieses „Bauernadels", z. B. Saltaus, Hauppold, in der Kalbe, Buchenegg, Erbion u. s. w. Die landesfürstlichen „Pröbste" im Passeyr wurden im erblichen Besitze dieser Würde gar ansehnliche Herren.

Der Boden von Glurns und Mals, dieser hochgelegenen Ortschaften, ward ein wichtiger Grenzplatz und eine blutige Kampfstätte seit den wachsenden Zerwürfnissen zwischen der Grafschaft Tirol und den rhätischen Bünden drüben, dem Gotteshaus-, dem Grauen- und Zehngerichtenbund, die sich dann eidgenössisch mit der Schweiz verbanden und an den Engadinern Gesinnungsgenossen und Mitbündler hatten. In dieses Nachbargebiet fällt der Stammbesitz der Grafen von Tirol und der Vögte von Matsch, welche im Engadin, Davos und Prätigau reich begütert waren.

Bevor wir vom Westen Tirols Abschied nehmen, müssen wir noch seines äußersten Vorsprunges im Norden, des Vorarlberg'schen Ländchens gedenken. Die Straße über den Arlberg, (Arrelberg, Adelsberg, wahrscheinlich von „Arle", bündtnerisch Krumholz), die es mit Tirol verbindet, ist eine Schöpfung des Mittelalters, doch bestand über jenes Bergjoch gewiß ein uralter Verkehr, bevor noch 1386—1414 die menschenfreundliche That des wackern Alpensohnes, Heinrich's „des Findlings", die Mittel zur Gründung eines bessern, gesichertern Weges in den Schrecknissen der Winterszeit durch Sammlung milder Gaben in Deutschland, Böhmen, Polen, Ungarn, Croatien ermöglichte.

Das Bruderschaftsbuch der damit zusammenhängenden Sanct Christophbrüderschaft „am Arlperg" knüpft seinen Anfang an das Jahr 1386. Vier österreichische Herzoge, 17 Bischöfe, 16 Grafen und etliche hundert beisteuernde Mitglieder zählte dieselbe schon im Jahre 1414.

Es ist dasselbe Jahr, in welchem Papst Johann XXIII. nach Konstanz über den Arlberg fuhr und das Umgeworfenwerden in den Schnee als ein böses Omen betrachten konnte, er werde in die „Fuchsfalle" gerathen.

Charakteristisch ist die Aeußerung des Bruderschaftsbuches, der „Arlehperg" scheide „diss Lannd und Lamparten", d. i. Lombardie, bevor es deutsch wurde. Diese absonderlichen Worte laufe[illegible]

romanische Vergangenheit des Vorarlbergischen und dessen rhätischer Nachbarschaft, auf den halb geschichtlichen, halb sagenhaften Zusammenhang mit Oberitalien hinaus. In ähnlicher Weise leiteten die rhätischen Geschlechter ihre Herkunft von welschen, beziehungsweise römischen Ahnen ab.

Die Arlberger Straße führt durch das Klosterthal gegen Bludenz, mitten durch die Kalkalpen auf der rechten und die Centralalpen auf der linken Seite. So führt uns die Alfenz, der Zufluß der Ill, der wichtigsten Ader unsers Ländchens, in das Herz Vorarlbergs, nach Bludenz, im Mittelpunkte des alten innern „Walgau" d. i. Walhengau, des Val Druschaun (Vallis Drusiana), wie diese Gegend bezeichnend genug für ihre einstige romanische oder ladinische Bevölkerung und ihren Zusammenhang mit Rom hieß und im Mittelalter einen Theil des Churer Sprengels im Bereiche des „Drusischen Capitels" bildete.

Im untern Walgau, zwischen zwei Felsenriegeln, eine „natürliche Festung", nahe der Rheinthalung, der die Ill zueilt, liegt Feldkirch, die „Kirche des heiligen Peter im Felde", wie sie in alter Zeit hieß, die Hauptstadt des Landes. Von Bludenz (Plutenes) die Ill aufwärts führen die drei Stufen ihres Thallaufes, Montafun, Vermont und Ochsen-Thal. Zwischen der Bregenzer Ache und dem Illthal im Bereiche der äußeren Zonen der Kalkalpen durchkreuzen die beiden Walser (Walliser) Thäler, das kleine und große, so nach ihrer schweizerischen Colonistenbevölkerung genannt, den innern Bregenzerwald. Mit ihm tritt uns das eigentliche Gebiet der voralbergischen Alemannen entgegen, welches sie hier der dünngesäten romanischen Bevölkerung ganz abgewinnen konnten. Wenn hier großentheils erst durch germanische Bevölkerung die Wildniß der Rodung wich, so scheint dies im äußern Bregenzerwalde ausschließlich der Fall gewesen zu sein, und auf diese Gegend bezieht sich das Wort des römischen Geschichtschreibers Ammianus Marcellinus, wenn er die Gestade des Bodensee's auf der Seite des alten Brigantia von Urwald starrend nennt.

Dem Bregenzer Walde in seiner Gesammtausdehnung von 9 Quadratmeilen gehört die Dornbirner Ache, an welcher einer der ältesten Orte des Landes deutscher Gründung Dornbirn, oder Torenbüren, rheinwärts liegt, und der bedeutendste Fluß Vorarlbergs, die Bregenzer Ache, die aus oberen Engklüften in fruchtbaren Weitungen zum Bodensee eilt.

Am Oberlaufe liegt Bezau, in der Nähe die Bezegg, mit dem verschollenen Rathhause der Waldleute, wo das beschlossen

wurde, was bei ihnen Landesbrauch sein sollte. Die ersten Anfänge einer geordneten Colonisation des Bregenzerwaldes knüpfen sich an das uralte Kloster Mehrerau, in nächster Nähe von Bregenz, und an das Geschlecht der ersten Großgrundbesitzer im Vorarlbergischen und der übrigen Landschaft um den See, die Grafen von Bregenz-Pfullendorf. Allerdings hatte es jenes Kloster nie zu der Blüthe gebracht, wie das benachbarte Reichenau (Augia), der würdige Rivale St. Gallens.

An der Ausmündung der Bregenzerache und am Gestade des Bodensees liegt die gleichnamige Stadt, der Vorort des Landes und der älteste im Bereiche des ganzen Bodensees, dem er auch seinen ursprünglichen Namen gab, Brigantia, Precantia, Bregenz, an dessen römisch-keltische Trümmer Columban und Gallus eine christliche Gründung knüpften.

Wenden wir einen flüchtigen Blick dem ganzen Seebecken zu. Der Bregenzer See, seit der Karolingerzeit nach der Pfalz Bodmann, auch der Bodman- oder Bodensee (lacus Potamus) genannt, bespült die Ufer Oesterreichs, Bayerns, Würtembergs, Badens und der Schweizerkantone Schaffhausen, Thurgau, Appenzell und Sanct Gallen. Wie bereits erwähnt der Rest einer vorzeitigen ungleich riesigern Seebildung, die das ganze Rheinthal Rhätiens ausfüllte, zeigt er an seinem österreichischen, bayerischeu und würtembergischen Ostgestade eine Bodenbildung, welche auf einstige Gletschergeschiebe zurückweist, die sein Becken wachsend verengten. 1200 Fuß über der Meeresfläche ist dieser schöne Flachsee reich gegliedert und darum für Uferansiedlungen und uralten Verkehr wie geschaffen. Die Römerzeit, die Völkerwanderung, das älteste Culturleben des Mittelalters verewigte sich an seinem Gestade. Bregenz, Constanz, Arbon, die Pfalz Bodman, Reichenau auf einer Insel des Untersee's (wahrscheinlich der lacus Acronius der Alten im Gegensatze zu dem Hauptsee, lacus Venetus als Theilen des lacus Brigantinus), Radolfszell u. s. w. erinnern daran.

Seine Ufer beherbergten den kräftigen Alemannenstamm in seinen deutschen und schweizerischen Sitzen, mit Recht mochte man ihn darum das „schwäbische Meer" nennen.

Er hat ein reiches Geschichtsleben, denn ein bedeutendes Stück Schweizer und deutscher Geschichte, z. B. der Investiturstreit, der Schweizerkrieg, ein gut Theil der vorderösterreichischen spielt an seinen Ufern und der Bund der Städte „am See" im funfzehnten Jahrhundert ist eine der bedeutendsten Erscheinungen, deren Hauptepisode sich am Boden Vorarlbergs abspielt.

Doch wir können nicht länger verweilen und müssen noch auf die älteste und wichtigste Thalgegend Vorarlbergs, auf das Rheinthal, einen Blick werfen. $5\frac{1}{2}$ Meilen lang, in einer Breite von 2—3 Stunden, umsäumt vom Hügelgelände des Bregenzerwaldes, zieht sich die ebene Thalsohle in einer Breite von 2—3 Stunden von der Nordgrenze des ehemaligen montfort'schen Gebietes, des kleinen Fürstenthums Liechtenstein-Vaduz, bei Vangs niederwärts mit Feldgrund und Wiesenplan, aber auch mit Sumpf und Moor, der gegen den See zu vorwiegt. Von Osten her bildet der wilde Frutzbach das Laternser Thal, das bei Rankweil ausmündet.

Dieser Ort, „die Weiler Rankos", einst Vinomna genannt, führt bis in die Tage der merowingischen Könige zurück. Zwischen Rankweil und Sulz war der uralte Gerichtsboden, die Malstatt auf der Mülinenwiese zwischen der Frutz und Frudisch, für einen großen Gebirgsbezirk, der das Gebiet des Wallenstädter und Bodensees (Theile des vorzeitigen Binnengewässers), das Vorarlbergische und das Gelände am Septimer umfaßte. Die Satzungen dieser Malstatt greifen bis auf die Jahre 774 bis 808 zurück; Rankweil wurde später ihr Sitz. Götzis war ein Grenzort des alten Rheingaues, dessen ursprüngliche Ladiner — oder romanische Bevölkerung allgemach in der alemannischen aufging. Lustnau erscheint als karolingische Pfalz. Am Delta der Rheinmündung in den Bodensee mit dessen drei Zungen: Rheinspitz, Rohrspitz und Bregenzerspitz liegen alte Orte Höchst, Fussach, Hard. Ueberall mahnt es uns am Boden Vorarlbergs an die Vergangenheit und an die innige Verkettung seines Geschichtslebens mit dem Schwabens, der Schweiz und des Bündtnerlandes.

Ein buntes Mosaik kann die Territorialgeschichte Vorarlbergs genannt werden. Das ursprüngliche „Reichsland" vom Bodensee, den Rhein hinauf, im Rhein- oder Wahlengau, wurde unter den Karolingern und Ottonen stark an Kirchen und Klöster vergabt. So gewannen St. Gallen, Pfäffers, Einsiedeln, auch Schännis bedeutenden Besitz. Früher schon war das Bisthum Chur, dessen Sprengel das „Alpenland" (zum Churwalsengaue gehörig) umfaßte, während das Hochstift Constanz im „Unterlande", im Bregenzer Gebiete des eigentlichen Alemannien, die kirchliche Gewalt trug, sammt dem Domcapitel, im Besitze großer Liegenschaften. Auch das Welfenkloster Weingarten gehörte beispielsweise zu den auswärtigen Gutsinhabern.

Der große Besitz der alten Grafen von Bregenz-Pfullendorf überging im zwölften Jahrhunderte bereits zumeist an die

Familie der Montforts. Diese größten Grundbesitzer im Vorarlbergischen bieten durch ihre schließliche Verarmung ein wahrhaft typisches Beispiel, wohin endlose Linientheilungen, Verpfändungen und Veräußerungen von Gütern und Rechten führen müssen. Der schöne Besitz der Montforts, welche väterlicherseits mit den Tübinger Pfalzgrafen von Schwaben und wahrscheinlich nur durch eine Ahnfrau mit dem romanischen Rhätien zusammenhängen, (seit 1182) im Argen- und Walhengaue und im Rheinthale, zeigt sich schon 1260 unter den zwei Söhnen Hugo's I. von Montfort, des „Grafen von Bregenz", wie er 1216 heißt, in zwei Gebiete, das rechts- und linkseitige Uferland des Rheines, zertheilt. Hugo II., der Herr des rechtseitigen Uferlandes, gründete aber drei Montfort'sche Linien: die von Feldkirch, Bregenz und Tettnang-Rothenfels, während Rudolph am linken Rheingelände, als Herr von Rheinegg, Sargans und Werdenberg, eine vierte Linie, von Montfort-Werdenberg, in's Leben rief; jene drei Linien führten die rothe, diese eine schwarze und weiße Kirchenfahne im Wappenschilde. Aber schon 1277 war auch die Montfort-Werdenberg'sche Linie in zwei Nebenlinien (Werdenberg, Rheinegg, Heiligenberg, Bludenz, Montafon, andererseits Sargans, Vaduz) zerfallen. Im 14. Jahrhunderte stehen allerdings die Montfort's noch mächtig da, als Herren des ganzen vorarlbergischen Oberlandes, aber der Zug zur Zersplitterung und Veräußerung des Besitzes im 15. und 16. Jahrhunderte, der wachsende Vermögensruin, wirkt weiter und ermöglichte den Habsburgern, seit 1337 festen Fuß im Vorarlbergischen zu fassen und besonders seit 1363, in welchem Jahre sie Landesherren Tirols wurden, die Montfort's in ein Vasallenverhältniß zu bringen; desgleichen eigene Erwerbungen vor dem Arlberge zu machen. Es war dies zur Zeit, als Hugo von Montfort die Nebenlinie Montfort-Bregenz-Pfannenberg gründete, als Gemahl der Erbtochter eines der reichsten Geschlechter der Steiermark.

Die Haupterwerbungen der Habsburger fallen zwischen 1375—1523. Den Grund legt der Ankauf der größten Herrschaft der Montforter, Feldkirch's, durch Herzog Leopold III. 1380 huldigt der Bregenzerwald den Habsburgern, 1394 wird Bludenz von ihnen erkauft; so ist das „Oberland" in ihren Händen. 1415—1437 wird wohl der letzte Toggenburger Pfandinhaber dieses Besitzes; doch kommt es nach seinem Tode zum Ausgleiche (1437, 13. September) und schließlich erwirbt 1451, 1453—1523 Habsburg ganz Bregenz und das „Unterland".

Wählen wir zum Rückwege nach Tirol das Tannbergthal oder das vorarlbergische Lechthal. Auf Gebirgspfaden gelangen wir in's tirolische Lechthal gegen Reutte, wo überall die deutsche Ansiedlung als ursprüngliche auftritt, um dann den Fahrweg weiter durch's Gurglthal nach Imst einzuschlagen und so wieder das obere Innthal zu betreten.

Eilen wir durch dasselbe in's untere Innthal nach dem Nordosten Tirol. Hinter Schwaz mündet das Zillerthal ein und führt uns in eine der großartigsten Landschaften der Urgebirgsalpen, in das Bereich der Zillerthaler und Duxer „Keese und Ferner" mit seinem schönen, betriebsamen und muntern Menschenschlage. Das Hochthal der Gerlos steigt zu einem der wichtigsten Alpensättel auf, denn er bildet die Verbindung zwischen Tirol und dem Salzburger Oberpinzgau, dem Längenthal der Salzach. Diese Verbindung findet ihr Seitenstück an der mittelalterlichen Territorialgeschichte, denn frühzeitig schon zeigt sich auf diesem nordöstlichen Boden Tirols (Zillerthal, Brixenthal) das Salzburger Erzstift begütert.

Noch bedeutsamer als die Nachbarschaft Salzburgs und Tirols tritt der Zusammenhang zwischen Tirol und Kärnten vor Augen. Das Toblacher Feld (3833 Fuß hoch), die Wasserscheide der Rienz und Drau, bildet nur eine höhere, bequem passirbare Bodenschwelle in dem großen Pusterthale, das von hier aus eine der bedeutendsten geologischen Scheidungslinien zwischen Central- und Südalpen einen uralten Verkehrs- und Völkerweg abgiebt und an Innichen und Lienz zwei Punkte von hervorragendster geschichtlicher Bedeutung zählt. In dem obern tirolisch-kärntnischen Drauthale, im alten „Lurngau", als dessen Kernstück das noch heute so genannte Lurnfeld zwischen der Mündung der Möll und St. Peter am Holz an Stelle des alten Teurnia zu gelten hat, stand die „Wiege der Görzer Grafen", und wenn der äußerste Südwesten Tirols die Bedeutung hat, daß von ihm aus die territoriale Einigung Tirols und der Name des Landes ausging, so wurzelt im Lurngau jenes Geschlecht, das die eigentliche Landgrafschaft Tirols fertig brachte und in seinen reichen Besitzungen am Boden Tirols, Kärntens und Friauls den geographischen Verband der beiden ersteren Länder unter einander und mit Oberitalien darstellt.

Historisch und ethnographisch gehört Ost-Tirol vom Toblacherfelde an zu Inneröstereich, zum binnenländischen Norikum der Römerzeit. Seine Bevölkerung erwuchs aus romanisirten Provinzialen, Alpenslaven und den die beiden älteren Bewohnerschichten assimilirenden Bojoariern.

So mischen sich auch im Pusterthale rähtoromanische, slavische und deutsche Orts- und Gegendnamen. In dieser Beziehung sind die Urkunden des Brixener Hochstiftes höchst lehrreich. In den Schenkungsurkunden an Innichen (769—925) tauchen zahlreiche romanische, ja eigentlich römische Orts- und Personennamen auf, neben echt rhätischen und deutschen, so z. B. die Alpennamen: Viscalina, Sexta, Riuaalta, neben Pragas, Kartitscha und Frontal. In dem Gabbriefe des reichen Quartinus von 818 werden unter den Hörigen: Lupo, Urso, eine Secundina, Mora, Marcellina angeführt; dann begegnen wir deutschen Zeugennamen neben römischen, wie Ovilius, Dominicus. Da überdies, wie bereits oben angeführt worden, Quartinus sich vom „Volke der Noriker und Breonen" nennt, so haben wir noch bedeutende Reste des einheimischen Rhätoromanenthums vorauszusetzen. Auch noch im Tauschvertrage Bischofs Albwin von 992 treffen wir auf zahlreiche römische Männer- und Frauennamen, wie Saturnus, Felix, Laurenza, Constanza, Luvisina . . . .

Diese Merkzeichen für die Continuität des Völkerlebens sind sehr beachtenswerth und nöthigen zur Vorsicht in der Beurtheilung des „vernichtenden" Ganges der Völkerwanderung.

Auch in territorial-geschichtlicher Beziehung ist dieses Stück Tirols ungemein wichtig. Abgesehen davon, daß hier die Wiege der Lurngau-Heimfölser Grafen, der nachmaligen Görzer, stand, kreuzt sich hier der Besitz der Hochstifte Brixen, Freising, Salzburg, mit welchem letzteren die Görzer um Windisch-Matrei, der alten, aber später deutsch gewordenen Slavenansiedlung, inmitten der Hochgebirgswelt (auch eine Zeit lang im Besitze des bayerischen Grafengeschlechts vom Lechgemünde) in der Zeit des letzten Staufenkaisers heftige Fehden ausfochten.

Zufolge der Lienzer Ländertheilung von 1267 zwischen Mainhard II. von Görztirol und dessen Bruder Albrecht gelangte das ganze Pusterthal jenseits der Mühlbacher (Haslacher) Klause an Kärnten. Als 1500 Kaiser Max I. die Görzer Erbschaft antrat, setzten die Tiroler den Anfall des Drauthales mit Lienz bis Oberdrauburg durch.

Naturgemäß hat sich der bisherigen Skizze Tirols das Salzburgische anzureihen. Abgesehen davon, daß sein Hauptfluß die Salza oder Salzache dem Inn- und durch ihn dem Donausysteme angehört, zeigt schon eine Betrachtung des Innthals und Salzathals, unter Rücksichtnahme auf das Verbindungsglied der Gerlas zwischen

Zillerthal und Pinzgau, den wichtigen Zusammenhang des Inn- und Salzalandes durch ein System von Längenthälern.

Das Land Salzburg gliedert sich nach den hydrographischen Verhältnissen in 5 Haupttheile: in das Längenthal des obern und untern Pinzgau an der Salza, in das Gebiet von Mittersill oder den Oberlauf der Saale, welche auf bayerischem Boden der Salza einmündet, in den Pongau mit der obersten Thalstufe der Enns, oder das obere Querthal der Salza, die immer ungeberdiger in Kesselweitungen und wilden Klüften oder Klammen durch die Vorlagen der nördlichen Kalkalpen in das untere Querthal vorbricht und andererseits in das Quellengebiet der Mur oder in den Lungau. — Die Verwandtschaft der Bodennatur des südlichen Landtheiles im Bereiche der Hochtauern mit der Tirols und Oberkärntens, gleichwie der geologische und orographische Zusammenhang des mittlern und nördlichen Salzburgs mit Oberösterreich und Obersteier, findet ihr Gegenbild in den analogen geschichtlichen Wechselbeziehungen.

Die Gletscherbildung des Südtheiles, an 60 Quadratmeilen umfassend, stellt Salzburg diesbezüglich Tirol am nächsten, mit welchem Nachbarlande es durch die Gerlos, im Bereiche der Centralalpen, durch den Thurn und Strubpaß im Gebiete der nördlichen Kalkzone, in Verbindung ist.

Mit Kärnten verknüpfen es Tauernwege und mittelbar die uralte Hochstraße des Radstadter Tauern durch den Lungau, den die Mur hinter Tamsweg bei Predlitz verläßt, um in das steierische Längenthal einzutreten; mit Steiermark überdies der Mandlingpaß der Enns.

Aehnlich wie zwischen Tirol und Salzburg haben wir zwischen letzterem Lande und Obersteier eine Verknüpfung von wichtigen Längenthälern, dort des Inns und der Salza, hier der Salza bis gegen St. Johann und der Enns.

Die schönsten und großartigsten Parallelthäler bilden die Hochtauern mit den Bergbächen oder „Achen", die der Salza im Pinzgau zuströmen. Das höchste Interesse des Geschichtsfreundes fesseln da die Rauris und Gastein, wo uralter keltisch-römischer Bergbau blühte, freilich zu Zeiten, in denen der Schooß der Erde reich genug war, den menschlichen Arbeits- und Gewinntrieb zu lohnen Das Mittelalter knüpfte wie überall, so auch hier, an die Werkspuren des Alterthums an, so z. B. wurden sehr früh die römischen Goldgruben am Naßfeld wieder aufgenommen, und die ersten Priester der Salzburger Kirche unterließen es nicht, dem edlen Metalle nach-

zuspüren. Tief in das Mittelalter war da reges bergmännisches Leben, wie die Namen der Oertlichkeiten im Hochgebirge: Goldlacke, Goldberg, Goldzeche, Silberpfennig, silberne Gans, Erzwiese u. s. w. andeuten. Aber dieser Segen sollte sich auch erschöpfen.

Der Thalboden des **Pinzgaues** mit seiner leidigen Geröll- und Sumpfbildung, die von der Binse, altdeutsch Pinuz, den Namen desselben am natürlichsten ableiten läßt, hat ein nicht unbedeutendes Geschichtsleben, in welchem die altbayerischen Familien der Peilstein-Plaien die Hauptrolle spielen, mit dem Stammhause Karlstein, an der Schwelle der Gastein (Gastaun).

Auch der **Lungau** entbehrt dessen nicht, ja er überbietet den Pinzgau an historischer Bedeutung. Abgesehen von dem Umstande, daß durch den Lungau einer der wichtigsten und ältesten Verkehrswege läuft, knüpfen sich an ihn die Ueberlieferungen und Sagen von den blutigen Völkerkämpfen zwischen Bajuvariern und Alpenslaven im 7. und 8. Jahrhunderte. Besonders haften die Sagen an den Uebergängen zwischen Kärnten und dem steierisch-kärntnischen Lungau, am Bundschuhthale, an der „blutigen" Alpe. Die Slaven waren damals bis in den Pongau vorgebrochen und hatten die Maximilianszelle allhier zerstört, wie an einer andern Stelle schon gesagt wurde.

Der Schwerpunkt des Geschichtslebens der Landschaft ruht aber nicht in den Längenthälern des Urgebirgszuges, sondern im untern Querthale der **Salza** auf Kalkalpenboden, wo sich die reichen Salzlager im salzburgisch-bayerischen Grenzgebiete, zu Hallein und Reichenhall, finden und der herrliche Seekessel von **Berchtesgaden** liegt, um dessen Besitz sich die Erzbischöfe mühten.

Es ist das schönste entwickelte Querthal der Alpenwelt, in welchem Salzburg, das keltisch-römische Juvavo, „Deutsch-Venedig", die Metropole der bayerischen Landschaften im Ostalpengebiete, erwuchs, nach allen Seiten hin zugänglich. Der Bau der Stadt an den Mönchsberg macht einen eigenthümlichen Eindruck, welcher durch die Chronik der Felsenabstürze in den Jahren 1493, 1614, 1665 besonders aber 1669 eine nicht gerade freundliche Färbung gewinnt.

Früh und ungemein lebendig erscheint der **Handelsverkehr** zwischen dem Süden und Norden über den „Tauern" (so heißt in der Sprache des heutigen Gebirgsbewohners ein Thor, eine Pforte durch's Hochgebirge) und nicht wenig dankte ihm Salzburg im schönen Querthal der Salza. Zunächst war es der Weg von Lungau über den Radstädter Tauern nach Radstadt und weiter nach Werfen und Golling, also die Römerstraße nach Juvavo. Ende des dreizehnten

Jahrhunderts wandte sich der Handelsweg mehr westwärts gegen die Malnitzer, Fuscher und Felber Tauern. In einer Urkunde Kaiser Adolph's von 1298 wird Werfens als „früherer“ Mautstadt gedacht und des „Turntauerns“ (Paß Thurn) gegen Tirol erwähnt. Saumwege führten von Ober-Vellach über den Malnitz-Tauern nach Gastein, die einst den Herzogen von Bayern, wie eine alte Aufzeichnung besagt, jährlich 20,000 Käslaibe und 300 Ellen „klafterlanges Wolltuch“ (Loden) zu „gelten“ hatte; von Döllach in Kärnten über Heiligenblut und die Fusch nach Rauris und weiter nach Zell und Saalfelden im Pinzgau, bis Berchtesgaden jenseits Hirschbühels; von Lienz über Windischmatrei nach Mittersill und in den untern Pinzgau; desgleichen über den Krimler Tauern. „Dogane“ und „Lötschen“ (slav. Lože, Niederlage), von den meist „windischen Samern“ (Säumern) besucht, vermittelten den Gebirgshandel mit Italien. Wohlhabende Geschlechter erwuchsen bei dem einst ergiebigen Bergsegen und Handel, wie die Gasteiner, Goldecker, Venediger, Weitmoser, Zotten u. A. eine Art bürgerlich bäuerlicher Adel.

Die Salzburger Bürgerschaft und die Gemeinden der Tauernthäler erhoben sich nicht selten wider den erzbischöflichen Landesfürsten, und der Bauernkrieg, die Reformation und Gegenreformation hatten hier und im angrenzenden Ennsthale der Steiermark gleichartigen Verlauf.

Die Entwicklung der Territorialmacht des Hochstiftes Salzburg knüpft sich bereits an die Agilolfingerzeit, erlangte aber seit Karl dem Großen, dem Gönner Arno's, des ersten Metropoliten seit 798, den mächtigsten Anstoß. Könige und Kaiser wetteiferten mit privaten Geschenkgebern. Schon im zehnten Jahrhunderte bestand das Bischofsland wie uns die Saalbücher der Erzbischöfe Arno Friedrich und Hartwich andeuten, aus dem Salzburg-Kuchel-Gaue, dem Pongau, dem größten Theile des Lungaues und Pinzgaues, zunächst des untern Pinzgaues mit den Pfleggerichten Saalfelden und Lofer („Gau-Saalfeld“). Herzog Hermann von Kärnten überließ 1181 seine Güter im Lungau der Salzburger Kirche. Die „Grafschaft Mittersill“ (Ober-Pinzgau) wurde thatsächlich erst nach dem Aussterben der Grafen von Plain-Peilstein (1228) durch kaiserliche Belehnung erworben. Auch um den Besitz von Berchtesgaden mühte sich nicht wenig das Hochstift.

Aber ungleich größer war der Umfang dessen, was Salzburg auswärts, in Tirol, Oesterreich, insbesondere in Steiermark-Kärnten besaß und es wird die lange Reihe von fürstlichen und adeligen Lehensträgern begreiflich, die in all' diesen Ländern Güter, Gülten

und Rechte von den Erzbischöfen als Vogteigut und Beneficium erwarben. In die Geschichte aller dieser Länder und vornehmlich Bayerns erscheinen die Geschicke Salzburgs verflochten.

Unser Weg führt nun in's Kärntner Land.

Die hohen Tauern, der „klassische Boden" der Ostalpen, zwischen Tirol, Salzburg und Kärnten aufgethürmt, entsenden zur Drau in dem letztern Lande zwei wichtige Wasseradern, die Möll und Liser, und diese Thalwege gestatteten der Ansiedlung den Zugang bis an den Fuß der Hochgebirgswelt. Aehnlich wie in Tirol das Iselthal an den Fuß der großen Gletschergruppe des Venedigers führt, mit einer alten Niederlassung an seinem untern Theile: Windisch-Matrei, so genannt als einstige Slavenansiedlung auf norischem Boden, so bringt der Thalweg der Möll über Ober-Vellach und Döllach tief in's Hochgebirge bis nach Heiligenblut, das Mecca der Glocknerfahrer, und der Hauptbach der Liser, die Malta, giebt das Geleite in's Malta- oder Malteinthal, in die großartige Gebirgslandschaft, in's „Elend". Es ist ein Boden, der sehr viel von Schrecknissen der Ueberschwemmungen zu sagen weiß.

Ober-Drauburg, Sachsenburg, Spital und Villach sind die Hauptpunkte des obern Kärntner Drauthales, zugleich Oberkärntens, mit Einschluß des Gailthales und St. Hermagor als Vororte; im 7. Jahrhundert zeigt sich hier die wahrscheinliche Nordostgrenze des Friauler Lehensherzogthums der Langobarden.

Auf dem Wege aus Tirol bis zur Mündung der Gail, bei Villach, bildet die Drau keine Grenzscheide der centralen Urgebirgs- und der südlichen Kalkalpen, denn auf ihrem Südufer, der Gail vorgelagert, streicht ein Gürtel krystallinischen Schiefers zwischen rhätischer Formation und silurischem Gesteine bis gegen Villach, das im Schwemmboden liegt. Würde die Verkehrs- oder Handelsbedeutung allein für die Bildung einer Hauptstadt maßgebend sein, so wäre Villach, offenbar auf römischem Grunde erstanden, Kärntens Vorort geworden. Vermittelte es doch bis an's Ende des 15. Jahrhunderts und noch darüber hinaus den deutsch-venetianischen Handel durch das Kanalthal, dessen kärntnische Schwelle das alte Arnoldstein hütet und wo Tarvis zu allen Zeiten tonangebend war. Es ist ein merkwürdiger Boden, der zwischen Arnoldstein und Pontafel. Deutschthum, Slaven- und Welschthum mischen sich da in der Bewohnerschaft so gut wie in den Orts- und Gegendnamen und

dazu die großartige Wildheit, das „Steingeschirr“ der südlichen Kalkalpen, nicht ohne ihre örtliche Anmuth.

Venedig und die Bamberger Bischöfe, denen Villach und dies ganze Gebiet gehörte, hatten da so manchen bösen Handel mit ihren beiderseitigen Unterthanen zu schlichten und endlich kam es 1604 zu einer Grenzbegehung durch den kaiserlichen Commissär und den Bevollmächtigten der Signoria, wobei die Tagsatzung in Tarvis stattfand und der Venetianer den seltsamen Einfall seiner Herren zum Besten gab, wonach laut uralten Erbvermächtnisses das ganze Kanalthal und selbst Villach der Republik des heiligen Markus zustände. Man bedeutete ihm jedoch, daß er die Fella der Urkunde mit der Stadt Villach in etwas ungebührlicher Weise verwechsele.

Einst gab es lebhaften Handel und Bergbau in der südlichen Umgebung Villachs; noch im 16. Jahrhunderte legte der Bamberger Vicedom Georg von Wichsenstein eine Bergstraße an, wohl die von dem alten Federaun über Ober-Federaun nach Villach. Dessen Blüthe begann schon im 16. Jahrhunderte zu welken und es wurde zur förmlichen Ruine, so daß 1745 die Bürger, tief verschuldet, bereit waren auszuwandern. Die Aenderung des europäischen Verkehrssystems, der Niedergang der Bergwerke hatte diesen Pauperismus bewirkt; erst das neunzehnte Jahrhundert, die französische Occupation Westkärntens und der Rückfall desselben an Oesterreich eröffneten den bescheidenen Ausblick auf bessere Tage.

Das Drauthal von Spital ab hat zur nördlichen Vorlage zwischen den Läufen der Liser, Gurk und Glan die Seeplatte des kärntnischen Urgebirgszuges. Die bedeutendsten dieser Alpenseen, der Millstatter-, Ossiacher- und Wörther See, zeigen an ihren Gestaden und in deren Nachbarschaft uralte, norische, römische, slavische und dann die überwiegend deutsche Ansiedlung, bajuvarischen Stammes. Besonders ist dies beim letztgenannten See der Fall. In seiner Nachbarschaft, von der Glan eingerahmt, breitet sich als Erweiterung des Glanthales die Gebirgsebene des Zollfeldes aus, wo einst das alte Virunum stand, sodann die Karnburg sich erhob, wo die uralte slovenische Herzogshuldigung Jahrhunderte lang gefeiert wurde und das Christenthum des mittelalterlichen Karantaniens zunächst Wurzeln schlug, St. Veit als ältere Landeshauptstadt sich entwickelte und seit dem 16. Jahrhunderte Klagenfurt, die Furt an der Glan oder Klage im Volksmunde, dicht am Wörthersee ihr den Rang dann ablief. Es ist dies eine Anomalie im Vergleiche zu den

Hauptstädten der übrigen Alpenländer, die sich sämmtlich, Laibach ausgenommen, dicht an den Hauptströmen des Landes entwickelten.

Von Villach bis Unter-Drauburg scheidet die Kärntner Drau das centrale Urgebirge von den südlichen Kalkalpen. Auf der Nordseite des Stromes entwickeln sich ostwärts zwei bedeutende Thalläufe von Nebenflüssen, das Gurk- und Lavanthal. Das erstere mit dem parallelen Görtschitzthale, das die Görtschitz (d. i. Gurčiza im Slov., die „kleine Gurk") der Gurk zusendet, beherbergt den Vorort des ehemaligen Gurkthaler Gaues, Friesach, Villachs Rivalin in Bezug auf Alter und Verkehrsbedeutung, ihm jedoch an politischer Geltung und bewegtem Geschichtsleben voranstehend. Die ganze Umgebung des Ortes, so wie sein Inneres beweist, daß er eine glänzendere Vergangenheit hatte, als Mittelpunkt und Verwaltungssitz der Kärntner Immunitätsherrschaft der Salzburger Erzbischöfe. Zahlreiche Ruinen ehemaliger Vasallenschlösser in seiner Umgebung zeigen dies.

Im Quellenbereiche der Görtschitz begegnet uns Hüttenberg, ein uralter Bergort der Salzburger Metropoliten, dessen eisenblüthenreiche Erzgruben wahrscheinlich früher ausgebeutet wurden als der ungleich ergiebigere Tagbau des steierischen Erzberges. Von Friesach aus führt eine der wichtigsten Verbindungsstraßen der centralen Alpen nach dem steierischen Neumarkt, in dessen Nähe man das (jüngere) kelto-römische Noreja sucht, von ungleich größerer Verkehrsbedeutung als die Tauernübergänge, z. B. der Saumpfad durch die Hochtauern Kärntens über den Mallnitzer Tauern nach dem Gasteiner Thale Salzburgs.

Das Parallelthal der Lavant oder Lafent bietet an seiner obersten Stufe auch einen Paßweg in das Steiermärkische über den Sattel von Obdach. Es ist das anmuthigste Mittelgebirgsthal Kärntens in Bezug der breitern Entwicklung, der sanften Formen und günstigen Vegetationsverhältnisse, insbesondere zwischen Wolfsberg, dem alten Sitze des Vicedoms der ehemaligen ostkärntnischen Reichsgüter des Hochstiftes Bamberg, und Lavamünd, an der „Mündung" des gleichnamigen Flusses in die Drau.

Auf der untersten Thalstufe befindet sich das alte Benedictinerkloster St. Paul, das sich behauptete, während die anderen mittelalterlichen Klöster Karantaniens schon in früher Zeit verschollen sind oder später ihre Aufhebung fanden.

Schon diese flüchtige topographisch-historische Umschau genügt, um den Nachweis zu führen, daß der Schwerpunkt des kärntnischen Geschichtslebens im Norden der Drau, im Gebiete der Centralalpen ruht. Für die Verkehrsverhältnisse und den Zusammenhang

Kärntens mit Oberitalien und dem Küstenlande erscheint der Süden maßgebend. Sehr wichtig war das Kanalthal und der zugehörige Pontafel-Pontebapaß (d. i. „Brücke der Fella" auf der Kärntner und „Unterbrück" auf Friauler Seite) dessen bereits Erwähnung geschah; ihm schließt sich die Klause von Malborghet, der Predilpaß zwischen der Flitscher Klause und Tarvis, als Verbindung des Isonzo- und Draugeländes an und durch die Karawanken, zwischen Kärnten und Krain, brechen die altersher benützten Uebergänge: der von Wurzen an die Save, der Rankerpaß, mit dem Handelszuge nach Kappel und Völkermarkt, und die neuere Kunststraße über den Loibl.

Die Territorialgeschichte Kärntens lenkt unser Augenmerk zunächst auf die Thatsache, daß in dem Kernlande des alten Karantaniens, welches auch die Steiermark umschloß, seit der Karolingerzeit sehr viel landesfürstlichen Grundes oder Pfalzbodens vorhanden war, der in der Folgezeit, verbunden mit dem durch zeitweilige Güterconfiscationen geächteter Großgrundbesitzer, reiche Dotationen auswärtiger Hochstifte möglich machte und zufolge dessen auch bald namhaft zusammenschmolz. Der Mittelpunkt dieses Königsbodens, der ursprünglichen „Pfalzgrafschaft" Kärntens, lag dort, wo die uralte Erbhuldigung abgehalten zu werden pflegte, am Zollfelde, wo einst die „Karnburg" und Arnulf's „Moosburg" stand, „befestigt durch einen undurchdringlichen Sumpf" (daher Moos-, Moor-Burg), wie der alte Chronist Regino im neunten Jahrhunderte schreibt.

In der Gegend an der Görtschitz (Curcica) und Gurk (Curca) lagen die alten Pfalzhöfe Trahof, Grafendorf, Gurniz, Tribina, Osterwitz, Grabfeld, Viktring, Friesach und Gurk. Pörtschach (Virozach) am Wörthersee wird ausdrücklich (965) als Schenkung an den slowenischen Adeligen Negomir in der Grafschaft Hartwig's des Walpoten (Gewaltboten oder Pfalzgrafen), und zunächst in der Decanie (Unter-Abtheilung des Gaues) Wolfram's, angeführt. Gurk, Görtschitz, Glan, Wörthersee umgaben den alten Pfalzboden, dessen Kerngebiet den Crovatigau abgab, jenen später verschollenen Gau, den man früher irrthümlich in der Steiermark um Kraubat suchte. Aber das Gurkthal, selbst mit Friesach und Zeltschach (Zdelsach) als Vororten, bildet einen eigenen Gau, der in das heutige Ober-Steier, über St. Lambrecht hinausgriff, also zwischen der obern Mur und der Gurk lag. Wenn schon in der eigentlichen Pfalzgrafschaft seit dem 9. und 10. Jahrhunderte viel Grund und Boden an die Kirche von Salzburg vergabt wurde, so wurde sie bald im Gurkthal-Friesachgau, insbesondere seit dem Aussterben des reichen Grafengeschlechtes von Soune-Friesach-Zeltschach, um die Mitte

des 11. Jahrhunderts die reichste Herrin des ganzen Gaugrundes. Aus der wahrhaft königlichen Verlassenschaft jenes Geschlechtes, das, von den Landesfürsten reich beschenkt und bedeutender noch an Eigengut, mit der heiligen Emma erlosch, entstand auch durch Salzburgs Vermittlung das älteste inneröſterreichische Hochstift: Gurk (1075), auch in der untern Steiermark wohl dotirt, und jenes große Erbe wirkte auch bei der ziemlich gleichzeitigen Stiftung Admonts, des ältesten Männerklosters der Benedictiner in Obersteier, mit.

In dieser Gegend, mehr nach Obersteiermark hinein, lagen die Güter der Eppensteiner, welche zweimal (1012—1035 und 1073—1122) das Herzogthum Kärnten als Lehen des Reiches erwarben. Unstreitig gewann Salzburg durch das Aussterben dieses Geschlechtes, ebenso wie die Traungauer in Hinsicht ihrer steiermärkischen Besitzungen. Die zweitälteste Klosterstiftung des Kärntner Landes, St. Georgen bei Lieding im Gurkthal (seit 1006) verdankt ihren Bestand der reichen hochadligen Grundbesitzerin Hemma, welche in naher Beziehung zur gleichnamigen Dynastie stehen muß, deren wir oben gedachten. Der Hauptsitz der ältern Hemma war Lieding, das schon 975 mit Markt-, Zoll- und Münzrecht ausgestattet erscheint und somit an Alter und Bedeutung selbst Friesach und Villach überragt; während die jüngere Hemma († 1045) zu Gurkhofen den Wittwensitz hatte, womit die Stiftung eines Nonnenklosters durch sie und der Name des später gegründeten Gurker Bisthums zusammenhängt.

Im benachbarten Lavantthaler Gau, woselbst schon 890 Salzburg St. Andrä als königliche Schenkung erhielt, ausgenommen den „Reichsforst" der Umgebung, entwickelte sich seit Kaiser Heinrich II., dem Stifter des ostfränkischen Bisthums Bamberg, der östliche große Besitzgrund dieses Hochstiftes, von der Mündung der Lavant bis zur Reichenfelser Klemme, mit Wolfsberg als Mittelpunkte, als reichsunmittelbare Grafschaft (um 1007). Sonst war der weltlich gebliebene Grund und Boden vorzugsweise im Besitze der Dynasten von Lavant, deren Erbtochter Hadwig ihn dem Gemahle, Grafen Engelbert von Sponheim-Ortenburg, zubrachte (1091), einem Ahnherrn der gleichnamigen Herzoge von Kärnten (1122—1269). Daraus erwuchs das Hauptgut der alten Benedictinerabtei, St. Paul, Engelbert's Stiftung, (1080—1090) wohin sich eine Mönchskolonie aus dem schwäbischen Kloster Hirschau begab.

Von diesem Gebiete an der Lavant (Lafent) führt auch das drittälteste Bisthum Inneröſterreichs (gestiftet 1228), auch eine Gründung Salzburgs, den Namen.

Vom Gurk- und Lavantthalgau eingeschlossen zog sich an die Drau, gegenüber dem Jaunthalgau, am Südufer des Stromes, der Truhsener oder Trixner Gau, der schon im neunten Jahrhunderte auftaucht und wohl nur ein Untergau oder Theil des Gurkthaler gewesen sein mag. Die jüngere Hemma war auch hier, insbesondere um die „Burg Truhsen" begütert und erbaute auf diesem Grunde eine Kirche. Um das Jahr 1103 schon dürften die mächtigen Dynasten von Heunburg (Hiunenburch), nachmals auch in Untersteier güterreich und überhaupt ersten Ranges im Landesadel, die Trixner „Grafschaft" erworben haben, doch schrieben sie sich später „Grafen von Heunburg." Im Jaunthalgau (Südkärntens) erscheinen sie auch als hochbegütert.

Von geistlichen Herrschaften sei zunächst das Patriarchat Aquileja erwähnt, dessen Sprengel das ganze Unterland, d. i. Kärnten im Süden der Drau, umfaßte, während das Erzbisthum Salzburg im Norden der Drau gebot. Auf aquilejischen Grund und Boden in Eberndorf, wo die Kirche „Maria Jun" erstand, gründete Patriarch Udalrich in der Zeit des Investiturstreites, ein Chorherrenstift. Sodann erwarb das Tiroler Bisthum Brixen bedeutendes Schenkungsgut im Jaunthale, als dessen ältester Vorort Stein auftaucht, das später den Grafen von Görz mit bedeutendem Grundbesitz zufiel.

Dieses auswärtige Hochstift finden wir im südwestlichen Oberlande in der Gegend oder im Gaue von Villach (Fillac) bereits seit Kaiser Otto II. mit Schenkungen reich bedacht.

Der Aufschwung des bedeutenden Ortes Villach fällt in das elfte Jahrhundert, als das schöne Gebiet von Villach bis an die Friaulischen Pässe in den Besitz des Bisthums Bamberg, gleichzeitig mit der großen Schenkung an königlichem Grund und Boden im Lavantthale, überging und durch Bergsegen und Handel der einträglichste Immunitätsbesitz Südkärntens wurde, mit Villach, Griffen und Federau als Hauptsitzen der bischöflichen Vitztume und Kastellane. Aber trotzdem dies Gebiet eine Goldgrube zu werden und zu bleiben schien, zeigt gerade die Geschichte dieses geistlichen Immunitätsbesitzes und überhaupt der gesammten Bamberger Herrschaften in Kärnten, wie viel deren Verwaltung sündigen mußte. Schon Bischof Wülfing, aus dem Hause der Stubenberger, verpfändete (1311) sämmtlichen Besitz auf 15 Jahre für 5000 Mark Silber an Herzog Otto von Kärnten, aus dem Görzer Hause, und vielseitige nachbarliche Fehden zerütteten derart den herrschaftlichen Bestand, daß diese Verpfändungen sich 1335 und 1380 erneuerten. 1432—1459 stieg unter Bischof

Anton die Verschuldung auf den höchsten Gipfel und nöthigte die Bamberger zu Verträgen mit den habsburgischen Landesfürsten, deren Vortheile auf Seite der letzteren fielen.

In Bambergs Nachbarschaft erwuchsen nach dem Falle der Karlsberger (1294) die Herren von Auffenstein (Ouwenstein) zum Güteradel ersten Ranges. Sie spielten 1294—1368 die Hauptrolle und ihren Sturz verflocht die Sage des Volkes mit dem unheilvollen „Glücksringe des Schärfenbergers."

In der Nachbarschaft der Villacher Immunität bestand die Grafschaft Treffen (Trewina), die schon im 12. Jahrhundert (1163) an Aquileja kam und von diesem Hochstift lehensmäßig vergabt wurde.

Den Schluß unserer Betrachtung hat die Lurngau-Pusterthaler Grafschaft zu bilden. Der Name Lurngau wird durch Kaiser Arnulf's Urkunde vom Jahre 891 erläutert. Der Gauhof „Liburnia" oder „Lurna" in der Koseform ist nichts als die Reminiscenz an die hier einst gewesene Römerstadt Tiburnia oder Teurnia, der Vorort des „Lurnfeldes", an der Schwelle des eigentlichen Pusterthales jenseit Oberdrauburgs. Hier und dort erscheint das Bisthum Freising schon seit dem Ende des neunten Jahrhunderts begütert, wie jene Urkunde beweist. Auch andere geistliche Besitze tauchen da auf. Die Hauptmasse von Grund und Boden gehörte jedoch den Grafen von „Lurngau-Pusterthal" oder „Heimföls", nachmals Grafen von Görz, die schon um das Jahr 1000 das Nonnenkloster von Sanct Georgen am Langsee gründeten; eine Stiftung, jünger als Ossiach (884?) und älter als Millstatt an den gleichnamigen Seen, an dessen letzteren Stelle im 15. Jahrhundert ein Spätling der geistlichen Ritterorden, die Sanct Georgenritter, sein kurzlebiges Dasein führte.

Neben den Görzer Grafen erscheinen die Ortenburger (nicht zu verwechseln mit den Herzogen von Sponheim-Ortenburg), vorzugsweise in Krain mächtig, auch im obern Drauthale, als Herren von Spital, Paternion, Afriz, Weißenstein u. s. w., begütert. Ihnen fiel auch der Besitz der Sternberger zu. Herzog Rudolph IV., als habsburgischer Landesfürst Kärntens, schrieb an sie und die Görzer als „liebe Vetter". Ihr krainisch-kärntnischer Güterbesitz, an 40 Quadrat-Meilen umfassend, fiel nach ihrem Aussterben an die verschwägerten Grafen von Cilli (1420).

Werfen wir noch einen Blick auf die Hausmacht der herzoglichen Dynastien Kärntens. Das Eigengut der Sponheim-Ortenburger war nicht groß, bedeutend aber das, was sie von Salz-

burg, Aquileja und Bamberg zu Lehen trugen. Um so bedeutender war die Hausmacht der Görzer, welche 1286—1335 die herzogliche Gewalt in der ältern Linie und bis 1500 die Pfalzgrafschaft Kärntens innehatten. Ihnen gehörte, abgesehen von den Salzburger Lehen, das ganze Lurnfeld, viel Besitz im Lesch- und Gailthal, im Drau-, Möll- und Jaunthale und das wichtige Kanalthal mit dem Paß Pontafel, also der Hauptweg nach Friaul. Die Habsburger wurden (seit 1335 und 1500) Erben ihrer Macht, gewannen nicht wenig durch den Sturz der Auffensteiner und das Aussterben der Cillier, und schlossen vortheilhafte Hoheits- und Güterverträge mit Salzburg, Aquileja und Bamberg (z. B. 1492, 1535—42).

Naturgemäß muß sich unsere Betrachtung dem Schwesterlande Kärntens, der Steiermark zuwenden, der einstigen Mark Karantaniens, deren heutiger Name vom oberösterreichischen Boden, von dem Burgorte Steier südwärts, durch dynastische Ländererwerbung sich verbreitete. — Mit Tirol hat die Steiermark die Vertretung aller drei Alpenzüge gemeinsam, doch theilt es mit ihm weder die Großartigkeit der Bergformen und ihren Reichthum noch auch die ungeheuern Gletschermassen. Abgesehen vom Südabfall des Dachsteins, vom Hochgolling, den Ennsthalgebirgen, dem Hochschwabenzuge und den Eisenerzer Höhen im Norden, im Bereiche der Kalkalpen, den Sulzbacher oder Santhaleralpen im südlichen Kalkalpenzuge, tritt im Großen und Ganzen die sanftere Höhenbildung und Mittelgebirgsnatur der Ostalpen in den Vordergrund. Ihre Urschieferzone und die derselben östlich vorlagernden jüngeren Formationen, von krystallinischem Kalk häufig durchsetzt und Steinkohlenbecken einschließend, verbreitet sich über die Hauptmasse des Landes, vom niedern Rotenmanner Tauern bis an's rechte Draüufer südwärts, wo ihr noch die breite Masse des Bachergebirges mit seinen kuppenförmigen Gipfeln angehört und vom Eintritt der Mur bis über die nordöstliche Landesgrenze.

Hydrographisch löst sich das Land in neun Gebiete auf: in das Quellengebiet der Traun, das mit seinen reichen Salzlagern im innigsten geologischen und historischen Zusammenhange mit dem oberösterreichischen Salzkammergute steht; in das Ennsthal, welches auch historisch von der eigentlichen Steiermark lange gesondert blieb, und einen eigenen Verwaltungsbezirk ausmachte; in den obern Murboden von Predlitz bis Bruck; in das bei letzterm Orte einmündende Thal der Mürz; in das Murthal von Bruck, wo sie ihr Längen-

thal von 23 Meilen Ausdehnung verläßt, um mit einem mächtigen Buge nach Süden den Querlauf durch Urgebirgsschiefer und devonischen Kalk anzutreten; in das obere Raabthal; das Drauthal zwischen Unterdrauburg und der südöstlichen Landesgrenze und schließlich in das Santhal. Das Savethal im äußersten Süden bildet zugleich die Landesgrenze gegen Krain.

Nach Westen zu finden sich Gebirgsschranken, deren Pässe nach Salzburg und Kärnten hin bereits zur Sprache kamen. Nur mögen noch die Verbindungswege Mittelsteiermarks mit letzterem Lande, insbesondere die über die Radel und Pack Erwähnung finden.

Auch der Gebirgsübergänge nach Norden wurde bereits gedacht, es sind zugleich die Eingangspforten vom südlichen Uferlande der Donau in die Alpenwelt. Nach Osten, gegen Ungarn, dessen Westflanke nichts anderes ist, als eine Fortsetzung des steiermärkischen Bodens mit immer niedrigeren Erhebungsformen, giebt es, abgesehen von einzelnen Höhenzügen dem Grenzflüßchen Lafnitz und einem Stücke des Murlaufes, keine festgeschlossene Grenze. Es wurde diese Zugänglichkeit ebenfalls schon betont.

Das geschichtliche Leben pulsirte in den großen Thalzügen besonders in den Weitungen oder Ebenen der Flußläufe, — doch auch in die abgelegensten Rinnsale der Gebirgsbäche, in die „Gräben" des obern Murbodens z. B. fand es Eingang; wir brauchen nur an die Gegend von Ober-Zeyring, Wölz, Sanct Peter am Kamersberge oder an den Thajagraben mit Sanct Lambrecht zu erinnern. In dieser düstern feuchten Urgebirgswelt, der die Alpengruppe zwischen Liser, Mur und der nordwestlichen Zuflüsse der Gurk angehören, die „Alpenöden", wie sie ein Forscher nennt, mit ihrer fast die ganze Hochgebirgsfläche beherrschenden Steinkohlenformation, konnten alte, keltische, dann slavische, endlich bayerische Volksreste und Bräuche ein zähes und unbeachtetes Dasein führen.

Zunächst bietet das Ennsthal einen uralten Ansiedlungsboden mit dem schönsten obersteierischen Thalkessel, dem von Admont, an der „Mündung des Aden" (Adamunt)-baches in die Enns, wo das zweitälteste und reichste Kloster des Landes erstand.

Dem mittelalterlich regen Bergwesen verdankte Schladming seine Bedeutung.

Längst ist das alte Slaventhum verschollen, das einst hier gehaust. Später dämmert die Ortsgeschichte im Mürzthal auf, weit älter zeigen sich die zahlreichen Ansiedlungen im Gebiete oder in der „Mark an der Raab". Hartberg und Vorau im untern Quellengebiete

dieses Flusses, besonders in seinem Hauptthale, sind alte Gründungen, und überall beweisen antike Funde uralte Verkehrsverhältnisse.

Weit überboten erscheinen jedoch diese Gegenden an historischer Bedeutung durch das Mur-, Drau- und Santhal der Steiermark. Dieses Stück der Urgebirgszone Steiermarks steht mit Kärnten im engsten geographischen und historischen Zusammenhange. Die Gegend von St. Lambrecht zählte bis 1522 zu Kärnten. Am Eichfelde zwischen Judenburg und Knittelfeld, einer schönen Weitung des Längenthales der Mur, erstand in dem erstgenannten Orte, auf römischer Grundlage, der wichtigste und reichste Verkehrs- oder Stapelplatz Obersteiermarks, an welchem die venetianisch-inneröſterreichische Handelsstraße weiter nach Leoben zog, dem Hauptorte der nordwestlichen Eisenstraße in's „Vorder"- und „Innerbergische" über den Prebihl zum Erzberge, der wahren Schatzkammer des Landes, die schon dem Alterthum bekannt gewesen sein wird.

Bei Bruck, der „Brücken"stadt der Mur, oder wie die ursprüngliche Bezeichnung der Oertlichkeit lautete, „Muorizakimundi", Mündung oder Gemünde der Mürz, (in der ältern, slavischen Namensform Muoriza, d. i. kleine Mur,) verließ dieser Handelsweg den obern Murboden, um, das Mürzthal, hinauf über den Ort, wo die schwarze und weiße Mürz sich vereinigen, Mürzzuschlag nämlich, die Semeringer-Höhe zu übersetzen und nach Wiener-Neustadt die weitere Richtung zu nehmen.

Das Querthal der Mur von Bruck südwärts bildet zwei Weitungen oder Thalebenen von hervorragendster Wichtigkeit, das Grazer- und Leibnitzerfeld. Im Bereiche des erstern, in der Grazer „Bucht", wie sie gern der Geologe nennt, auf Kalk und Schieferboden, der dem Urgebirgsgestein auflagert, erstand die Hauptstadt des Landes, das „bayerische" oder „deutsche" Gräz, die uralte Burgstadt auf der isolirten Kalkmasse des Schloßberges, dieses wahren „Luginsland" und dann am Fuße desselben. Schon das römische Alterthum übersah nicht die hervorspringenden Vortheile eines solchen Ansiedlungsplatzes; jedenfalls spielte er schon im frühen Mittelalter die Rolle des Vorortes der ganzen Gegend und tritt bereits im 12. Jahrhundert in erste Linie.

Das angrenzende Leibnitzerfeld beherbergt eine Fülle von Erinnerungen an das Römerthum; hier war schon damals ein Boden dichterer Ansiedlungen. Der Geologe läßt in einer der Bildungsepochen der Erdoberfläche das sarmatische Meer von Ungarn herüber bis an den Murlauf zwischen Graz und Wildon herantreten, dessen gleichnamiger Berg zwischen den beiden Thalebenen aufsteigt. Eine

Mulde der Nachbarschaft, das Braunkohlenrevier von Eibiswald und Wies, beherbergte in der Vorzeit Cypressenwälder, die riesigen Dickhäuter, Elephant und Nashorn, Moschusthiere, auch das Krokodil und die Sumpfschildkröte. Dann brach die Fluth ein, jene Gegend wurde ein schönes Seebecken mit Reichthum an Fischen und Schildkröten, während die ehemalige Thierwelt nach dem höher gelegenen Moorwald flüchtete, den jetzt die Braunkohlenflötze von Köflach und Voitsberg einschließen und jenes Seebecken, dieser Moorwald, bieten uns beide nun Vorrathskammern urweltlicher versteinerter Holzmassen. Aber auch in später, historischer Zeit änderte sich so Manches. Dort, wo jetzt eines der lieblichsten Rebengelände der Steiermark, das „Sausal" im Bereiche der Sulm und Laßnitz liegt, war noch im 10. Jahrhundert ein dichter Forst, wo man Bären und die „Wildsau" jagte.

Die größte Diluvialebene der Steiermark, inmitten neogener Gesteinsbildung der südlichen Kalkalpenzone, ist die östliche Ausweitung des steiermärkischen Drauthales, das Pettauer Feld. Hier bestand eine der bedeutendsten keltisch-römischen Städtegründungen, Petovio, unser Pettau, an welcher wichtige Straßenzüge nordöstlich und südwestlich vorbeistrichen. Hydrographisch, orographisch und geologisch läßt sich der Boden am Unterlaufe der Mur und an dem der Drau, welche beide ein wichtiges Zwischenland, die Murinsel (Muraköz) einschließen, nicht scheiden; die Grenze zwischen Croatien und Steiermark mußte eine politische, künstliche werden. Darum griff auch der alte Dudleipagau so gut in die heutige Steiermark zwischen Mur und Drau, wie in das jetzige Croatien, und die Grenzverhältnisse konnten sich da nur allmählich feststellen, ebenso wie gegen Ungarn hin, wie z. B. der Streit um die Gegend von Großsonntag beweist. Ja, wir können noch weiter zurückgehen und in dem Wechsel der norisch-pannonischen Grenze während der Römerzeit, in dem Vorschieben der pannonischen bis Pettau und Leibnitz die gleiche maßgebende Ursache, nämlich den Mangel einer festen Gebirgs- oder Flußschranke und die Gleichartigkeit der Bodenverhältnisse erblicken.

Das Santhal, die „untersteirische Schweiz", schließt am Buge des Gebirgsstromes, wo er aus seinem Längenthale in's untere Querthal einzutreten sich anschickt, die keltorömische Colonie Celeja (Cilli) ein, die im spätern Mittelalter wieder zur höhern Geltung auflebte. Sie wurde der Vorort einer eigenen Grafschaft, und ihr Gebiet behauptete noch später als Cillier Viertel eine gesonderte Stellung.

Der orographische und geognostische Zusammenhang der Steiermark mit Kärnten und Krain zeigt sich in der ganzen

gegend auch historisch-politisch. So rechnete man lange den Windisch-gräzer Bezirk zum Saunthalgaue Kärntens und der Santhalgau griff über die Save in's heutige Krain hinein. Südsteier, Südkärnten und Krain gehörten zum Kirchensprengel Aquileja's und das steiermärkische Land im Süden wurde nicht selten mit Krain in die allgemeine Bezeichnung „windische Mark" oder Slavenland zusammengeworfen.

Im steiermärkischen Savethale bildet Rann einen wichtigen Grenzknoten dreier Länder. Der Ort spielt in den slavischen Bauern-aufständen Croatiens, Krains und Steiermarks eine Hauptrolle. An der Drau und Save tritt der Zusammenhang des Geschichtslebens Innerösterreichs mit dem Croatiens ebenso lebhaft hervor, wie die Gemeinsamkeit der Länderinteressen. Vom fünfzehnten Jahrhundert in seiner Schlußhälfte dringen oft Jahr aus Jahr ein die Türken-schaaren an der Save und Drau hinauf nach Krain, Steiermark und Krain unter namenlosen Verwüstungen, und zu der „windischen Grenzwehre" wider den Türken, mit Warasdin und Karlstadt als Vororten, hatte namentlich Innerösterreich viel an Geld und Blut beizusteuern.

Aehnlich wie bei Kärnten wollen wir an der Hand der ältesten politischen Gliederung, der Gauverfassung, die Grundzüge der Territorialgeschichte des Steierlandes zu entwerfen versuchen. Vorerst sei mit einigen Worten der kirchlichen Sprengeleintheilung gedacht, da dieselbe in mancher Hinsicht die Auffassung der historischen Boden-verhältnisse erläutern hilft.

So viel sich den deutlicheren Zeugnissen des elften Jahrhunderts entnehmen läßt, gehörte das Ennsthal, das Murthal von Teufenbach bis zum Röthelstein bei Frohnleiten und die Püttner Mark, d. i. der Landstrich von Hartberg über den Semering bis in die Gegend des spätern Wiener-Neustadt zum Erzpriesterthum der „obern Mark", dagegen die südöstliche Steiermark bis an die Drau zum Archidiaconate der „untern Mark", oder Sauniens, wie man dies Gebiet nach dem Saan- oder Souneflusse vorzugsweise zu benennen pflegte. Jenes gehörte dem Salzburger, dieses dem Aquilejer Sprengel zu. Was dazwischen lag, Mittelsteiermark, wie man es nennen kann, fiel auch der erstgenannten Hochkirche zu, ohne streng genommen der „obern Mark Karantaniens" einverleibt zu sein, wie man damals noch das steierische Oberland nannte. Das Stück der heutigen Steiermark zwischen der Neumarkter Senke und der obern Mur, als ein Stück des Gurkthaler Gaues, somit des eigentlichen Kärntens, war dem unterkärntnischen Archidiaconate zugewiesen; ebenso das Gebiet von Windischgräz und Seldenhofen, als Theil des Kärntner Jaunthales,

dem gleichnamigen Erzpriesterthum, das dem Patriarchate von Aquileja unterstand. Wir haben es also mit verschiedenartigen Elementen der spätern Reichslandschaft Steiermark zu thun.

Ueberblicken wir die Gaue von Norden nach Süden. Nordwestlich lief zu beiden Seiten der Enns, von der Mandling an, der Ennsthal-Gau. An ihn stieß östlich der Gau des Mürzthales, auch das Thal von Aflenz (Avelonitza) umfassend, und nordöstlich von diesem breitete sich zu beiden Seiten des Semerings und Wechsels die Püttner Mark aus, welche als solche bis 1158 bestand. An den Ennsthalgau reihten sich am obern Murboden: weiter westlich der Undrima oder Ingering-Gau, so genannt nach dem Laufe des gleichnamigen Flusses, mit Kobenz (Kumbenza), Lint, Fohnsdorf, Weiskirchen, Pöls (Pelissa), Oberwölz (Weliza) und dann Judenburg vor Allen als Vororten; mehr gegen die Landesmitte, die Leobner Gaugrafschaft, mit Leoben (Liubina) als Grafensitze und Sanct Michel an der Liesing (Liesnicha) und Sanct Rupracht, bei der spätern Stadt Bruck, als Vororten.

Damit schloß die eigentliche obere oder karantanische Mark, denn die Landschaft zwischen ihr und der Stromlinie der Drau, beiläufig bis zum Trawalt (Drauwalde) und zur östlichen Wasserscheide der Mur und Drau (Radl, Posrukgebirge und Windisch-Bühel); das Gebiet der mittleren Mur und der oberen Raab, müssen wir als einen Boden auffassen, der wohl zu Karantanien aber nicht zur obern Karantanermark zählte und ein neutrales Zwischenglied beider Marken, mit schwankender Ostgrenze gegen Ungarn, abgab. Jedenfalls griff der slawisch-pannonische Dudleipagau herein; den Kern jedoch bildete der Hengistgau, mit der Hengistburg auf dem Hengistfelde, worunter, wie bereits angedeutet worden, mit vielem Grunde die nachmalige „Burgstadt“ (Gradec) Graz und das Grazer Feld verstanden werden kann. Vielleicht gehörte dies Gebiet dem treuen slowenischen Vasallenfürsten der Franken, Brazlawo, mit welchem Kaiser Arnulf „zu Hengistfelden“, wie das alte Jahrbuch erzählt, seine Zusammenkunft hatte. Im Jahre 1054 spielt diese Gegend eine wichtige Rolle als Grenzgau gegen Ungarn; da wird die Hengistburg zum ersten und letzten Male genannt, um dann später unter einem andern Namen aufzutauchen. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Name Hengstberg auch in der Nähe Wildons erscheint. Adriach (Agriach), Gradwein, Straßengel (Straßinola), Gösting (Gestnik), wo noch in späteren Jahrhunderten Slavenreste urkundlich zu Tage treten, Straßgang, Piber, Sanct Ruprecht, Waiz, Riegers-

burg), (Ruodigersburg), und im Süden Leibnitz (Libniza), auf antikem Boden, begegnen uns als alte Vororte.

Einen Runa- oder Reun-Gau können wir nur als Gegend und Herrschaftsgebiet, in nordwestlicher Nachbarschaft des heutigen Graz, nicht als eigene Gau-Grafschaft gelten lassen.

Schwankend ist Name und Begriff des Gaues an der Drau und Save, der unter den Bezeichnungen Zistanesfeld, Zitilinesfeld, Mark jenseits des Waldes (Drauwaldes), „zwischen den Hügeln" (windische Bühel), Grafschaft Rachwins (im 10. Jahrhundert) und einmal auch: Pettauer Mark, in ältester Zeit auftaucht. Jedenfalls wurde später seine Grenze ostwärts erweitert und auf diesem zuwachsenden Grunde erstanden Luttenberg (Lutonwerde), Friedau und später Grobsonntag. Pettau, an Stelle des alten Poetovio, Kötsch (Chotse), Gams (Gamnic), Roßwein (Razwai), Hounoldesdorf bei St. Lorenzen an der Drau, seien als alte Oertlichkeiten hervorgehoben. Dann erwuchs Marburg, d. i. Markburg, zum Vororte.

Die beiden Wölka-Bäche schieden dieses Gebiet von Karantanien, und vom Bacher lief südöstlich über den Wotsch und Donatiberg, die Grenze gegen den Santhal- oder San-Gau, der sich jedoch über die Save bis an die Neiring (Nirina) im Krainischen erstreckte. Cilli arbeitete sich hier aus seiner antiken Trümmerwelt erst allmählich zur mittelalterlichen Bedeutung hervor. Als alte Pfarren begegnen uns Fraslau, Sachsenfeld, Tüffer (Tiver), Peilstein, Ponigl, Rohitsch u. a. — Mit diesen beiden Gauen, dem an der Drau und San (Soune) ist der Umfang der „untern Mark" abgeschlossen.

Die Verbindung beider Marken zu Einem Reichslande ist vorzugsweise ein dynastischer Proceß, der die Jahre 1055 bis 1158 ausfüllt, und gerade in dem, strenggenommen, keiner von beiden, sondern Karantanien schlechthin zugehörenden Hengistgaue, der dann beide verknüpfte, erstand die Landeshauptstadt.

Vergleicht man mit vorzugsweiser Rücksicht auf das elfte Jahrhundert den geistlichen und weltlichen Grundbesitz im Lande, so muß ersterer sehr bedeutend, ja verhältnißmäßig größer genannt werden. Der Reigenführer ist Salzburg, dem nahezu das ganze Ennsthal, und bedeutende Gütermassen im Palten-, Mürz-, Raab- und obern Murthale, namentlich im Undrima-Gaue, in Mittelsteier, um Leibnitz, an der Drau und um Pettau, sammt dieser Stadt, gehörten. Weit geringer war der Besitz der Hochstifte Freising am obern Murboden, mit Katsch, Lind, St. Peter am Kamersberge und dem einst blühenden Marktstädtchen Ober-Wölz, und Bamberg, im Palten- und Admontthale. Begüterter als diese war das innerösterreichische

Bisthum Gurk, namentlich als Erbe großer Besitzungen aus dem Nachlasse der heiligen Hemma zwischen der Drau und Save, mit Weitenstein, Drachenburg, Montpreis, Hörburg u. a. Vororten; *Brixen* kam in den Besitz von Deutschlandsberg.

Im dreizehnten Jahrhunderte bekam die Steiermark ihr eigenes Landesbisthum, das *Seckauer* (1218), mit bedeutender Dotation; und auch das bei Kärnten schon genannte *Lavanter*=Bisthum, nachmals mit dem Sitze zu Marburg, erwarb in der untern Steiermark Grund und Boden. *Aquileja's* Besitzthum, Windischgräz, gehört eigentlich zum Kärntner Lande, von welchem dies Gebiet wohl erst unter den Habsburgern geschieden und mit Steiermark vereinigt wurde.

Auch auswärtige Klöster, wie z. B. das bayerische Rot, das österreichische Göttweig, das Kärntner St. Paul, waren im Lande schon im elften Jahrhundert begütert. Dazu trat in den Jahren 1004—1074 die Stiftung zweier Landesklöster in der obern Mark, zu *Goeß* im Leobner= und zu *Admont* im Ennsthal=Gaue. Namentlich wurde das Letztere durch die Gunst seines Stifters, Gebhard von Salzburg, und der zahlreichen Geschenkgeber späterer Zeit im obern, mittlern und untern Lande, vor Allem im Ennsthale, reich begütert. St. *Lambrecht* (um 1066) erwuchs auf ursprünglich kärntnischem Boden und gewann als Stiftung der Eppensteiner namhaftes Gut im Oberlande. Die nächste Klosterstiftung fand 1128 zu *Runa* (Reun) statt, auf dem Dotationsgrunde einer ausgestorbenen Linie der Eppensteiner. Fünf andere Landesklöster schlossen sich im gleichen Jahrhundert an und fanden an den Traungauer Landesfürsten und adeligen Grundbesitzern werkthätige Gönner.

Unter den weltlichen Großgrundbesitzern treten zunächst reichsfreie *bayerische* Adelshäuser neben dem immer mehr schwindenden *slowenischen Besitzadel*, dem auch Graf Wilhelm von Soune, Friesach=Zelschach, der „Slave", Gemahl der heiligen Emma angehörte, in den Vordergrund.

So zunächst die *Pfalzgrafen von Bayern*, die Aribone, Geschlechtsgenossen der Wels=Lambacher und Traungauer, mit großem Besitz am obern Murboden, der dann Letztgenannten zufiel, die *Schala=Burghausen* im Hengistgaue, die *Plain=Peilsteiner*, reich an Grund und Boden um Graz, Leibnitz, und im südöstlichen Landestheile (Ort: Peilstein). Steunz war eine Zeit lang *welfisch*. Die Herren von *Machland* hatten Gut im Ennsthale, ein Herzog von Ravensburg besaß 1184 Hall bei Admont, und groß ist die Zahl sonstiger reichsfreien Adeligen beiderlei Geschlechts, die als [illegible]

geber namentlich in den Saalbüchern Admonts auftauchen. Sein Nonnenkloster beherbergte Töchter königlicher und fürstlicher Häuser.

Für die territoriale Ausbildung und Einigung des Landes erscheinen folgende Adelshäuser als maßgebend. Zunächst die Wels-Lambacher, deren großes Gut im mittlern und nordöstlichen Obersteier, hier, an die Grafen von Neuburg-Formbach (am Inn) als Püttner Mark, dort, an die „Grafen von Styra" (Steier), die traungauischen Ottakare, überging, sammt der reichsämtlichen Gewalt über die obere Mark (1055); sodann die Eppensteiner, deren umfangreiche Güter im Mürz-Aflenz-Thal, um Neumarkt bei Graz, in Mittelsteier an der Kainach und Söding, abgesehen von den Gaben an St. Lambrecht und Reun (1122), gleichfalls an die Traungauer übergingen. Ferner sei der Andechs-Hohenwart als Grafen der untern Mark (bis 1149) gedacht und zwar Pilgrim's und seines Sohnes Günther, der dem Abte von Admont, Wolfold, gar übel mitspielte, schließlich aber nicht vergaß, zum Heile seiner Seele das Gut des Klosters durch eine schöne Gabe in der Nähe von Graz zu mehren.

Die Grafen von Sponheim-Ortenburg, zugleich Herzoge Kärntens (seit 1122), besaßen einträgliche Herrschaften im mittlern und untern Lande, wie z. B. Tüffer, Geirach, das Gebiet um Marburg, und dieses fiel, ebenso wie das, was die Andechs-Hohenwart innegehabt, an die Traungauer; schließlich auch noch die Püttner Mark, als der letzte Neuburg-Formbacher Graf vor Mailand fiel (1158). Zwei lateinische Klagelieder gedenken seines Falles. So gewahren wir in der „Steiermark", wie sie dann um die Mitte des zwölften Jahrhunderts geeinigt und 1180 als Herzogthum von reichswegen anerkannt erscheint, eine dynastische Machtbildung ersten Ranges. Die beiden letzten Traungauer Ottakare (1129—1192) hatten weit mehr Erbgut oder Eigen als die Nachbarherzoge Kärntens, ja selbst mehr als die Babenberger. Jedenfalls überwog es weit das, was sie vom Reiche als Lehen trugen. Nur das Kirchengut Salzburgs konnte sich mit ihrem Allodialbesitze messen, und bedeutend war die Zahl seiner Lehensträger, zu denen auch die Traungauer, Babenberger und Habsburger als Landesfürsten zählten. Noch muß der im Unterlande besitzreichen Heunburger gedacht werden.

Unter dem inländischen Hochadel schwangen sich die von Pekach (Peggau), Pfannberg, Wildon, Pettau empor. Besonders mächtig wurden jedoch die Liechtensteiner von Murau, die Stubenberger und die Freien von Souneck (Soueck), welche im vierzehnten Jahrhunderte alsdann den Namen der Grafen von

Cilli führen. Die „Grafschaft von Cilli" erscheint auch nach ihrem Aussterben lange als besonderer Bezirk, als „Viertel Cilli", ebenso wie man noch im fünfzehnten Jahrhunderte das Ennsthal von der übrigen Steiermark unterschied und diese in vier Viertel: Judenburg (westliches Oberland), Vorau (östliches Oberland), diesseits (enhalb) der Drau und jenseits derselben schied.

Ueberdies stand die Steiermark, Kärnten an Umfang überflügelnd, durch die Dynastie der Traungauer in territorialer Verbindung mit dem oberösterreichischen Traungaue und dem südöstlichen Boden Niederösterreichs, der Püttner Mark mit Schottwien, Neunkirchen, Gloggnitz, Ternitz und anderen alten Orten. Auf diesem Boden erhob sich dann die Gründung des vorletzten Babenbergers, Wiener-Neustadt. Obschon 1254 die jetzige Grenze, der Semeringzug, festgesetzt wurde, schloß man noch im 14. und 15. Jahrhunderte das Gebiet von Wiener-Neustadt vom eigentlichen Oesterreich aus, so daß es endgültig erst seit 1522—1525 U. Oesterreich einverleibt blieb. Aehnlich verhält es sich mit dem nordwestlichsten Bezirke Steiermarks, dem von Aussee, der im vierzehnten Jahrhunderte deutlich als Bestandtheil des „Salzkammergutes" erscheint und zwar als Stück des Traungaues.

Jenseits der Save und dem Karawankenzuge liegt Krain, das nächste Land unserer Wanderung. Sein alter romanischer Name Carniola spiegelt entschieden die gleiche Wurzel ab, welche sich in der Bezeichnung der Nordprovinz Friaul's, Carnia, Carnea, in „carnische" Alpen und im Namen Carantanien findet und jedenfalls keltischen Ursprunges ist. Ob wir bei der mittelalterlichen Bezeichnung Chreina (Chreina-Marche) und dem parallelen slavischen Krajnsko (croatisch Kranjsko) an das slavische Krajina, „Grenzland", „Mark", denken sollen, ist sprachlich mehr als zweifelhaft (wie dies der berühmte Slavist Miklosich darthut), wie verlockend und unwiderleglich es auch auf den ersten Blick sich anläßt; weit eher ist an eine slavische Umbildung der ältern keltischen Namensform, die in Carniola steckt, zu denken; ähnlich wie aus Carantanien slavisch Goratan (Korutan) wurde.

Krain fällt theils dem Alpen-, theils dem Karstboden zu. Jenem gehören die ostjulischen Alpen oder die Tagliamento-Savegruppe, die, vom Weißenfelser Passe an, die Grenze gegen Görz und Gradiska bilden, südwärts bis zur Zeier ziehen und das großartige Gebirgspanorama

des Terglau oder Triglav („Dreikopf" im slav.) und Mangart, der Riesenpfeiler der julischen Alpen einschließen, und die ostcarnischen Alpen oder Karawanken, deren Fortsetzung jenseits des Seeberger Passes die Santhaler oder Steiner-Alpen bilden, wie sie auf der Krainer Seite heißen. Die Pässe der Karawanken nach Kärnten wurden bereits zur Sprache gebracht. Neben dem Seeberger Passe ist eine der ältesten und wichtigsten Bergübergänge nach Steiermark hin, der Trojana, zu nennen. Gewissermaßen als Mittelglied zwischen den eigentlichen Südalpen und ihrer zweiten Hauptform, dem südöstlich streichenden Karste, ist das Bergland von Idria und der Birnbaumerwald, der kümmerliche Rest der großen Sylva Ocra der Römer anzusehen, aber ebenso gut als Anfang des Karstes, der auf dem Gemärke Krains, Istriens und des croatischen Küstenlandes einen Hochpunkt im Schneeberge besitzt.

Nach den Mündungsgebieten des Wassernetzes zerfällt Krain in zwei Flußsysteme, in das der Donau, dem die Save, der Hauptstrom des Landes mit der Kanker, Feistritz, Zeier, Gurk und dem an Wassermasse ebenbürtigen Nebenflusse, der Kulpa, zufällt, und in das des Adriameeres, dem die Idria und Wippach, als Zuflüsse des Isonzo und die Recca angehören, die als Timavo an der Küste wieder hervorbricht. Landesüblich ist die Gliederung Krains in das obere (Gorensko), mittlere (Notrainsko) und untere (Dolensko). Als besonders abgemarktes Gebiet hat das von Idria, die Poik südlich von Adelsberg, mit der schönsten Tropfsteinhöhle unter den zahllosen des Karstgebietes, die Gottschee mit ihrem interessanten Volksthum und die ehemalige „Mark" Möttling oder Metlik zu gelten.

Die Physiognomie des Krainer Karstbodens war noch im 15. Jahrhunderte wesentlich freundlicher. Kaiser Friedrich († 1493) ließ noch zu Ende seiner Regierung für den Schiff- und Barkenbau der Triestiner Holz in der Gegend von Reifenegg, Schwarzenberg und Adelsberg schlagen. Im 17. Jahrhundert gab es Schiffsbauholz nur noch in den Adelsberger Forsten.

Das älteste Geschichtsleben Krains knüpft sich an den Lauf der einst ungleich wasserreicheren Laibach, die bis Adelsberg den Namen Poik führt, in der dortigen Kalkhöhle verschwindet, um auf ihrem Mittellaufe als Unz wieder hervorzubrechen und als Laibach den Unterlauf anzutreten. Es ist die Natur des Karstflusses, die in ihr zu Tage tritt. An der Laibach erstanden die ältesten Vororte des Landes, das vorrömische Nauportus, ein wichtiger Handelsort jener Zeiten, wohin man sogar die Argonautenfahrer in der

geographischen Gelehrtensage gelangen ließ, dort, wo jetzt Oberlaibach steht, und das römisch-keltische Aemona, unser heutiges Laibach, in einer verkehrswichtigen Diluvialbucht, inmitten von Steinkohlenlagern am Rande des vier Quadratmeilen umfassenden Moores, das auf ursprüngliche Seebildung zurückweist; die Hauptstadt des Landes im Mittelalter und in der Gegenwart.

An der obern Save, welcher aus zwei wildschönen Gebirgsbuchten, der Wurzen und Wochein, die Quellenbäche zufließen, liegt Krainburg, vor Laibachs mittelalterlichem Aufblühen die Pfalzburg der Kreina-Mark oder des Kraingaues. Im Gebiete an der Zeier (Soura) lag der Kern der alten Besitzungen des Hochstiftes Freising mit Lack (Bischofslack) als Hauptsitze; an der Gurk (Kerka) entwickelte sich Neustadtl oder Rudolfswerth zum Vororte seiner Gegend. Das Bergland von Idria und das Thal der Wippach führen in das Görzer Land hinüber.

Die territoriale Bildungsgeschichte Krains ist ungemein verwickelt und widerspruchsvoll in ihrer ältesten Grundlage. Bis zum Jahre 824 haben wir dies Gebiet, wo die slowenische Bevölkerung, am dichtesten und am wenigsten zersetzt, sich behauptete, als einen Bezirk der großen Friauler Mark zu denken. Seit deren Auflösung im genannten Jahre, sollen vier besondere Markengebiete bestanden haben, und es scheint, daß neben der Mark Verona, Friaul im engern Sinne, und Istrien auch an Krain als ein solches Gebiet gedacht werden dürfe. Diese „Mark" Krain (Chreina-Marche), auch „Gau-Krain" genannt, umfaßte jedoch nur das heutige West- oder Oberkrain, mit Krainburg als Pfalzburg, während zu der ungleich ausgedehntern Mark Istrien, das innere oder mittlere Krain, mit Metlik (Möttling) und Tschernembl und auch das östliche Land oder Unterkrain bis an die Neiring, wo der Santhalgau anstieß, als „windische Mark" gehörte.

Bis zum Jahre 976 finden wir diese Länder oder Marken mit Bayern, beziehungsweise mit Kärnten, verbunden; von 976—1035 ausschließlich mit Kärnten, aber als deutsche Reichsgebiete mit besonderer gau- und markgräflicher Verwaltung; nur daß der Bayern-, beziehungsweise Kärntner Herzog dem Gesammtambacht vorsteht.

Seit dem Sturze des Eppensteiner Kärntnerherzoges Adalbero (1035), verliert Kärnten seine gesammten Marken und Nebenländer; die Reichspolitik löst sie vollständig ab. Zum zweiten Male, seit Welf's Bestellung zum Kärntner Herzoge erscheint die Mark Verona mit Kärnten verbunden und für immer dann seit 1122, nach dem Aussterben der Eppensteiner, abgetrennt. Nur bei Krain machten sich

wieder nachbarliche Beziehungen zu einer engern Verbindung mit Kärnten geltend.

Der erste urkundlich bekannte Reichsbeamte Oberkrains, „des Gaues Carniola, der auch gemeinhin „Creina Mark“ genannt wird,“ wie es in der Urkunde Kaiser Otto's II. von 974 heißt, ist Poppo. Bald darauf tauchen 989—1004 der Gaugraf Waltilo, ein Graf Udalrich und der Pfalzgraf Wernhard auf, dessen Eigenbesitz zwischen Laibach und Lack angedeutet erscheint. Die Laibacher Ebene, mit der an Stelle des antiken Aemona rasch emporkommenen Stadt dieses Namens und jenem Pfalzsitze Krainburg (Kreiburg) bildeten offenbar den eigentlichen Reichs- oder Königsboden.

In eine neue Phase tritt die Territorialgeschichte Ober-, Inner- und Unterkrains oder des eigentlichen Kraingaues (Chreina-Marche) im Bereiche der Savequellen und der Laibach, sodann das Karstland mit den Gebieten von Poik (Piuka), Tschernembl, Gotschee, Metlik und das Ostland zwischen der Neiring und Gurk, seit der Epoche des Investiturstreites. Kaiser Heinrich IV. verlieh (1077) dem Patriarchen von Aquileja, Sigehard, aus dem mächtigen Hause der Grafen von Plaien-Peilstein, „Krain und die Mark“, also Oberkrain und das Ostland, Unterkrain: die „windische Mark“. Diese Schenkung wurde gleich wieder dem abtrünnigen Parteigänger entzogen; aber unter dem Patriarchen Udalrich (1093) wieder erneuert. Hier ist ausdrücklich nur von der „Mark mit Namen Carniola“ die Rede. Gleichzeitig vergabte Heinrich IV. die „Grafschaft“ Istriens (den Comitat, die Contéa), d. i. die Grafengewalt daselbst, an den Patriarchen und die „Mark“ Istrien (das Marchesat) an den Eppensteiner Heinrich, Bruder des Kärntnerherzogs Luitold.

Die thatsächliche Gewalt im Krainer Reichsgebiete, woselbst wir 1040 einem „Markgrafen“ Eberhard begegnen, gleichwie im anstoßenden Binnenlande Istriens hatten die Eppensteiner seit 1093 bis an ihr Aussterben (1122) inne, gerade so, wie wir früher 1060—1070 Udalrich den „Markgrafen von Kärnten,“ wie ihn der gleichzeitige Lambert von Hersfeld nennt, Sohn Poppo's, aus dem Hause Weimar-Orlamünde und der Azzika, Tochter des Markgrafen Wecelin von Istrien und der Willbirgis, vom berühmten Stamme der bayerischen Sempt-Ebersberg, zugleich in Istrien und Krain als Markgrafen vorfinden. Es wirkten da eben die alten Beziehungen aus der Zeit der bayerisch-kärntnischen Markengewalt nach.

Fassen wir die geistlichen Herrschaften dieser ältesten und ziemlich verworrenen Epoche in's Auge. Voran steht das im Erwerben von Grund und Boden im ganzen Alpenlande namentlich

am Schlusse des 10. Jahrhunderts ungemein betriebsame Hochstift Freising, das in den Jahren 974—1011 den größten Besitz in Oberkrain erwarb, mit Lonk (Lack — Bischofslack) als Vororte, und denselben immer mehr zu erweitern und abzurunden bemüht war. Es brachte bayerische Colonisten in Masse mit und später zahlreiche Pusterthaler aus der Gegend von Innichen (Intichа, daher Intіcherii urkundlich genannt,) und besonders Kärntner aus dem Lurngau und obern Möllthal. Diese „Kärntner" wanderten unter den günstigsten Verhältnissen ein, sie waren „Freihubner", welches Recht weder die slowenischen, noch auch die bayerischen Hintersassen des Hochstifts allda genossen.

Dem Bisthum Freising in Hinsicht seines Oberkrainer Besitzes trat das Hochstift Brixen, mit dem schönen Gute Veldes (1004), dem Grunde und Boden am Cirknitzer See (1063) und vor Allem mit der Herrschaft in dem Wurzner und Wocheiner Quellenbecken der Save (1073) nahezu ebenbürtig an die Seite. In der Wochein gründete Bischof Hugo (1120) das älteste Landeskloster „Kruscilach" (Birnbaum), das jedoch bald verscholl. Salzburg, schon frühzeitig im nördlichen Unterkrain begütert, brachte zu Anfang des 13. Jahrhunderts Güter der Grafen von Bogen, so Gurkfeld (Kerško) an der Save, im Wege der Lehensauftragung an sich; sein hierländischer Besitz konnte sich jedoch mit dem der beiden anderen Kirchen nicht messen. Um so bedeutender entfaltet, sich der Aquileja's seit 1093; doch war es das Loos des Patriarchats mehr nur dem Namen nach, als thatsächlich zu herrschen und das Meiste seines Besitzes und noch mehr der titularen Rechte lehensweise an die großen Geschlechter zu vergeben, welche nach einander und zugleich die Rolle von Landesfürsten Krains spielen.

Es sind dies im 12. und 13. Jahrhundert die Sponheim-Ortenburger, seit 1122 Herzoge von Kärnten, und neben ihnen seit 1173 die Andechs-Meraner, zugleich Markgrafen Istriens. Jene herrschten vorzugsweise in dem an Kärnten grenzenden Oberkrain, im Gaue oder Markgebiete Krain, ältern Sinnes; diese in dem mit Istrien zusammenhängenden mittlern und östlichen oder Unter-Krain, das sich allgemach, unter der allgemeinen Bezeichnung die „Mark" mit Metlik (Möttling), als Kernbezirke, und der Poik-Landschaft, bis an die Save, als natürliche Grenze gegen die Steiermark entwickelte. Daher finden wir auch 1260 in der kirchlichen Landesverfassung dem entsprechend einen Erzpriester „der Mark und Krains" unter dem Sprengel Aquileja's. Als Landesgeschlechter von Bedeutung erscheinen bald die Ortenburger, nicht mit den Spon-

heim-Ortenburgern zu verwechseln, die Auersperge (Owersperge), die Schärfenberger u. A.

Im dreizehnten Jahrhundert steigert sich die Concurrenz in der Landesherrschaft. Zufolge der Aechtung des Andechs-Meraners Heinrich, Markgrafen von Istrien und Krain, im obigen Sinne, (1208), wird Krain an Herzog Ludwig von Bayern, den Wittelsbacher, verliehen. 1214 erneuert jedoch Kaiser Friedrich II. die alte Vergabung Istriens und Krains an das Patriarchat Aquileja. Nichts desto weniger behauptet der letzte Andechs-Meraner, Otto, sein Recht auf Krain und verzichtet darauf förmlich erst 1230 zu Gunsten seines Bruders, des Patriarchen Berthold. Inzwischen hatte Leopold VI. von Babenberg, Herzog von Oesterreich und Steier, 1229 die Güter des Hochstiftes Freising als Lehenswaare angekauft, und sein Sohn Friedrich II., der letzte Babenberger, schrieb sich bis zu seinem Tode (1246) „Herr von Krain." Das Gleiche thaten jedoch auch die Herzoge Kärntens. Das Erlöschen der Babenberger vereinfachte die Verhältnisse; denn Aquileja war bemüßigt, nicht weniges seiner Besitzrechte den beiden letzten Herzogen aus dem Hause Sponheim-Ortenburg als Lehen aufzutragen und sich mit dem Titel zu begnügen. Thatsächlich war also der Letzte dieses Hauses, Herzog Ulrich III. († 1269), das, was er sich schrieb: „Herr von Krain und der Mark."

Inzwischen hatten auch die Görzer Grafen als Vögte und Lehensträger des Patriarchats, überdies seit 1248 als Erwerber der „Grafschaft Istrien", für Besitz in Krain gesorgt, und als sie seit 1276 die Verwesung Kärntens und Krains übernahmen und 1286, in der einen Linie als Herzoge von Kärnten und Pfandinhaber Krains, in der andern als Grafen von Görz und kärntnische Pfalzgrafen erscheinen, läßt sich urkundlich ihr Eigen-Besitz in Krain und in der Mark als sehr bedeutend erkennen. Als nach dem Aussterben der kärntnisch-tirolischen Görzer-Linie die Habsburger Landesfürsten Krains wurden, gehörte der jüngern, oder den Grafen von Görz, wie z. B. die Theilungsurkunde von 1342 ausweist, in Krain: die große Herrschaft Haßberg, mit Schloß Lueg, Adelsberg, Laas, Gallenberg, Ober-Laibach, Stainz, Gendlach, Gelovaz und Wengendorf, und in der „windischen Mark": Möttling (Neumarkt), Tschernembl, Seisenberg, Weichselberg und Michon. — Zehn Jahre nach der Erhebung Krains zum Herzogthum (1364) der Habsburger starb der eine der drei Görzer Brüder Albrecht VI. (1374) und die Habsburger erbten nun seinen Antheil, die Poik-Landschaft, und all'

die genannten Orte der windischen Mark, vor Allem das Gebiet von Metlik.

Neben die Habsburger (seit 1335) als landesfürstliche Grundbesitzer, die nicht verabsäumt hatten nutzbringende Lehensverträge und Abmachungen zu Gunsten ihrer Landesherrlichkeit mit den in Krain begütertsten Hochstiften, Freising, Brixen, und vorzugsweise mit Aquileja zu schließen, treten, insbesondere seit 1420, die Grafen von Cilli mit großem Besitz auf. Denn sie hatten zu ihrem nicht unbedeutenden Gut in Krain damals die Erbverlassenschaft der Ortenburger fügen können. Das ist auch der Zeitpunkt, in welchem das merkwürdige deutsche Ansiedlungswesen in der Gottschee (Chotse) bemerkbarer wird.

Die ältere Meinung, ihren Namen auf die slavischen Gubuskaner zurückführen zu dürfen, ist ebenso unhaltbar wie die Annahme, daß der Volkskern dieser Gebirgsinsel noch einen Niederschlag der großen germanischen Wanderung enthalte. Und nicht viel mehr Glauben verdient das Histörchen von der unter Kaiser Karl IV. stattgehabten Ansiedlung kriegsgefangener Familien aus Franken und Thüringen, dem als Version das Gleiche in Maximilian's I. Tagen (um 1509?) gegenübersteht. Historisch sicher ist nur so viel, daß um 1347 dies Ländchen großentheils Wildniß war, in diesem Jahre vom Patriarchen Berthold an den Grafen Friedrich von Ortenburg vergabt und seither colonisirt wurde und als Lehen Aquileja's mit anderen den Cilliern zufiel.

Der Besitz der Cillier in Oberkrain, in der Mark sammt Gottschee gedieh nach Aussterben dieses Geschlechtes (1456) an die habsburgischen Landesfürsten.

Unter den Habsburgern trat zu den Klöstern des Landes älterer Gründung, wie Sittich (1135, Aquileja's Stiftung), Mariabrunn bei Landstraß (1234), Karthause Freudenthal (1255—1257) und Plettriach (Pletarje), letztere eine Gründung der Cillier, 1461 das Bisthum Laibach, gewissermaßen eine Auffrischung der kirchlichen Bedeutung des antiken Aemona. Zu seiner Dotation verwendete Kaiser Friedrich insbesondere das im Jahre 1140 vom Patriarchen Peregrin und dem Ehepaare Chager auf dem Boden des untersteierischen Santhales gestiftete, dann aufgelassene Benedictinerkloster Obernburg.

Seit 1167 läßt sich, nebenbei bemerkt, auch eine Residenz des Templerordens zu Laibach annehmen. Noch sei mit einigen Worten der südwestlichen und südöstlichen Grenze Krains in ihrer historischen Wandlung gedacht.

Wippach und sein Gebiet gehörte bis 1524 zur Görzer Grafschaft und wurde dann erst (sammt Duino und dem ganzen Görzer Karstgebiete) von dieser getrennt und mit Krain vereinigt. Idria kam erst im achtzehnten Jahrhunderte an Krain.

Andererseits gelangte der Sichelburger oder Schumberker Distrikt erst im 16. und 17. Jahrhundert als croatische Grenzlandschaft zur festern Verbindung mit Krain.

Naturgemäß kommt nun die Grafschaft Görz an die Reihe Dieses Gebiet darf im geographischen Sinne die sich südwärts ausweitende Isonzospalte genannt werden, die erst in historischer Zeit ihre gegenwärtige Gliederung erhielt. Orographisch vereinigt die Grafschaft Görz-Gradiska ähnlich wie Krain die Natur der eigentlichen Südalpen und zwar der julischen mit der des Karstes, der z. B. im Tarnowaner Walde das Gegenstück zum krainischen Birnbaumwalde abgiebt.

Wir können drei Stufen des Landes unterscheiden. Die Hochstufe oder oberste Terrasse von der Flitschklause bis Caporetto, wo das Thal des Natisone in's Friaulische einbiegt, oder der Bezirk von Tolmein, die zweite Stufe oder Terrasse des Mittelgebirges, der wir als südliche und westliche Vorlage das Hügelland in der Richtung gegen Friaul, „Coglio", das Land „in der Ecken", zuweisen können und die unterste Stufe oder Terrasse, die Ebene von Cormons nach Gradiska. Als ein besonders abgrenzbares Gebietstück läßt sich das südöstliche Karstplateau auffassen. Auf der Mittelstufe, dort wo die Eocen-Jura und Kreideformation an einander grenzen, in günstigster Lage, und zwar im fruchtbarsten Hügelgelände erwuchs Görz (Gorica, als Hauptort, der der Landschaft den Namen gab, ähnlich wie Salzburg der seinigen. Am Südsaume des Landes in sumpfiger Ebene entstand der zweite Vorort Gradiska, wie schon der Name besagt, ein Burgplatz oder Bollwerk, das die eifersüchtigen Venetianer zum Trutz wider die österreichische Herrschaft in Görz verwertheten. An der östlichen Karstküste ragt das alte Duino (Tibein), einst ein Burggrafensitz, in's Meer.

Am westlichen Lagunenrande, den wir am Meerbusen von Monfalcone beginnen sehen, liegen die traurigen Reste des alten Aquileja. An seine einstige Herrlichkeit mahnt nur noch der weithin sichtbare Glockenthurm. — So verbindet die Grafschaft

Görz und Gradiska die Natur des Südalpen- und Karstbodens als ihrer Hauptbestandtheile mit der der Meeresküste als wichtiges Mittelglied der Alpen- und Küstenlandschaft und uralte Verkehrslinie zwischen Oberitalien und Innerösterreich.

Die Territorialgeschichte der Grafschaft Görz (Gradiska) in ihren mittelalterlichen Grundlagen ist zunächst mit der Friauls verknüpft und insbesondere ein Stück der Geschichte des Patriarchats Aquileja.

Der Name der Landschaft ging aus dem des Vororts Görz (Gorizia — Goriza,) hervor. Wir begegnen ihm zuerst im 10. Jahrhundert. Die Geschichte desselben und der Landschaft knüpft sich jedoch erst an's Jahr 1001, in welchem wir den Grafen Werihent oder Wecelin von Friaul (und Istrien), andererseits den Patriarchen von Aquileja je mit einer Hälfte des Ortes und des zugehörigen Grundbesitzes urkundlich beschenkt sehen. Es war aller Wahrscheinlichkeit nach seit 1028, in welchem Jahre Aquileja's Immunitätsbesitz und reichsämtliche Gewalt verbrieft wird, deutsches Reichsgebiet, wo dies stattfand, und wir haben das Görzische bis 1031 im Besitze Werihents und des Patriarchats, dann 1031(?) —1090 bei dem Hause der Eppensteiner zu denken, unbeschadet der Rechte des Hochstiftes Aquileja.

Seit 1090 kommt, nach Allem zu schließen, an die Vögte desselben, die Grafen von Lurngau-Heimföls, der Theilbesitz des Stadtgebietes und seit 1122 beginnen diese, sich Grafen von Görz zu schreiben. Engelbert II. von Görz erscheint 1146 überdies als der erste Kärntner Pfalzgraf dieses Hauses. Zu ihrem Besitze im Kärntner und Friauler Lande trat im Laufe des dreizehnten auch der in Istrien, die „Grafschaft von Istrien" nach dem Aussterben der Andechs-Meraner (1248) und am istrischen Karstboden, in der „Carsia". 1267—1272 fanden die wichtigen Theilungen zwischen Mainhard IV. (II.) als Grafen von Tirol und seinem Bruder Albert II. statt. Letzterer erhielt, abgesehen von den kärntnisch-tirolischen Besitzungen bis zur Haslacher Klause, die eigentliche Grafschaft Görz, die Görzer Besitzungen in Friaul: Lucinico, Cormons, Codroipo, Latisana, Precenico, Belgrado, Castelnuovo und Spilinbergo, Möttling in der windischen Mark, Mitterburg mit der „Grafschaft Istrien" und die Herrschaft Rechberg. Den Titel „Schutzvogt der Kirchen Aglei, Brixen und Trient" führten Beide gemeinsam, ebenso auch den zweiten: „Graf von Görz und Tirol", nur in umgekehrter Ordnung. Seit 1253 blieb nur Albert's Linie, die jüngere Görzer, bis 1500 übrig.

Am Karste erwarben die Görzer Duino, Prem, Gutenegg, Senosetsch, Castelnuovo, Rouna, Comen, Schwarzenegg, Corgniale, Reiffenberg, Dornberg, Tamai, Dietenhof, Schloß Alben, Wippach. In Friaul wuchsen auch ihre Besitzungen, wurden aber häufig veräußert. Früher Lehensleute Aquileja's, wurden seit der Auflösung des Patriarchats die Görzer Grafen zufolge des Friauler Besitzes Lehensleute Venedigs, und 1420 leistete Graf Heinrich IV. auf dem Markusplatze den Lehenseid in die Hände des Dogen Foscari.

Die Grafschaft Görz selbst hatte ihren Kern im Umkreise der Stadt gleichen Namens und bildete vom Wippachflusse bis zu den Isonzoschnellen bei Ronzina, gegen Tolmein zu, und vom Krainischen bis an den Isonzo ein abgeschlossenes Gebiet. Jenseits dieses Stromes gehörte die fruchtbare Hügellandschaft der Coglio, bis Cormons, dasselbe und die Nachbarorte beigerechnet, altersher zur Grafschaft Görz, welcher aber Tolmein, sammt Umgebung, nur vorübergehend (z. B. 1292) anfiel. Der Patriarch von Aquileja behauptete seine Herrschaftsrechte. 1379 verpfändete es das Hochstift an die Stadt Cividale und diese wollte es nicht mehr aus den Händen lassen. Im fünfzehnten Jahrhunderte muß es an die Görzer gefallen sein. Idria gehörte zu seinem Capitaneate. Tolmein selbst wechselte dann noch oft seine Besitzer.

Die Verwaltung von Görz und dem „Karst" lag in Einer Hand, des „Hauptmanns von Görz und des Karstes." Die Geschichte Gradiska's gehört der neuern Zeit an.

Uebergehen wir nun zum Landschaftsbilde Istriens, der einzigen, schön gegliederten, Halbinsel Oesterreichs, inmitten zweier Golfe, des von Triest und des von Fiume, oder Quarnero, von den Alten, nach der Stadt Flanona (Fianona), Sinus Flanaticus genannt. Hier ist ausschließlich Karstboden, mit den nackten Felsenrippen, den Kalkmulden, über welche die Bora versengend einherfährt, mit den Höhlen und Felsschläuchen, in denen Quellen und Flüsse verschwinden, um weithin wieder zu Tage zu treten mit der spärlichen Waldung, die gewiß einst ungleich reicher war, bevor sie die Axt zum Schiffbau fällte oder das Hirtenfeuer leichtsinnig vernichtete. Das Rimboscamento oder die Holzungsbefugniß wurde mißbraucht, aber besonders schädlich erwiesen sich die Holzfrevel der nomadisirenden Karstbewohner. In der Römerzeit, im 9. Jahr-

hundert noch, waren die Waldbestände groß und Ortsnamen, wie Cerreto, Farneto, Roboreto, Querceto, Ulmeto, weisen auf die einstige Waldflora zurück.

In all' diesem stimmt Istriens Binnenland mit Krains Süden überein, nur tritt der Karstcharakter hier ausschließlich und ungleich schärfer vor Augen. Inmitten desselben liegt Pinguente, am Südrande des Eocengesteins Pisino oder Mitterburg, einst der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, die Kernbesitzung der Görzer Grafen auf istrischem Boden.

Orographisch zerfällt der Boden Istriens in den Triester Karst mit dem landeinwärts führenden Passe von Optschina, in den auch durch seine Bevölkerung charakteristischen Tschitscher Boden zwischen dem Schneeberg; in die Thalung der Rjeka im Norden und in die Bodensenkung, welche das eigentliche Istrianer Plateau begrenzt, in den Castuanerwald als südöstliches Stück des Tschitscher Bodens zum Quarnero hin und in die Hauptmasse des Landes, die bereits genannte Istrische Karstfläche.

Entsprechend der Karstnatur ist das Flußsystem der Halbinsel wenig entwickelt, denn, abgesehen von dem westlichen Quieto und der östlichen Arsa, einst der Grenze Italiens gegen Illyricum (Liburnien — Japydien), sind andere Wasseradern, selbst der Risano (Formione der Römer), die älteste Grenze des östlichen Istrien, und die Dragogna unbedeutend zu nennen.

Das eigentliche Geschichtsleben Istriens mußte sich daher an die Küste knüpfen, deren nicht geringe Gliederung, die zahlreichen Buchten, ein in die graue Vorzeit zurückreichendes Städtewesen erblühen sehen. Voran steht Triest mit dem günstigsten Golfe der österreichischen Adria, immer in einer Sonderstellung zu dem übrigen Istrien. Venedig suchte immerdar diese rührige Handelsstadt unter seiner Botmäßigkeit zu halten und ihr Leben zu bevormunden. So lange die Republik des heiligen Markus blühte, setzte es immerdar Kämpfe ab. Das richtige Gefühl, eine binnenländische Hauptmacht sich zum Schutze wider Venedig erküren zu müssen, führte die Triestiner unter österreichische Herrschaft. Ihr verdanken sie den Aufschwung des mercantilen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert.

Andererseits suchte Habsburg-Oesterreich für seine welsche Politik einen Stützpunkt am Meere, für seinen Handel ein Emporium; besonders als es die istrischen Besitzungen der Görzer aufgeerbt hatte. Beides fand sich in Triest. Auf Triest folgt im Westen Capo d'Istria, das „Haupt von Istrien", einst Justinopolis genannt, an seiner kleinen Bucht, Pirano mit der bequemen Rhede, Cittanuova

an der breiten Mündung des Quieto, Parenzo, jenes eine augusteische, dieses eine agrarische Römercolonie, Rovigno und Pola nächst Triest in alter Zeit die entwickeltste Stadt.

Die Meerfluth hat an dieser Küste in grauer Vorzeit arg gewirthschaftet. Das alte Cissa bei Rovigno, Sipar in der Nähe von Umago sind verschwunden.

Jenseits des Promontore, am Quarnero, der durch den Canal di Farasina mit seinem Nordende, dem Busen von Fiume, zusammenhängt, sind Fianona und Albona uralte Küstenstädte, mit denen sich in dieser Beziehung Lovrana und Kastua nicht messen können. Doch kann sich die ganze Ostküste weder in mercantiler noch geschichtlicher Bedeutung der Westküste an die Seite stellen.

Die innere Gliederung des istrischen Plateaus läßt drei Stufen unterscheiden, die erste am südlichen Abhange des Tschitscher Bodens, dessen Erhebungsrücken den Nordwall der Halbinsel bilden, die Mittel- und die Unterstufe, die eine dem Quarnero zugeneigte Hochfläche mit den der Karstbildung entsprechenden tiefen Schlünden, hier Foibe genannt, aufweist. Jene erste Stufe ist das eigentliche Gebirgsland Istriens, mit den felsigen Höhenzügen oder richtiger Kalkklippen, die sogenannte Vena oder Gebirgsader Istriens, die auch südöstlich streicht und in den Inseln des Quarnero, wie z. B. Veglia, Cherso, Lussin grande und piccolo, die natürliche Fortsetzung findet.

Schon die vorlaufenden Bemerkungen, die der krainischen Territorialgeschichte bezüglich Istriens gelegentlich eingeflochten wurden, lassen die verwickelten Erscheinungen seiner historischen Bodenverhältnisse ermessen. Zunächst darf nicht der Gegensatz der istrischen Küste und des Binnenlandes Istriens übersehen werden. Dort wirkten die Zustände der römischen Vergangenheit in den Städten länger nach, während hier die territoriale Gliederung nach den Grundsätzen des fränkisch-deutschen Reiches seit 804 durchgriff, naturgemäß allerdings so, daß sich das Neue mit dem Alten verquickt. Politische Geltung haben nur die Küstenstädte, und entsprechend der antiken Bedeutung von Pola, Parenzo und Triest dürfen wir auch annehmen, daß deren Stadtgebiete vorzugsweise als gefreite, als Grafschaften (Contéa) galten, um so mehr, als sie zugleich Sitze von Bisthümern waren. Diesen drei Städten tritt seit der byzantinischen Epoche Justinopolis an die Seite, ja, es stand Triest voran, was schon daraus hervorgeht, daß seit 1300, in welchem Jahre Pola aufhörte „das Haupt Istriens“ zu sein, Justinopolis

diese Stelle bekleidet und dadurch den jüngern Namen Capo d'istria (Caput Istriä) rechtfertigt.

Seit Karl dem Großen bis zum Jahre 824 bildet Istrien einen Theil der großen Friauler Mark, seit 824 wird es als selbständiger Reichsambacht ausgeschieden. Vor diesen Zeitpunkt fällt die Urkunde Kaiser Ludwig des Frommen von 815, worin wir als politischen Behörden Istriens dem: Rector, Gubernator, Patriarchen, den Bischöfen, Aebten und Tribunen (der Städte) begegnen, ebenso wie in dem wichtigen Taiding oder Placitum von Risano zur Zeit Karl's des Großen (804). Seit 824—933 entbehren wir jedes sichern Anhaltspunktes für die Kenntniß der Landesverfassung Istriens. Auch sein kirchliches Verhältniß ist unklar. Die beiden Hochkirchen Aquileja und Grado stritten sich um die Metropolitengewalt. Vor 855 erscheint die letztere im Besitz des Sprengels von Istrien, dann wird ihr von Kaiser Ludwig II. dies Recht abgesprochen und an Aquileja übertragen. Nichts desto weniger beanspruchten die Patriarchen von Grado dasselbe bis 1180, in welchem Jahre endlich die langathmige Streitfrage ausgetragen und festgestellt wurde, daß Aquileja über das ganze Festland, das alte „Land-Venetien", Istrien einbegriffen, Grado über „Insel-Venetien" zu gebieten habe.

Der erste urkundlich bekannte Markgraf Istriens ist Winther; zur Zeit wo bereits das deutsche Wahlreich bestand und das bayerische Stammherzogthum der Arnulfinger über ganz Innerösterreich bis gegen Welschland gebot. Die Urkunde von 933 läßt diesen Markgrafen mit den Bischöfen von Pola, Cittanova und den Vertretern der Gemeinden: Pola, Justinopolis, Triest, Mugla (Muggia), Pirano, Capras einen Vergleich mit Venedig als Beschützer der vergewaltigten Rechte Grado's abschließen, dessen Sprengelgewalt über Istrien K. Otto II. dann 974 urkundlich bekräftigt. — Triest erscheint seit 948 unter der Herrschaft seines Bischofs, laut der Urkunde K. Lothar's von Italien. Es ist dies der letzte Akt, der auf die Verbindung Istriens mit Italien hinweist. Seine erste Scheidung und Verbindung mit Deutschland dürfte sicherlich 952 erfolgt sein, zur Zeit als sämmtliche Südmarken dem Bayernherzoge Heinrich I., K. Otto's I. Bruder, zugeschlagen wurden. Seit 962 gehörte es aber, nach den Urkunden der Reichskanzler, sicherlich wieder zu Italien. Zum zweiten Male und dauernd kömmt es im elften Jahrhundert an Deutschland.

Istrien wird nun als deutsche Reichsmark verwaltet, seine Beziehung zu dem bayerischen Herzogthume sicherlich jedoch schon 976, gleichzeitig mit Kärntens Ausscheidung, gelöst. 991 erscheint

als Markgraf Istriens, beziehungsweise auch Friauls, Werihent oder Wecellin, der Gemahl einer Frau aus den beiden mächtigen Häusern Sempt=Ebersberg und Eppenstein. Dann begegnen wir in Istrien als deutscher Reichsmark seinem Enkel Udalrich von Weimar=Orlamünde (s. o.) als Markgrafen Istriens († 1070) neben dem „Grafen" Engelbert, und die bezügliche Urkunde von 1060 ist von großer Bedeutung, da sie uns die „Eidgenossenschaft" der beiden Reichsbeamten, der Bischöfe und „Magnaten" Istriens zur Abwehr jeder äußern Gefahr bezeugt. Es war dies um so zeitgemäßer, als bereits Venedig die Blicke auf die Küste Istriens gerichtet hielt und Justinopolis schon 977 mit dem Dogen Pietro Orseolo einen Schutz=vertrag abgeschlossen hatte. In der Urkunde Kaiser Heinrich's IV. für Freising, das auch hier Güter erwarb (1067), wird vom „Gaue Istrien in der Mark des Markgrafen Udalrich" gesprochen uud zehn Jahre später der Ausdruck „Grafschaft" Istrien angewendet, deren Besitz dem Patriarchate Aquileja zugesprochen wird. Doch kam es thatsächlich erst 1093 hinzu und zwar so, daß die „Grafschaft" Istrien an Aquileja, die „Mark" Istrien an den getreuen Eppen=steiner Luitold verliehen ward, wie zur gegenseitigen Controle der Gewalten.

Aquileja führte aber bloß eine titulare, das Haus Eppenstein eine thatsächliche Gewalt über Istrien (ebenso wie im benachbarten Krain) und zu ihrer Zeit wurde 1112 eine Nebengrafschaft unter dem Titel: „Grafschaft" Istrien für den Eppensteiner Engelbert geschaffen, deren Mittelpunkt Pisino (Mitterburg) wurde, die später an die Görzer überging.

Istrien blieb bis 1122 in Personalverbindung mit Kärnten, bis das Aussterben der Eppensteiner sie löste. Als „Markgraf" Istriens erscheint nun zunächst im Jahre 1166 Engelbert, Graf von Görz, und dann geräth diese Amtsgewalt seit 1173 an das Andechs=Meraner Haus in der Person Berthold's IV. und V. und Heinrich's, wenngleich Patriarch Wolfger (Volcher) von Aquileja sich wieder (1203) das Marchionat Istriens als Reichslehen erwirkte und in der großen Urkunde von 1208 nur seiner „vollen Rechtsgewalt" als Markgrafen gedacht erscheint. Er bestellt die Gastaldionen (oder Vögte) in den Städten Muggia, Justinopolis, Pirano, Castelvenere, Buje, Portolo, Montona, St. Laurenzio, Due Castelli, Rovigno, Valle, Pola, Cuzol, Malesana, Albona, Fianona, Cortalba, St. Martino, Parenzo und Pinguente. — Von Triest, Umago, Isola, Dignano, Cittanova ist nicht die Rede, Duino (Tibein) und die Karsia (west=

liches Karstland) dürften schon vom eigentlichen Istrien abgetrennt und den Görzern zugefallen sein.

Auch die Urkunde Kaiser Friedrich's II. von 1214 weist dem Patriarchen die „Mark Istrien mit der Grafschaftsgewalt" nach vollem Reichsrechte nach, und endlich verzichtete 1228—30 der letzte Meraner auf seine Markgrafschaft zu Gunsten des Bruders, Aquileja's Patriarchen. Aber die Summe dieser Rechte wurde immer bedeutungsloser nach außen und nach innen zu. Denn schon im zwölften Jahrhundert arbeitete Venedig danach, die istrischen Küstenstädte in sein Netz zu ziehen. Schon 1202 lesen wir von der Eroberung Triests durch Venedig, was freilich wieder vorbeiging, aber die Partei Venedigs begann in den Städten zu wachsen, und Venedig beharrt auf seinen Annexionsversuchen, was ihm bei Umago am frühesten gelang. 1278—1291 wurde Triest dreimal von dem Lagunenstaate angegriffen; die Feindseligkeit Justinopolis' bringt die von Pirano und Parenzo den Venetianern entgegen, 1278 muß sich Justinopolis selbst zu einem Schutzvertrage mit der Signoria bequemen; 1269—1331 waren Cittanuova, San Lorenzo, Montona, Capodistria, Pirano, Isola, Rovigno, Pola, Dignano, Valle und Triest wiederholt unter venetianische Hoheit gebracht. Triest zahlte Tribut und verweigert ihn z. B. 1297. Fand ja doch die Signoria an den Grafen von Görz, den eigenen Vögten Aquileja's und „Grafen von Istrien", Verbündete gegen das Hochstift, den Lehensherrn der Grafen! So bereitet sich ein venetianisches Istrien vor. Andererseits zeigt sich das Bestreben der städtischen Communen nach möglichster Selbständigkeit. In Triest läßt sich dies von 1216, wo uns der erste, noch vom Bischof bestellte Podestà begegnet, bis 1295 Schritt für Schritt verfolgen. Im letzteren Jahre verkaufte der Bischof Brissa der Commune den Rest seiner Hoheitsrechte an die Stadtgemeinde. Patriarch Waldrich hatte dies schon 1253 mit den seinigen gethan. Aber dieser Zug nach innerer Selbständigkeit führte auch zu Zerwürfnissen mit dem Patriarchen als „Markgrafen", und der istrische Adel beanspruchte auch schon 1238 unbeschränkte Grundherrlichkeit. So lesen wir z. B. 1251 von einer Erhebung Istriens gegen den Patriarchen, Pola und Justinopolis an der Spitze. Dies mußte für Venedig äußerst erwünscht sein.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts steht die Herrschaft Venedig's fest und ihr Druck bestimmt Triest dreimal, sich dem Hause Habsburg zu unterordnen, welches schon durch die Görzer Erbschaft von 1374: Mitterburg (Pisino), Marenfels, Wachsenstein, Rekel, Piemonte (Poymont), Pedena (Pyben), Galignano, Lovrana

(Lauran), Berseß (Brischetz), Tervijo (Terveis), Antignano (Tignan), Barbana (Barba) und Mimigliano (Memlan), auf dem Binnenlande Istriens erworben hatte. 1382 wird Triest bleibend österreichisch, mit einem immunen Stadtgebiet, das an Visinada, Torre, Piemonte an der adriatischen Seite, an Barbano, auf der quarneronischen Seite, Grenzpunkte der „Grafschaft Istrien" hat, die nun im Gegensatze zum venetianischen Istrien und dem Reste des aquilejischen Marchesates: Albona und Pinguente, das österreichische Istrien oder „Isterreich" bildet.

Die weiteren Geschicke Istriens und Triest's gehören nicht mehr in diese Aufgabe. Es möge nur noch an das Aussterben des Görzer Hauses vom Jahre 1500 und an die Erbschaft der Habsburger erinnert werden; ein Ereigniß, das jedoch für die Territorialgeschichte Istriens von keinem Belang ist, da die Erwerbung des görzischen Istriens, wie gesagt, schon 1374 stattfand.

Mit Istrien geologisch und orographisch eng verbunden erscheint das hochländische Croatien im Süden der Kulpa, oder das sogenannte Littorale am Fiumaner Golf und Dalmatien. Man kann diesen Boden nach seiner Gesteinbildung und Physiognomie ebenso gut wie Südkrain, Ostgörz und Istrien Karstland nennen. Denn hier wie dort findet sich spärlicher Baumwuchs; „wo die Bäume aufhören und der Stein anfängt, endigt Bosnien und beginnt Dalmatien", ist ein zutreffendes Wort; kahles Felsgestein von der Sonne durchglüht, Schlünde und Trichter, in denen die Bäche verschwinden, um an anderer Stelle wieder aufzutauchen, Wasserarmuth und, abgesehen von den kurzen, an's Meer durch Querthäler meist zueilenden Flußadern kein entwickeltes Thälersystem, sondern vorwiegend die seichte Muldenform des Karstes, dessen schlimmer Gast, die Bora, auch hier zu wüthen gewohnt ist.

Orographisch pflegt man jedoch das croatische Littorale (das Hochland des Velebit, der Kapela, Pljeschivica . . .) als Bindeglied der Alpen mit dem Balkansystem und Dalmatien jenseits der Zermagna, sammt den vorlagernden Inseln, dem letzteren zuzuweisen. Doch ließe sich ebenso richtig im ganzen Ostküstenlande der österreichischen Adria der Karstboden, beziehungsweise die Südalpenbildung Innerösterreichs, behaupten, so zwar, daß man Ostgörz, Krain, Istrien und das Littorale bis zur Zermanje als das nördliche Dal-

matien zwischen Zermanja und Narenta als das mittlere, und das Land von der Narenta bis zum See von Skutari in Türkisch-Albanien als das südliche Glied auffassen würde. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Bodengestaltung dieser ganzen Küste eine besondere Eigenthümlichkeit aufweist, die sich auf der Ostküste Istriens weniger, auf seiner Westküste gar nicht entwickelt zeigt und daher eine Sonderstellung des südcroatischen Hochlandes und Dalmatiens empfiehlt. Es sind dies die der Meeresküste parallel von Nordwest nach Südost streichenden Bergketten, die das Hinterland von der Küste beinahe absperren und so einen für das Völker- und Verkehrsleben entscheidenden Gegensatz der Küste und des Hinterlandes herbeiführten. Dort concentrirte sich Alles, hier blieb die Bevölkerung zersplittert und isolirt. Es tritt dies in Dalmatien ungleich bedeutsamer als im südcroatischen Gebiete hervor. Ein Kenner dieser Verhältnisse äußert sich darüber folgendermaßen: „Fragt man, wie es möglich war, daß sich die dalmatinische Küste von ihrem Hinterlande politisch loslöste, wie es den Venetianern gelingen konnte, den Eroberungslauf des Halbmondes zwei Spannen von dem ihm von der Natur gesteckten Ziele aufzuhalten, nachdem er nicht nur das Hinterland dieses schmalen Küstensaumes unterworfen und bekehrt, sondern seine Grenzen bis an die deutschen Marken ausgedehnt hatte, so möchte der Schlüssel zu dieser auffallenden Erscheinung vor Allem in dem Bollwerke zu finden sein, durch welches die Natur den Küstensaum von seinem Hinterlande abgrenzt. Dies Bollwerk schneidet den weitgreifenden Einfluß ab, welchen in der Regel die mit ihrem Hinterlande organisch verbundene Küste auf jenes ausübt, und bestimmt hier dessen Bewohner, dem Meere den Rücken und den Donauwässern das Gesicht zuzuwenden . . . . . Diese geschlossene Gestaltung der dalmatinischen Küste möchte es erklären, warum weder zur Römerzeit noch auch heutzutage ein ununterbrochener Straßenzug unmittelbar an derselben hinläuft. Es erschien zu allen Zeiten praktischer, an den schwierigen Stellen der Küste die Communicationslinie in das vergleichsweise zugänglichere und für den Verkehr wichtigere Hinterland zu verlegen". Der Hauptverkehr blieb jedoch zu allen Zeiten der Küste, dem Seewege, vorbehalten.

Die Gliederung der südcroatischen Küste bietet Buchten von einiger Bedeutung. Voran steht Fiume, an der Mündung der zur Fiumara gewordenen Recina. Das „kleine Flüßchen" gab offenbar der Stadt den romanischen Namen, der im ältern Deutsch „Sanct Veit am Pflaumb" lautet und am croatischen Rjeka sein Seitenstück hat.

Fiume ist durch sein Geschichtsleben, ebenso wie durch die Natur seines Bodens mit den innerösterreichischen Karstländern eng verknüpft. Im Mittelalter, erst in seinen Anfängen begriffen und „auf dem Karst", nicht im Croatischen gelegen, war dieser Hafenort zunächst im Besitz der Herren von Duino, dann Pfandbesitz der Frangepani (bis 1365), sodann durch geraume Zeit ein solcher der österreichischen Adelsfamilie der Walseer. Von dem Grafen Heinrich von Walsee wurde Fiume um 1471 mit andern „Geschlossern zu Isterreich und am Karst" an Kaiser Friedrich III., also an das (Walseer) habsburgische Haus verkauft, jedenfalls vor dem Tode des letzten Walseer's, Hans († 1491). Es bildete, wie die Urkunden des 16. Jahrhunderts nachweisen, ein Stück Innerösterreichs und erscheint unter Kaiser Leopold I. der Amtsgewalt der bezüglichen Centralbehörden in Graz, neben Triest und Tersato im Littorale, als Bezirk oder Hauptmannschaft zugeordnet. Erst seit Maria Theresia wurde Fiume Ungarn zugeschlagen, dann mit Croatien vereinigt, und aus dieser jedenfalls organischeren Verbindung jüngst wieder gelöst, um ein besonderes Gebiet der ungarischen Krone zu bilden.

Buccari und Porto-Ré, Zengg und Carlopago bilden die eigentlich croatischen Küstenhäfen. Die Hauptrolle spielt Zengg, besonders im 16. und 17. Jahrhundert als Siedelplatz der seetüchtigen, aber unruhigen Uskoken, deren Piraterie den Krieg Venedigs mit Ferdinand von Innerösterreich heraufbeschwor.

Die am meisten charakteristischen Gebiete des Hinterlandes dieser Küste sind das Otočač oder Gačkathal und die hohe Thalebene der Likka, deren Wasseradern ohne sichtbare Mündung in der Tiefe der Karsthöhlungen verschwinden. Ihnen gesellt sich die Thalung der Krbava und das Korenicathal zu. In diesem Gebiete erstand unter Mathias Corvinus bereits der Anfang einer Grenzwehre unter dem Befehle des Hauptmanns von Zengg wider den Türkenfeind, der aber schon 1527 Likka und Corbavien (Krbava), einst eine eigene Grafschaft, eroberte, gleichwie ein Jahr darauf den Landstrich zwischen dem Verbas und der Unna. Gegen die Osmanengefahr hatte seit 1522 Ferdinand die Grenzvertheidigung Croatiens übernommen und ebenso des dalmatinischen Gebietes außerhalb Venedigs Herrschaft. Ihr Mittelpunkt ward, wie oben erwähnt, die Warasdiner Oberhauptmannschaft.

Die Uskoken, aus türkischem Gebiet entlaufene Rajahs croato-serbischer Art, sind ein wichtiges Element der Küstenvertheidigung. Licca und Corbavien wurden 1689 den Türken für immer entrissen. Eine Hauptrolle in diesen Kämpfen spielen Häuptlinge oder Knesen

slavischer Familien, ergraut in den Waffen und unermüdliche Guerillakämpfer gegen den Halbmond, wie z. B. der Knes Jerko Rukavina aus dem dalmatinischen Orte Rakanac und Duschan Kovačevič aus Podgorje, welche die dem Velebit angrenzenden Orte und die Gegend um Carlopago besetzten. In solchen Verhältnissen ward der kriegerische Geist und der Hang zur patriarchalischen Autonomie in den Slaven des Hinterlandes großgezogen. Wie gefährlich jeder Eingriff in denselben, bewiesen schon die blutigen Racheakte der Likkaner und Krbavianer 1691 gegen die octroyirte Civilverwaltung der kaiserlichen Commissäre.

Das dalmatinische Karstland zerfällt in zwei Hauptglieder oder Terrassen, in die Stufe zwischen der Zermagna und Krka, mit dem Popinapasse im östlichen Zermagnathale und in die höhere zwischen Kerka (mit der Cikola) und Narenta, deren Delta an der Mündung Oesterreich angehört und Dalmatiens fruchtbarsten Bodenfleck bildet. Zwischen der Kerka und Cettina, dem entwickeltsten Strome Dalmatiens, steigt in Meeresnähe das öde Tartaro- oder Mossorgebirge auf. Der südliche Gebirgszug wird abermals von der Narenta durchbrochen und fällt steil zum Meere ab; von der Narenta bis über die heutige Grenze Dalmatiens nach Skutari steigt wieder die Terasse, besonders um die merkwürdigen Buchten oder Bocche di Cattaro. Diesen Bodenverhältnissen entsprechen auch die Höhenbildungen der Inseln Brazza, Lesina, Curzola, Meleda, Lagosta, Lissa, die ebenso wie die norddalmatischen Eilande zwischen dem Quarnerolo, dem Canal de la Morlacca und seiner südlichen Fortsetzung, dem Canal della Montagna, nichts anderes sind als losgerissene Stücke des Festlandes, an welchem das Meer weit gewaltthätiger verfuhr als drüben an der westadriatischen Küste.

Der Canal de la Morlacca und della Montagna umsäumt das Küstengebiet der jüngst aufgelösten croatischen Militärgrenze und zwar des Oguliner- und Ottocaner-Bezirkes, zu welchem eben die früher erwähnten Häfen von Zengg und Carlopago gehören; die Vororte der angesiedelten Flüchtlinge aus der türkischen „Morlakkei", d. i. aus dem slavischen Küstenlande Albaniens.

Erst unterhalb dieser Meeresenge, durch das Festland und die parallel gestreckten Inseln gebildet, fängt das heutige Dalmatien an, der längste und schmalste Bestandtheil der Monarchie, dessen größte Breite sich zwischen dem obersten Kerkalaufe und dem Canal di Zirona entwickelt, und dann in südöstlicher Richtung immer mehr abnimmt, um an der Bocche di Cattaro ihr Minimum zu zeigen. Gerade in diesem schmalsten Gliede Dalmatiens zeigt sich

eine zweimalige Durchbrechung, indem die Grenze der türkischen Herzegowina, des Hinterlandes Dalmatiens, zu dem Hafen von Klek an der Halbinsel Sabioncello und zu den Bocche di Cattaro als Hochlandstreifen Suttorina ausläuft, ein unleugbarer Uebelstand, dem Oesterreich im Jahre 1853 dadurch zu begegnen suchte, daß es die einer Abtretung beider Enklaven widerstrebende Pforte zwang, unserm Staate beiderseits die Anlage von Etappenstraßen einzuräumen. Ueberhaupt bildet die Nachbarschaft Bosniens, der Herzegowina und Montenegro's oder der Czernagora, schon durch die dalmatinischen Bazars zu Knin, Vrlika, Sign, Imoski, Vergorac, Metkovic, Stagno, Ragusa, Castelnuovo und Risano, in ihrer mercantilen Wichtigkeit gekennzeichnet, einen der Brennpunkte der orientalischen Frage für Oesterreich und schon die geographische Würdigung, des Verhältnisses zwischen Küsten- und Hinterland, unterstützt von dem Hinweise auf den nationalen Zusammenhang der Bevölkerung, läßt die gegenwärtige Sachlage für keine ewige Dauer geschaffen erscheinen.

Das nördlichste Stück Dalmatiens bis zum Querthal der Kerka zeigt an seiner Küste den mittelalterlichen Vorort des Landes unter wechselnder ungarischer und venetianischer Herrschaft, bis es endlich zur dauernden Hoheit der Republik des heiligen Markus kam, — Zara, Jader, Neu-Zara (im Gegensatze zu Zaravecchia, Alt-Zara oder Biograd in croatischer Sprache, woselbst die Pfalz der altcroatischen Fürsten stand). Es war unstreitig der Schlüssel zum dalmatischen Küstenlande und der wichtigste Platz des „venetianischen Dalmatiens" oder des „alten Erwerbes" (vetero acquisto) der Republik, dem die türkischen Eroberungen des 16. Jahrhunderts arg mitspielten, und der dann durch die Friedensschlüsse von 1669 und 1671 genau abgemarkt wurde.

An den berühmten Kerkafällen, dicht am Lago Prodian, liegt das binnenländische Scardona (Skradin), die alte Liburnerstadt, die im Mittelalter von ihrer Nachbarin an der Küste Sebenico (Sibnik) überflügelt wurde.

Zwischen der Kerka und Cettina breitet sich das historisch bedeutendste Mittelstück Dalmatiens aus, die Küstenstädte Sebeniko, Trau (Trogir) und Spalato (Spljet), der jetzige Centralpunkt des italienischen Dalmatiens, schon in der Römerzeit bestehend aber an den Trümmern der illyrisch-römischen Hauptstadt Salona mächtiger emporgewachsen. Am Canal bei Castelli reihen sich Spuren des antiken und mittelalterlichen Lebens Dalmatiens, wie in keiner andern Gegend, dicht an einander; es ist das Herz Dalmatiens. Von den binnenländischen Orten, der Landschaft Petrovo Polje, treten

oberhalb Dernis, das altcroatische Knin, Verlika, Sinj, Duare, als jene Oertlichkeiten hervor, durch welche die venetianisch-türkische Demarcationslinie des Karlowitzer Friedens und des Passarowitzer Tractates (1699, 1718) lief, wodurch die „neue und jüngste" Erwerbung Venedigs (Acquisto nuovo und novissimo oder auch gemäß seiner Lage, das Bergland — il Montano) festgestellt wurde. Oberhalb Salona ist das alte feste Clissa (Klis), „die Felsenklause", zwischen Küstensaum und Hinterland in der beide trennenden Bergkette, ein Ort, um welchen in alter nnd neuer Zeit oft gestritten ward.

An der Cettinamündung liegt Almissa (Omiš), der Vorort des Gebietes Poglizza, einst verrufen als Hauptnest kühner Piraten, die aber auch kriegerische Tüchtigkeit an den Tag legten, wie ihre Privilegien, z. B. das von 1207, ein Geschenk Kaiser Andreas' II. von Ungarn darthun. Hier hatte sich ein patriarchalischer Staat ausgebildet und wurde der Stützpunkt des mächtigsten Croatengeschlechtes mittelalterlicher Zeit, der Brebir aus der Zupanenfamilie der Subić, die im 14. Jahrhundert maßgebend in Dalmatiens Geschick eingriffen. Auch Venedig achtete die Sonderverfassung der Poglizza, und wie strenge die Poglizzaner dachten, beweist die Steinigung eines der Angesehensten unter ihnen, als er sich beikommen ließ, eine schöne Tochter der Landschaft an einen Türken in Clissa auszuliefern.

Wir haben es da mit den nördlichen Abkömmlingen des mächtigsten Serbo-Croatenstammes, den im 10. Jahrhunderte insbesondere weit gefürchteten Narentanern, zu thun. Ihr eigentliches Gebiet war das Uferland „Primorje", südlich von der Poglizza bis zur Mündung der Narenta nnd zur Halbinsel Sabioncello, mit Macarsca und Fort Opus als wichtigsten Küstenplätzen. Im Hinterlande (Roscopoglie), nächst der Grenze, liegt der alte Ort Imoschi. Das ganze Gebiet zwischen der Kerka nnd Narenta war Jahrhunderte lang Schauplatz erbitterter Türkenkämpfe, besonders da die Osmanen sich zwischen Cettina und Narenta festsetzten, und nichts wirkt auf den Geschichtsfreund so mächtig als die Schilderung des Erzbischofs von Spalato, Bernard Zane, vor den Vätern am 5. lateranensischen Concil (1507) von den Leiden Dalmatiens. Oft habe er die Messe unterbrechen müssen, um mit den Seinigen in Waffen die andrängenden Türken abzuwehren. So ergänzt die Geschichte den geographischen Eindruck Dalmatiens und läßt seine Gegenwart richtiger und billiger beurtheilen. Für die Handelsverhältnisse älterer und neuerer Zeit erscheinen die Orte Sebenico, Spalato, Makarska und Metković als wichtige Emporien für die Hinterlandschaften Grahovo, Livacko, Polje, Posusje, Trebisat und das Narentathal.

Auf dem schmalsten Stücke Dalmatiens zwischen dem Hafen Klek und der Landschaft Canale (Konalij) erstand auf antiker Grundlage (Epidaurus) Alt-Ragusa (Ragusa vecchia), bald von Ragusa (Dubrownik) überflügelt. Hier entwickelte sich in engen Grenzen eine Seestadt, deren gewinnbringender Handel und kluger Unabhängigkeitssinn in gleichem Grade die Serbenfürsten als die Venetianer herausforderte. Mit wunderbarer Zähigkeit behauptete sich die kleine Republik bis in die Neuzeit, länger als der Seestaat an der westlichen Adria. Die Venetianer nannten Dalmatiens Süden das „venetianische Albanien“ im Gegensatze zum türkischen.

Zwei Jahre vor dem Ende der ragusinischen Republik (1808) mahnte der Senator Caboga Angesichts der Zwangslage, sich fremder Gewalt, Frankreich oder Rußland (damals im Besitze der Bocche di Cattaro) fügen zu müssen, im Rathe der Stadt, man möge die Auswanderung dem Joche fremder Herrschaft vorziehen. Der große Sultan, der sich immer gütig gezeigt, werde den Ragusinern ein Asyl, irgend eine Insel im Archipel, anweisen, wo man nach eigenem Gesetze ein „neues Epidaurus“ gründen könne. In diesem Anachronismus spiegelt sich die Gesinnung des Patriziers der Handelsstadt, die stets mit den Türken besser als mit den Christenmächten sich abfand.

Der südlichste Theil des Landstriches, dem man einst das „venetianische Albanien“, jenseits der Narenta, hieß, bietet in der Bocche di Cattaro eine der merkwürdigsten Landschaften. Eingeengt von der Herzegowina und von Montenegro ist dies hochgelegene Küstenland (Primorje) ein System von Vorgebirgen um die tiefen Einschnitte des Meeres. Castelnuovo, Risano, Perasto sind die wichtigsten Orte dicht an der Bocche, während landeinwärts, an dem Montenegriner Gemärke, Stolivo, Percanja und der Hauptort Cattaro (Kotor, wahrscheinlich in der von Acrivum der Römerzeit) sich finden.

Hier stieß Venedig auf ein freies republikanisches Gemeinwesen unter ungarischer Schutzhoheit, im 14. Jahrhundert erblühend, worin ein gemischtes, romanisch-slavisches Patriziat den Ton angab, im Gegensatze zu den zinspflichtigen Grundholden der Nachbarschaft. Und dieser Gegensatz fand auch darin seinen Ausdruck, daß diese Bauernschaft früh schon mit den montenegrinischen Stammgenossen sympathisirte und der serbischen Herrschaft zuneigte, während das romanische Patriziat schon aus dieser Rücksicht und seit 1379 durch die venetianische Macht, die es damals angriff und zerstörte, geschreckt, einen Unterwerfungstractat mit der Signoria (1420) abschloß. Damals fügten sich auch Castelnuovo (Erczeg Novi) und Budua den Venetianern. Im Norden von Cattaro breitet sich die

Hochfläche der Krivoscie aus. Bocchesen und Krivoschcianer wahrten bis auf den heutigen Tag ihren türkenfeindlichen und ungebundenen Sinn, den ganzen Naturalismus eines kriegerischen Gebirgsvolkes in ärmlichen Lebensverhältnissen.

Blicken wir am Schlusse unserer Wanderung nach den ältesten Territorialverhältnissen Dalmatiens zurück. Bezeichnend sagt der kaiserliche Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts, die Chorwaten kennen keine Alleinherrschaft, sie zerfallen in Gaue oder Zupanien unter einzelnen Häuptlingen. Allerdings erscheint schon im 9. Jahrhundert urkundlich ein Fürst, oder „König" der Croaten, aber er ist unter den Zupanen, seinen Wählern, der „Erste ihres Gleichen."

Der Geschlechterverband und der Stammbezirk sind die Grundlagen des alt-croatischen Staates und die Formen dieses Lebens behaupteten sich lange, ja, der Patriarchalismus solcher Art besteht noch, unter völlig veränderten staatlichen Verhältnissen.

Alt-Croatien im Ganzen lag zwischen dem Cettinje- oder Cettina-Flusse im Süden, der Save und Kulpa im Norden, während es im Osten der Verbas, im Westen die Adria begrenzte. Es zählt, nach den Angaben des Constantin Porphyrogenetes, 14 Gaue oder Zupen und zwar — mit Ausschluß der im heutigen Bosnien und der Herzegowina gelegenen — drei im heutigen Hochlande Süd-Croatien oder Littorale: Kribasa (Krbawa, Corbavio), Litza (Likka) und Gutzika (Gacko); sechs im jetzigen Dalmatien bis zur Cettina: Nona (Nin, an der Meerenge), Tzina (Knin, an der Kerka), Sdraga (mit Belgrad, Biograd, Zara vecchia als Vororte), Brebera (Bribir, zwischen der Kerka und dem See Karin), Pesenta (inneres Land von der obern Cettina bis zur obern Kerka), Imotski (Imoschi, am rechten Cettinaufer); und zwei jenseits der Cettina: Tzentzine (am linken Cettinaufer) und Parathalassia (Primorje, das Küstenland zwischen Cettina und Narenta, mit Makarska), oder, wie Constantin sagt, wo er von dem „ungetauften" Croatien (Pagania), im Gegensatze vom nördlichen oder „christlichen" Croatien, handelt: Drei Zupanien: Rostotza, Mokrum (Makarska) und Doleni.

Zur „Pagania" im Süden des Cettinaflusses gehörten auch die Inseln Brazza, Lesina, Curzola und Meleda, oder wie sie der Byzantiner schreibt: Barzum, Pharum, (slav. Hwar), Curcura und Meleta.

Die Vororte des christlichen Croatiens, soweit sie dem heutigen Dalmatien angehören, hießen: Nona (Nin), Belegradon (Bielgrad, Biograd, Zara vecchia), Skardona (Skradie) und Tenin (Knin). Von diesem Croatien unterschied man im engern Sinne das „römische

Dalmatien", so genannt von seiner Zugehörigkeit an das oströmische Reich (das spätere venetianische Dalmatien) mit den Städten: Ragusa, Spalato, Trau und Zara, nebst den Inseln: Lagosta, Lissa, Veglia, Arbe und Osero, die aber bald der croatischen Invasion verfielen. Den Kern der Pagania, der Parathalassia, des Primorje, bildete der im 9. und 10. Jahrhundert so gefürchtete Narentaner-Staat. An Cattaro (Dekatera) lehnt sich das Gebiet von Dioklea, nach Serbien hinein. Zwischen Cattaro und Ragusa (Rausium) erstreckte sich das Fürstenthum Tribunia oder Terbunia, und von Ragusa bis an die Küstenlinie reichte das Fürstenthum der Zachlumer (Chulm, Chelm). Der bezüglichen Serbo-Croatenstämme wurde im fünften Buche bereits gedacht.

Ein ungenannter Schriftsteller Croatiens aus dem zwölften Jahrhundert ergänzt diese Angaben. Ihm zufolge entsprechen den zwölf Zupen (Tribus) der Croaten die sechs Bane oder Landesverweser und aus sechs bevorzugten Familien gehen diese Bane durch Losung hervor. Jene sechs Bane, der von Croatien, Bosnien, Slavonien (das heutige österreichische Croatien und Slavonien), Pozsega, Podrama (südliche Theil von Bosnien) und Albanien (Dalmatien im Süden der Cettina), denen noch ein siebenter, der von Syrmien, zugesellt wird, küren den neuen König, „wenn der frühere ohne Erben starb." Als jene sechs bevorzugten „Grafengeschlechter" erscheinen die Kačič, Kukar, Swačič, Cudomirič, Murič (Mogorovigi, Murithi) und Subič. Dieser Bericht trifft mit dem einer alten Handschrift des Geschichtschreibers Thomas, Erzpriesters von Spalato, zusammen, wo es heißt, zur Verhandlung mit Kaiser Koloman seien 1102 „die zwölf weiseren Adeligen der zwölf Gaue Croatiens" abgegangen; wir erfahren da die Namen der sechs anderen Geschlechter, die den früher genannten auch hier nachgestellt erscheinen und zwar: Gusič, Lapač von Karina, Polič (Pogglizza?), Lasničič, Jamometovič und Tugomirič. Offenbar sind es die Geschlechter und Zupen der ehemaligen Pagania.

Für die Geschichte Dalmatiens, Croatiens und Ungarns hat eines dieser alten Geschlechter, das der Subič eine weittragende Bedeutung.

Der erste Namenswechsel zeigt sie uns als Grafen von Likka im croatischen Hochlande, dann seit dem dreizehnten Jahrhunderte als Grafen von Bribir (Berberio) und 1227—1232 z. B. als solche von Spalato; 1276 ff. als Grafen von Trau, Sebenico und Almissa (Omis). Im vierzehnten Jahrhundert gipfelt die Macht dieses Geschlechtes, namentlich unter den Brüdern: Georg II. „Graf von

Almissa und der Inseln" (1292), „Graf von Dalmatien" († 1322), Mladin II., der die Titel „Ban von Croatien, Graf von Zara, Fürst Dalmatiens, zweiter Ban von Bosnien" führte und von der Signoria den Rang des Nobile erhielt, und Gregor II., „Graf von Ostrowizza", Mladin III. nennt sich Graf von Klissa (Klis); Mladin IV. Graf von Skardona (Skradin). Es war ein kühnes, unternehmendes, aber gewaltthätiges Geschlecht, dessen Handwerk nicht selten der Seeraub war; den italienischen Küstenstädten bangte vor ihnen, aber sie brauchten sie auch wieder als Bundesgenossen in den eigenen endlosen Fehden.

Georg IV., Graf von Ostrowizza, erhielt von Karl Robert das Schloß Zrin, und seit dem fünfzehnten Jahrhundert begann der letzte Namenswechsel der Subić; sie werden Grafen von Zrin (magyarisch: Zrinyi), der dalmatinische Besitz verflüchtigt, bedeutend dagegen ist der im croatischen Hochlande und seiner nördlichen Nachbarschaft.

Wenden wir uns den romanischen Küstenstädten und den betreffenden Inseln zu. Wir begegnen im neunten und zehnten Jahrhundert der Oberverwaltung in der Hand eines byzantinischen Statthalters oder Strategen in Zara, an den der Tribut der Städte Spalato, Zara, Trau, der Inseln Arbe oder Rab, Cherso oder Krk und Osoro in Golddrachmen, Wein, Seide (Arbe) oder auch Thierfellen (Cherso und Osoro) entrichtet wurde. Unter dem Strategen von Zara standen die Prioren von Zara, Trau, Spalato, Arbe, Cherso, Osero, denen wir Tribunen und Richter beigesellt finden. Diese Verfassung finden wir auch in Belgrado oder Zara vecchia, als es die Venetianer inne hatten und Klissa (um 1000, 1080); zu Nona und auf Brazzo finden wir „Richter" bestellt. Die Venetianer als Erben der byzantinischen Macht in Dalmatien übernahmen diese Verwaltungsverhältnisse oder Formen des städtischen Lebens und ließen sie bestehen, denn es waren die ihrem eigenen Municipalwesen verwandten. Die ungarische Herrschaft schonte sie gleichfalls.

Als alte Residenzen der Croatenfürsten und Könige erscheinen Bihać in Bosnien, in der Nachbarschaft von Salona, und Belgrad oder Biograd (nur uneigentlich Zara vecchia genannt). Doch erscheinen sie auch zu Nona und zu Spalato, der kirchlichen Metropole Dalmatiens. Neben Spalato waren die bedeutendsten Bisthümer das auf Arbe und in Zara.

Ungleich günstiger hat die Natur **Nordcroatien** und **Slavonien** bedacht, welches letztere schon durch seine Flora den Zusammenhang mit dem ungarischen Donaulande an den Tag legt, während Croatien am linken Ufer der Kulpa in seinen Vegetationsverhältnissen Innerösterreich, insbesondere dem südlichen, ebenso verwandt ist, wie bezüglich der Bodengestaltung. Zwischen der Drau und Kulpa verläuft in wachsend niedrigeren Formen das Metzelgebirge, das auf kurzer Strecke zwischen dem steierischen Badeorte Rohitsch und dem Quellengebiete der Beduja eine Landesgrenze darstellt. Das Kostelgebirge, die Ivančica, das Kalnikgebirge sind Glieder bewaldeten Mittelgebirges von untergeordneter Bedeutung; mächtiger erhebt sich das Agramer Gebirge mit dem Sljema-Vrh und das Moslavaner Gebirge oder die Garič-Berge im Südosten, in welchem Urgebirgsgestein mit einem Gürtel von marinen Ablagerungen hervortritt. — Zwischen der Ivančica, dem Agramer Gebirge und der Save, im Flußgebiete der Krapina, breitet sich das fruchtbare Kesselland **Zagorien**, das „Land hinter dem Gebirge" aus. Es ist jene Landschaft, die unter dem Namen „Seger", 25 Quadratmeilen groß, eine Hauptherrschaft der mächtigen **Grafen von Cilli** im 15. Jahrhundert ausmachte und in innigen Wechselbeziehungen mit dem slowenischen Untersteiermark stand, wie z. B. der windische Bauernaufstand des Jahres 1572 zeigt. Gleiches gilt vom fruchtbaren Samaborer Berglande zwischen Save und Kulpa, wo auch der Besitz der Cillier, mit **Samabor** als Vorort, lag.

Durch die günstige Lage am Fuße eines Gebirges und an der Schwelle der fruchtreichen Thalebene der Save entwickelte sich **Agram** (Zagreb = die Stadt hinter dem Bergrücken) zum alten Vororte Croatiens, obschon nicht unmittelbar am Hauptstrome des Landes gelegen. Es beherrschte das centrale Hügelland; ebenso wie die nordcroatische Draustadt **Warasdin**, in der Arpadenzeit (1209) eine Colonistenstadt, die ganze Umgebung, auch die Murinsel mit dem Hauptorte **Tschakathurn**, beherrscht und darum der Mittelpunkt der windischen Grenzvertheidigung gegen die Türken wurde.

Im Alterthum war der südliche Mündungspunkt der Kulpa in die Save, **Sissek** (Siscia) der Hauptort des ganzen Gebietes zwischen Drau und Save, das auch eine Zeit lang den Namen „Savia" führt.

Aehnlich heißt die Ebene an der Save von der Sottlamündung an der steierischen Grenze ostwärts beim Croaten die „Posavina", d. i. das Gelände an der Save, deren 6 Meilen langes Stück unterhalb Agram das sogenannte „**Turopolje**" bildet, in früheren Tagen (seit 1225) ein privilegirter District adeliger Bauern. Analog heißt

„Podravina" die Ebene an der Drau, zu welcher wir nach der Bodengestaltung und Bevölkerung auch die bereits erwähnte Murinsel oder Muraköz im Zalader Comitate Ungarns, einen üppigen Alluvialboden, rechnen müssen. Hier war das nördlichste Hauptstück der großen Besitzungen der Zrini, aus dem altcroatischen Edelgeschlechte der Subič, für Nordcroatien ebenso wichtig wie für das südliche Hochland und Küstengebiet das Haus Frangepani (Frankopan), der Herren von Veglia, Modrusch, Gačka und Vinodol. Dieses Geschlecht greift schon im vierzehnten Jahrhunderte nach Istrien hinüber. 1331 wählt die Stadt Muggia den Grafen Friedrich zum Podestà. Umgekehrt trugen die Grafen von Dachau und Andechs den Titel „Herzoge von Meranien" (Dalmatien und Istrien).

Oestlich vom Garič-Gebirge, eingerahmt vom Laufe der Ilova, breitet sich das von der Natur gut bedachte Berg-, Hügel- und Flächenland Slavonien aus, das Kernland der alten pannonischen Slovenen, das auch den Namen behauptete, mit dem ehemals das ganze heutige österreichische Slavonien und Croatien bedacht war. Sein höchst gelegener Theil ist das Pozseganer Kesselland, einst ein altslavisches Banat, im Süden der Podravina und nördlich von der Saveebene mit einem Umfange von 17 Quadratmeilen. Westwärts von der Orljavaspalte durchbrochen und mehrfach verästelt, ist es im Ganzen ein minder zugängliches Gebirgsterrain. Wo sich das Orljavaufer verflacht, am untern Kesselrande, liegt der Hauptort der Gegend Pozsega, ein altes Städtchen, mit gemischter Colonisation in der Arpádenzeit, ähnlich wie Valpovo (Valpo) an der Drau, und die alten Orte Veröcze (1234) und Vukovar (1210). Die Hauptstadt Slavoniens erhebt sich aber in der Ebene, an der Mündung der Drau, im Alluvialboden; Esseg, dort wo einst das römische Mursa stand.

Oestlich vom slawonischen Orte Vukovar, jenseits der Draulinie, zwischen dem Sid und Illok, erhebt sich, besonders der Theißmündung gegenüber, der letzte Ausläufer der Ostalpen, die Fruschka-Gora, d. i. „Frenska gora", das Frankengebirge, wie der pannonische Slave ihn nannte, Angesichts der bis hieher vorgeschobenen Macht des fränkischen Karolingerreiches. Auch der Byzantiner bezeichnete dem entsprechend das fruchtbare Hügelland Sirmiens an seinem Fuße als „Frankenland" (Frankochorion). Hier, in der Nähe des heutigen Mitrowiz, stand die blühendste Stadt des römischen Westillyriens, Sirmium, und ihr Name erhielt sich in dem der heutigen Landschaft, welche, so lange die Militärgrenze bestand, theilweise (das

Gebiet von Karlowitz, Semlin, Mitrovic und ein Theil von der Herrschaft Illok) zum Peterwardeiner Militärbezirk gehörte.

Wir haben noch mit einigen Worten des Binnenlandes im Süden der Kulpa, des Gebietes der aufgelösten westlichen Militärgrenze, zu gedenken, deren Ausgangspunkt und Vorort seit dem 16. Jahrhunderte Karlstadt wurde. Sie umfaßte die Hauscommunionen der Grenzer in dem Regimentsbezirke Sluin, in den zwei Banaldistricten, im Gradiskaner und Broder Bezirk, abgesehen von den zur Adriaküste gehörigen Gebieten von Ogulin, Ottochaz, Likka und Krbava, deren bereits gedacht wurde. Es ist das südliche Flußgebiet der Kulpa, die bereits von Karlstadt an schiffbar ist und auf ihrem rechten Ufer die Dobra, Mrznica, Korana und Glina empfängt, die sämmtlich in engen Schluchten strömen und theilweise wie die Karstflüsse Innerösterreichs und des Küstenlandes verschwinden um wieder aufzutauchen. Die Petrinja kommt aus dem Zriniskigebirge, dessen Name gleichwie die Vergangenheit des Ortes Petrinja, an der Mündung, der Zrinyis gedenken läßt. Dieser Ort spielt auch unter vielen Festungen der alten Militärgrenze seine Rolle. Auf Likkaner Boden entsprungen, aber dann nach Bosnien gewendet, bildet die Unna die Grenze Croatiens und Bosniens. Der Ort auf bosnischem Boden, wohin sie einbiegt, Bihač, war in altcroatischer Zeit eine bedeutende Fürstenpfalz. Die Orte an der Una: Novi, Kostainica, Dubica, Brod bilden in der türkisch-österreichischen Demarcationslinie seit dem Karlowitzer Frieden wichtige Grenzpunkte. Sie, so wie Gradiska, Jassenowac, Sissek und Essek haben auch eine ausnehmende Wichtigkeit als Knotenpunkte des Handels mit den jeseitigen Donauländern.

Ehe wir uns von diesen Gegenden, dem südöstlichsten Gliede der Alpenwelt, wo sie an das Balkansystem grenzt, weit abwenden, drängt es den Geschichtsfreund, der Vergangenheit und Gegenwart dieses geographischen Bodens zu gedenken. Einst mit dem westlichen Alpenlande Innerösterreichs in der Gesammtbenennung Illyricum verbunden, umfängt er seit dem 7. und 8. Jahrhundert die Slavenwelt, insbesondere den croato-serbischen Stamm.

Romanen- und Magyarenthum, Venedig und Ungarn streben nach Oberhoheit in diesem Gebiete, das seit dem 16. Jahrhundert der Tummelplatz türkischer Eroberung, aber zugleich der Boden der Vertheidigung gegen den Halbmond wird. Die theresianische Militärgrenze schafft ein geschlossenes System bewaffneter Marken, ähnlich den Veteranencolonien der Römer am Rheine und an der Donau. Aber längst hatten sich die Verhältnisse geändert. Mehr als der

Türke ist die Seuche zu fürchten, die auch der Militärcordon abwehren soll. Denn jener ist kein gefährlicher Feind; er ist der geduldete, von fremder Hand gestützte Herr eines Staates, der immer mehr aus den Fugen geht. Gegen den Türken bedarf Oesterreich keine Militärgrenze; aber eine starke Stellung muß es zwischen der Unna und dem Verbas einzunehmen trachten, wenn es zu Ereignissen kommt, die sich schon wie Wetterleuchten im Türkenkriege des 17. Jahrhunderts ankündigten. Der croato-serbische Stamm beginnt sich zu fühlen, die Idee des dreieinigen Königreiches ist nicht neu, aber besonders in unseren Tagen scheint sie nicht leicht von der Tagesordnung sich verdrängen lassen zu wollen.

Kehren wir mit der Donau stromaufwärts zurück, um das Stammland unseres Staates zu betrachten, das Land Oesterreich ober und unter der Enns.

Wenn nun auch der Donaulauf vom Ursprunge bis Preßburg als das erste Hauptglied der Stromentwicklung oder als die „deutsche" Donau im Ganzen aufgefaßt wird und geologisch von dem ostbayerischen Uferorte Vilshofen bis Linz im altkrystallinischen Gesteine oder Urgebirge sich bewegt und nicht erst jenseits der Inngrenze Oesterreichs hinter Passau, so läßt sich doch im Großen und Ganzen der Eintritt der Donau auf österreichischen Boden als eine besondere Phase ihres Laufes abmarken, denn schon von Aschach, oberhalb Linz, verläßt sie jene Urschieferzone und scheidet nun auf ihrem weitern Laufe das böhmisch-nordmärkische Granit- und Primärschiefer-Massiv vom neogenen Gürtel, d. i. die Flyschzone der Kalkalpen, bevor sie die interessantesten Weitungen ihres Strombettes, das Tulner und Wiener, betritt.

Ein geistreicher Darsteller des Letzteren verglich den österreichischen Donaulauf mit einer an mehreren Punkten ihrer Länge aufgehängten Kette und nannte die festen Gebirgsmassen, die ihre Curve bestimmen, die „Aufhängepunkte" der Kette.

Verfolgen wir nun die Glieder dieser Kette.

Das Durchbruchsthal von Engelhardzell bis Aschach ist eng und ziemlich öde. Von Aschach öffnet sich die Gegend wie durch ein „weit und bequem ausgeschnittenes Naturfenster"; aber auch die Stromzersplitterung beginnt; der Strom sammelt sich erst bei Ottensheim wieder. Dies Stück des Landes ob der Enns, an beiden Ufern der Donau, nordwärts etwa durch den Lauf der großen Rodel, südwärts durch den der Traue abgemarkt, einerseits dem Alpen-,

andererseits dem Sudetensystem angehörig, einst der Mattig- und theilweise der Donaugau, umschließt einige historisch bedeutende Gegenden und Oertlichkeiten. Zunächst sei des Innviertels gedacht mit dem Kobernauer Walde in der südöstlichen Ecke und dem Hausruck als Ostgrenze, in dessen Namen historische Combination das keltische Völkchen der Rugusker verewigt wissen wollte. Zwischen Hausruck Donau und Traun dehnte sich das Hausruckviertel aus, von dem man jedoch die schöne Alpenlandschaft im Süden, den Seeboden des Salzkammergutes, zu scheiden pflegte.

Dieses wundervolle Ländchen, die oberösterreichische Schweiz, einst der Attergau, zu welchem im benachbarten Traunkreise auch der Traun- oder Gmundnersee sammt Umgebung zählt, erscheint, wie schon der Name andeutet, als landesfürstliche Domäne oder Kammergut mit Salzgewinnung in den Vororten Hallstadt, Gmunden, und Ischl (Iskala), von welchem letztern Orte das Gebiet auch „Provinz Ischl" hieß. Seit dem 14. Jahrhundert tritt sie mehr hervor, doch ist der dortige Salzbetrieb der Habsburger älter. Denn zu Hallstadt, dessen Salzberg ein ganzes keltisches Leichenfeld erschloß, arbeiteten schon im dreizehnten Jahrhundert die Pfannen, sehr zum Verdruß der Salzburger Erzbischöfe, die keine Concurrenz für ihr Halleiner Salz leiden mochten. — Auch der Bachname Sulz und der Ort Hall in der Nähe von Kremsmünster deuten auf alte Salzgewinnung.

Vöklamarkt und Vöklabruck sind alte Orte, deren Namen sich ebenso einfach wie der des kärntnischen Völkermarkt von dem slavischen Flüßchennamen Velka (Vökla) ableiten läßt. Denn obschon im Allgemeinen die Enns als Grenze der Alpenslaven und Bajuvaren angenommen wird, gegendweise griff das Slaventhum darüber hinaus, tief nach Westen ein, wie wir dies urkundlich für das achte Jahrhundert von dem Gebiet um Kremsmünster (Münster oder Kloster an der Krems, slavisch Kremže) bezeugt finden, das doch auch am linken Ufergelände der Enns liegt. Ja selbst der Name des Vorortes dieser Gegend, der ältern Hauptstadt Oberösterreichs, Wels, das, auf der acht Stunden langen Haide gelegen, eine ähnliche Stellung zu den Alpenpässen einnimmt, wie das unterösterreichische Wiener-Neustadt auf dem Steinfelde, 1190 von den Babenbergern den Bischöfen von Würzburg abgekauft, führt nicht unmittelbar auf das keltorömische Ovilaba oder Ovilabis, sondern auf Welisa zurück, und dieses findet sein Seitenstück an dem steirischen Velica, jetzt Wölz, was entschieden slavisch von Hause war. Andere Ortsnamen, wie z. B. Frankenmarkt,

Frankenstadt geben bedeutsame Winke in Hinsicht der Colonisation der karolingischen Epoche.

Mit Wels und Lambach betreten wir schon den Boden des alten großen Traungaues und es knüpft sich an die beiden Orte der Sitz des bedeutendsten Dynastengeschlechts nachkarolingischer Zeit. Der Traungau selbst steht im innigsten historischen Verbande mit der benachbarten Steiermark, wie bereits an anderer Stelle angedeutet wurde und noch an anderen Orten ausgeführt werden soll, — insbesondere sein westlicher Grenzort, Stadt Steier. Im Süden dieses Gebiets erinnert noch Windisch-Garsten an die einstige Slavenbevölkerung, die über den Pirhepaß weit hinaus sich verbreitete.

In einer wichtigen Ausweitung des Donauthals, im vormaligen Mühlviertel, liegt die jetzige Hauptstadt Oberösterreichs, Linz, auf römischer Grundlage, bis in's dreizehnte Jahrhundert Eigenthum der mächtigen Herren oder Vögte von Perg, dann von den Babenbergern erworben. Linz ist ein naturgemäßer Knotenpunkt wichtiger Verkehrsstraßen, an der Donau gelegen, südwärts in's offene Hügelland und an's nahe Traunthal gerückt, nordwärts durch alte Wege und vielbegangenen Saumpfad, den sogenannten „Beheimsteg", mit dem südwestlichen Böhmen, den ehemals Rosenberg'schen jetzt Schwarzenberg'schen Güterlandschaften und mit der Budweiser Ebene verbunden. Der wichtigste Heerweg nach Böhmen führte über den alten Markt Freistadt gegen Budweis. Das ganze Mühlviertel, sogenannt von dem Zufluß der Donau am Nordufer derselben, ist ein in territorialer und culturgeschichtlicher Hinsicht äußerst interessanter Boden. Er umfaßte ein großes Stück des Passauer-Hochstiftbesitzes; zwischen der Narn und Aist lagen Gütermassen der Bischöfe von Regensburg, hier waren theilweise die großen Besitzungen der Grafen von Bogen, an die noch lange die Bezeichnung einer in Niederösterreich gelegenen Landschaft „Poigreich", d. i. Reich oder Gebiet der Bogner, erinnerte, gleichwie der gleichzeitigen Falkensteiner und der älteren Herren und Grafen von Plain und Peilstein, der Schaumburger, die sich bis gegen Schluß des 14. Jahrhunderts als reichsunmittelbare Grafen hielten. Hierein gehört das große Eigen der Herren von „Machland", wie das Gebiet um Freistadt hieß, und der bedeutende Güterstand der alten Abtei St. Florian, abgesehen von dem südlichen Theile, der alten Riedmark, in welcher lange vor 1156 die Babenberger geboten.

Dieser bunten Zusammensetzung der Güterverhältnisse entspricht auch die Mannigfaltigkeit der ethnographischen und Ansiedlungsverhältnisse.

Im 9. und 10. Jahrhundert noch saßen Slaven zwischen der Feld- und Waldaist, zahlreiche Bach- und Ortsnamen, wie Jowernitz, Flanitz, Feistritz, Fissnitz, Longwitz, Trabessa, Dobra, Kötschka, Witra, Zwettl, Kroutzen (Kreuzen), spiegeln noch die ältere slavische Bewohnerschicht ab. Hier ist aber auch die Heimat der vielen Ortsnamen auf reut, schlag (vgl. das Prämonstratenserstift Schlagl-Marien-Schlag: plaga S. Mariae), die beweisen, wie viel allda die deutsche Axt auf dem breiten Waldgrunde zu schaffen hatte, wie bedeutend die unmittelbar deutsche Colonisation allhier angenommen werden muß. Denn herein griffen die dichten Bestände des ungeheuern Nord- oder Böhmerwaldes. Da war es, wo Herr Chalhoch von Falkenstein sich in der unermeßlichen Gebirgsöde verirrte und inmitten des Geheuls der Wölfe und Bären eine stürmische Gewitternacht ungastlich zu verbringen genöthigt ward. Die Seelenangst entlockte ihm das Gelöbniß einer Klosterstiftung, ein Blitzstrahl verscheucht die grimmigen Wölfe, er findet morgens den rettenden Ausweg und stiftet das Kloster Maria Schlag (1194—1204?), wohin die ansiedlungseifrigen Cistercienser aus Kloster Langheim in Bayern kommen. Nur achthalb Jahre halten sie hier aus; es erging ihnen ähnlich wie der ersten Mönchscolonie in Berchtesgaden und der Priestercolonie in der Tiroler Scharnitz. Der Abt und ein Klosterbruder waren vor Hunger und Kälte gestorben; heimlich entfernten sich die anderen Verzagten zur Nachtzeit, um das wohnlichere Dach in der bayerischen Heimat wieder aufzusuchen. Vergebens mahnte sie Chalhoch zur Rückkehr und baute nun an günstigerer Stelle ein neues Kloster, das er dann den Prämonstratensern übergab, welche nun die Ungunst der Naturverhältnisse leichter bewältigen konnten.

Ueberhaupt müssen wir uns die vorzeitigen Waldbestände Oberösterreichs auch im Süden der Donau sehr bedeutend denken. Reste derselben waren der Keßlerwald bei Engelhardzell, der Kremwald an der Vekla. Fassen wir alle diese Momente und die oben angedeuteten Territorialverhältnisse zusammen, so ergiebt sich die mosaikartige Zusammensetzung des Landes ob der Enns unter den Babenbergern und den Habsburgern von selbst. Von Hause aus ein Stück Bayern, dann in verschiedene Besitzstände aufgelöst, großentheils mit der Steiermark (Traungau bis 1254), theilweise mit dem bayerischen Herzogthum (Innkreis bis 1779) verbunden, kam zunächst nur das Mittelstück 1156 als Land ob der Enns, oder das „Landl" (Ländchen) im Volksmunde, an die Babenberger und langsam, Stück für Stück, schloß sich das Uebrige an.

Beeilen wir uns nun den Donaulauf weiter zu verfolgen.

Auch in geologischer Beziehung bildet Linz eine wichtige Haltstelle. Hier verläßt bald die Donau den Urgebirgsboden ihres Nordufers und strömt nun bis über Amstetten, in Niederösterreich, durch die Flyschzone oder jüngere Schichten, um dann neuerdings wieder das vorgeschobene Urgebirge zu durchbrechen und, eine neogene Zwischenlage abgerechnet, erst hinter Melk sie für immer zu verlassen und in das diluviale Becken von Tuln einzutreten. Dieses Stück des Donauthales ist reich an fesselnden Erscheinungen des Natur- und Geschichtslebens, das Herz des alten Ufer-Norikum, wie das Land in keltisch-römischer Zeit hieß. Zunächst bietet die Mündungsstelle der Enns den gleichnamigen Hauptort in der Nähe des römischen Laureacum, an den noch der Name des Dorfes Lorch erinnert, hervorgegangen aus der Anasi- oder Ennsburg, dem Grenzbollwerke Bayerns im 9. und 10. Jahrhundert; bald ein blühender Handel- und Stapelplatz, der Grenzpunkt Ober- und Niederösterreichs.

Wallsee erinnert an eines der mächtigen Geschlechter des Landes, die von Hause Schwaben, mit ihren Gönnern und Stammgenossen, den Habsburgern, Oesterreichs mächtigstes Herrengeschlecht wurden. Bei Ardagger, einem uralten Orte, beginnt die merkwürdige Stromenge, die zwischen Grein und dem Hausstein durch drei Flußkanäle, das sogenannte Wildwasser, die Wildniß und den berüchtigten Strudel, andererseits den Wirbel am Hausstein eine ehedem bedeutende Gefahr dem Floß und Schiffe bereitete, die durch Felsensprengungen, insbesondere unter Joseph II. und in unserm Jahrhundert, ziemlich beseitigt wurde. Dann kommen die Mündungspunkte der Ips und Erlaf; dazwischen das alte Schloß Persen- oder Pösenbeug, das, von Kaiser Heinrich III. besucht, durch einen Zusammenbruch der Bauwölbungen bei frohem Mahle und Reigen eine ernste Erinnerung bot. Bei der Erlafmündung schmiegt sich an's Ufer Groß-Pöchlarn (Bechilaren), an Stelle des römischen Arelape, im Nibelungenliede der Sitz des sagenhaften Markgrafen Rüdiger, des bis zum Tode getreuen Vasallen Etzel's gefeiert.

An den mittleren und oberen Läufen der genannten Zuflüsse mit den Vororten Ulmerfeld (Zubermaresfeld = Ze-Ubermaresfeld in der ursprünglichen Schreibung) und Steinkirchen als alten Vororten. Hier grenzten große Besitzungen der bayerischen Hochstifte, Freising's (an der Ips), Regensburg's (an der Erlaf) an einander, fleißig bebaut und verwerthet, und berührten sich mit dem Eigen des Hochstiftes Passau, des begütertsten im ganzen Lande, dem es auch in kirchlicher Beziehung, selbst nach der Gründung des Wiener- und Wiener-Neustädter Bisthums, unterstand. Dann folgt

am Nordufer Melk (Madalicha), auf kühnem Felsenvorsprung; das größte Benedictinerstift Nieder-Oesterreichs mit nahezu vierzig Besitzungen und Pfarren in allen Vierteln des Landes, ein würdiger Rival des ältern Kremsmünster, der Mittelpunkt der ältesten einheimischen Geschichtschreibung oder Klosterannalistik, jener Ort, den traditionell einst die Ungarn als Herren des untern Donauthals im 10. Jahrhundert bis zur Babenbergerzeit besetzt hielten. In Melk läßt das Nibelungen-Lied Kriemhilden auf der Fahrt in's Hunnenland Rast halten. Piterolf zieht über Medeliche nach Muotarn (Mautern). Auch der Name eiserne Burg findet sich für Melk, in dessen Kirche Babenberger ruhen.

Die Donau strömt nun nordwärts, um dann an der Feste Dürnstein, in welcher König Richard Löwenherz gefangen saß, eine östliche Richtung gegen Stein, Mautern und Krems einzuschlagen. Es sind die wichtigen Handels- und Stapelplätze, Mautern überdies neben Tuln und Klosterneuburg, nachdem es als Passauer Lehen an die Babenberger gediehen, eine der drei alten Teidings- oder Gerichtstätten der einstigen Markgrafen Oesterreichs, an welche sich das alte Traismauer, ehedem ein Römerort, anschließt, dort wo die Traisen einmündet.

Zwei wichtige Flußläufe, der jetzt genannte und die westlichere Bielach (Biela, der „weiße Fluß" der vormaligen slavischen Anwohner), strömen in diesem Theile des Donauthales vom Rande der Kalkalpen herüber. Südwestlich von ihnen an das steierische Gemärke breitet sich eine Gebirgslandschaft mit dem bezeichnenden Namen „Eisenwurzen", wo die Besitzungen der alten Dynasten von Sempt-Ebersberg, Seeburg, Still und Heft die Ips und Erlaf hinanreichten, bis an die Lunzerseen aus und findet ihren Höhe- und Grenzpunkt an dem Oetscher im obersten Erlafgebiete, am See, der zwischen ihm und Groß-Mariazell liegt. Es ist ein merkwürdiges Stück Landes und der Oetscher selbst der interessanteste Punkt des ganzen, von Kräutersammlern und Schatzgräbern, den „Venedigern" stark besucht, so daß schon im 16. Jahrhundert, unter Kaiser Rudolph II., eine landesfürstliche Commission die Naturwunder dieses Berges untersuchte.

In dieser Grenzlandschaft berührten sich die Eigengüter der Babenberger an der Bielach und Traisen mit dem großen Besitz der Passauer Kirche, hier gründeten sie (1202) eine ihrer Lieblingsstiftungen, Lilienfeld, nahe einem alten Gebirgswege, der die Steiermark und Oesterreich verbindet.

Der Vorort des Traisenfeldes oder des Treismafeld-

gaues in älterer Bezeichnung ist St. Pölten, die Kirche des heiligen Hippolyt (St. Pölten in der Landessprache), die alte Passauer Bisthumsstadt, viel früher genannt als alle anderen Städte der Nachbarschaft, mit einem der ältesten Burgrechte (1191). Das Traisengebiet der Donau schließt landeinwärts der Wiener Wald, noch vor Kurzem die natürliche Begrenzung zweier Landesviertel, des westlichen Viertels ober und des östlichen unter dem Wiener-Walde, beide am Südufer der Donau, welche vor Tuln in das Becken eines Meeres tritt, ein Theil des urweltlichen gallisch-germanischen Meeres, das mit dem pannonischen zusammenhing.

Tuln, die alte Hauptstadt Niederösterreichs, bevor es Wien geworden, in der Gegend, wo einst die Flottenstation der Römer Comagene stand, an welche der mittelalterliche Name Cumeoberg bei dem alten Orte Königstetten erinnert; ein günstiger Platz, wie geschaffen für eine Ansiedlung hervorragender Art. Den Donaulauf abwärts treffen wir auf Zeiselmauer, das Zeizinmuore des Nibelungenliedes, an welchem die Sage Chriemhilde, die Fürstentochter von Worms, vorbeiziehen läßt; offenbar das Citium der Römer. Hinter Zeiselmauer schiebt sich der äußerste Nordbug des Wienerwaldes, das Kahlengebirge, wahrscheinlich der „Keltische Berg" des Ptolemäos, vor, und mit veränderter Richtung strömt die Donau zwischen Korneuburg, dem wichtigen Vorposten des Marchfeldes und dem südlichern Klosterneuburg, oder Neuburg in älterer Sprache, dem Hauptorte am Nordkap der Alpen in das Wiener Becken, welches den geographischen und politischen Mittelpunkt des Gesammtstaates in sich schließt.

Es ist so viel und so Treffendes über die allseitige Bedeutung der Lage dieser centralen Stadt geschrieben worden, daß wir uns gerade in dieser Beziehung kurz fassen dürfen. „Wien liegt nicht zwischen zwei selbständigen Gebirgszügen, sondern mitten in den Alpen selbst, zwischen der Centralkette und der Grauwackenzone einerseits und der Sandsteinzone andererseits, unmittelbar auf dem Gebiete der eingesunkenen Kalksteinzone",— so charakterisirt ein berufener Kenner der Bodenverhältnisse der Donaustadt ihre Lage vom Standpunkte des Geologen und beweist somit, daß Wien der Ostalpenwelt angehört. Am äußersten Saume derselben gelegen, hütet Wien jedoch zugleich die Pforte zum Marchfelde und andererseits zur kleineren Donau-Tiefebene Ungarns, jenem ehemaligen Meeresbecken, das mit dem Wiener in Verbindung trat, als in der mittlern Tertiärzeit die Kalksteinzone einbrach und „die Wogen des Tertiärmeeres etwa 300' über dem Niveau der Spitze des vollendeten Stephansthurmes an

einanderschlugen". Das war ein gewaltiges Stück der Erdbildungsvorgänge, und ungezählte Jahrtausende mußten vergehen, bevor dies Tertiärmeer verschwand, das Becken Wiens mit den ältesten Ablagerungen sich füllte, dann mit den Bildungen des Diluviums und endlich bis in die geschichtliche Zeit hinein die Donau ihre launenhaften Anschwemmungsarbeiten begann.

Eine Art Ergänzung zu der Lage Wiens bildet die Bodenbeschaffenheit Wiener-Neustadt's. Wiener-Neustadt liegt auch in der Bruchlinie der Kalksteinzone, welche sich von Gloggnitz am Fuße des Semmerings bis über die Donau in's Marchfeld verfolgen läßt, und sein Steinfeld, die gewaltigen Schuttkegel in seiner Nachbarschaft, beweisen, wie, nach Ausfüllung des alpinen Beckens, in der Eiszeit die Gletschermassen des nahen Gebirgs durch Moränen und Geschiebe für die Neugestaltung der Bodenfläche sorgten. Noch müssen wir einen Blick auf eine Stelle dieses alpinen Beckens werfen. Es ist dies Mödling, an der „Brühl" (dem einstigen „Sumpfwalde") in der Nähe eines der ältesten und bedeutendsten Klöster der Zisterzienser, Heiligenkreuz am Sattelbach. Schon Anfangs des elften Jahrhunderts wird die landesfürstliche Burg Medelick, jetzt Mödling, erwähnt, was auch zu Verwechslungen mit Melk führte. Sie bildete den Sitz eines Apanageherzogthums der Babenberger.

Wenden wir nochmals den Blick auf die Lage Wiens. Ein Franzose bemerkte, mit dieser Stadt eröffne sich der Orient; diese Phrase ist allerdings mehr überschwänglich als richtig, aber durch die Lage Wiens an der Schwelle Ungarns läßt sie sich einigermaßen rechtfertigen. Der Römer betrachtete Wien als pannonische Stadt, und der Türke, welcher zweimal vor ihr lagerte, mochte in der angestrebten Eroberung dieser Stadt einen Abschluß seiner ungarischen Herrschaft gewahren. Aber gleichwie die orographische Betrachtung und die geologische Entwicklungsgeschichte des Wiener Bodens diese Stadt der deutschen Alpenwelt zuweist, so beweist auch die Geschichte und die rasche Entwicklung Wiens zum Vororte der Ostmark des Reiches diesen innigen Zusammenhang mit Süddeutschland. Wien war jedoch befähigt, über die Grenzen einer einfachen Landeshauptstadt hinauszuwachsen und der Mittelpunkt eines Ländersystems, einer Reichsbildung, zu werden, deren drei Hauptglieder die Alpen, Sudeten- und Karpathengruppe keinen günstigern Verkehrs- und Einigungspunkt finden können. Wien mußte daher seit 1526 immer entschiedener Haupt- und Residenzstadt eines Großstaates werden, wo es, wie schon Schmeizel singt, an Trachten wimmelte und ein

Sprachgewirre wie in „Babel" zu hören war; überdies ward es die Kaiserstadt Deutschlands.

Das alpine Becken in seiner südlich wachsenden Verengerung ist in historischer Beziehung ein merkwürdiger Boden. Aus verschiedenen Gebieten setzte sich hier mosaikartig Niederösterreich zusammen. An der Piesting und Triesting stießen große Besitzungen des Hochstiftes Regensburg, mit dem Eigen der Markgrafenherzoge von Steier und Oesterreich zusammen. Das ganze Gebiet von Wienerneustadt gegen Steiermark hieß, wie wir bereits wissen, die Püttner Mark, die 1158—1254 zur Steiermark gehörte, — ein Verhältniß, das noch in's 15. Jahrhundert hinüberwirkt.

Das Gebiet zwischen Fischa, Donau und Lejtha gerieth noch im 11. Jahrhundert in den Besitz Ungarns, wurde bald jedoch (1043) an Deutschland abgetreten und so die wichtige historische Grenze zwischen beiden Reichen, der Lejthafluß, geschaffen. Vom 12. bis in's 13. Jahrhundert bestand das oben erwähnte Mölinger Apanageherzogthum einer babenbergischen Seitenlinie. Wiener-Neustadt, dessen Name auf den geschichtlichen Zusammenhang mit dem ältern Wien, als der Mutterstadt, hinweist, eine Gründung vom Schlusse des 12. Jahrhunderts, rivalisirte mit Wien in Bezug des Handels und der politischen Bedeutung, wie dies am besten im 15. Jahrhundert zu Tage tritt. Längst war die, schon im 12. Jahrhundert verschollene Bedeutung des südlichen Pitten oder Pütten (Butina), des uralten Vorortes der gleichnamigen Mark, erloschen, und fast wie ein Märchen muthet den Geschichtsfreund die Bemerkung eines mittelalterlichen Chronisten an, Pitten sei die „Mutterstadt Noricums", d. i. Altösterreichs, gewesen.

Fischament, Petronell, wo die Noriker-, dann Römerstadt Carnuntum lag, Deutsch-Altenburg, dann Heimburg, die „Burg Heimo's" (?), ein blühender Handelsort des Mittelalters, sind Wiens Vorposten gegen Ungarn, an dessen Grenze die Donau jene Stromenge bei Theben (das slavische Devin, analog dem deutschen Maidburg) bildet, die als Durchbruchstelle des urzeitigen pannonischen Meeres zur alpinen Bucht Wiens anzusehen ist. Die Zurückstauung des Donauufers durch diese Gebirgsenge ist eine Hauptursache der Zersplitterung und Versandung des obern Stromlaufes geworden.

Hier durchbricht der Strom das Urgebirgsgestein der kleinen Karpathen. Aber nur ein schmaler Streifen derselben bleibt am rechten Ufer der Donau, während der ganze übrige Boden desselben den Alpenvorlagen angehört.

Lenken wir mit der March, dem Grenzflusse Oesterreichs und Ungarns, am Nordufer der Donau wieder von dem pannonischen Boden westwärts ein. Das Marchfeld ist eines der bedeutendsten Anschwemmungsgebiete, ein Boden wie geschaffen zum Anbau, eine Kornkammer, aber auch ein Fleck Erde, auf welchem zu alten Zeiten entscheidende Schlachten geliefert wurden, — ein förmliches Archiv der Kriegsgeschichte vom 13. bis in's 19. Jahrhundert. Zwischen Korneuburg und Marchegg entwickelt es seine größte Breite. Das Marchfeld war die offene Heerstraße für Oesterreich, Mähren und Ungarn und eine Art Grenzrain zwischen beiden erstgenannten Ländern. In seinem Rücken steigt allmählich auf das einförmige Hügelland des ehemaligen Viertels unter dem Manhartsberge (Mânehard = Mondwald, ohne daß wir daraus auf eine Identität mit der Selene Hyle, dem Mondwalde des Ptolemäos, schließen dürfen), als dessen Ostbereich. Von den großen einstigen Waldbeständen erhielten sich einzelne Reste, wie der Ernstbrunnerwald; das Uebrige fiel von der Axt des deutschen Ansiedlers, und die Urkunden vom 9. Jahrhundert ab lehren, wie viel da von Reichswegen verschenkt wurde. Die vielen Orte mit Eigennamen in ihrer Bezeichnung weisen auf die ursprünglichen Ansiedlungsverhältnisse hin. In der Nordwestecke des Viertels unter dem Manhartsberge liegt der Hauptort des ehemaligen Reichslehens der Burggrafen von Nürnberg, als welche die Hohenzollern in der Geschichte auftreten, Retz oder Rötz (Ragacz), im fruchtbaren Weingelände, das am Südufer der Thaya gegen Znaym nordwärts streicht; ein Markt, der nicht mit dem nordwestlicher gelegenen Orte Raabs (Rakouz, Rakyz in der slavischen Grundform) im Viertel ober dem Manhartsberge in seiner historischen Bedeutung verwechselt werden darf. Noch jetzt erinnert ein Gebäude als Rest des alten Burgsitzes an die Vergangenheit. Zwischen Retz und Raabs liegt das alte Prämonstratenserstift Geras (Jarousch) Der ganze Nordstrich durch die Orte Geras, Weitersfeld, Pulkau, Seefeld, Mailberg (die alte Johannitercommende), Staatz, Poisdorf und Hohenau an die March hin topographisch gekennzeichnet, spielt in der mittelalterlichen Kriegsgeschichte eine wichtige Rolle. Südwestlich, nahegerückt dem Manhartsberge, liegt der Markt Meissau, von welchem ein mächtiges Geschlecht Oesterreichs den Namen führt, das noch im vierzehnten Jahrhundert seinen Sturz erlebte.

Jenseits des Manhartsberges im einstigen Viertel ober dem Manhartsberge scheiden die zwei Kampflüsse, an denen einst das keltische (?) Volk der „Kampen und Parmäkampen" des Pto-

lemäos hauste, zwei wichtige Gebiete. Das südwärts gerückte Land zwischen der großen Kamp und Krems, mit der Stadt Krems als Vororte, überlagert eine der anmuthigsten und fruchtbarsten Landschaften des, namentlich zwischen dem letztgenannten Städtchen und dem westlicher gelegenen Stein verengerten, Donauthales, die sogenannte Wachau, deren Bedeutung als Ansiedlungsgebiet gleich nach der Lechfelder Schlacht (955) hervortritt. Hier, zu beiden Seiten der Donau, stand das deutsche Colonistenthum dicht geschaart gleichsam auf der Warte, um weiter ostwärts nach beiden Seiten des Stromufers hin vorzubringen. Jenseits der großen Kamp in der südwestlichen Ecke des genannten Viertels findet sich eine Landschaft mit Eggenburg als Mittelpunkte, die heutzutage als reiches Fundgebiet „prähistorischer" Funde die Freunde der Culturgeschichte vielseitig anregt. Nicht weit davon erheben sich die letzten Trümmer der Stammburg des mächtigen Hauses der Chuenringer. Horn, der alte Vorort dieses Bezirkes, erinnert an das alte reichsunmittelbare Grafengeschlecht, das in diesem Theile von Oesterreich mit denen von Schala, Rebgau, Falkenstein (Herrantstein) und Anderen reich begütert war. In diese Gegend griff auch der große Besitz der Grafen von Bogen oder das sogenannte „Poigreich" (Biugariche). Hier besaß auch das Bisthum Passau großes Zehntgut, das, wie z. B. Gars, Altenpölla, Eckendorf, Rußbach, Mistelbach, Falkenstein, Oberleiß, Weitersfeld, Pulkau, Alland, die Babenberger an sich brachten.

Dieses ganze Gebiet von der jetzigen böhmischen Grenze durch die beiden Manhartsviertel südwärts bis an die Kamp und das niedere Land an der Donau hin haben wir uns noch in der karolingischen Zeit als ein slavisches Fürstengebiet mit dem Sitze in Weitra (Weitrach, slavisch: Witoraz) zu denken, das im Uebergange vom 9. in's 10. Jahrhundert mit dem böhmischen Herzogthum vereinigt wurde und in der Colonisationsepoche von 955 und besonders von 976 an immer mehr in die sich rasch entwickelnde Ostmark einbezogen ward. Das war die Zeit der großen Schenkungen von Waldgrund an jene reichsunmittelbaren Geschlechter, deren oben gedacht wurde. In den Kämpfen mit Böhmen im 11. Jahrhundert rückte die österreichische Landmark immer weiter an die March, Thaya und den Nordwald vor. Nichts desto weniger verblieb der nördlichste Theil, die Waldmark, mit Weitra, den böhmischen Herzogen bis an's Ende des 12. Jahrhunderts. Einen nicht unbeträchtlichen Theil dessen, nämlich das Gebiet von Weitra selbst nebst dem Walde zwischen den Flüssen Leisnitz (Lonsnica) und Stropnitz (Stropnica), vergabte Herzog Friedrich von Böhmen 1185 an Hadmar II. von

Kuenring (Chuenring, identisch mit Chuopharn) als Lehen, und so befestigte dieser Adelige die tonangebende Stellung seines Hauses in beiden Manhartsvierteln, von der Gegend an der Kamp bis in die der Thaya und March, desgleichen im Donauthale bis gegen Kl.=Neuburg, während die Besitzrechte der älteren reichsunmittelbaren Besitzer großer Liegenschaften, durch Besitzwechsel und Aussterben der Familien großentheils verschollen waren oder diesem Verhängniß entgegen gingen. Am Schlusse des 13. Jahrhunderts ereilte die Chuenringer das gleiche Loos; theils gedieh ihr Besitz an die Meissauer, theils als Heimfall an die habsburgischen Landesfürsten.

Zwettl (slav.: Swĕtla, „lichtes Thal“, Claravallis, an Clairvaux erinnernd) selbst, die altehrwürdige Cisterzienserabtei, wurde schon von dem Großoheim Hadmar's II., gleichen Namens, 1138 gegründet und mit reichem Stiftungsgut bedacht, in einem Gebiete dessen deutsche Orts= und Gegendnamen einerseits, wie die vielen „schlag“, „weit“ auf die Masse von Neugründungen, andererseits auf die Umwandlung ursprünglich slavischer Benennungen (wie z. B. Modlisch, Gloden, Globnitz, Gradnitz) hinweisen. Das Kloster Zwettl hatte auf seinen Schenkungsgründen vollauf mit der Urbarmachung zu thun. Stadt Zwettl und das ältere Horn lagen überdies an wichtigen Verkehrswegen und Heerstraßen zum böhmischen Gemärke.

So bewegen wir uns in den beiden Manhartsvierteln Niederösterreichs, gleichwie im oberösterreichischen Mühlviertel, welche Gebiete einst das Weitracher Slavengebiet, dann das Poigreich, das Machland und die Riedmark einschlossen, auf einem Boden, dessen Geographie und Geschichte zwei Ländersysteme umfaßt und so am gelegensten zur Betrachtung des Sudeten= oder hercynischen Gebietes hinüberleitet.

— ——— -

Zweite Abtheilung.

Der Boden der Sudetenländer in seiner natürlichen Bildung und politisch-historischen Entwicklung. — Territorialgeschichte der böhmischen Ländergruppe.

- — –

Literatur.

1. Die rein geschichtlichen Quellen und Hülfsmittel siehe im VII. B. und in den folgenden Büchern.

2. Geographisches und Topographisch-Historisches (vergl. das im II. Buche Angeführte).

a) **Böhmen**: Stransky, Respublica Bohemiae, 2. Aufl. 1643, übersetzt, berichtigt und fortgesetzt von Cornova, 1792—1803. Balbin, Miscellanea historiae regni Bohemiae, 1679 ff. Schaller, Topographie von Böhmen, 1785—1791. Sommer, topographische Beschreibung Böhmens, 1833—1849. Riegger, Materialien zur alten und neuen Statistik von Böhmen, 1787—1794; Archiv der Geschichte und Statistik insbesondere von Böhmen, 1792—1795. Legis-Glückselig, illustrirte böhmische Chronik, 1845. Mikowec, Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens, illustrirt von Hellich und Kandler (24 Hefte). Die Zeitschriften: Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften, seit 1784. — Monatsschrift, dann Jahrbücher des böhmischen Museums; früher deutsch und böhmisch, später bloß böhmisch als Czasopis ceského museum (insbesondere (1846) Palacky's Umschau in der altböhmischen Topographie, besonders der deutschgewordenen Kreise; Polemik gegen den Statistiker Hein) und die topographisch-historischen Arbeiten von Tomek und Hermen. Jireček über Zupen, Grenzverhältnisse und Straßenwesen alter Zeit, seit 1855. Památky archeolog. a mistopisne (archäologische und topographische Denkmäler), seit 1854 . . . (besonders Herm. Jireček über die altböhmischen Zupen.) Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen (namentlich die Abhandlungen von Andree, Berger, Lippert, Pangerl, Pröckel, Schlesinger . . .). Böhmen, Land und Volk, geschildert von mehreren Fachgelehrten, 1863, 8 Hefte, insbesondere Wenzig und Krejči, der Böhmerwald (vergl. auch Bavaria, II. Bd., über das angrenzende Bayernland, den Nordgau). Ueber das Gebiet des Böhmerwaldes: die topographisch-historischen Arbeiten von Pangerl in den Mittheilungen und in den Urkundenbüchern von Hohenfurt und Goldenkron (veröff. in den

Fontes rerum austriae, I. Abtheilung der Wiener Akademie); über das Egerland: die Arbeiten von Grüner, und die neuern von Kürschner, Driwok und Frind; über Leitmeritz: von Lippert; über Reichenberg von J. G. Hermann; über den Trautenauer Bezirk und Königgrätz von Lippert und Bienenberg; über die Montanbezirke Böhmens im Allgemeinen das vortreffliche Werk des Grafen K. v. Sternberg: Umrisse der Geschichte des Bergbaues u. s. w., 1836—1838, 3 Abtheilungen (bis zum 30jährigen Kriege). Aeltere historisch-topographische Arbeiten: über Leitomyschl v. Gelinek (1838 mit Diplom.), Budweis v. Millauer (1817), Kuttemberg v. Megerle-Mühlfeld (1825), A. Vogl (1825), Korzinek (1831, herausgegeben v. Dewaty), Mies v. Watzka (1839). Ueber Prag insbesondere Schaller, Schottky, Mikowec und W. W. Tomek, Geschichte der Stadt Prag, 1856, I., und Zàklady starého mistop. Prazsk. (Grundlagen der alten Topographie Prags), 1865 f. Rößler, deutsche Rechtsdenkmäler aus Böhmen und Mähren, 2 Bde., 1845 f. Für die Oberlausitz die Preisschrift von Köhler, 1865.

b. **Mähren**: Schwoy, Topographie vom Markgrafthum Mähren, 1793—1794. Gr. Wolny, Taschenbuch für die Geschichte Mährens und Schlesiens, 1826—1829. Die Markgrafschaft Mähren, topographisch-historische Beschreibung, 1835—1842, (Hauptwerk mit Karten). Kirchliche Topographie von Mähren, meist nach Urkunden und Handschriften in 2 Abtheilungen (nach Diöcesen), 1855—1859, (wichtige Ergänzung des Ersteren); Herm. Jireček über die Zupen Mährens in den Památky archeol. a mistopisné, 3. Theil. d'Elvert, Beiträge zur Geschichte und Statistik von Mähren und österr. Schlesien, I. 1854, Beiträge zur Geschichte der königlichen Städte Mährens, insbesondere der Landeshauptstadt Brünn, I. 1860, und andere massenhafte Publicationen in den Schriften des Vereins für Geschichte und Landeskunde zu Brünn; s. Geschichte von Brünn (1828) und Iglau (1850), v. Beck, Geschichte der Stadt Neutitschein, 1854. Ueber Welehrad und Hradisch: die Polemik zwischen Dudik und Brandl, 1860—1862. Dudik, Geschichte des Benedictiner-Stiftes Raygern, I. Bd., 1849. Kořistka, Die Markgrafschaft Mähren und das Herzogthum Schlesien in ihren geographischen Verhältnissen, 1861. Zeitschriften: Jurende's Kalender, Moravia . . .

c. **Oesterreichisch Schlesien und Schlesien im Allgemeinen.** Zeitschrift für Alterthum und Geschichte Schlesiens (insbesondere die Abhandlungen von Grünhagen, Meizen, Biermann . . .). Grünhagen, Regesten zur schlesischen Geschichte. 1866 ff. Stenzel, Geschichte Schlesiens, 1853. Die topographischen Arbeiten von Knie und Melcher, 1827 ff., 1845 ff. Enns, das Oppaland, 1835 ff. Biermann, Geschichte der Herzogthümer Troppau und Jägerndorf, 1874. Ueber Teschen: die Arbeiten von Heinrich und insbesondere Biermann, 1863. Ueber österreichisch Schlesien auch Dudik (1857) und d'Elvert. Ueber Glaz die Arbeiten von Kögler (1836), Schall (1856) und Wedekind (1857).

Inhaltsübersicht.

I. Das Land Böhmen und seine Nachbarschaft.

Die ältere geographische Anschauung Böhmens als eines Kessellandes wich einer richtigern, wonach dasselbe im Zusammenhange mit Mähren vorzugsweise als Stufenland aufzufassen ist, das von den Randgebirgen aus eine Erniedrigung oder Bodensenkung in wechselnden Abstufungen zeigt. Die beziehungsweise tiefsten Landstriche finden sich aber nicht in der Mitte, sondern darüber hinaus, im nordöstlichen Theile Böhmens, im sogenannten Elbebecken. In geologischer Hinsicht erscheint als ältestes Bodenstück Böhmens einschließlich des österreichischen Nordufers der Donau. das südwestliche Gelände oder das Massiv des Böhmerwaldes; ein 400 Quadratmeilen umfassendes Granit- und Gneißgebiet, das schon in vorsilurischer Zeit aus dem Meere emporragte, von dem es landeinwärts und nach Süden hin umgeben war. Den großen Steinkohlenbecken im Budweiser, Pilsener und Prager Kreise waren Süßwasserseen, von Höhenzügen eingerahmt und geschieden, vorhergegangen, die nach außen hin, wo es die Unterbrechung des Gebirges gestattete, mit dem andern Meeresbecken in Verbindung standen. Im mesozoischen Zeitalter, vor der sogenannten Dyasformation, war das centrale Böhmen ein Meer, mit einem südlichen Verbindungskanal; im Zeitalter der Jurabildung stand nur ein Theil des bereits trocken gelegten Centralböhmens unter Meerwasser. Um so bedeutender wurde die Wasserbedeckung Böhmens zur Zeit der Kreidebildung und der Abzugskanal für dieses Kreidemeer war das jetzige Elbethal. Seitdem verringerte sich immer rascher der marine Boden des Landes, als dessen jüngere Landschaften wir im Süden das Budweiser und Wittingauer Tertiärbecken, westlich das Braunkohlengebiet am Südfuß des Erzgebirges Nordböhmen, so weit es der gleichen Formation angehört, und das Elbethal im nordöstlichen Kreidebecken zu betrachten haben. Die älteren Bildungen, Granit, Gneiß, besonders aber der Urschiefer, bedecken den Finanztheil des Landes.

Betrachten wir die Umrahmung des Landes. Sechs Randgebirge und ein gegen Mähren gekehrter Höhenzug verleihen Böhmen das Gepräge eines geschlossenen Landes, wie sich außer Tirol und Siebenbürgen kein zweites im Staate Oesterreich findet. Aber

die Zugänglichkeit Böhmens ist, abgesehen von der geringern Höhe seiner Randgebirge, von natürlichen Pässen und alten Wegschlägen durch die, einst umfangreichen Urwaldbestände unterstützt. Am bedeutendsten ist sie im nördlichen Gliede des Böhmerwaldes und im Erzgebirge, am geringsten im mittlern Gliede des Böhmerwaldes und im Riesengebirge entwickelt. Versuchen wir eine Ueberschau dieser Verbindungswege vom Standpunkte der Geschichte, wobei sich uns die beste Gelegenheit bietet, der historischen Nachbarverhältnisse Böhmens zu gedenken. Die alten Straßen und Saumwege zwischen Böhmen und dem Lande Oesterreich ober und unter der Enns im Bereiche des Südabfalls des Böhmerwaldes wurden bereits ander Orten angedeutet.

Der hohe Böhmerwald vom Moldaubuge bei Rosenberg bis zur Senke von Neumarkt bildet ein gewaltiges Massiv mit drei wichtigen Senken oder Sätteln, der bei Kuschwarda, bei Eisenstein, und der bereits genannten bei Neumarkt. Von Hause aus der unzugänglichste Theil des Böhmerwaldes oder „Nordwaldes" in der ältern Sprache, der „Schumava" im czechischen Idiom, entspricht er noch in einem Theile, namentlich am Kubani den mittelalterlichen Schilderungen des grausen Urwaldlebens und den antiken, etwas überschwänglichen Angaben eines Plinius über die Wildniß des hercynischen Waldes, woselbst die riesigen Wurzeln ungeheurer Bäume Bogengänge bilden, geräumig genug, daß ganze Reitergeschwader hindurchkämen. Naturforscher und Dichter sind einig in ihrem Ausspruche über den bewältigenden Eindruck dieser Naturscenen des hohen Böhmerwaldes, in welchen der Baumwuchs, kleine düstere Seen, weiße Quarzgänge, die aus dem dunkeln Bodengrün gespensterhaft auftauchen und das feierliche Schweigen, selten gestört von den melancholischen Lauten thierischer Sprache, die Hauptrollen übernehmen.

Das ist die Sylva Gabreta der Alten, das mächtigste Glied des hercynischen Waldes, der diese Bezeichnung auch noch in der Gelehrtensprache des Mittelalters führt, als dessen Vorlage der bayerische Wald anzusehen ist; und auch der Geschichtsfreund betrachtet diesen Boden mit einem Gefühle der Ehrfurcht, wenn er des uralten Völkerwechsels gedenkt, der sich hüben und drüben des Böhmerwaldes abspielte, und die mittelalterliche Geschichte an seinem Auge vorüberziehen läßt; wenn er das Geräusch der Waffen und die gedeihlichere Thätigkeit friedlichen Menschenverkehrs, auf natürlichen Wegen und mühevoll gebahnten Steigen mitten durch diese starrende Wildniß, begleitet.

Zwischen der Donau und dem Laufe der beiden Regen, ihrer Nebenflüße, die vom Böhmerwalde westwärts eilen, breitet sich das gebirgige Niederbayern aus, ein durch deutsche Culturarbeit Schritt für Schritt nach Osten hin erobertes Land, das uns im Mittelalter als Passauer Bisthum und Altaicher Abteiland, als Grafschaft Hals, Grafschaft Bogen, Regensburger Hochstiftsgut und Wittelsbacher Fürstenbesitz getheilt erscheint. Frühzeitig tauchen Handelswege oder Steige von Bayern nach Böhmen hinüber auf, deren ursprüngliche Grundlage von kleinen Baumstämmen oft sechs Fuß unter der Erde da und dort aufgefunden wurde; so z. B. von Passau über „Gwild" (Außer- und Innergfeld) nach Bergreichenstein, der südlichere von Philippsreut über Kuschwarda nach Winterberg in Böhmen führende „Passauer"-Steig, und der berühmteste von allen Uebergangswegen, die sich in der niederbayerischen Pfarre Freiung entwickeln, der nördlicher gelegene „goldene" Steig, der von Rinchnach und Zwiesel in Bayern nach dem böhmischen Březnic und Hartmanic, beziehungsweise auch nach Prachatic gebahnt wurde, der Ueberlieferung zufolge ein Werk des hochadeligen Einsiedlers Günther († 1045), dem die Cultur zu Dank verpflichtet ist. Die Verdienste der Altaicher Mönchscolonie in Rinchnach um Colonisation der bayerischen Hochwaldgegend finden ihr Gegenbild auf der böhmischen Seite an der Thätigkeit der Cisterziensermönche von Hohenfurt und Goldenkron und des zwischen Hohenfurt und Friedberg in der Nähe von Wittingshaus gelegenen Eremitenklosters Heuraffel, im südlichsten Gliede des Böhmerwaldes.

Einen eigentlichen Völker- und Heerweg besitzt der hohe Böhmerwald nur dort, wo er schließt und der nördliche niedere Theil desselben anfängt, jenseits des Neumarkter Sattels von Chamb und Furth in Bayern nach dem böhmischen Tauß (Domažlice, Tugost) hinüber. Das war zugleich die Grenze der karolingischen Nordmark gegen Böhmen, die, aus dem altbayerischen Nordgau gebildet, südlich der Sorbenmark gelegen war, bis zur Altmühl, oder eigentlich zum untern Regen sich erstreckte, und den Donaugau zwischem Regenfluß und Böhmerwald einschloß. In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts entwickelte sich aus der Südhälfte der Sorbenmark und dem nordwestlichen Theil der böhmischen Mark die sogenannte ostfränkische der Babenberger, welche nach dem vorübergehenden Sturze des Geschlechts (903—945) in ihrem Südtheile an Bayern, in ihrem Nordtheile an Sachsen fiel. Als die Babenberger nach ihrem Sturze wieder emporgekommen waren,

tauchen sie in der einen Linie, im neugebildeten Nordgaue, mit Schweinfurt als Hauptsitz, in der andern in Oesterreich als Markgrafen auf. Im zwölften Jahrhundert gelangte die ostfränkische Markgrafschaft an die Grafen von Chamb oder Vohburg. Diese hatten frühzeitig das ursprünglich als „Slavengegend" bezeichnete Gebiet von Cheb (Eger), Asch, das spätere Bayreuth'sche, die Bezirke von Wunsidel, Tirschenreut, Neuhaus, Bernau u. A. m. erworben und colonisirt, und so von Ostfranken nach Böhmen hinüber im Bereich des nördlichen Böhmerwalds und des Fichtelgebirgs deutsche Bevölkerung, allerdings meist auf Neugrund, angesiedelt.

Neben dem der Vohburger gelangte das mächtige Haus der reichsunmittelbaren Grafen von Sulzbach unter Beringer und dessen Sohne Gebhard II., Gemahl Mathilden's der Welfin, Wittwe des jüngern Diepold von Vohburg, in den Besitz bedeutender Güter in diesem Gebiete. Die großen Herrschaften Parkstein und Floß waren schon 1106 sulzbachisch. Als Graf Gebhard II., der letzte Sulzbacher, 1188 starb und einerseits die Hirschburger, andererseits die Wittelsbacher daraus Vortheile zogen, kam bald darauf die genannte Doppelherrschaft an K. Friedrich den Rothbart, somit an das Staufenhaus. Im Jahre 1212 verpfändete sie K. Friedrich II. an K. Otakar I. von Böhmen. Achtzehn Jahre später fielen sie wieder zurück, kamen 1251 als Pfandschaft Konrad's IV. an seinen Schwiegervater Herzog Otto von Bayern, um dann 1269, bei der Theilung des hohenstaufischen Erbes durch Wittelsbach, in den Besitz Heinrich's von Bayern zu gerathen. König Rudolph I. forderte sie als veräußertes Reichsgut zurück (1281) und K. Albrecht I. von Habsburg, Rudolph's I. Sohn und Nachfolger, verschrieb sie 1298, gleichzeitig mit dem Pleißner Lande und dem Bezirke von Eger dem Schwager, K. Wenzel II. von Böhmen für 50,000 Mark. So bot dies einen festen Ansatz für Böhmens Erwerbungen, die ohnehin durch das Aussterben der Markgrafen von Vohburg-Chamb gefördert wurden. Neben den Premysliden wurden die Hohenzollern, als Miterben der auch hier begüterten Andechs-Meraner (erloschen 1248), und die Grafen von Reuß, Besitznachbarn, insbesondere die Wittelsbacher, und zwar die oberbayerisch-pfälzische Linie, welche 1338 ihren Besitz theilte.

Wir wollen hier im Kurzen die Auseinandersetzungen zwischen Böhmen und den Wittelsbachern in Betreff der Oberpfalz mustern. Sie knüpfen sich an die Heirath Karl's IV. mit Anna, Tochter des Pfalzgrafen Rudolph II. vom Jahre 1349; vor Allem an das Jahr 1353. Hartenstein, Auerbach, Velden und Neidstein hatten den

Grundstock der territorialen Erwerbungen des Luxemburgers in der Oberpfalz gebildet. Dazu traten jetzt Waldeck, Sternstein, Neustadt an der Waldnab, Hirschau, Murach und Dreswiz im Pfandschaftswege. Nach Rudolph's II. Tode (4. October 1353) zwang Karl IV. die in Geldverlegenheiten befindlichen Pfälzer zu förmlichen Veräußerungen bedeutender Stammgüter in der Oberpfalz, aus der bald, durch weitere Erwerbungen, wie 1355: Pleistein, Reichenstein, Reicheneck, Hauseck, Strahlenfels, Spoß, Ruprechtstein und Bärnau (dem Kloster Waldsassen, am böhmischen Gemärke, abgekauft), — ein förmliches „Neu-Böhmen" erwuchs, das von einem eigenen Landeshauptmanne verwaltet wurde.

1373 gab Karl IV. für die Ueberlassung der Mark Brandenburg seitens der Wittelsbacher dem Markgrafen Otto, einem der Söhne K. Ludwig's: Floß, Hirschau, Sulzbach u. s. w. pfandweise; theilte dann die Hauptherrschaft Sulzbach, so zwar, daß der nördliche Theil, mit Auerbach, als Sitze des böhmischen Landhauptmannes und Landrichters, bei Böhmen blieb. Pfalzgraf Ruprecht III. genannt Klem, Gegenkönig Wenzel's des Luxemburgers seit 1400, ließ Auerbach zurückerobern. Ueberdies gingen Eschenbach, Holenberg, Hortenstein, Hirschau, Wildenau, Thumbach, und Bärnau Böhmen verloren. Erst in den Tagen des böhmischen Wahlkönigs Georg Podiebrad wurde zwischen diesem und dem Enkel Ruprecht's III., Otto I., Pfalzgrafen von Moosbach, (1465) ein Vergleich geschlossen wonach dieser die Schlösser und Städte: Teresberg, Hohenfels, Hertenstein, Thurndorf und Strahlenfels als böhmische Lehen anerkannte; Auerbach, Eschenbach und Bärnau als neue böhmische Lehen entgegennahm, endlich Heimburg, Holnstein und Freystadt der Krone Böhmen als Lehen auftrug.

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts fielen die Moosbacher Besitzungen an die churpfälzische Hauptlinie und bildeten die Oberpfalz wie jetzt eigentlich dieser Ländercomplex zu heißen beginnt, um dann seit 1628 den bayerischen Wittelsbacheru als Churfürsten, sammt dem übrigen Besitz der Pfälzer, anzugehören. Wie vielerlei Territorien in dieser Nachbargegend Böhmen's an einander grenzten, beweist die Thatsache, daß z. B. Anfangs des 17. Jahrhunderts sechs Herren Länder: Böhmen, Pfalz, Leuchtenberg, Bamberg, Lobkowitz und Kloster Waldsassen sich um die Herrschaft Parkstein berührten.

Die Chamb-Tausser Straße, durch welche das Vohburgische Pfalzstädtchen Chamb einer der reichsten Handelsorte wurde, jetzt allerdings kaum ein Schatten der frühern Geldherrlichkeit, war ein alter Heerweg, oder Choden in czechischer Sprache, dessen Bewachung

auf der böhmischen Seite war seit den Přemysliden-Herzogen den sogenannten Chodenbauern, d. i. Freibauern, übertragen, welche die Pflicht der Grenzvertheidigung durch Verhaue u. dgl. zu erfüllen hatten. Es waren zunächst czechische Gebirgsbauern, die von ihren Nachbarn den Spitznamen „Hundsköpfe" (Psohlavci) zu hören bekamen. Der Taußer Chodenbezirk, der durch die böhmisch-bayerische Straße von Neugedein über Neumarkt nach Eschelkamm in Bayern in zwei Theile geschieden wird, umfaßte schon um 1325 zehn Dörfer, unter welchen nicht wenige durch deutsche Zuwanderung ihren ursprünglichen Nationalcharakter ganz geändert hatten. K. Johann von Luxemburg schützte sie, er verlieh ihnen das Taußer Stadtrecht und das deutsche Erbpacht- oder emphyteutische Recht.

Ein zweiter Choden- oder Grenzbauern-Bezirk, der fast durchgängig germanisirt erscheint, befand sich an der böhmischen Ausmündung des Heerweges von Waidhaus aus dem jetzigen Bayern über den Pfrauenberger Sattel, und ein dritter, jenseits des Bärnauer Sattels, gegen Tachau und Mies, Städte, ebenso wie Tauß, den deutschen Kreuzheeren der Hussitenzeit in schlimmer Erinnerung.

In's Egerland (czechisch: Chebsko) führt von dem bayerischen Thierschenreut eine alte wichtige Straße, die von einer der wichtigsten europäischen Wasserscheiden durchschnitten wird. Diese zieht vom Knoten des Fichtelgebirges, durch welches aus dem heutigen Nordbayern nach dem Egerländchen Gebirgsstraßen von Waldsassen Thiersheim und Hof-Rehau führen, auf böhmischem Grenzboden, um dann in vielen Krümmungen den Böhmerwald entlang südöstlich zu verstreichen. Das Egerland, das nordwestliche Bollwerk Böhmens, ursprünglich vohburgisch, dann staufisch, wurde erst im 14. Jahrhundert bleibender mit Böhmen verknüpft und schwankte in den eigenthümlichsten Pfandschaftsverhältnissen. Jetzt ist es ein kerndeutsches Ländchen, dessen Colonisation im Gebirge besonders von der Egerer Patrizier-, dann Adelsfamilie Schlick im 15. und 16. Jahrhundert gefördert erscheint. Eingeschaltet zwischen dem Fichtel- und Erzgebirge (Saltus Hyrcanus, Fergunni, auch Miriquidi im frühen Mittelalter genannt,) leitet es uns zur Betrachtung des böhmisch-sächsischen Grenzbodens.

Auf dem Boden zwischen der Elster und Elbe, wo einst die polabischen Slavenstämme oder Wenden, die Serben oder Sorben, Dalemincier, Milziener saßen, erwuchs unter den Karolingern die große Sorbenmark, aus welcher unter den Sachsenkönigen, den beiden Ottonen und ihren Nachfolgern die Mark Meissen entstand. Der Böhmenherzog Wratislav II. erhielt von K. Heinrich IV. das

einstige „Gebiet der Glomacer oder Daleminzier“, Meißen mit allem Zugehör als Lehen. Im Jahre 1123 erwarb Wiprecht von Groitsch, Schwiegersohn des Böhmenfürsten, die Mark Meißen, als Kernland des späteren Kurfürstenthums Sachsen, dessen südliche Theile, das Pleißner- und Osterland mit dem Voigtlande, im dreizehnten Jahrhundert allmählich hervortreten, das heutige nord- und südwestliche Sachsen, mit den Vororten Leipzig, Freiberg, Chemnitz und Plauen. Einen Rest des alten meißnischen Besitzthums Böhmens, die sogenannte Zawidower-Gegend, um das heutige sächsische Sayda (Zawidow), verlieh K. Wenzel I. im Jahre 1251 seinem Schwiegersohn Heinrich dem Lichten, Markgrafen von Meißen. Wenzel II. gelangte wieder durch die Gunst seines kaiserlichen Schwiegervaters Rudolph I. 1289 zum Besitz der ganzen Gegend um Pirna.

Besonders rührig war jedoch Karl IV., als ihm die Heirath mit der pfälzischen Prinzessin Anna, wie bereits erwähnt, bedeutende Erwerbungen in der Oberpfalz zubrachte und er Gleiches in dem benachbarten meißnisch-sächsischen Lande durchzuführen sich befliß. So kam es zu den mannigfachen kauf- und lehensweisen Erwerbungen im Oster-, Pleißner-, Voigt- und eigentlichem Meißner Lande, und diese Beziehungen erhielten sich in einzelnen Resten bis tief in's 16. Jahrhundert, da z. B. erst 1569 die Aemter Plauen, Voigtsberg, Oelsnitz, Adorf und Pausa an das seit dem 15. Jahrhundert (1423) aus der Landgrafschaft Meißen und dem Wittenberger Fürstenthum entwickelte neue Kursachsen (Thüringen, Osterland, Meißen) gelangen.

Die Bevölkerung des sächsischen Erzgebirges war seit Jahrhunderten, wo sie früher wendisch war, deutsch geworden. Seit dem Umschwung in Böhmen, nach der Schlacht am weißen Berge (1620), wird dieser Boden der Ansiedlungsplatz zahlreicher deutsch-böhmischer Exulanten und verdankt diesen nicht wenig das bis zur Ueberfüllung einzelner Gegenden entwickelte Wachsthum einer betriebsamen, findigen Bevölkerung.

Der südlichste von den sechs bedeutenderen Erzgebirgspässen verbindet Plauen und Schönberg mit Eger. Von Zwickau führen durch das Gebirge der Neudecker- und Wildenthaler Paßweg in das mittlere Egerthal. Der höchstgelegene Paßweg (900 Meter) ist der Gottesgaber, auch Fichtelberger oder Oberwiesenthaler Paß vom sächsischen Annaberg, dem Mittelpunkte der Spitzenklöppelei, in die Joachimsthaler Bergbaugründe.

Die Sebastiansberger Hochstraße verknüpft Chemnitz und Komotau. Dippoldswalde ist mit dem böhmischen Teplitz durch den

Zinnwalder Paßweg verbunden. Der berühmteste Paß ist jedoch der zwischen Pirna und den böhmischen Orten Kulm und Rollendorf, bekannt durch den Heereszug K. Lothar's gegen Herzog Soběslav I. im 12., und durch die Ereignisse des 18. und 19. Jahrhunderts.

Eine Fortsetzung des Erzgebirges im orographischen Sinne, geologisch durch die Kreideformation vom erstern geschieden, ist das Elbesandsteingebirge mit dem Durchbruchthale der Elbe, der sogenannten böhmischen Schweiz, als wichtigstem Verbindungswege zwischen Sachsen und Böhmen.

Oestlich von der Elbe beginnt das Lausitzer Gebirge, mit seinem zwischen beiden Ländern getheilten Bergbezirke. Zwischen der Elbe und Neiße und weiter gegen den Queis hausten einst die Slaven oder Wendenstämme Nižaner, Milčaner und das Hauptvolk der Luzicer in nordöstlicher Ausdehnung, von denen der Name der heutigen Lausitz (Auland) herrührt. Das Gebiet der Nisaner, an der Neiße, in seinem südlichen Theile „Zagošč" (das Hinterwaldland) mit dem Vororte Zittau, und das der Milčaner, Milewsko, mit der Hauptburg Budissin (Bautzen), die sogenannte Ober-Lausitz, erhielt Wratislav II., gleichzeitig mit der Schenkung von Meißen durch die Lehensgabe K. Heinrich's IV. (1076). Unangesehen die Entfremdungen dieser Gebiete, z. B. 1086, 1110, gewahren wir sie doch, ebenso wie das jetzt sächsische Pleißnerland, im 13. Jahrhundert im Besitztitel der böhmischen Herrscher.

Seit K. Wenzel I. († 1253) traten neue Schwankungen ein, bis es den beiden Luxemburgern Johann und Karl IV. gelang, die Oberlausitz wieder zu erwerben und letzterem (1353) die Niederlausitz, mit dem Vororte Görlitz, aus der Meißner Pfandschaft zu lösen. Die beiden Lausitz, mit den Sechsstädten Laubau, Kamenz, Löbau, Zittau, Bautzen und Görlitz an der Spitze, wurden 1355 und 1369 als vereinigter Budissiner-, (Bautzner-) und Görlitzer Kreis von Karl IV. der böhmischen Krone als Erbprovinz einverleibt und blieben, abgesehen von der vorübergehenden Bildung des Apanageherzogthums Görlitz, in diesem Verbande bis zum Jahre 1635, in welchem, zufolge des Prager Friedens, Kursachsen dies 200 Q.-Meilen umfassende Gebiet von K. Ferdinand II. abgetreten erhielt. Damit ging die größte Dependenz an der nordböhmischen Grenze verloren.

Der wichtigste Paßweg durch das Lausitzer Bergland, zwischen Zittau und dem böhmischen Grenzgebiet ist der von Gabel; er durchsetzt das Granitgestein des nördlichen, die Phonolith- und Sandstein-

vorlagen des südlichen Abfalls. Zwischen ihm und dem geologisch gleichartig gebauten Isergebirge führt als Hauptweg die Reichenberger Senke.

Am eigenthümlichsten gestaltet erscheint das Riesengebirge. Zur Zeit, als Germanen hüben und drüben hausten, das Vandalische, vom Geographen Ptolemäos das Askiburgische genannt, wobei man jedenfalls eher an die Esche, als an die Asen denken darf, hieß es in der Sprache der einwandernden Czechen, die seinen hochkuppigen Rücken von der Ostseite weither mächtig aufstreben sahen, „Krkonoš", das hochhalsige, hochgipflige Gebirge, ähnlich der jüngern deutschen Bezeichnung: „Riesengebirge". Steil gegen Schlesien, sanft gegen Böhmen ist sein Abfall, und sein Granitmassiv, mit den Vorlagen aus Glimmerschiefer, ist, abgesehen von seiner Bedeutung als höchstes und wenig zugängliches Grenzgebirge, der wichtige Quellenschoß des Hauptstromes, der Elbe, die seinen südlichen Kamm durchbrach. Vielleicht bildeten einst die „sieben Gründe" zwischen dem sogenannten Riesenkamme und den böhmischen Kämmen in vorgeschichtlicher Zeit einen großen Bergsee. Nach Schlesien hin ist das Riesengebirge thatsächlich eine „Riesenmauer", und der Eindruck der ziemlich schroff nordwärts abfallenden Bergmasse imposant. Der Natur des Gebirges gemäß, führt die Hauptverbindung zwischen dem Kernbezirke des Riesengebirges, der Gegend von Hohenelbe und Trautenau (Trutnow) und Mittelschlesien, die Liebauer Straße, nicht durch eine Senke des Gebirgsmassivs, sondern um dasselbe herum.

Die Beziehungen Böhmens zu Schlesien (Slezko), wo an Stelle der germanischen Stämme, z. B. der Vandalen, die Oderslaven, die Dedoser, Boboraner (an der Bober), Trebowaner und die anderen Slezaner traten, um dann wieder seit dem 12. und 13. Jahrhundert im massenhaften deutschen Colonistenthum aufzugehen, sind einer spätern Erörterung vorbehalten.

Der Glazer-Kessel, in orographischer Beziehung eine Wiederholung des böhmisch-mährischen Berglandes im kleinern Maßstabe, zwischen der Liebauer Paßstraße und dem mährischen Gebirgswege von Spornhau nach österreichisch Schlesien ausgedehnt, gehört nur in seinem nordöstlichen Rande (dem Kohlensandsteinzuge von Radowez, dem wunderbaren Sandsteinfelsentheater von Adersbach und jenseits des Faltengebirges, dem Braunauer Gebiete,), in seinem südwestlichen Saume, zwischen der Mettau und wilden Adler, im Bereiche des „böhmischen Kammes", der dem Habelschwerdter- oder Erlitzer-Gebirge parallel läuft und mit seiner südlichen Spitze (Gebiet von Wichstadtl, Grulich und Gaabl) zum heutigen Böhmen. Der

eigentliche Glazer Kessel, im Flußgebiete der schlesischen Neiße, bildete die altböhmische Zupe Kladsko, wurde, wie das benachbarte Schlesien, von Deutschen colonisirt und bildete ein Gebietsstück Böhmens, dessen Grenze damals somit bis an den Lauf der Steine und das Eulengebirge ostwärts verstrich.

Die bedeutendsten Gebirgswege in diesem Bereiche sind der alte Paß von Nachod („am Steige", wie der Ort im Böhmischen charakteristisch benannt ist), der in das schlachtenberühmte Elbegelände von Skalic, Josefstadt, Chlum und Königgrätz einführt, die Gießhübel-Reinerzer Bergstraße und die mährisch-böhmische Grenzverbindung mit dem Glazer Kessel durch die Straße von Rothwasser, Nieder-Ullersdorf, Mittelwalde, Habelschwerdt, eine strategisch gleichfalls sehr wichtige Landschaft.

Das böhmisch-mährische Grenzgebirge, zugleich eine breite plateauartige Wasserscheide der Flußgebiete Moldau-Elbe und March-Donau, geologisch der Primärformation oder dem krystallinischen Schiefer angehörig, wird von den Flußläufen und Zubächen der Zwittawa-Schwarzawa, Iglawa und südlichen Thaya, welcher letzteren sie einmünden, auf der mährischen Seite durchfurcht, während dies auf der böhmischen durch die Loučna und Chrudimka, Zuflüsse der Elbe und andererseits durch die Zelinka-Sazawa, Nescharka-Lužnic, der Moldau angehörig, geschieht.

Dieses Granit- und Gneißgebiet, eine doppelseitige Terrasse mit flachem Rücken, oder ein System flacher Plateaubildungen, mit der Einförmigkeit seines Baues, den weiten Fernsichten, den dunkeln Nadelholzbeständen und den kahlen Hügelgehängen, ist kein üppiges Stück Erde, nur mit magerer Ackerscholle und rauhem Himmel bedacht, aber ein durch alten Bergbaubetrieb wichtiger Boden. Die wichtigsten Verbindungswege beider Länder durch dieses Grenzgebiet, denn von eigentlicher Paßbildung kann nicht gesprochen werden, verknüpfen von Nordost nach Südwest Böhmisch-Trübau, Leitomischl und Polička auf der böhmischen, mit Zwittau, Ingrowitz und Neustadtl auf der mährischen Seite, Deutschbrod mit Saar und der altberühmten Bergstadt Iglau in Mähren, und das böhmische Pilgram mit den mährischen Gegenden von Teltsch und Battelau-Triesch. Zwischen beiden Ländern besteht daher ein durch kein wesentliches Naturhinderniß gehemmter Wechselverkehr, und die Uebereinstimmung der Bodenverhältnisse spiegelt sich in der sprachlichen Gleichartigkeit der Bevölkerung und in der Analogie der Culturverhältnisse.

Unser Weg um die Grenze Böhmens ist zu Ende und wir

müssen seiner innern Gliederung, mit Rücksicht auf deren geschichtlichen Einfluß, gedenken.

Das Flußnetz Böhmens scheidet das Land in zwei Hauptgebiete, das der Elbe und Moldau, deren ersteres die nordöstliche Bodenmasse einschließt, während letzteres die weitaus größere Landschaft im Südosten beherrscht. Der Hauptfluß Böhmens ist aus diesem Gesichtspunkte unstreitig die Moldau (Vltava); doch mußte sie diese Ehre der Elbe (Labe) abtreten. Zu diesen beiden Hauptgebieten gesellt sich eine dritte Flußprovinz bescheidenern Umfanges, das nordwestliche Gebiet der Eger (Oře), des einzigen Zuflusses der Elbe auf deren böhmischem Westufer von einiger Bedeutung. Das südliche Moldaugebiet zwischen den Läufen der westlichen Wottawa, und östlichen Lužnic gehört zum System des Böhmerwaldes und kann die böhmisch-österreichische Terrasse genannt werden, die auf böhmischer Seite die Budweiser- und Wittingauer-Ebene mit einer nicht unbedeutenden Teich- oder Flachseen-Platte besitzt.

Es ist das Kernstück der großen vormals Rosenberg'schen, seit 1628 Eggenberg'schen und seit 1716 Schwarzenberg'schen Herrschaften.

In der Zeit der altböhmischen Gaueintheilung oder Zupenverfassung war dies Gebiet der Prachaticer (Netolicer) und Doubleber Zupe angehörig, wo einst die Grenzburg der Slavnik, wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Dorfes Dubleby (deutsch: Teindles) stand.

Wittingau, Wittingshausen (eigentlich Witigòs-haus, böhm.: Třebon), das Stammhaus der Witigonen, böhmisch: Witkovice, wie der ursprüngliche Geschlechtsname der weitverzweigten Rosenberge, des mächtigsten Adelsgeschlechtes im mittelalterlichen Böhmen, seit dem Sturze der Slavnik und Wrschowcen im 10. und 12. Jahrhundert, lautet; Krumau (Krumlow), ein Lieblingssitz der Hauptlinie seit dem 15. Jahrhunderte und die Cisterzienserklöster Hohenfurt und Goldenkron, deren bereits gedacht ward, zählen zu den bedeutendsten, auch landschaftlich anziehendsten Punkten.

Die Hussitenkriege hatten hier einen häufigen Tummelplatz, denn die Rosenberge stützten den Katholicismus und das legitime Königsthum; der Ort Husinec mahnt an die Anfänge der großen nationalen und religiösen Bewegung; an die Städtchen Wodnian und Prachatic knüpfen sich blutige Erinnerungen. Ueberdies umschloß dieser Südwinkel Böhmens die wichtigen Heerwege nach Oesterreich, gegen Freistadt und Weitra-Zwettl.

Budweis (böhm.: Budějowice) mußte durch seine Lage als

Hauptwarte an der südböhmischen Grenzstraße auf einer dominirenden Ebene und zugleich an einem Erzaderzuge, welcher Krumau, Gutwasser, Rudolstadt und Budweis untersetzt, als Ansiedlungsort betriebsamer deutscher Bevölkerung zur frühen Blüthe gelangen, und im vierzehnten Jahrhunderte als vierte Stadt Böhmens dem Range nach Vorort des gleichnamigen Südkreises werden.

Folgen wir dem nordwestlichen Zuge des Böhmerwaldes zwischen der Wottawa und Mies (böhm. Mže), so gelangen wir in den ehemaligen Prachiner und Pilsener (Klattauer) Kreis, welche aus der ursprünglichen Tugošter oder Domažlicer (Taußer) und Mežker (Mießer) Zupe erwuchs. Hier bilden, neben dem uralten Tauß und Tachau, Schüttenhofen (Sušice) und Klattau, die bedeutenderen Orte. Pfraunberg (böhm.: Přimda) war eine bedeutende königliche Burgpfalz des mittelalterlichen Böhmens. Auch ist diese Gegend ein alter Bergbaudistrict, dem die Orte Elischau, Silberberg, Frauenstadtl, Welhartic, landeinwärts Krasnahora, Worlik und südwestlich Bergreichenstein und Karlsberg, von K. Karl IV. und seinem Vater zu Bergwerksorten gemacht, zugehören. — Nach dem Bestande verfallener Halden, von Unter-Bergreichenstein über Schüttenhofen bis Pisek im südböhmischen Terrassenlande, und den darüber vorhandenen Sagen, müssen in frühen Jahrhunderten Goldbaue und Goldwäschen sehr bedeutend gewesen sein, wenn auch in der Regel die Sehnsucht nach den alten Zeiten deren Metallsegen weit überschätzen läßt. Mies selbst (einst auch Stříbo-Silber, sonst Mrkowic genannt), ein uralter Ort, erscheint bereits 1186 als Silberbergwerk. Dann aber verscholl diese Bedeutung, und 1410 wird hier nur eines Bleigewerkes erwähnt.

Alle diese Oertlichkeiten überragt in historisch-politischer Bedeutung Pilsen (Plzen), an der Vereinigung der Mies und Beraun, und dort gerade gelegen, wo sich die letzten nordöstlichen Ausläufer des Böhmerwaldes mit den Anfängen der mittlern böhmischen Terrasse berühren; überdies der Mittelpunkt eines bedeutenderen Steinkohlenbeckens. Schon im 10. Jahrhundert Stadt genannt und Vorort einer bedeutenden Zupe, entwickelt sich Pilsen mit seinem deutsch-bürgerlichen Gemeindewesen seit dem dreizehnten Jahrhundert zu einer bedeutenden Blüthe, so daß es dann, als dritte Stadt des Landes, Prag und Kuttemberg an die Seite tritt. Im Hussitenkriege und im böhmischen Anfange des 30jährigen Krieges spielt es eine hervorragende Rolle.

Die Bergorte Plan, Michaelsberg, Kuttenplan leiten uns aus dem Pilsener Kreise mit den montanistischen Stationen Muttersdorf,

Dreihaken und Tepl in das Grenzbereich Böhmens; einerseits in das Egerland, den Gebirgskessel am Ostabfall der beiden, vom Hauptknoten des Fichtelgebirges gegen Böhmen vorgeschobenen, kurzen Bergketten, andererseits in das südöstliche Angelände des böhmischen Erzgebirges.

Ursprünglich, wie bereits erwähnt, bildete das Egerland (Chebsko) ein für sich abgeschlossenes Gebiet, an welches die alte Sedlec-Elbogner Zupe, später der Elbogner Kreis stieß, mit den alten Orten Sedlec, Rodisfurt an der Eger und Elbogen (böhm.: Loket). Eger selbst (Egere, Egire) erscheint urkundlich bereits 1061 genannt und als Vorort eines „Gebietes", schon zu Anfang des folgenden Jahrhunderts angeführt. Wir haben ein Rodungsgebiet der Markgrafen von Vohburg-Chamb vor uns, deren letzter Diepold (VI.), Stifter des Klosters Waldsassen, dicht am Gemärke Egers, und der Abtei Reichenbach in der Chamber Mark, urkundlich (1135) solcher Rodungen „im Gebiete Eger", wie Diepoldsreut, Frauenreut, Kunreut als Schenkungen an das zweitgenannte Kloster gedenkt.

Die freundschaftlichen Beziehungen der Vohburger und Staufen, die gleichfalls im Nordgau begütert waren, führten zur Heirath der Erbtochter Diepold's († 1148) mit Herzog Friedrich, dem nachmaligen Kaiser Rothbart. Dessen Scheidung von der Vohburgerin (1153), die das Egerland und die anderen Familiengüter Diepold's zugebracht hatte, hatte nichts desto weniger die Behauptung dieses Besitzes im Hause der Staufen zur Folge, da K. Friedrich I. der Gattin denselben abkaufte, und diese überdies seinen Dienstmann, Dietho von Ravensburg, zum zweiten Gemahle nahm. K. Friedrich I. erwarb dazu die große Herrschaft Floß, durch Kauf von der Gräfin Adelheid von Cleve, einer Tochter des Sulzbacher Hauses, und schon 1174 von den Sulzbacher Grafen die Anwartschaft auf die Bamberger Lehen dieses Geschlechtes, wodurch das Gebiet von Eger mit den nordgauischen und ostfränkischen Besitzungen der Staufen in Zusammenhang treten konnte. So gab nun Eger den Mittelpunkt eines Hausgutes der schwäbischen Kaiser ab, das vom böhmischen Gemärke nordwärts bis Asch und Selb, südwärts bis Floß reichte. Hoftage der Staufen förderten das Aufblühen Egers, ohne daß jedoch an die Erhebung zur „Reichsstadt" damals schon gedacht werden darf. Die alte Kaiserpfalz erinnert an die Tage des Rothbarts, dessen dritter Sohn, Konrad, 1189 die ostfränkischen Güter und Eger erhielt. Seit K. Philipp von Staufen († 1208) tritt der Charakter der „Reichsstadt" Eger hervor, der sich der Ausbildung des „Eger-Gaues" und „Eger-Landes" parallel verhält. Sechzehn Jahre nach

dem Ausgange der Staufenkaiser, 1266, besetzte K. Otakar II. von Böhmen das Egerland und bestätigte der Stadt alle früheren Rechte und Freiheiten. 1279 fiel Egerland wieder an das Reich zurück, nachdem es 1277 als Brautgut in der habsburgisch-přemyslidischen Wechselheirath verwendet werden sollte. Die Urkunde K. Rudolph's I. von Habsburg vom 7. Juni 1279 wahrt vor Allem die Reichsfreiheit der Stadt. 1298—1305 gerieth das Egerland in böhmischen Pfandbesitz, wie bereits anderorten angedeutet wurde. Dies wiederholte sich in der Zeit der Luxemburger, 1314—1407. Insbesondere war Karl IV. bedacht, das Egerland bei der Krone Böhmen zu erhalten. 1417 erklärt K. Sigmund Stadt und Land Eger als im Schutze des Reiches. Aber das Pfandverhältniß zur böhmischen Krone wirkte weiter, bis dann unter den Habsburgern die völlige Einverleibung folgte.

Gleichwie das Egerland, so wurde auch der Elbogner Landbezirk, schon seit K. Otakar II. (1253—1278) ein Siedelplatz der Deutschen, welche den größten Theil erst durch ihre Arbeit der Wildniß entrissen, wie die vielen Ortsnamen, auf „grün", „reut" u. s. w. neben den vorherrschenden rein deutschen Oertlichkeitsbenennungen darthun. Das ist auch der hochwichtige Boden, das Zinn- und Silbergebiet des nordböhmischen Urgebirges mit Schlackenwald, Schlackenwerd, Schönberg und Joachimsthal als Vororten. Die montanistische Tradition läßt hier das Zinn, das wichtigste Metall der ältern Zeit für den Hausgebrauch, im 13. Jahrhundert durch vertriebene Bergleute aus Wallis entdeckt werden.

Ob der böhmische Name Slawkow für Schlackenwald von seinem Erbauer Slawek von Riesenburg (Osek), dem mächtigsten hochadeligen Geschlechte dieser Gegenden, herrührt, muß dahin gestellt bleiben. In Schönberg war das erste Zinnschöppengericht. Joachimsthal und seine ganze Umgebung ist ein verhältnißmäßig jüngeres Montangebiet, vorzugsweise dem Silber- und Kupferbau angehörig, wo, nach den „Bergpredigten" des Matenesius, ursprünglich Meißner und Schlackenwerder den Abbau versuchten. Seit dem 16. Jahrhundert nahmen die Schlicks die bergmännische Colonisation in Angriff, und der ältere Name, Konradsgrün, machte dem jüngern, Joachimsthal, zu Ehren des Grafennamens Platz. Neudeck, Falkenau, Graslitz, Lichtenstadt u. s. w. reihen sich aus der Schlick'schen Epoche an. Die ganze Landschaft zwischen dem Tepler und den nordwestlichen Grenzgebirgen, der Egerer Kessel und seine Nachbarschaft, ist die weltberühmte Thermen- und Mineralwassergegend (Säuerlinge) Böhmens, mit Karlsbad, Franzensbad und Marienbad an der Spitze. Schon der

Name des uralten Zupen- und Klosterortes Tepl („Warmdorf“) deutet darauf.

Zu beiden Seiten der mittlern Eger, zwischen dem einstigen Elbogner, Schlaner und Leitmeritzer Kreise und dem Erzgebirge dehnt sich der Saazer Kreis aus, in der ältesten Zeit der Wohnsitz des Stammes der Lučaner, das Fürstenthum Wlastislav's, dann eine große Zupe und zugleich im 11. und 12. Jahrhunderte ein přemyslidisches Apanagegebiet (Lucko oder Zatecer = Saazer Provinz). Saaz (Zatec) selbst tritt schon im elften Jahrhundert als Burgort auf. Auch hier fand die deutsche Colonisation einen dankbaren Boden und in dem aus der Egerer und Ellenbogener Landschaft herüberstreichenden Erzzuge, in welchen z. B. Klostergrab, als alter Montanort, bekannt aus der Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges, fällt, gedieh der Bergbau nicht minder, als in der fruchtbaren Niederung der Feld- und Garten-, namentlich der Hopfenbau. Die Hussitenzeit wirthschaftete in diesem Gebiete blutig und das czechische Sprüchwort von dem Städtchen Komotau (Chomotov): „Ueberall giebt es Menschen, nur in Komotau Deutsche“, spiegelt die trüben Tage des Racenkampfes ab, in den die religiös-nationale Bewegung des Hussitismus verlief. Von Bedeutung sind auch die alten Orte Kaaden, Brüx und Laun, besonders für die gleiche bewegte Zeit. Brüx (böhm.: Most) hatte als alter Brückenort und „Landeswarte“ viele Wichtigkeit.

Der Leitmeritzer Kreis, an beiden Ufern des Unterlaufes der böhmischen Elbe, erwuchs aus den alten Zupen oder Gauen: Leitmeritz (Litoměřice), Bilin und Tetschen (Decko) und bietet als Einrahmung des Elbethales nordwärts einen historisch bedeutungsvollen Boden in allen Jahrhunderten. Leitmeritz an der Egermündung beherrscht das Elbethal, und die strategische Wichtigkeit dieser Gegend wird durch die nahe Festung Theresienstadt angedeutet. Das nahe Lobositz erinnert an die erste Schlacht im siebenjährigen Kriege. Leitmeritz, Aussig und Tetschen in dem mit Eruptivgestein durchsetzten Becken aus Bildungen der Kreide- und Neogen-Formation sind von alter Handelsbedeutung. Der Bergbau ist das Erzgebirge entlang durch Klostergrab, besonders aber durch Graupen und Zinnwald und die Reihe der Bergorte nordwärts bis über Peterswalde in älterer Zeit von namhafter Wichtigkeit gewesen; wenn wir auch Hajek's üblichen Märchenerzählungen vom Gedeihen dieser Zinnbergwerke schon in den Tagen der Libussa nicht mehr und minder Glauben schenken wollen als seinen sonstigen verwandten Fabeleien.

Im ganzen Leitmeritzer Kreise, im Gebirge ebenso gut als in der

fruchtbaren Flußebene, fand das Deutschthum gegendweisen Eingang; es wimmelt von deutschen Ortsnamen namentlich im Gebirge, und das Altbürgerthum von Leitmeritz, Aussig, (böhmisch: Austj) und Tetschen am tiefsten Punkte des Elbebeckens entwickelte sich als ein deutsches.

Zu dem Leitmeritzer Kreise rechnete man auch die westliche Nordspitze Böhmens, mit den betriebsamen Industrieorten Hainsbach, Schluckenau und Rumburg. Es ist ein ausschließlich durch deutsche Ansiedlung von Meißen und der Lausitz herüber gewonnenes Gebirgsland auf festem Granit- und Gneißboden, dem südwärts jüngere Bildungen des Elbebeckens vorlagern. Ob Rumburg ursprünglich Hronburk, d. i. die Burg der Hronowe, hieß, der mächtigsten Adelsfamilie neben den Rosenbergern, muß wohl dahingestellt bleiben.

Die Bildung des nordöstlichen Jungbunzlauer Kreises, zwischen dem Leitmeritzer, Schlauer, Kaurimer, Bydžower (oder Jitschiner) und dem Grenzgebirge gelegen und durchströmt von der Iser, welche dem Elbethale im Süden zueilt, ist eine der eigenthümlichsten. Ursprünglich saßen hier die Gaustämme der Pschowaner im Südwesten, der Lemuzer im Nordosten, und südöstlich von ihnen die Chorwaten; es bildete sich hier der Kern der großen Hausmacht der Slavniks, mit der Hauptburg Libice an der Cidlina, dem Nebenflüßchen der Elbe, ein Güterbesitz der im westlichen, südlichen und östlichen Böhmen verfolgt werden kann und nordöstlich bis nach Glaz reichte. Nach dem Sturze und der Ausrottung der Slavnik (996) hieß das ganze, der přemyslidischen Czechenherrschaft unmittelbar einverleibte Gebiet, theils die Hawraner, theils die Kamenecer oder Bulsker Zupe, letztere verschwindet und erstere wandelt ihren Namen in die Podsbrader, dann Nimburger, bis sie sammt der nicht näher bekannten Jičiner und Bydžower Zupe in der Zeit Karl's (IV.) und Wenzel's IV. als Jungbunzlauer Kreis hervortritt, welcher später in den Jungbunzlauer und Bydžower (Jičiner) Kreis geschieden wurde.

Bleiben wir bei dem erstgenannten, Jungbunzlauer Kreise stehen, so müssen wir jedenfalls zwei Gebiete auseinander halten, das südliche czechische Land und das als zweite nördliche Spitze oder Ausbuchtung in's Lausitzer Land hineinragende deutsche Culturgebiet, einerseits mit Zwickau, Gabel, Brims, Wartemberg, böhmisch Leipa, Reichstadt und Niemes, andererseits mit Friedland, Grottau, Kratzau, Reichenberg, Deutsch-Gablonz, Liebenau und Turnau als Vororten. Die Colonisation dieses in der Kriegsgeschichte wichtigen Gebietes, dessen Westtheil als Hügelland dem Elbebecken vorlagert, während

der östliche, gebirgigere, geologisch mit der Gesteinsformation der Randgebirge Böhmens zusammenstimmt, fand ziemlich früh statt und zwar zunächst im westlichen Theile, wo Gabel schon im 10. Jahrhundert hervortritt und ebenso im 13. die meisten Nachbarsdörfer auftauchen. Im Reichenberger Bezirke kann man von dem heutigen lausitzisch-schlesischen Grenzorte Reichenbach und dem schlesischen Seidenberg die Einwanderung nach Friedland, Reichenberg u. s. w. verfolgen und auf die gleiche Volksart zurückführen. Im 13. Jahrhunderte waren in diesen Gegenden die Herren von Biberstein begütert.

Reichenberg entwickelte sich von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an zum größern Orte oder Dorfe mit Pfarre. Es gehörte als solches 1384 zu den 33 Pfarren des Zittauer Dekanates, besaß aber bald eine wachsende Handelsbedeutung. Obschon nämlich der übliche Waarenzug aus Sachsen, Schlesien, Brandenburg von der Lausitz herüber nach Prag über Görlitz, Zittau, Gabel, Niemes, Weißwasser, Jungbunzlau u. s. w. die Straße einschlug, begegnen wir bald einem Salzhandelswege von Görlitz nach Reichenberg, Turnau an der Iser und weiter über Münchengräz nach Jungbunzlau, der trotz des Verbotes von 1418 weiterhin bestand. Immer wichtiger gestaltete sich die Verkehrsstraße von Jungbunzlau nach Reichenberg, Friedland, Seidenberg und über Schönberg nach Zittau. Der industrielle Aufschwung Reichenbergs gehört der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an. Der geschichtlich bedeutendste Ort ist Friedland als Vorort des Wallenstein'schen „Herzogthums", der davon auch den populären Namen der „Friedländer" führte.

Der Vorort des czechischen Südgebietes ist Jungbunzlau (böhm.: Boleslav), bereits seit 1046 als Archidiaconat urkundlich bekannt.

Aehnlich verhält es sich mit dem vormaligen Jitschiner und Königgrätzer Kreise, die sich nordöstlich an das Riesengebirge schließen und südlich den eigentlichen Elbekessel umfangen, der das Quellengebiet und die Oberstufe des Hauptstromes, die Thalläufe der Eidlina-Bistritz, Elbe-Mettau-Aupa und der beiden Adler in sich vereinigt. Poděbrad und Königgrätz liegen im tiefsten Alluvialgrunde desselben und dessen südliche Ausbuchtungen streichen gegen Pardubitz und Czaslau. Der innere Gebirgsrand, in welchem die Orte Hohenelbe, Kratzau, Engelsberg, Weißkirchen, Goldenau und das goldene Rehhorn einst nicht unbedeutende Montanorte waren, insbesondere zahlreiche „Seifen" oder Goldwäschen, namentlich der Trautenauer Bezirk, ward im 13. Jahrhundert, seit Otakar II., der Boden

für die deutsche Ansiedlung, und zwar fanden sich hier, wie die Ueberlieferung besagt, auch tirolische und bayerische Colonisten ein, also süddeutsches Element. Doch müssen wir vorerst an die Zuwanderung einer der schlesischen analogen Bevölkerung denken.

Dieser deutschen Besiedlung des Riesengebirgssaumes stellte sich die des Nordrandes vom Glazer Kessel an die Seite. Braunau, für die Vorgeschichte des 30jährigen Krieges von Bedeutung, bildet da den Vorort eines Gebietes, dessen kriegsgeschichtliche Wichtigkeit, wie die des Trautenauers, wir bereits anderorten zur Geltung brachten.

Unter den czechischen Orten nimmt im Westen neben Podiebrad, dessen großes Herrschaftsgebiet dem Reichsverweser, dann Wahlkönige Böhmens, Georg (1448, † 1471), aus dem mährischen Hause von Kunstat, seinen gang und gäben Beinamen lieh, noch Jitschin, eine hervorragende geschichtliche Wichtigkeit in Anspruch als Residenz Wallenstein's (1630—1632), welchem Umstande der Ort auch seinen Aufschwung vor Bydžow, dem zweiten Kreisorte, verdankt. Im Osten fesseln den Historiker außer Königgrätz (Königinnen-Gräz, Kralowe Hradec), das schon im zwölften Jahrhundert als Haupt der Zupe bekannt ist, einen Leibgedingsitz der Königswittwen vor Ende des 13. Jahrhunderts abgab und, in den Hussitenkriegen bezwungen, dann einen Hauptherd des Taboritenthums bildet, Königinhof (Kralodvor), vormals ein Leibgeding der Königinnen, der angebliche Fundort der vielbestrittenen und viel vertheidigten böhmischen Liederhandschrift, und Brandeis an der stillen Adler, Vorort eines großen Herrschaftsbesitzes der Waldstein-Wartenberge und wahrscheinlicher Geburtsort Jiskra's von Brandeis, des berühmten hussitischen Söldnerführers in Oberungarn (1440—1462).

Die südöstlichen Kreise Chrudim-Leitomyschl und Czaslau erscheinen in der ältesten Zeit der Zupenverfassung als Leitomyschler, Chrudimer, Vratislaver und Czaslauer Zupe und bildeten in der letzten Epoche der böhmischen Senioratserbfolge, noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts, das Apanagegebiet der přemyslidischen Seitenlinie der Theobalde oder Diepolticen. In dieser Zeit hieß die Leitomyschler Zupe auch die Poličer, von dem Grenzorte Böhmens gegen Mähren, Polička, und im südöstlichen Winkel derselben zwischen Böhmisch-Trübau, Leitomyschl, Landeskron, Polička, Bistrau, Swojanow, gegenüber den mährischen Grenzorten Neustift, Brüsau und Zwittau bestand ein Ansiedlungsgebiet „auf erster Rodung", wo zahlreiche deutsche Colonistenorte erwuchsen; denn früher dehnte

sich von der Leitomyschler Zupenburg ein großes Waldgebiet bis zum Oberlaufe der mährischen Zwitta (Switawa).

Ein solches Rodungsgebiet haben wir auch an der östlichen Berührungslinie des Königgrätzer und Chrudim-Leitomyschler Kreises gegen den Glazer Kessel und das Quellengebiet der March. Dahin gehören im Flußgebiete der wilden und stillen Adler die Orte Grulich, Wichstadtl, Gnabl, Geiersberg, Senftenberg und Kunewald, wo die böhmisch-mährische Brüdergemeinde oder Secte ihren Anfang nahm, ferner Wildenschwert.

Von Leitomyschl führte ein wichtiger Grenzweg nach Mähren an die Zwitta, der in ältester Zeit durch das „Grutow", d. i. das Gereute, die Rodung, dieser böhmisch-mährischen Gemarkung lief.

Der Kern des Chrudim-Leitomyschler Kreises, wohin in ältester Zeit der Stamm der Charwati sich verzweigte, ist Czechengebiet, und noch mehr gilt dies vom Czaslauer Kreise, dessen alter Vorort gewissermaßen der typische Ausdruck für das czechische Böhmenthum geworden ist. Doch dürfen wir erst seit der Hussitenzeit an diese Sachlage denken. Denn die einst so ergiebigen Silberadern des Bergzuges, der zwischen Böhmen und Mähren vom böhmischen Reichenau im Taborer Kreise, gegen Iglau und Saar streicht und dann landeinwärts bis in die Mitte Böhmens greift, bot der Entwicklung eines wohlhabenden Berghäuerlebens in den Orten Humpolec, Polna, Schlapanitz, Primislaw, Lebec und Kostelec die Grundlage, und dieser Wohlstand gipfelte in den Bergstädten Deutschbrod und Kuttemberg, welches letztere im 14. Jahrhunderte als zweitreichste und mächtigste Freistadt neben Prag in den Vordergrund tritt. All' dieser Bergsegen war jedoch von deutscher Arbeit gehoben und mithin den genannten Vororten der Charakter blühender Deutschstädte eigen, welchen die czechischen weit nachstanden. Deutschbrods Gedeihen erlitt schon im vierzehnten Jahrhunderte einen starken Stoß. 1321 bezeichnet man sie als verarmt und verödet. Doch raffte es sich wieder auf, bis ihm und Kuttemberg der hussitische Fanatismus den Todesstoß versetzte. Seither verfiel der Bergbau, Hand in Hand mit der Czechisirung, ganz und erholte sich auch nicht wieder.

Noch muß eines und des andern bedeutenden Ortes im Czaslauer Kreise gedacht werden. Es sind dies Seelau (Zeliwo), mit dem alten Prämonstratenserstifte („Siloe"), einst der Vorort einer kleinen Zupe, welche noch Ende des 12. Jahrhunderts die Uretower hieß und dann vorübergehend den Namen der Zeliwer führte, ferner Sedlec, vormals mit einem der reichsten Cisterzienserklöster

des Landes, Willimowec auch der Sitz eines alten Mönchsstiftes und Czaslau selbst, in welchem Orte die schneidigen Beschlüsse des Hussitismus gegen K. Sigmund und die Deutschen vom Jahre 1419 gefaßt wurden. Gerade auf dem Boden dieses Kreises, wo das Mönchsthum so begütert war, entbrannte die Bewegung, die ihm verderblich werden sollte, und die Ironie des Geschickes stellte einen dem Kloster Seelau entsprungenen Priester, Johann, an die Spitze der revolutionären Bewegung Prags von 1419—1422.

Der Táborer Kreis, einst die Cheynower Zupe, so genannt von dem noch heute bestehenden Orte, ist nächst dem Czaslauer ein czechisches Kerngebiet, und wurde es insbesondere durch den Hussitismus, der hier seinen frühesten und spätesten Mittelpunkt fand. Aus dem Hussitenlager bei Austj erwuchs der Ort, die Stadt der Taboriten, Tabor, nach dem Evangelium so genannt, und seither blieb diese Bezeichnung für ein befestigtes Lager nicht bloß dem Hussitismus eigen, sondern wurde von den böhmischen Söldnern allerwärts verbreitet und auch den deutschen Alpenländern geläufig, woselbst Tabor, „Täber", die eigenthümliche Befestigung der Städtchen durch einen Mauerwall hieß. In diesem Gebiete war großer Güterbesitz einer Linie der mächtigen Rosenberge, der Herren von Neuhaus, wie das durch die Sage von der weißen Frau noch heute bemerkbar gebliebene Schloß am böhmisch-mährischen Grenzboden heißt. Vor und nach der hussitischen Periode war aber der Bestand deutscher Ansiedlungen nicht unbedeutend. Schon die einst so ergiebigen Goldwäschen an der Luznic, mit Tábor als Vorort, sodann im Bereiche von Neuhaus der Bergbau zu Ratiboržic (auch Hory R., deutsch: Bergstadtl) u. s. w. zogen deutsche Arbeitskräfte herein, und was deutsche Ansiedlung in diesem südlichen Winkel des Kreises in den letzten Jahrhunderten bewirkte, deuten die Ortsnamen Schlagles, die Ottenschlag, Ramerschlag, Köpferschlag, Ruttenschlag, Gotterschlag, Münichschlag, Hirschenschlag u. s. w. an. Tremles, Königsegg, Schamers, Neubistritz erwuchsen durch solche Colonisation zu bedeutenderen Orten, welche mit dem Deutschthum an der mährischen und österreichischen Thaya zusammenhängen. Unter den deutschen Bergorten dieser Gegend war Adamsfreiheit bedeutend.

Den Schluß unserer Wanderung haben die centralen Kreise Böhmens und die Hauptstadt des Landes zu bilden. Zu diesem Ende sei gleichzeitig die Stromentwicklung der Moldau und Elbe in Rücksicht gezogen.

Die Moldau mit einem Flußgebiet von 560 Quadratmeilen und 54 Meilen Länge, aus den Quellenbächen im Böhmerwalde, der

obern, oder warmen, und der auf bayerischer Seite entspringenden untern, oder kalten Moldau in der todten Au, bei Humwald, im Budweiser-Kreise vereinigt, behauptet in ihrem ganzen obern nördlichen Laufe von Hohenfurt bis Budweis, von da zwischen der Budweiser- und Wittingauer-Ebene, weiterhin im einstigen Piseker Kreise, wo sie bei Moldautein die Lužnic, bei Podhrad die Wottawa aufnimmt, die Bildung eines Querthals, abgesehen von der Strecke bis Hohenfurt, die ein mit Torfmoor und Krummholz ausgefülltes schmales Längenthal bildet. Von Budweis schiffbar geworden, ist sie dies in beschränktem Sinne, denn ihr Querthal ist nur zwischen Hohenfurt und Budweis geräumiger, nur bei Moldautein, Königssaal und Prag insbesondere ein größerer Kessel, sonst bis Melnik eng und an Stromschnellen (Strudeln), Wehren und Staudämmen reich. Der Mittellauf kann von Moldautein bis zur östlichen Mündung der Sazawa bei Dawle und auf der Westseite bis zum Einfalle der Beraun oberhalb Königssaal gerechnet werden. Sie durchfurcht auf diesem Wege die mittlere böhmische Terrasse (Granit-, Gneiß- und Uebergangsformation), den Norden des Piseker Kreises und schneidet den Berauner und Kaufimer Kreis, wie noch jüngst diese politischen Bezirke alten Ursprungs hießen.

Pisek an der Wottawa (Otawa), wie schon der Name („Sand") andeutet, war der alte Mittelpunkt ergiebiger Goldwäschereien oder „Seifen", die sich in die Nachbarschaft über Wodnian, Horažbiowic, Schüttenhofen bis gegen Bergreichenstein fortsetzten.

Zum wichtigsten Orte im Berauner Kreise wurde die Bergstadt Přibram, deren Silbergewinn im 13. und 14. Jahrhundert bedeutend war, aber schon im sechzehnten verfiel. Auch fehlte es nicht an Goldseifen an der Berau und den Zubächen; doch scheint in dieser Beziehung die Mies und Sazawa in alter Zeit erträgnißreicher gewesen zu sein. Insbesondere bildete Eule (böhm.: Jilowe von jihlati „seifen", vgl. Eule im Leitmeritzer Kreise), am letzteren Flusse, zwei Meilen vor Prag, den Mittelpunkt einst reicher Goldgewinnung.

Zu den historisch bedeutendsten Oertlichkeiten zählt vor Allem Königssaal (Zbraslaw), die reichbegabte Lieblingsstiftung des vorletzten Přemysliden Wenzel's II. († 1305), ein Cisterzienserstift ersten Ranges, und Mittelpunkt böhmischer Klosterannalistik; der Karlstein, das Schooßkind Karl's IV., einst der Hort der Reichsinsignien und des Kronarchivs, und die luxemburgischen Pfalzschlösser Točnik und Zebrak.

Weit älter ist die Geschichte des unbedeutenden Ortes Sazawa an der Mündung des gleichnamigen Flusses. In den Tagen Udal-

rich's und Bretislaw's I. († 1055) lichtete hier der Einsiedler Prokop die Wildniß und legte den Grund zu einem Kloster, Emaus-Kloster an der Sazawa, wichtig darum, weil hier ausnahmsweise altslavischer oder cyrillischer Ritus sich einbürgerte. Doch mußte es der Ungunst der Zeiten erliegen. Ein hier geschriebenes Evangelienbuch gerieth in den Tagen Karl's IV. nach Frankreich und diente hier Jahrhunderte lang zu Rheims als heiliges Buch, worauf die französischen Könige den Krönungseid leisteten, ohne daß man seinen Ursprung und Inhalt kannte. Karl IV. hatte eben das Slavenkloster zu Emaus erneuert.

Im Kaurimer Kreise, der urkundlich als „Zlicko", dann Kaurimer Provinz, schon im 10. Jahrhundert auftaucht, wäre zunächst der Vorort selbst (einst Zlicko genannt?) mit dem nahen Lipan zu erwähnen, auf dessen Schlachtfelde 1434 der Taboritismus vernichtet wurde; sodann Alt-Bunzlau (b. St. Boleslawa), ein Ort der in die früheste Přemyslidenzeit zurückreicht, mit einer der ältesten Kapellen oder Kleinkirchen des Landes, an deren Schwelle die Ermordung Herzog Wenzel's I. durch seinen Bruder Boleslav I. 935 stattgefunden haben mag. Der Ort verewigt den Namen des Mörders und Thronfolgers, einer energischen Fürstennatur. Unter den größeren Orten errang durch Bergbau und Deutschansiedlung seit dem 13. Jahrhunderte Kolin (auch Neu-Kolin genannt), die Nachbarin Kuttembergs, das Uebergewicht; in der Kriegsgeschichte des 13., 15., 17. und namentlich des 18. Jahrhundertes von Bedeutung. An die Hussitenstürme knüpfte sich auch der Verfall seines Wohlstandes.

Unter den historisch bedeutenden Orten sei nur noch Jankau an einem Zubache der Sazawa, der Platz des vernichtenden Sieges Torstensohn's über die Oesterreicher (1645), genannt.

Die Mitte Böhmens mit der Landeshauptstadt, wo der eigentliche Czechenstamm zwischen Eger und Elbe, Beraun und Sazawa den Sitz hatte, und ringsum dann die anderen verwandten Stämme oder Gauvölker unterwarf, hatte in der ältesten Zeit eine große Zup, mit dem Vyssegrad, der „hohen Burg" der Přemyslidenfürsten und Vorläuferin Prags, und dem Lewy Hradek (kleine Burg) eingenommen. Neben dem Vyssegrad waren Lubossin, Tetin und Kazin die ältesten Pfalzen. Tetin, an der Beraun, erhielt sich noch als Ort.

Neben der Prager Provinz oder Zupe finden wir erwähnt schon im 11. und 12. Jahrhundert die Tetiner, Kamenicer (später Moldauer oder Wltawer) mit den Burgen Kazin, Kamyk, Lescen und dem uralten Kloster Ostrov, gegründet 999 für Benedictiner, unter

dem ersten Abte Lambert, aus Altaich; die Rokytner, mit der alten Feste Krakow (Krakowec, Rothschloß, und der bedeutenden Pfalzburg Křiwoklat, (Burgelin, Burgeleis, Pürglitz); endlich die Drevičer Zupe mit dem festen Drewič als Vorort.

Ueberall findet hier die altböhmische Sage und jüngere Tradition Haltpunkte und Lieblingsstätten, und auch das berühmte Mutterkloster der böhmisch-mährischen Benedictiner, Břewnow, gehört dieser Landschaft an.

Später im 13. Jahrhundert begegnet uns neben der Prager und Rokytner Provinz die Schlaner, im Nordwesten der letztern, an die Saazer und Leitmeritzer gerückt. K. Johann gedenkt (1338) noch urkundlich des Moldauer oder Wltawer Landbezirks. Unter K. Wenzel IV. von 1410 ist von der Prager, Wltawer, Kamiecer und Schlaner die Rede. Die eigentliche Kreiseintheilung Karl's IV. und seines Sohnes (1346—1419) bezeichnet unter den zwölf Kreisen des Landes neben dem Kaurimer den Schlaner, welcher somit die früher genannten kleineren Distrikte und den Landbezirk von Prag selbst einschloß.

Prag (Praha, „die Schwelle" des Vyssegrad), an der Moldau und zwar in dem bedeutendsten der Silurformation angehörigen Becken ihres Querthälersystems, hat unter allen Provinzialstädten Oesterreichs die centralste Lage und den naturgemäßen Platz für den Aufbau eines großen Gemeindewesens. Es liegt wohl nicht im hydrographischen Centrum des Landes, denn dies wäre an der Einmündung der Moldau in die Elbe zu suchen, aber es liegt so ziemlich in der Mitte des böhmischen Wassersystems; die Moldau entwickelt sich da am bedeutendsten und die Elbe nähert sich in ihrem bedeutendern Laufe. Seine Umgebung ist durch ihre Terrainverhältnisse für Einzelbauten und Anlagen lockend, in klimatischer Beziehung Prags Lage günstig; und wenn wir auch die Güte der hier gedeihenden Reben, ein Verdienst des Böhmen-Vaters K. Karl's IV. und seinen Ausspruch: das Prager Thalbecken sei ein „Garten der Lust, darin sich Könige erlustigen mögen", nicht über Gebühr ausbeuten wollen, so giebt es in der That wenige Städte, die sich in Europa mit der Lage, Entwicklung und geschichtlichen Bedeutung Prags messen können. Prag wurde das Herz Böhmens, wer Böhmen erobern und halten wollte, mußte sich Prags bemächtigen, und wer es nicht behaupten konnte, das Land räumen. Die ganze Geschichte des Landes pulsirt da, aber auch sein ganzes materielles und geistiges Leben aller Jahrhunderte.

Merkwürdig ist Prags Entwicklung. Am Poříč (d. i. Ufer-

gegend, Gries) entwickelt sich die älteste deutsche Ansiedlung schon im elften Jahrhundert, um bald darauf nach der Altstadt überzusiedeln und dem Pořič nur noch eine Zeit lang den Namen „Deutschen-Dorf" zu hinterlassen. Die czechische Grundansiedlung an der Burg, der Burgfleck, wird zur privilegirten deutschen Gemeinde, zur Altstadt, welche im vierzehnten Jahrhunderte bereits mit vierzehn Thoren und kleineren Pforten ausgestattet, 23 Kirchen und eines der bedeutendsten Ghetti in ihren Mauern birgt.

Ihr zur Seite erwächst jenseits des Flusses die czechische Neustadt, welche Karl IV. zum neuen Aufschwunge brachte und vor Allem auf Ansiedlung Auswärtiger Bedacht nahm. Doch schon zu Ende der Přemyslidenzeit (1278—1306) erscheinen hier fünf Kirchen.

Seit der Hussitenzeit wird die Altstadt czechisirt; es treten neue Entwicklungen dazu, die Kleinseite, wo sich die jüngere deutsche Bevölkerung ansammelt, und der Hradschin.

Die Moldau selbst kennzeichnet diese Hauptglieder der Stadtentwicklung. Keine Stadt Oesterreichs umschließt so viel Historisches in ihren Bauten.

Wir haben schon in der historischen Topographie des Kauřimer Kreises mit Altbunzlau den Elbelauf berührt und müssen nun seiner im Ganzen gedenken. — Von den höchsten Moorwiesen des Riesengebirges, besonders aus dem Elbbrunnen auf der Elbewiese und dem Weißwasser gespeist, tritt der junge Fluß von Hohenelbe bis Jaroměř, im Königgrätzer Kreise, den obersten Lauf im Gebiete der Kreideformation an und betritt dann die breitere Thalung gegen Königgrätz, nachdem er die Aupe und Mettau am linken Ufer aufgenommen. Der Flußlauf bildet, von Königgrätz an, das eigentliche, historische Elbebecken, dem eben hier die vereinigte Adler zumündet. Es ist eine, ein bis drei Meilen breite Thalung, am weitesten um Pardubitz, im Chrudimer Kreise, an der Mündung der Chrudimka. Von da ab ändert der Fluß seine vorsüdliche Richtung in eine ostwestliche ab, ohne jedoch ein eigentliches Querthal zu bilden. Nur bei Elbeteinitz, vor Kolin, bietet sich ein enger Durchbruch, ein Engpaß, von großer strategischer Wichtigkeit. Nordwestlich fließt nun die Elbe von Kolin gegen Nymburg, im Jung-Bunzlauer Kreise, ein altes Städtchen, nachdem sie vorher die Cydlina oder „kleine Elbe" aufgenommen.

Weiter im Hügellande bis Brandeis westwärts eilend, empfängt sie bei Tausim die Iser. Es ist dies der Punkt, wo sich die Elbe in ihrem Laufe der Stadt Prag auf wenige Stunden Entfernung nähert. Nordwestlich fließt sie dann bis Melnik vom Hügelgelände

begleitet, auf welchem Karl IV. (Melnik, Cernosek, Falkenstein) den glücklichen Versuch mit der Anpflanzung der Rheinrebe machte. Ihr kommt da die wasserreiche Moldau entgegen, um sich mit ihr zu vereinigen. Bedeutender in ihrer Stromentwicklung, als die böhmische Elbe, mit 54 Meilen Länge und 32 Meilen Schiffbarkeit gegen 50 Meilen Länge und $14^1/_2$ Meile Schiffbarkeit, steht ihr die Moldau in anderer Beziehung nach, in Bezug der Beckenbildung und des Laufes in einem Längenthale, der so wenig Hindernisse bietet, daß von den 50 Meilen Lauflänge an 45 Meilen floßbar sind.

Der Eintritt in die Gegend von Leitmeritz an der Ausmündung den Egerthales, in den „Garten Böhmens" kündigt auch den schönen Theil des Elbethales an, wo es malerische Felsenengen giebt, und die von Melnik an schiffbare Elbe den Strubel bei Schreckenstein bildet. Auf dem Wege von Melnik nach Leitmeritz, wo die Elbe eine bedeutende Krümmung beschreibt, erhebt sich in deren Tiefe das malerisch gelegene Uferschloß Raudnic, einst im Besitz des Prager Bisthums, dann Eigenthum der Lobkowice, eines der ältesten und bedeutendsten Häuser Böhmens. Südlich davon erhebt sich der Berg Rzip, in der altböhmischen Sage Czech's Lagerplatz. Im untern Egerthal sind Laun, in der Hussitenzeit oft genannt, Budin und Doxan alte Orte.

Der letzte bedeutendere Zufluß, den die Elbe am linken Ufer ihres böhmischen Laufes bei Aussig (Austi) empfängt, ist die Biela. Die beiden Mündungsorte Leitmeritz und Aussig sind sehr alt.

Leitmeritz (Litoměřice) war Vorort eines von uns bereits genannten Kreises, und noch früher einer Zupe, als deren Vorsteher wir um 1101 eines der Häupter der mächtigen Wršowce urkundlich erwähnt finden. Wir müssen daher dies Haus, bevor es 1108 zu seiner blutigen Vernichtung kam, in der Gegend begütert denken. Das Eger- und Bielathal empfing früh deutsche Colonistenbevölkerung, und beide Orte, Leitmeritz und Aussig, wurden königlich-deutsche Freistädte, welche den alten Vorort der einstigen Biliner Zupe, Bilin oder Bělin, gleichnamig mit dem Flusse, überflügelten. Der Krieg hat dieses Elbedefilée zwischen Leitmeritz und Aussig oft gesucht.

Von Aussig bis Tetschen (Děčin), dem Hauptstapelplatz der Elbeschifffahrt, wachsen die Stromschnellen des Flusses, z. B. bei Pömmerle und Rongstock und hinter Tetschen und Bodenbach gegen Herrns-Kretschen (Hrensko) und Niedergrund, wo die Elbe den Boden Böhmens verläßt, beginnt die sogenannte „böhmisch-sächsische Elbe-Schweiz", die dann in der historisch wichtigen Gebirgsenge Sachsens bei Pirna ihren Abschluß findet. Auf dem Wege der Elbe gegen

Pirna erhebt sich das Schloß Königsstein, noch in der Přemyslidenzeit Sitz böhmischer Burggrafen, ein Beweis, daß damals dieser Winkel Sachsens böhmisch war, und wahrscheinlich zur Aussig-Tetschener Zupe gehörte.

II. Mähren.

Mährens Name im Gegensatz zu der ethnographisch-historischen Bezeichnung des Nachbarlandes „Böheim", „Czechy", ist rein geographisch und bedeutet in der slavischen Grundform das „Marchland", „Morawa", nach seinem Hauptstrome, der March, slavisch Morawa. Ein Terrassenland mit einer Beckenbildung nach innen, weit centraler, als dies bei Böhmen der Fall ist, war sein Haupttheil auch länger Meeresgrund, und dieses mährische Seebecken der Vorzeit, das in massenhaften Conchylienablagerungen der jüngern Gesteinschichten sein Zeugniß findet, hing durch das südliche Marchthal und das mährisch-österreichische Marchfeld mit der Wiener Meeresbucht und dem pannonischen Meere der Urzeit zusammen.

Der innere Kern ist jüngerer Bildung, die breite Umrahmung desselben nach Nordwest und Südost bietet ältere Gesteinsformen. Sie vertreten zugleich die drei Haupterhebungen des Landes, deren eine, nordwestliche, theils als Grenze, theils als Bindeglied zwischen Böhmen-Mähren aufzufassen ist; wir gedachten ihrer bereits als „böhmisch-mährische Terrasse". Ebenso gut kann man sie das böhmisch-mährische Plateau nennen. Es streicht beiläufig zwischen dem Rinnsal der Thaya und obern Zwitta von Südwest nach Nordost in einer Länge von nahezu 20 und in einer Breite von 8—9 Meilen auf mährischer Seite. Granit, Syenit, insbesondere aber Glimmer- und Urthonschiefer, sogenannte Primärformation, bildet das herrschende Gestein. Dieses Hochland, kahl, einförmig wellig, voll kleiner Querthäler, ein steinreicher Boden, auf welchem man, wie der Volkswitz sagt, beständig „wie in einer Wiege" auf und nieder fährt, das Hafer- und Kartoffelland der „Bergler" (Horaken) wird nach Osten zu von dem nördlichen Hauptbecken Mährens: dem obern Marchbecken, durch einen breiten Gürtel silurischer Formation und des sogenannten Rothliegenden geologisch abgegrenzt.

Die zweite Haupterhebung sind die mährisch-schlesischen Sudeten, mit der Streichlinie von Nordwest nach Südost; ein

bergiges Hochland von 5—6 Meilen Breite und etwa 12 Meilen Länge mit der höchsten Erhebung von 3—4000 Fuß, also subalpiner Höhe.

Seine geologische Beschaffenheit ist im nordwestlichen Theile der des böhmisch-mährischen Plateaus analog, im südöstlichen tritt mehr die Grauwacke, silurischer Schiefer, Devonformation, auch Steinkohlengebilde, Basalt und Tertiärgestein auf. Die Primärformation entspricht den Hochsudeten; den niederen die zusammengesetzteren Gebilde.

Die dritte Erhebung, im Südosten, bilden die mährisch-schlesischen Karpathen, nordwestlich streichend, in Mähren an 3—6 Meilen breit, vorzugsweise der Kreideformation: Schiefer-, Kalk- und Karpathensandstein, angehörig.

Diesen drei Erhebungen stehen drei bedeutendere Beckenbildungen gegenüber. Zunächst ist es das obere Marchbecken von Nordwest, bei Hohenstadt an der March, bis zum südöstlichen Napajedl am gleichen Strome in einer Ausdehnung von 12 und einer Breite von 1—$1^{1}/_{2}$ Meilen. Durch dasselbe wird das böhmisch-mährische Plateau vom sudetischen „Gesenke" geschieden, wie man die höchste Erhebungsmasse nennt. Das untere Marchbecken, in seinem ganzen Verlaufe von Napajedl bis zur Marchmündung bei Theben 15 Meilen lang und in der Breite südwärts zunehmend, steht mit der dritten Einsenkung, dem Thaya-Schwarzabecken westsüdlich im Zusammenhange.

In diese drei Hauptglieder oder Massenerhebungen mit den zugehörigen Einsenkungen oder Becken zerfällt der Boden Mährens. Geologisch und orographisch schließt sich österreichisch Schlesien: das Troppauer und Teschener Gebiet, enge an das Marchland, an dessen Sudeten- und Karpathensystem. Hydrographisch jedoch bildet das Teschener Herzogthum, als Quellenland der Weichsel, eine eigene Provinz, während Troppau, das „Oppaland", auch in dieser Beziehung mit Mähren zusammenhängt. Daß es auch in historischer Beziehung nur als ein Stück Mährens Jahrhunderte hindurch galt, soll später an Ort und Stelle zur Sprache kommen.

Halten wir zunächst diese drei Hauptglieder, oder noch besser die drei Erhebungsmassen und drei Bodensenkungen oder Becken fest, so entspricht ihnen auch die Entwicklung der sechs gegenwärtig bedeutendsten Städte des Landes. Auf dem böhmisch-mährischen Plateau, dicht an der böhmischen Grenze, gedieh Iglau zum reichsten und angesehensten Vororte; am Südostfuße der Sudeten im obern Marchbecken, das es beherrscht, und nahe gerückt den östlichen

Ausläufern der böhmisch-mährischen Terrasse, erwuchs *Olmütz* zur Stadt ersten Ranges.

Zwischen die Sudeten und Karpathen gestellt, an einem Nebenflüßchen der Oder, nahe der Wasserscheide zweier Hauptstromsysteme, dem der Bečwa-March-Donau und der Oder, entwickelte sich *Neutitschein* zum Vororte. Das untere Marchbecken beherrscht *Ungarisch Hradisch*, an die Vorhügel der Karpathen gelehnt. Ihm gegenüber, im südwestlichen Mähren, am Rande des Thayabeckens, dort, wo so scharf die Grenze zwischen dem einförmig, kahlen Wellenschlage der böhmisch-mährischen Hochebene und dem fruchtbaren Weizen und Rebenboden des südwärts streichenden Beckens hervortritt, erhebt sich das alte *Znaim*. Vor dem einen Thore liegt Oesterreich, hinter dem andern Böhmen, pflegte man zu sagen. Inmitten Beider, in einer günstigen Ausbuchtung der zum Thayabecken gehörigen Bodensenke der Schwarza, steht *Brünn*, die jetzige Hauptstadt des Landes; nahe gerückt dem böhmisch-mährischen Plateau, in bequemer Verbindung mit dem fruchtbarsten Theile des obern Marchbeckens, dem fetten Alluvialboden der Hanna, der bei Wischau beginnt und nordöstlich bis Prerau streicht, und durch das Thayabecken, so wie durch sonstige bequeme Verkehrswege auch in Beziehungen zum untern Marchbecken Mährens.

Auch die *ethnographische Gliederung* Mährens und sein mineralischer Bodenreichthum läßt sich mit der orographischen in das Verhältniß der Analogie setzen. Das böhmisch-mährische Plateau bewohnen die *Horaken*, mit den angrenzenden Böhmen offenbar Eines Stammes nicht nur, sondern auch sprachlich vollkommen gleich. Das Sudetengebiet, das Gesenke, beherrschen die *Deutschen*; in den nördlichen mährischen Karpathen sind zu Hause die *Wasserpolaken* und zwar an der Scheide des Gesenkes und der Karpathen; in deren Kerngebiete finden sich die *slavischen Walachen*, während das Südstück und das untere Marchbecken die *Slovaken* füllen, im Zusammenhange mit den angrenzenden ungarischen Stamm- und Sprachgenossen. Den besten Theil des obern Marchbeckens und seiner beiderseitigen Vorlagen halten die *Hannaken* fest. Die Deutschmährer im Allgemeinen erstrecken sich südöstlich vom Gesenke bis gegen die Karpathen, dann im Zusammenhange mit den Deutschböhmen des Chrudimer Kreises, jenseits der March und über die Zwitta hinaus, als breite Insel auf der Vorlage des böhmisch-mährischen Urschiefergebirges, und bilden eine zweite Insel, dicht an der Grenze des Landes, wo der Czaslauer Kreis anstößt. Die Dichte der Deutschen des Thayabeckens steigert sich von Znaim ostwärts.

Brünn und theilweise seine Umgebung bildet gleichfalls eine deutsche Sprachinsel.

Auch die Vertheilung des mineralischen Bodenreichthums in alter und neuer Zeit entspricht jener Hauptgliederung des Bodens. Der alte nun erstorbene Bergbau auf edles Metall gehört vorzugsweise dem böhmisch-mährischen Plateau an, im naturgemäßen Zusammenhange mit dem nachbarlichen in Böhmen früherer Tage; so die reichen Silbergruben von Iglau, die Goldgruben von Jamnitz, die Silbergruben bei Deblin und Pernstein. Jetzt ist dieser Reichthum allerdings verschwunden, aber an seine Stelle tritt im nordwestlichen und mittlern Revier Mährens der Eisenstein. Im Sudetengebiete herrschte auch einst reges bergmännisches Leben in Gewinnung des Edelmetalles, wie die noch erhaltenen Spuren und die nicht seltenen Ortsnamen auf „seifen" (z. B. Brandseifen, Rabenseifen, insbesondere das alte Braunseifen) andeuten. Ja, nicht ohne Berechtigung wird der deutsche Name „Gesenke" statt von dem slavischen Jesenik (Eschengebirge) von den einst zahlreichen Bergbauhalden oder „Gesenken" abgeleitet, wie schwierig auch solche Etymologieen im Allgemeinen sind. Jetzt ist dies Revier das zweitmächtigste in der Eisengewinnung, Aehnlich verhält es sich mit dem Karpathenrevier, an dessen innerm Rande, z. B. um Holleschau bereits im dreizehnten Jahrhundert (bei Veveři und Beneschow) die Rede von Eisengruben ist. Es ist dem Range nach das dritte Eisenrevier. Am bedeutendsten jedoch tritt der Verbündete moderner Industrie, die fossile Kohle, auf, und zwar im Südosten, Nordwesten, Südwesten und Nordosten des Landes, mit Lundenburg-Bisenz-Tscheitsch; Landskron (Böhmen)-Lettowitz-Blansko; Mährisch-Kronau-Ričan; und Mährisch-Ostrau als Markirungspunkten.

Schon die vorangehende Betrachtung der Bodengliederung und der entsprechenden Vertheilung der Hauptorte des Landes läßt eine unleugbare Verschiedenheit Mährens und Böhmens nach ihrem innern Baue erkennen. Dazu tritt auch ein bedeutender Unterschied der beiderseitigen orographischen Einrahmung. Böhmen ist bis auf die südöstliche Strecke nach Mähren hin durch höhere Randgebirge concentrisch abgeschlossen. Mähren hat nur nordöstlich an den Sudeten und südöstlich an den Karpathen einen Verschluß durch Gebirge subalpiner Höhe von leichter Zugänglichkeit.

Das böhmisch-mährische Plateau kann nur eine Erhebungsschwelle, aber kein Gebirgsverschluß genannt werden, und südwärts ist das Land breit geöffnet.

Mähren ist ein Boden, der dem Einflusse der Nachbar-

schaft, Böhmens, Oesterreichs und Ungarns offen stand, dessen Gliederung einer mehrtheiligen Herrschaft entspricht, mit mehreren Vororten, unter denen zwei sich später als Hauptstädte ablösten, das ältere Olmütz und das jüngere Brünn. Wenn man im historischen Sinne sagen darf, Prag bedeutet Böhmen, so ist dies bei Brünn nicht der Fall gewesen, denn man mußte in den Tagen des Mittelalters und der nächsten Jahrhunderte, um Mähren so zu bezeichnen, die Vororte Olmütz, Brünn, Iglau und Znaim anführen. In der That ging auch durch diese Orte der Hauptzug des politischen und des Culturlebens jener bewegten Tage.

Aehnlich verhält es sich auch mit dem Entwicklungsgange des staatlichen Lebens. In Böhmen knüpft die Reichsbildung an den Vyšegrad, an Prag an; von der Mitte des Landes aus erwuchs der Přemyslidenstaat. Das historische Mähren begann im Südosten, dort wo im spätern Mittelalter nimmer sein Schwerpunkt lag. Altmähren schließt sich an den karpathischen Theil, an Welehrad, die „große Burg" an der March, den Vorläufer von ungarisch Hradisch, das nur als Grenzort oder „Burgstätte" (Hradischtje) von Bedeutung war. Ja, wie die Geschichtserzählung des Nähern erörtern wird, dieses Altmähren ist nur das nördlichste Stück eines größern Ganzen, das sich am Westufer der ungarischen Donau südwärts zog und die ungarische Slovakei am Südfuße der mährisch-ungarischen Karpathen, des Beskid, umfaßte.

Das eigentlich mittelalterliche Mähren wird ein Glied des böhmischen Přemyslidenstaates, sein Schwerpunkt ist nach Nordwesten gerückt. Immerhin aber erscheint es als ein selbständiges Glied, als „Reich Mähren", wie es der älteste Chronist Böhmens im elften Jahrhundert bezeichnend anführt, und gerade die Zersetzung Mährens (von 1055—1198) in přemyslidische Theilfürstenthümer: Olmütz, Brünn, Znaim, denen dann noch Lundenburg und Jamnitz an die Seite traten, mußte den politischen Gegensatz des Landes zu Böhmen schärfen. Nach dem Aufhören der Theilfürstenthümer wird Mähren eine auch vom deutschen Reiche anerkannte „Markgrafschaft", ein einheitliches Land, durchaus autonom, wie dies insbesondere das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert erkennen lassen; eifersüchtig auf seine Rechte und Freiheiten, das feudalste Gebiet Oesterreichs, das Land der „eisernen Barone." Aber die Zukunft gehörte nicht der festgeschlossenen Sippe des Hochadels, sondern den Hauptstädten mit ihrem betriebsamen deutschen Altbürgerthum, wie die Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, die Folgen der Schlacht am weißen Berge, darthun.

Andererseits konnte das Deutschmährerthum nach dieser Katastrophe in ein wesentlich anderes Verhältniß zum Slaventhum Mährens treten, als dasjenige war, welches sich zwischen dem Deutschböhmen und Czechen gestaltete. Denn das Czechenthum bildete eine gleichartige Masse, während der slavische Mährer, abgesehen von den Wasserpolaken, in drei Hauptzweige zerfällt, die bis auf die neueste Zeit nie ein national-politisches Einheitsprogramm verfolgten, oder sich als „herrschende Nation" ansehen. Das Mährerland charakterisirt seit dem siebzehnten Jahrhunderte der sprachliche Utraquismus, welcher in der Menge kleinerer und größerer Stadt- und Städtchengemeinden gemischter Bevölkerung seinen Stützpunkt fand. Erst die neueste Zeit hat der czechoslavischen Bewegung um politische Vorherrschaft das Thor geöffnet.

Wir wollen nun die ältesten Landesgrenzen und Straßenzüge überblicken und zugleich, auf Grundlage der ältesten politischen Gliederung Mährens, ein Gesammtbild der wichtigsten historischen Oertlichkeiten liefern. Cosmas, der Geschichtschreiber des elften Jahrhunderts, gedenkt als der alleinigen Naturgrenze Mährens gegen Oesterreich des Flusses Thaya (Dije), welcher, aus einem österreichischen und mährischen Quellenarme gebildet, als einheitlicher Fluß bei Raabs im Viertel ober dem Manhartsberge Niederösterreichs auftritt, die mährische Grenze bei Freistein überschreitet und dann vorzugsweise südöstlich in schmaler Felsenspalte gegen Znaim fließt. Die alten Schlösser Vöttau (Bytow), einst Hauptsitz der mächtigen Liechtenburger, Frain (Wranow), beide in alter Zeit Vororte von königlichen Kastellaneien oder Zupen, Hardeck, die Burg eines Grafengeschlechtes, im Mittelalter viel genannt, Neuhäusel, beweisen, daß dieser enge Grenzboden, von dem nach Raabs eine der ältesten Landesstraßen führte, eine reiche Geschichte habe.

Znaim (Znojem) liegt an dem Austritte der Thaya in ein Becken, welchem dann nach kurzer Thalenge das Flachland des Thaya-Schwarzabeckens folgt. Zwei alte Zupen oder Bezirke erscheinen allhier, die ältere Znaimer und die jüngere Vöttauer Zupe, nach den beiden Hauptburgen dieser Gegend so genannt. Alt-Znaim war die Burgstadt, zugleich der Sitz eines Fürstenthums, schon im 12. Jahrhundert urkundlich angedeutet; die eigentliche Stadt Znaim, woselbst das Lucker Kloster (1190 gegründet) sehr begütert erscheint, erwuchs erst in der Zeit nach der politischen Einigung des Landes um 1226 durch deutsche Colonisation, die gewiß auch nicht der ältern Burgstadt fehlte.

Der weitere Thayalauf durch die Niederung des westlichen

Marchfeldes bis zur Mündung an die March, bei Hohenau, erscheint in alter Zeit von zwei Zupen begleitet, der Zupe von Tracht (Strachotin), am Fuße der merkwürdigen Polauerberge, die wie eine steingewordene Sturzwelle aus der Niederung des Thaya-Schwarzabeckens aufsteigen, und der von Kostel (Podiwin). Der deutsche Name Kostel ist nichts anderes, als eine seltsame Adoptirung des gleichlautenden slavischen Vorortes, welches „Kirche" bedeutet. In der That erscheint in dieser alten wichtigen Burgstadt an der Grenze schon 1072 die Wendelskirche. Den slavischen Namen Podiwin leitet der alte Cosmas von dem „Juden" Podiwa ab, der Christ geworden sei. Offenbar ist dies nur ein Histörchen und wahrscheinlicher die Herleitung von einer Oertlichkeit. Da nämlich nicht weit davon an einem der Polauer Berge das alte wichtige Grenzkastell, die Maidburg (Děwin, Diwin) emporragte, von welcher sich die alten Harbecker auch Grafen von „Maidburg" schrieben, so dürfte Podiwin nichts anderes als den Ort unter Děwin (Pod-Diwin) bedeuten. Denn solche Bildungen sind nichts Seltenes. Man vergleiche nur Podmokl, Podskal, Podles, Podlaby u. s. w.

Dem Thayalaufe und der Znaimer Zupe lagerte unmittelbar die Jamnitzer und weiter nordwärts die Rokytner (Roketnicer) Kastellanie und die bedeutende Zupe oder Provinz von Iglau vor, letztere im Bereiche der Iglawa (im ältern Deutsch: die Igl), welche dicht am böhmischen Gemärke entspringt und nach einem südöstlichen Laufe von elf Meilen, vereinigt mit der Schwarza, im Thayabecken bei Muschau, der Thaja einmündet.

Die Grenze gegen Böhmen dürfte im Großen und Ganzen die gleiche geblieben sein. Drei alte Uebergänge oder Straßen zogen sich von drüben nach Mähren: der Habrer Steig von Czaslau über Habr und Deutschbrod nach Iglau; später auch der Weg von Humpolec (offenbar vom deutschen Namen Gumpold) in Böhmen, der mit der alten Selauer Straße zusammenhing; der Libicer Durchschlag oder Paß, vom Czaslauer Kreise bis in die Brünner Zupe und die Trstenicer Straße von Leitomyschl über Trstenic, Karli und Rauhenstein an die Zwitta.

Jamnitz (böhmisch: Jemnice von Jama, die Berggrube, der Schacht), die „Grubenstadt" im strengen Sinne, erscheint früh als Landbezirk, später als Sitz eines kleinen Theilfürstenthums. Die Entwicklung des Städtchens gehört dem dreizehnten Jahrhunderte an. Als Kern haben wir deutsche Berghäuer zu denken.

An der Igl oder Iglau (Iglawa), wo der alte Habrer Steig nach Böhmen, gegen Deutschbrod und über Habr nach Czaslau führt,

in einem der ältesten und bedeutendsten Montanbezirke, liegt Iglau (Jihlawa), der bedeutendste mittelalterliche Bergort Mährens und Böhmens in Hinsicht seiner bergrechtlichen Geltung und eine der geschichtlich hervorragendsten Städte Mährens, der nordwestlich vorgeschobenste Posten deutscher Nationalität. Der Name rührt von seinen Anfängen als Oertlichkeit, wo Edelmetall verseift wurde, her, ein Vorgang, der im Slavischen „jihlati" heißt. Iglau ist somit die deutsche Umformung des ursprünglich slavischen Ortsnamens und erscheint als Vorort der gleichnamigen Zupe urkundlich zum ersten Male im Jahre 1174. Schon 1227 findet sich ein k. „Bergmeister von Igla", und der zeitgenössische Böhmenkönig Otakar I. wurde der Gründer von Neu-Iglau, der gegenwärtigen Stadt, während Alt-Iglau, die ursprüngliche Niederlassung, in dem heftigen Parteikriege des funfzehnten Jahrhunderts zu Grunde ging. Der Zusammenhang der Berghäueransiedlung Iglau's mit dem obern Sachsenlande, z. B. mit Freiberg, spiegelt sich in den Oertlichkeitsnamen Sachsengasse, Sachsenthal, abgesehen von wesentlicheren Zeugnissen.

Wie eigenständig Iglau jedoch emporkam, beweist der Umstand daß die bergrechtlichen Satzungen dieser königlichen Stadt unter K. Wenzel I. mustergültig für Czaslau, Kolin, Kuttemberg, für Schemnitz in Ungarn wurden, ja schon 1294 von Freiberg selbst ihre Annahme fanden. Iglau ward im Mittelalter der berühmteste bergrechtliche Oberhof, dessen Schöppensprüche oder „Belehrungen" weither eingeholt wurden und noch im sechzehnten Jahrhundert geschätzt waren. Die wohlhabende „Silber- und Tuchmacherstadt", mit kräftigem Bürgerthum, spielt als katholische Deutschstadt eine Rolle ersten Ranges im Hussitenkriege und in der Folgezeit. Aber mit dem fünfzehnten Jahrhunderte schließt auch ihre bedeutendste Blüthe als Bergort. Denn der Montanbetrieb gerieth allda, so wie in den Schwesterstädten Böhmens, zusehends in Abnahme.

Das nahe gelegene Stannern (Stonařow, 1130 Stanimiri genannt) ist mit seiner noch im 16. Jahrhunderte deutsch benannten Umgebung (Falkenau, Mitteldorf, Dürre-Regenholz, Pfaffendorf), mit seiner „Hirschbühelfeste", ein Haltpunkt deutscher Ansiedlung geworden, die jetzt allerdings gänzlich in der slavischen Umgebung aufging.

Zu der größten Bedeutung nächst Iglau gedieh, abgesehen von dem alten Orte Přibislawic und seinem Pfalzbezirke, in der Iglauer Zupe Trebitsch, nach der ursprünglichen slavischen Namensform offenbar Třewschtě, die „Holzung"; schon seit 1109 der Sitz einer reich begüterten Benedictinerabtei, eine Stadt in einer der engsten

Klippenthalungen der Iglawa, deren Entwicklung von deutscher Ansiedlung bedingt wurde und noch jetzt ein deutsches Altbürgerthum besitzt. Auch Saar (Zdiár) mit einem alten Cisterzienserkloster dicht an der Landesgrenze, Groß-Meseritsch treten frühzeitig hervor; desgleichen das im Süden von der Iglawa gelegene Teltsch, in dessen Nähe zu Neureisch frühzeitig ein Kloster der Prämonstratenser-Nonnen gegründet wurde. Dieser ganze Winkel Mährens ward von den Hussitenkriegen verhängnißvoll heimgesucht.

Zwischen den Hauptzupen von Iglau, Brünn und Olmütz lagen zwei kleinere Bezirke im Bereiche der Zwittawa, die Ausseer (Usower) und die Hausbruner (Usobrner) Zupe, welche nach Süden in das jetzt so bedeutende Industriegebiet an der Punkwa, in die Gegend von Blansko, ausmündete. In dieser Zwischengegend der obern Zwitta und March, gewann deutsche Ansiedlung, in den Orten M. Trübau (Třebon), Brüsau, Gewitsch alten Bestand. Letzterer Ort verlor durch die Hussitenkriege diesen Charakter. Das hier abgefaßte Lehns- oder Mannenrecht in slavischer Sprache ist eines der interessantesten Rechtsdenkmale des 16. Jahrhunderts. Die benachbarten Orte Boskowitz und Kunstadt waren der Sitz zweier alter Geschlechter, deren letzteres, eifrig hussitisch geworden im 15. Jahrhunderte, durch Georg von Kunstadt, Herrn auf Poděbrad in Böhmen, zur höchsten Geltung — als Fürstenhaus — gelangte. Ueberhaupt war der Adel dieser Gegend entschieden akatholisch.

Der Mittelpunkt der großen Olmützer Zupe, seit 1055 zugleich des bedeutendsten Theilfürstenthums Mährens, an der obern March, ist Olmütz (Holomouce), schon 863 „Olomutice" genannt und 1029 urkundlich als Zupensitz bezeichnet.

Die Gründung des reichsten Bisthums im böhmischen Přemyslidenstaate fällt schon 1055—1063, und wie bedeutend dasselbe wurde, beweist der Umstand, daß unter K. Otakar II. (1253—1278) Bischof Bruno, Graf von Schaumburg im Holsteinischen, einen förmlichen Lehensstaat auf den ausgedehnten Hochstiftsgründen in's Leben rief, in dem er zahlreiche deutsche Rittersleute als seine Lehensmannen ansiedelte. Das Deutschthum Olmütz' ist uralt; ob seine Anfänge im elften Jahrhundert mit Ostfranken, und zwar mit der Würzburger Gegend, zusammenhängen, bleibt Vermuthung. Sicher ist nur, daß es schon im dreizehnten Jahrhundert nach sächsischem, d. i. Magdeburger, Rechte lebte und dann im 14. Jahrhundert selbst ein Schöppenort für Rechtsbelehrung in weitem Kreise wurde.

Bedeutsam ist die Verbindnng der ältesten Geschichte der Stadt mit der des nahen Stiftes, Kloster-Hradisch, welches schon 1087 als

„Stephanskloster in der Olmützer Vorstadt“ bezeichnet erscheint; 1078 gegründet für den Benedictinerorden, 1151 jedoch den Prämonstratensern übergeben. Um die Zeit seiner Gründung erhalten wir auch urkundliche Nachricht von dem Laschtaner Bezirke, als Schenkung an das Kloster, in dessen Bergen man Eisen grub, Mühlsteine brach und Gold aus Bächen wusch.

Die Olmützer Zupe im weitern Sinne umfaßte wohl auch die Pustimèřer (Wischauer) Zupe, in deren Umfang die Hanna größtentheils fällt; der fette, waizenreiche Anschwemmungsboden der March, mit seinen kernigen, wohlhabenden, in Gang und Rede breit behäbigen Slavenvölkchen, den Boötiern Mährens. Die ältesten Vororte der Hanna sind: Kremsier (Kromèriž), seit 1126 dem Olmützer Bisthum gehörig, und Proßnitz (Prostějow), schon 1204 „Stadt“ genannt; einst mit deutschem Bevölkerungskerne. Im dreizehnten Jahrhundert finden sich Belege, welche es als Vorort einer Kastellanei erscheinen lassen.

Die östliche Flanke der Olmützer Zupe bildet der Nordbezirk des Gesenkes, der „Jesenicke hory“, des „Eschengebirges“, wie dieser Sudetenzug im Böhmischen heißt. Im Marchthale, oberhalb Olmütz, am innern Rande des Gesenkes, liegt ein Paar der ältesten Städtchen, Aussee (Usow), schon zu Anfang des elften Jahrhunderts als Zupenburg genannt, und Mährisch-Neustadt (Uničow), ursprünglich ein herzogliches Jägerhaus mit „Hundshofe“ (1060), in den Jahren 1212—1273 durch deutsche Ansiedlung zur „neuen Stadt“ geworden.

Die bedeutendsten Orte des Gesenkes von Norden nach Süden, wie Altstadt (früher auch Goldeck genannt), Schönberg, Liebau, Römerstadt (eigentlich Ramerstadt), Sternberg, verdanken ihre Blüthe landesfürstlichen und grundherrlichen Freiheitsbriefen. Gleiches gilt von Hohenstadt (Zabřeh) im Norden und Tobitschau (Towačow) im Süden von Olmütz. Eines der ältesten und wichtigsten Rechtsbücher Mährens, aus der Feder des Grundherrn Ctibor von Cimburg, im fünfzehnten Jahrhundert, ist nach ihm benannt. Noch sei Littau erwähnt, welches die kriegsgeschichtlich wichtige Marchlinie, besonders für die Schwedenzeit und die Preußenkriege markirt.

Der Holaschitzer Zupe müssen wir im Großen und Ganzen das Landgebiet an beiden Ufern der Mohra und das mährisch-schlesische Oderthal bis zur Oppa zuweisen, wo die Gräzer (Hradeker) Zupe, eigentlich nur ein Theil der Holaschitzer, anstieß. Der uralte Verband des Oppalandes, als Grundlage des spätern Apanagegebiets, dann Přemyslidenherzogthums Troppau, mit Mähren, währte ja

nicht nur bis an den Tod des Böhmenkönigs Otakar's II. (1278), sondern noch darüber hinaus. Es war eben ein Stück Mährens; und nach Allem zu schließen, fällt die Begrenzung der uralten Holaschitz-Gräzer Zupe mit dem Umfange des Oppalandes zusammen. Wir werden seiner später des Näheren gedenken.

Die Prerauer Zupe, an beiden Ufern der Betsch oder Betschwa, berührte sich nördlich mit der Holaschitzer, mündete südwestlich gegen die Pustiměřer und südlich gegen die Welehrader (Ungarisch Hradischer) Zupe aus und zog sich ostwärts in das allmählich erst durch Ansiedlung erweiterte Waldgebiet zwischen den Sudeten und Karpathen. Gleichzeitig mit Prerau (Přerow), das als fester Haltpunkt der Hussiten bemerkbar ist und in der Geschichte der mährisch-böhmischen Brüder hervorragt, tritt (1174) Hranice („Grenzort"), nachmals als deutsche Colonie Weißkirchen, urkundlich auf, — eine Schöpfung des Einsiedlers Georg (Jurik), aus dem Benedictinerkloster Raygern in Mähren, mitten in starrender Wildniß. Solcher Colonisation verdankte auch im 12. Jahrhundert Bautsch, im Gesenke, seinen Bestand, und Braunsberg erinnert an seinen Stifter Braun oder Bruno, den Olmützer Bischof und Staatsmann Otakar's II.

Die zwei bedeutendsten Colonisationsgebiete dieser Gegend sind das „Kuhländchen", der Distrikt von Fulnek und Neu-Titschein und das Freiberg-Frankstadter Gebiet.

Nehmen wir noch Leipnik, inmitten von Weißkirchen und Prerau, an einem der günstigsten Punkte des Betschwathales hinzu, so befinden wir uns auf dem Boden des reichsten ältern Herrengeschlechtes Mährens, der Krawaře, so benannt nach dem Stammsitz Krawarn bei Troppau, eines Zweiges der mächtigen böhmisch-mährischen Herren, die den Familiennamen Beneschowici führen. Urkundlich tauchen die Krawaře schon im 12. Jahrhundert auf und zerfielen bereits im dreizehnten in fünf Linien. Durch ganz Ostmähren bis Stražnic, ja auch im westlichen Lande nordwärts über Sternberg hinaus begütert, gehen die Krawaře in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihrem Erlöschen entgegen. Sie waren so recht eigentlich der Stamm und Kern der alten feudalen Oligarchie des „Mährerreiches", der „eisernen Barone" Mährens, und ein großer Theil ihres Besitzes ging auf die Zierotine über, die eifrigsten Gönner des böhmisch-mährischen Brüderthums im 16. und 17. Jahrhundert. Die Boskowic, Pernstein, Kunstadt u. A. gehörten zur mächtigen Sippe der Krawaře.

Das Kuhländchen zwischen Odrau und Engelswald, im weitesten Sinne 28 (im engern 19) Orte auf 4 Quadratmeilen zählend, greift

mit dem Obrauer Bezirke in's Troppauer Land hinein. Fulnek (Füllen=eck?) taucht bereits 1295 als „Städtchen" auf. Im 16. und 17. Jahrhundert war es ein Mittelpunkt der hierländisch stark verbreiteten böhmisch=mährischen Union, mit der Geschichte des berühmten Brüderbischofs Amos Comenius eng verknüpft. Neutitschein, im Gegensatz zur Burgherrschaft der Pnowitzer: Alt=Titschein (Tičin, ursprünglich Jičin) so genannt, entwickelt sich seit dem 14. Jahrhundert, etwas früher noch als Leipnik (Lipnik), gleichfalls auf Grund und Boden der Kraware. An Alter ist ihm Freiberg (Pribor) etwas überlegen. Von diesem Orte, als Olmützer Bischofslehen, schrieb sich Franko, der Erwerber desselben (1250—60), „Graf von Friburg."

Die Gegenreformation und der durchgreifende Besitzwechsel in ihrem Gefolge seit der Schlacht am weißen Berge (1620) hatte im Kuhländchen und dessen Nachbarschaft bis Leipnik und Prerau mit dem Protestantismus stark aufgeräumt; aber auch die Bevölkerungsdichte und gewerbliche Thätigkeit der Orte litt in den bewegten Zeiten Erhebliches durch äußere Kriegsnoth und innere Landesplage.

Das an Frankstadt grenzende Gebiet der sogenannten mährischen Walachen, mit Walachisch=Meseritsch, Bystritz, Wsetin und Rožnau, unterhalb des sagenreichen Radhost=Berges als Vororten, ist ein rein slavischer Boden geblieben. Die Gegend von Bistritz, am Fuße des Hostein, beherbergt alte Sagen von der Mongolen= oder Tartarenwuth, ebenso wie die von Stramberg, zwischen Freiberg und Frankstadt, in dessen Teichfluth die Volksphantasie Tausende der Unholde ertrinken ließ. Zu Brumow befand sich im dreizehnten Jahrhundert eine königliche Pfalzburg.

Die Welehrader (Spitignewer) Zupe, später der Ungarisch=Hradischer Kreis, knüpft sich durch seinen verschollenen Vorort „Welegrad", die „große Burg", wo die Legende Svatopluk, Method und den Böhmenfürsten Bořiwoj als Täufling verweilen läßt, an die Glanzzeit des groß=mährischen Reiches. Es fehlt uns an Raum und Muße, den Streit, ob das groß=mährische Welegrad mit diesem identisch sei, oder nicht, vielmehr in Theben (Devin) bei Preßburg, an der Donau, als Rastislaw's gewaltiger Feste, gesucht werden müsse, weiter zu führen. Es mangelt jedoch an zwingenden Gründen, der Ueberlieferung entgegen, jene Identität zu leugnen, und die urkundliche Angabe des Jahres 1228 „Welehrad, zuerst eine Stadt, jetzt ein Burgflecken" scheint die Ueberlieferung zu unterstützen.

Das alte bedeutende Welehrad, von welchem eine wichtige Straße über Ungarisch=Brod (ungarisch Furt), am damaligen Grenzflusse Ungarns und Mährens, an der Olschawa, in das östliche

Nachbarland führte, war eben im 10. Jahrhundert verfallen, erscheint 1130 als Dorf und gewinnt dann seit der Gründung eines Cisterzienserklosters allhier (1202), als Marktort „Neu-Welehrad“, mit gemischter, slavisch-deutscher Bevölkerung, einen neuen Aufschwung. Der Ueberrest des ursprünglichen Welehrad erhielt sich als „Altstadt“, auch „Alt-Welehrad“ genannt. Doch treten beide in den Hintergrund, als die benachbarte Anlage von Hradisch, (Bollwerk oder „Burgwehr“, Hradischtě), auf einer Marchinsel, erstand (1258) und wegen ihrer Grenzwichtigkeit, von den Landesfürsten begünstigt, ein bedeutendes Gemeindewesen entwickelte. Hradisch war in Hinsicht der Rechtsbelehrungen der Oberhof für die ganze Nachbarschaft, z. B. für Napagedl, Klobouk.

Die Gegend von Hradisch bis Stražnic („Grenzwacht“) weiß viel von den Fehden mit Ungarn, von den Hussitenkriegen und Tartareneinfällen in der Zeit der Türkenherrschaft im Karpathenlande zu erzählen. Ungarisch Ostra (Ostrow), seit 1415 landesfürstlicher Marktort, war 1421 als „Neu-Tabor“ ein Hauptwaffenplatz der Taboriten, die von da aus die ganze Gegend in Schrecken setzten. Besonders wechselvoll sind die Schicksale von Ungarisch-Brod (Ung. „Furt“).

Im Süden der Welehrader (Hradischer) Zupe, finden wir die von Göding (Hodonin) schon im elften Jahrhundert urkundlich benannt; ihr gehörte auch die Gegend von Stražnic zu, welcher Ort schon 1086 als Brückenmauthplatz auftaucht. Das Gödinger Gebiet erscheint als ein Apanagegebiet der böhmischen Königin Constanze, der Arpádentochter, Gemahlin Otakar's I. († 1230), die viele deutsche Ansiedler hereinzog. Bisenz (Bzence) und Gaya (Kyjow) „Geyen“ gehören zu diesem Gebiet als bedeutendere Orte, mit deutscher Colonisation schon im 13. Jahrhunderte. Bisenz wurde überdies im 14. Jahrhundert Vorort einer landesfürstlichen Kastellanei jüngerer Bildung.

Den Grenzabschluß des südöstlichen Mährens gegen Nieder-Oesterreich machte die Lundenburger oder Břeclawer Zupe, im 13. Jahrhundert vorübergehend ein Apanageherzogthum Herzog Ulrich's III. von Kärnten, des Sponheim-Ortenburger's, der eine Přemyslidin zur Mutter hatte und 1269 kinderlos starb, so daß dies Gebiet unmittelbar wieder dem böhmisch-mährischen Landesfürsten zufiel.

Die Burgstadt erbaute Herzog Bretislaw I. († 1055) und ihm zu Ehren führte sie den slavischen Namen Břeclawa, neben welchem der deutsche „Lauentenburg“ (Lundenburg) schon 1056 auftritt.

Eine wichtige Verkehrsstraße lag an diesem alten Orte, dessen Thaja-Mauth, Marktrecht u. s. w. schon im 12. Jahrhundert urkundlich erscheinen, und Mähren mit Nieder-Oesterreich verband.

So hätten wir das ganze mährische Marchthal und dessen östliches Angelände bis an das westliche Mündungsgebiet der Thaja durchwandert, und es erübrigt uns nur noch des Grenzverhältnisses Mährens zu Ungarn vom Standpunkte der Geschichte zu gedenken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Grenze seit dem Untergange des groß-mährischen Reiches und der Begründung der Magyarenherrschaft am Südfusse der Karpathen eine verschiedengestaltige oder veränderliche war. Es mußte da erst zwischen den böhmischen Přemysliden und den ungarischen Arpáden zu kriegerischen und friedlichen Auseinandersetzungen kommen, besonders da Stephan I. von Ungarn, dem man sogar eine vorübergehende Occupation Mährens (bis 1028) zuschreiben will, die Grenze der ungarischen Slowakei möglichst auszudehnen beflissen war und darin von den gleichzeitigen Wirren Böhmens (1003—1028) sehr begünstigt wurde.

Bretislaw I. gilt als Rückeroberer Mährens aus polnischer und ungarischer (?) Gewalt; jedenfalls blieb noch so manche Grenzfrage offen. Sicherlich reichte die ungarische Grenzoccupation damals weiter als die jetzige Ländermark es zeigt, denn, wie schon erwähnt, war damals Ungarisch-Brod, an der Olschawa, Grenzort, ja die Ueberlieferung will sogar den Ort von dem Arpáden Andreas I. erbaut (1049) und erst zufolge eines Vertrages mit Ungarn (1068) von den mährischen Fürstenbrüdern Otto und Konrad erworben und befestigt wissen.

Das Gebiet von Bánow im Gebirge, somit auch die Gegend von Hrozinkau, gehörte 1091 ganz sicher zur Trentschiner Burgherrschaft Ungarns, denn hier, auf arpádischem Grund und Boden, siedelte sich mit Bewilligung K. Ladislaus, sein Verwandter, Bretislaw II. an, als ihn der zürnende Vater Herzog-König Wratislaw von Böhmen verbannte. In diesem Waldgebiete hauste der junge Přemyslide mit Heerden, Leibeigenen und 2000 Kriegsleuten, bis dann wieder die Aussöhnung mit dem Vater seinem Gebirgs- und Jägerleben ein Ende machte. So erzählt der älteste Chronist Cosmas.

Ein wichtiger Grenzweg führte aus Mähren vom Gemärke bei Stražnic nach Skalic in Ungarn, von einer Urkunde der Arpádenzeit „Kundschaftersteig der Böhmen, insgemein Simar-ut (gerader oder glatter Weg) genannt." Herzog Svatopluk ließ (1108) ungarischen Spähern Nasen und Ohren abschneiden; Gleiches geschah wohl

auch den böhmischen Kundschaftern in Kriegszeiten auf der andern Seite.

Den Schluß unserer Betrachtung hat das Schwarza-Zwitta Becken und dessen Nachbarschaft, das Gebiet der jetzigen Landeshauptstadt zu bilden. Die Brünner Zupe, der Kern des Brünner Theilfürstenthums in der Epoche der Seniorats-Erbfolge Böhmens, erscheint urkundlich zum ersten Male im Jahre 1048. Der slavische Grundname Brno — daher das ganze Theilfürstenthum im 12. Jahrhundert Brninsko heißt — in der lateinischen Form Bruna, in der deutschen Brinn und Brünn, bedeutet entweder die Furt, oder was noch wahrscheinlicher, die Lehmstätte, wie der Boden der heutigen Stadt, namentlich in ihrem ältern Bestandtheile, Alt-Brünn, erkennen läßt. Der feuchte Aucharakter der ganzen offenen Thalgegend, die allerdings für eine alte und in Verkehrsbedeutung hervorragende Niederlassung wie geschaffen war und an ihren Randhügeln aus Muschelkalk gehäuft, die sprechendsten Zeugen der vorgeschichtlichen Bildung des ganzen Bodens, besitzt, tritt auch in der ältern Bezeichnung des Grundes der Benedictinerprobstei „vor Brünn", mit „na Luhu", d. i. „in der Au" hervor, dort wo sich das heutige Paradeiswäldchen hinzieht und der Ort Kumrowitz (slavisch: Komárow = Gelsendorf) liegt.

Brünn, als Vorort eines bereits im elften Jahrhundert geschaffenen Theilfürstenthums, mußte sich früh entwickeln, obschon die angebliche Gründung des die ganze Stadt beherrschenden Petersdomes in den Zeiten des Slavenapostels Method ebenso Geschichtsfabel ist, als die heidnische Vergangenheit der Brünner Burg oder des sogenannten Spielberges, der seinen jüngern Namen unzweifelhaft dem deutschen Bürgerthum der Stadt, vielleicht den Belustigungen (Spiel) verdankt, welche an seinem Fuße und an den sanften Abhängen beliebt wurden. Die „Kirche zum heiligen Peter und Paul", „auf und von dem Berge" genannt, erscheint als bestehend 1162, die „Burg oder das Schloß" 1197. Im dreizehnten Jahrhundert tritt der Gegensatz von Alt- und Neu-Brünn, oder Brünn schlechtweg, hervor. Letzteres hat die Altstadt (mit einem der schönsten Kirchenbaue des dreizehnten Jahrhunderts), deren südwestlicher Vorsprung die „Lehmstätte" heißt, weit überflügelt, und sein Stadtrecht von 1243 zeigt eine bedeutende Entwicklung der bürgerlichen, durch Handel und Wandel blühenden Verhältnisse. Schon um 1343 erscheint (Neu-) Brünn in vier Viertel: Brünner-, Renner-, Fröhlicher- und Mönitzer-Viertel getheilt, und als „volkreicher, wohlhabender und bedeutender Ort" bezeichnet. 1278 hatte es König Rudolph I. vorübergehend zur freien

Reichsstadt erhoben, und bald überflügelte Brünn die ältere Rivalin, Olmütz, um naturgemäß die jüngere Landeshauptstadt zu werden.

Südlich von Brünn erstand schon im elften Jahrhundert die Gründung der ältesten und wohl dotirten Benedictinerabtei Mährens, als Tochter des böhmischen Mutterklosters Břewnow, Raigern, slavisch: Rajgrad (offenbar die Burg im Paradeis, slavisch: raj, wie noch heute die Auwaldung heißt, an dessen Saume der Klosterort liegt), „zum Andenken Gunther's, des seligen Eremiten" und wie es ausdrücklich heißt: „auf dem Grunde einer verfallenen Burg". Die Anfänge der Stiftung fallen in Herzog Bretislaw's I. († 1055) Tage.

Dicht hinter Brünn, in seiner nordöstlichen Vorstadt Zabrdowic (deutsch: Obrowitz), kam es 1205 zur Gründung einer Prämonstratenserabtei. Aelter ist das Marienkloster der Nonnen im Thale von Obřan, westlich von Brünn, dort wo sich die Kohlenflötze des mährischen Westreviers ausbreiten. Bezeichnend für die Bedeutung dieses Stiftes ist der Umstand, daß, wie die Urkunde vom Jahre 1231 andeutet, die Brünner Pfarrkirche zum heiligen Jacob dem Oslawaner Patronate zustand. In der Brünner Zupe entwickelten sich somit frühzeitig bedeutende Klosterbestände und Herrschaften.

Zu den ältesten und bedeutendsten Oertlichkeiten der Umgegend zählen nach urkundlichen Angaben die (schon 1045—1126 namhaften) Marktplätze: Raygern und Eibenschütz oder, wie die slavische Grundbenennung lautet, Ivančice an der Iglawa, ferner das benachbarte Pohrlitz (slavisch: Pohořelice = Brandstätte), schon in K. Rudolph's I. Tagen blühend und vorzugsweise die „Altstadt" genannt. Auch Kanitz (Kounice) im Iglawathal ist ein alter Ort, mit einem Nonnenkloster, dessen Kirchenruine aus der Hussitenzeit zu den schönsten Resten gothischen Baustils zählt.

Im Norden Brünns liegt Tischnowitz (Tischnow, ursprünglich Tuschnow), sammt dem Gute Březina, an dem historischen Flüßchen Swratka, 1168—1214 dem Johanniterorden verliehen und auch als Klosterstiftung ausersehen, wie noch jetzt die Benennung der Vorstadt „Vorkloster" anzeigt; — das Städtchen am Fuße des Amethystberges Kwetnica, in der Nachbarschaft des alten Dubrawnik und der bedeutendsten Burg Mährens, Pernstein, von welcher, neben den angrenzenden Boskowicern, eines der reichsten und mächtigsten Herrengeschlechter Mährens im 15. und 16. Jahrhundert den Namen führte.

Südöstlich von Brünn, am Saume eines noch im Beginne unseres Jahrhunderts bedeutenden Teichgebietes und in dieser Be-

ziehung mit dem böhmischen Wittingau vergleichbar, liegt ein Ort, im Mittelalter von städtischer Bedeutung und Blüthe, jetzt verkümmert; **Menitz** (Menes, später Měnin), dessen Name in der ältesten Vierteleintheilung Brünns auftaucht und dessen Schöppenstuhle bis zum Jahre 1350 die Orte Auspitz (Hustopeč), Pohrlitz und Eibenschütz u. a. zugehörten. Die Landesfürsten wollten eben Brünn emporbringen, deshalb wurden alle Orte im weitesten Umkreise Brünn zugewiesen und 1373 die Hauptstraße aus Oesterreich von Menitz nach Brünn überlegt, andererseits das Mauthrecht ersterem Städtchen genommen. Auf solche Weise mußte Menitz verfallen. **Austerlitz**, dessen Nachbarschaft in der modernen Kriegsgeschichte von namhafter Bedeutung wurde, hieß ursprünglich (seit 1386) „Neu-Sedlec" oder „neue Anlage"; hier war im 16. Jahrhundert ein Hauptsitz der böhmisch-mährischen Brüdergemeinden. Der neuere slavische Name lautet Slawkow.

Noch sei mit einigen Worten des südlich gelegenen Städtchens, an der Berührungslinie der alten Brünner und Trachter Zupe, **Nikolsburg** (slavisch: Mikulow) gedacht. Der Name „Niklasburg" taucht in den Tagen K. Otakar's II. auf, zur Zeit, als dieser seinen rührigen Anhänger, Heinrich von Liechtenstein, ein Glied der österreichischen Adelsschaft, mit dieser bedeutenden Schenkung belehnte. 1279 erhob K. Rudolph I., als Pfandinhaber Mährens, diesen Ort zur Stadt. In den Hussitenkriegen, im sechzehnten Jahrhundert, da Nikolsburg der Hauptsitz der Wiedertäufer von Hubmayer's Sekte (daher auch Mikulowci genannt) war, im dreißigjährigen Kriege und in der Neuzeit spielte der Ort, als ein Hauptsitz der Dietrichsteiner, keine unbedeutende Rolle.

Wenn nun die topographisch-historische Wanderung geschlossen ist, so möge ein kurzer Ueberblick der **territorialen Gestaltung** Mährens als historischer Landschaft sich anreihen. Die Einheit Mährens wich, wie bereits erwähnt wurde, 1055—1197 der Bildung der Theilfürstenthümer, die das Emporkommen größerer Oertlichkeiten oder des Städtewesens, andererseits die raschere Zersetzung der ursprünglichen Gaueintheilung oder Zupenverfassung bewirkten. Der von der deutschen Reichspolitik begünstigte Versuch, Mähren als **reichsunmittelbare Markgrafschaft** von Böhmen förmlich zu trennen, wurde durch die Entscheidungsschlacht bei Lodenic (1185), zwischen dem letzten Theilfürsten und damaligen Alleinherrscher Mährens und dem Herzog Böhmens, und später (1197) durch den Vertrag Premysl Otakar's I. mit seinem Bruder Wladislav Heinrich vereitelt. Mähren wurde allerdings als Markgrafschaft betrachtet,

aber nicht von Böhmen getrennt. Andererseits behauptete jedoch Mähren seine vollständig autonome Stellung und dieser entspricht die Ausbildung seines festgegliederten mittelalterlichen Feudalstaates. Fünf Jahre befand sich Mähren als Pfandschaft in den Händen Rudolph's I. von Habsburg (1279—1284).

Zur Gründung einer förmlichen Fürstenlinie Mährens kam es unter den Luxemburgern (1346—1411), unbeschadet des Verhältnisses zur Krone Böhmens, wie es die Grundgesetze Karl's IV. von 1348 und 1355 regelten. Durch das endgültige Testament des Markgrafen Johann Heinrich vom Jahre 1371 wurde dem ältesten der Söhne Jodok, oder Jobst, die Markgrafschaft, den beiden jüngern, Sobuslaw und Prokop, je ein Apanagegebiet ausgesetzt, und zwar dem erstgenannten die Herrschaften: Pohrlitz, Eibenschütz, Burg Rabenstein bei Znaim, Höflein, Rutenstein, Pirnitz, Bisenz, Twingenberg (Tepenec) und Rouchowan; dem zweiten, Prokop: Prerau, Mährisch-Ostrau, Napagedl, Aussee und Blouda. Doch brachte Jodok Alles wieder an sich.

Seit 1411 erlosch jenes mährische Fürstenhaus und, abgesehen von der Bestallung Herzog Albrecht's V. zum Markgrafen Mährens durch K. Sigmund (1422), kam es nicht wieder zu einer gesonderten Herrschaft in diesem Lande. Seine autonome Stellung tritt jedoch insbesondere seit den Hussitenkriegen klar hervor. Die mit Mährens Markgrafschaft politisch verbundene Immunität des Olmützer Bisthums, welches viel Land in Ostmähren und schlesische Enklaven in sich begriff, zerfiel in die mährischen Herrschaften: Mürau, Kochan und Zwittau, Kremsier, Hochwald, Keltsch, Cherlitz und Wischau, mit 10 Städten, 7 Märkten und an 150 Dörfern, neben den 66 Dörfern und 2 Märkten in dem Bezirke von Goldenstein, als Besitzthum des Olmützer Domcapitels und in die schlesischen Güter des Bisthums, die weiter unten zur Erörterung kommen. Ueber das Verhältniß von Troppau, Jägerndorf und Leobschütz zu Mähren wird ebenfalls anderorten gesprochen werden.

Die alten Zupen und Theilfürstenthümer Mährens bildeten die Grundlage der Kreiseintheilung des Landes, der zufolge es bis in's neunzehnte Jahrhundert sechs Kreise gab, mit den Vororten: Olmütz, Brünn, Iglau, Znaim, Hradisch und Prerau, an dessen Stelle in der letzten Zeit Neutitschein trat.

III. Oesterreichisch-Schlesien und Schlesien im Allgemeinen.

Wir haben bereits von der ursprünglichen Stellung des Troppauer Landes zu Mähren gesprochen und kommen nun besonders darauf zurück.

Das obere Oder- und das Oppathal bilden seine Hauptbestandtheile, wie schon der Name Oppaland für den Troppauer Bezirk des österreichischen Schlesiens besagt. Die alte Golasitzer Zupe umfaßte das Oppaland und griff auch an der obern Oder und ihren Quellen in's eigentliche Mährerland hinüber, so daß wir das Kuhländchen und zwar den Bezirk von Fulnek einbeziehen müssen. Dies erklärt auch, weshalb wir ihn bis zum Jahre 1475 in der Troppauer eingetragen, und erst seit diesem Jahre der Olmützer Landtafel zugewiesen finden.

Auf diesem Boden gab es noch bis in's dreizehnte Jahrhundert Wildnißgrund genug zu Rodungen und Dorfanlagen. Insbesondere erwarb da im dreizehnten Jahrhundert das begünstigte Hochstift Olmütz, dessen Sprengel die Golasitzer Zupe zugehörte, bedeutenden Besitz zur Colonisation. Die Urkunde Bischof Bruno's vom Jahre 1267, Angesichts der Preußenfahrt als letzter Wille abgefaßt, zählt folgende Besitzungen des Hochstiftes auf, welche im Bereiche des heutigen Troppau-Jägerndorfer, beziehungsweise auch des Leobschützer Bezirkes, die sogenannten Olmützer Enklaven oder Lehensgüter des Bisthums bilden. Darin erscheinen: Hotzenpla (Hotzenplotz, slavisch: Husoblaha) als älterer Ort; sodann als frühere Ansiedlungen Bruno's: Wistok, Klein-Paulowitz, Groß-Paulowitz, Zadig (Zottig), Danzig (? Maidberg), Glynick, Petrowiz (Peterwiz bei Leobschütz) und Keysser (Katscher); ferner als Neurodungen: Peterswalde, Janestorf, Henrikestorf (Hennersdorf), Arnoldestorf (Arnsdorf), Bertoldestorf (Bartelsdorf), Biterne, Lewendal, Renfriedestorf und Pizkerstorf (Peischwitz), Namen, die bezeichnend genug für den Charakter der Gründung sprechen. Diese Enklaven gliederten sich später als: 1) königlich böhmisches Kronlehen Hotzenplotz, und als die erzbischöflichen Lehensgüter: 2) Große und Pilgersdorf, 3) Hennersdorf, 4) Leitersdorf und Oelhütten, 5) Deutsch-Pawlowitz, 6) Roßwald mit Ober- und Nieder-Pawlowitz, 7) Schluckau, 8) Schönstein, 9) Stablowitz und Köhlersdorf, 10) Dorf Teschen, 11) Sucholasatz und 12) der Katscher Bezirk (in Preußisch-Schlesien). Der Umfang dieser Enklaven, zu denen noch das Allodialgut Schlatten und die Johanniter- oder Maltheserherrschaft Maidelberg gehörten, betrug über fünf Quadratmeilen.

Aus der Golasitzer Zupe, deren Name sich noch im Namen des Dorfes Golasowiz erhalten, erwuchs die Gräzer, dann Troppauer Provinz. Gräz, an der Mohra, war offenbar der Vorläufer von Troppau, die „Burgstadt" (Gradec), der Kastellanei des Oppalandes, an dessen von der Natur begünstigten Stelle die Ansiedlung, der Markt, dann die Stadt an der Oppa: Troppau, d. i. „in der Opau" (slavisch: Opawa) entstand. Zum ersten Male wird der Ort urkundlich im Jahre 1195 genannt.

1224 erscheint er bereits als nach deutschem Rechte ausgesetzte Stadt mit Ringmauer und Graben und deutscher Kernbürgerschaft. Es werden ihr Dörfer und Gründe geschenkt und die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zeigt sie im vollen Aufblühen als Gewerbs- und Handelsort, und seit der Bildung einer eigenen Provinz, eines Herzogthums, auch als politischen Vorort, mit Handelsverbindungen nach Schlesien und Polen. In der Gegend von Troppau erscheint auch schon um 1271 das Silberbergwerk in Beneschow, gemeinhin „Zepfelehey" (vgl. das slav.: háj und das deutsche: Häuer) genannt. Unstreitig war Troppau auf ursprünglich slavischem Boden angelegt, den massenhafte deutsche Ansiedlung bald zum deutschen umwandelte. Der slavische Dorfgrund wird zum deutschen Markte, zur deutschen Stadt. Aehnlich geartet müssen wir uns die Anfänge der anderen alten Städte dieses Gebietes denken.

Die erste urkundliche Bewidmung, mit deutschem Recht als Stadt, weist Freudenthal (slavisch: Bruntál, wahrscheinlich nach der ältern deutschen Benennung: Frôntal = schönes Thal) auf; und die bezügliche Urkunde K. Otakar's I. von 1214 hat eine besondere Bedeutung, weil sich darin der Satz findet: der König verleihe den getreuen Bürgern Freudenthals die Aussetzung der Stadt nach deutschem Rechte, „welches bisher in Böhmen und Mähren ungebräuchlich gewesen sei", als eine „neue und ehrenwerthe Einrichtung". Offenbar ist unter diesem deutschen Rechte das Magdeburger gemeint, das bald darauf in Schlesien und Mähren einen immer stärkern Einfluß gewinnt. Freudenthal ist somit die erste mit Magdeburger Recht bewidmete Stadt der böhmischen Krone.

Im Jahre 1240 wird zum ersten Male Jägerndorf an der Oppa, (slavisch: Krnow) genannt. Der slavische Name Krnow ist der ältere. Krnow und Freudenthal erscheinen als Hauptorte der alten Handelsstraße „von Polen (d. i. Schlesien) nach Olmütz" angeführt. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts muß die Umwandlung Krnow's in die „deutsche Stadt" Jägerndorf als vollzogen angesehen werden.

Leobschütz, mit dem ältern slavischen Namen Glubcicih oder Naglubcicih, jetzt Hlubschice, d. i. Niederndorf an dem Flüßchen Hotzenplotz (Bzablaze), erscheint urkundlich schon 1107 genannt. In der nächsten Nähe zeigt sich (1183) die Herrschaft des Johanniterordens Gröbnig (Hrubnik). Sein Stadtrecht vom Jahre 1270 ähnelt stark dem ältern Iglauer; Ende des dreizehnten Jahrhunderts galten auch Kranowitz und Hultschin als Freiorte. Jener erscheint im Besitze Herbord von Füllenstein's, des Truchsessen und Günstlings Bischofs Bruno von Olmütz. Er spielt auch in der Geschichte Steiermarks eine Rolle, zur Zeit als Bruno die Landeshauptmannschaft allhier bekleidete. Hultschin wird 1303 als „Stadt" bezeichnet.

Die Natur hat das Oppaland nicht mit Fruchtbarkeit gesegnet, aber eben dies stachelte den Geist der Ansiedler, durch Betriebsamkeit, Handel und Wandel, emporzukommen und bald füllten sich die ganzen Gebirgsthalungen mit fleißigen Ansiedlern und wohlgeordneten Ortschaften. Man braucht nur den Weg von Freudenthal gegen Freiwaldau einzuschlagen, um zu sehen, wie sich Dorf an Dorf schließt. Die Namen der Dörfer des Oder- und Oppathales und längs des Gesenkes enthalten entweder deutsch umgeformte slavische Grundbenennungen, wie z. B. Dobersdorf, Pommerswitz, Piltsch, Hoschütz, Bransdorf, Bennisch u. s. w., oder von Hause aus deutsche Bezeichnungen, wie z. B. Gersdorf, Pilgersdorf, Olbersdorf, Heinzendorf, Arnoldsdorf, Geppersdorf u. s. w. Diese zeigen vorwiegend den Namen des Gründers, denn die meisten entstanden im Wege der Besiedlung oder Location durch Colonistenführer, die dann als Erbschulzen (Sculteten) der Ortschaft vorstanden. Der vielseitigen, meist mitteldeutschen aber auch flandrischen und süddeutschen Herkunft der Ansiedler entspricht die Dialektfülle des Oppalandes.

Die territorialgeschichtlichen Verhältnisse desselben ergeben nachstehende Wandlungsepochen.

K. Otakar II. bestimmt die Troppauer Provinz zum Apanagegebiet seines außerehelichen Sohnes Niklas, den der Papst allerdings legitimirte, aber von der Thronfolge ausschloß. Als der Böhmenkönig in der Marchfelder Schlacht den Tod fand (1278), erscheint die Königswittwe Kunigunde mit ihrem bedeutenden Witthum als Jahresrente auf diese Provinz verwiesen. Otakar hatte sie bis zur Volljährigkeit Niklas' zur Nutznießerin des Herzogthums bestellt, ja sie nennt sich 1279 „Herrin von Troppau" und residirt als solche in Gräz, bemüht, das Oppaland an den Sohn zu bringen, den sie in heimlicher Ehe mit ihrem Günstling, Zawisch, dem Rosen-

berger, geboren. Dies hindert Bischof Bruno von Olmütz, im Einverständnisse mit Rudolph von Habsburg, zu Gunsten des ursprünglichen Erben, Niklas, und dieser erscheint seit 1281 als „Herzog" im Lande, nicht aber als Inhaber des Herzogthums, an das gar nicht gedacht werden darf. Seine Gewalt ist bedingt, da ihm die Stadt Troppau selbst bis 1284 Widerstand leistet.

Glücklicher Weise stirbt 1285 seine Hauptgegnerin, Kunigunde, Mutter des jungen Böhmenkönigs Wenzel's II., und so ist 1286—1294 Herzog Niklas unangefochtener Herr des Oppalandes. Seit letzterem Jahre wird ihm die Hauptmannschaft Kleinpolens mit dem Sitze in Krakau übertragen, und K. Wenzel II. nimmt Troppau und das Oppaland unmittelbar an sich.

1306 erlischt das Přemyslidenhaus, und nun nennt sich Herzog Niklas „Herr und wahrer Erbe des Landes Troppau", mit den vier Städten: Troppau, Leobschütz, Jägerndorf und Freudenthal. Allgemeine Anerkennung fand er nicht, und im Jahre 1309 mußte er den drei Brüder-Herzogen von Breslau weichen, die sich 1309 „Herzoge von Troppau" und Pfandinhaber des Landes nennen.

Seit 1313 hörte diese erste bedeutsame Beziehung zu Schlesien auf, denn die Pfandschaft wurde gelöst, und das Oppaland erscheint als reichsunmittelbare, mit Mähren politisch verbundene Provinz, zu deren autonomen Eigenständigkeit Herzog Niklas den Grund gelegt hatte. Er selbst starb zu Brünn „arm an Gütern, aber reich an Tugenden", welch' billiger Nachruf in einem Chronisten zu lesen ist (1318), und erst seinem gleichnamigen Sohne wurde am 3. Juli 1318 das Land oder Herzogthum Troppau als Erblehen durch den luxemburgischen Böhmenkönig Johann übertragen. Zum ersten Male erscheint das Oppaland „Herzogthum" genannt, somit Mähren, als dem Lande der böhmischen Krone, gleichgestellt.

Im Jahre 1327 gelingt es Niklas II., das erledigte schlesische Fürstenthum Ratibor zu erwerben. Er schreibt sich nun Herzog von Troppau und Ratibor. So wird das Oppaland immer fester in die Verhältnisse Oberschlesiens verflochten und der Schwerpunkt seines politischen Lebens dahin verschoben.

In der staatsrechtlich wichtigen Urkunde Karl's IV. vom Jahre 1348 erscheint neben dem Bisthum Olmütz und der Markgrafschaft Mähren das Herzogthum Troppau als Bestandtheil des böhmischen Reiches. Niklas II. erfreute sich der Gunst des neuen Königs; 1350 wird er auch als Hauptmann der benachbarten Grafschaft Glaz bezeichnet und erhält 1361, die von K. Johann ihm entzogenen Besitzungen: Zuckmantl, Edelstein und das Beigehörige zurück.

Als er Ende 1365 starb, ging das Land einer unerfreulichen Theilung entgegen. Nach vielfachen Streitigkeiten wurde 1377 (18. April) der Schiedspruch gefällt, wonach die beiden älteren Söhne Johann I., dem 1366 bereits die Belehnung mit Ratibor (Loslau, Sohrau u. s. w.) zu Theil geworden, und Nikolaus III. den nordwestlichen, die beiden jüngeren, Wenzel und Přemko, den südöstlichen Landestheil zugesprochen erhielten. Jenes Gebiet umfaßte außer dem offenen Lande die Städte Jägerndorf, Leobschütz (das bisher als Leibgeding der Wittwe Niklas' II. galt), Freudenthal, Zuckmantl und Deutschneukirch, mit den Pfalzen Fürstenwalde und Edelstein. Das letztere Theilgebiet schloß in sich den Kern des Oppalandes, das Stadtgebiet von Troppau, Hultschin, Fulnek, also das Kuhländchen Mährens, und die Festung Landeck mit der Pfalzburg Gräz. So äußert sich auch in der Territorialgeschichte des Oppalandes der durchaus nicht segenbringende Grundzug der mittelalterlichen Geschichte Schlesiens: Länderzersplitterung, Verpfändung und Verarmung.

Glücklicherweise trat bald ein Rückschlag ein. Wenzel I., einer von den beiden jüngeren Theilfürsten, starb schon 1381, so blieb Přemko oder Primislaus im Alleinbesitze des ganzen Antheiles. Wie sehr er jedoch, ebenso wie seine älteren Brüder, in Geldklemmen stak, beweist die Thatsache, daß er die bisherige herzogliche Pfalzburg Gräz den reichsten Kavalieren des damaligen Mährens, Wok von Krawař auf Neutitschein und dessen Bruder Lacek auf Helfenstein, bei Leipnik, verpfändete. Nikolaus III. hatte nahezu Alles von seinem Besitze an die Herzoge von Oels verpfändet. Als er starb 1394, vereinigte Primislaus das Herzogthum Troppau, Leobschütz eingerechnet. Das Gebiet von Jägerndorf hatte der geldreiche und nach Besitz lüsterne Markgraf von Mähren, Jodok oder Jost, an sich gebracht.

Den Söhnen Johann's I. gleichen Namens war Ratibor geblieben. Im Jahre 1403 schlossen die beiden Linien, die Ratibor'sche und Troppau-Jägerndorf'sche einen gegenseitigen Erbvertrag.

Vor seinem Tode (1433) suchte Herzog Primislaus durch seine letzte Willenserklärung den unseligen Theilungen vorzubeugen und die Einheit des Besitzstandes aufrecht zu erhalten. Aber die Uneinigkeit seiner Söhne bewirkte schon im Februar 1434 eine Theilung des Erbes; so zwar, daß selbst die Stadt Troppau in zwei, dann drei Besitztheile gespalten wurde und somit drei verschiedene Herren und Gemeinden zählte. Die Geldnoth der Herzoge äußert sich vielseitig. Daß der Eine von ihnen, Wilhelm, das Fürstenthum Münsterburg (1443) erwarb, änderte daran nicht viel. Um 1455 finden wir

den südöstlichen Landestheil, mit Troppau, an Herzog Boleslaw von Oppeln verkauft, Münsterberg an Georg Podiebrad, der schon Güter und Besitzrechte darin früher erworben. Der Ratiborer Linie der Přemysliden gehörte vom Oppalande nur noch Jägerndorf und Freudenthal an. Leobschütz und ein Theil des Troppauischen war dem Letzten der Troppauer Linie, Johann III., verblieben, der den unhaltbaren Besitz an den vorhin genannten Böhmenkönig Georg (1464) veräußerte.

So kam es, daß K. Georg 1465, 16. December, seine drei Söhne mit dem Herzogthum Troppau belehnen konnte. Die Troppau-Leobschützer Přemyslidenlinie erlosch 1482 mit H. Johann III. Die Ratibor-Jägerndorfer Přemyslidenlinie nahm 1490 ihr Ende, und die Schwester des Letzten vom Hause Niklas' I., Barbara, Gemahlin des Herzogs von Auschwiz, betrachtet sich als Herzogin von Troppau-Ratibor und Herrin von Jägerndorf; während der böhmische K. Wladislaw das letztgenannte Gebiet als erledigtes Lehen seinem Kanzler Johann von Schellenberg übertrug (1493, 3. October). Barbara findet sich 1495 als „Frau von Jägerndorf“ benannt, giebt sich auch weiterhin den Titel „Erbherrin von Jägerndorf“ und muß bis an ihren Tod (1510) auch thatsächlich als Besitzerin des letztern Gebietes angesehen werden. Johann von Schellenberg kam auch in den Besitz von Leobschütz.

Sein Sohn Georg wurde Eidam jener Barbara und schon 1506 auch mit Jägerndorf belehnt, mit allen Rechten der früheren Herzoge von Troppau und Ratibor, in Jägerndorf, Leobschütz, Loslau, Freudenthal, Lobenstein (Czwilin) und Bennisch. Seine Schwiegermutter nennt ihn um diese Zeit „Herr der Fürstenthümer Jägerndorf und Leobschütz“ und sich selbst „Herrin von Jägerndorf“.

Das Herzogthum Troppau blieb bis 1485 im Besitze Victorin's, des ältesten Sohnes K. Georg's.

In diesem Jahre (12. Mai) zwang K. Mathias der Korvine, als thatsächlicher Gewaltherr in Mähren und Schlesien, den Prinzen Victorin, auf das Herzogthum zu verzichten und übertrug es seinem eigenen außerehelichen Sohne Johann, der diese Erwerbung dem Könige Wladislaw, seit Mathias' Tode (1490) auch Herrscher Ungarns, im Jahre 1501 abtrat. Wladislaw wurde aber bewogen, dies Land 1501—1506 seinem jüngsten Bruder, dem Jagellonen Sigmund, seit 1506 König von Polen, einzuräumen. So erscheint Troppau wieder als Lehen der böhmischen Krone, als ein ihr unmittelbar unterstehendes Erbfürstenthum, wie die k. Handfeste vom Jahre 1511 dausrücklich besagt. Wenn daher derselbe König sich

von ungarischer Seite bestimmen ließ, 1515, den 6. Januar, auszusprechen, Troppau „als ein zur ungarischen Krone gehöriges Land zu halten und wenn es gefordert würde, wieder an die ungarische Krone zurückzugeben“, so hat dies nur als Beweis der Schwäche und Inconsequenz des Jagellonen zu gelten.

Das Aussterben dieses Geschlechts am Throne Ungarns und Böhmens (1526) brachte Troppau an die Habsburger, als Könige des letztern Reiches. 1613, 28. December, wurde es dem Fürsten Karl von Liechtenstein als böhmisches Lehen aufgetragen und er mit seinem Hause behauptete sich in diesem Besitze bis in unser Jahrhundert.

Jägerndorf dagegen verkaufte Georg von Schellenberg 1523 (15. Mai) dem Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, aus dem Hause Hohenzollern, und es blieb bei demselben bis 1621, worauf es wieder von den Habsburgern eingezogen wurde; um so mehr, als man schon 1603 gegen die Erbfolge der kurbrandenburgischen Linie in diesem Lande Einsprache erhoben hatte. Karl von Liechtenstein, der Herzog von Troppau, wird 1622 auch mit Jägerndorf belehnt.

In diesem unerquicklichen Wechsel bewegen sich die Besitzverhältnisse Troppau-Jägerndorfs, und es erübrigt nur noch der Grenzverhältnisse und der politischen Stellung dieses Gebietes im spätern Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten zu gedenken.

Die Grenzverhältnisse sehen wir in zeitlichen Schwankungen begriffen und häufig als Ursache nachbarlicher Streitigkeiten. Der Zuweisung Fulnek's und des Kuhländchens an Mähren, dessen Baron Johann von Zierotin dies Gebiet von Herzog Victorin erstanden (1475), wurde bereits gedacht. 1481 setzte man als vorläufige Scheidelinie Mährens und des Herzogthums Troppau den Oberlauf fest. 1561 geschah dies neuerdings, nach manchem heftigen Streite. Dennoch wurde Odrau 1584 in die Troppauer Landtafel einbezogen und der mährischen entfrembet.

Weit mehr Interesse gebührt jedoch der staatsrechtlichen Haltung des Troppauer und Jägerndorfer Herzogthums. Die Beziehungen des Landes zwischen Mähren und Schlesien, andererseits die raschen Besitzwechsel, mußten zu einer Doppelstellung und zu einem unklaren, widerspruchsvollen Nachbarverhältnisse führen, Schlesiens Einfluß desto mehr in den Vordergrund treten, je mehr in Böhmen und Mähren seit den Hussitenkriegeu der Kampf gegen Deutschthum und Katholicismus zur Tagesordnung wurde. Die **Gemeinden** zog es immer mächtiger zu den Schwestercommunen

Schlesiens, während der Landesadel, meist auf beiden Seiten des Gesenkes begütert, länger an dem Verbande mit Mähren festhielt, der ihnen maßgebende Vortheile zu bieten schien.

Schon 1372 finden wir neben Ratibor auch das Herzogthum Troppau unter den schlesischen Fürstenthümern angeführt; 1435 erscheinen Jägerndorf und Leobschütz im Landesvertheidigungspunkte Schlesiens. Wohl spricht das Tobitschauer Rechtsbuch Mährens und der wichtige Vertrag zwischen dessen Ständeschaft und Herzog Victorin nachdrücklich von dem Verbande Troppau's und Mährens als gleichberechtigten und verbündeten Gebieten; aber seit dem 16. Jahrhundert betrachten sich die Besitzer Jägerndorfs als schlesische Fürsten: Gleiches findet bezüglich des Troppauischen statt, wie wir von den Jahren 1501—1523 belehrt werden. Aber eben im letztern Jahre begegnen wir auch schon der Angabe, daß sich die Troppauer Stände der Markgrafschaft Mähren einverleiben lassen wollen. Die Habsburger rechnen Troppau-Jägerndorf zu Schlesien, dies zeigen die schlesischen Fürstentage. Die Stände dieses Gebietes, Angesichts der höhern Adelsmacht und der geringeren Abgaben Mährens, arbeiteten entschieden, aber erfolglos nach einer Lösung von Schlesien, wie dies 1563, 1576, 1611 und noch später zu Tage tritt.

Die Erörterung der territorialen Verhältnisse des Teschner Herzogthums, als ursprünglichen Gebietes der piastischen Theilfürsten Schlesiens, bedarf einer kurzen Skizze der mittelalterlichen Entwicklung des gesammten Oder- und Weichsellandes, das den Namen Schlesien führt; und dies um so mehr, als dieser Ländercomplex, wie in der Territorialgeschichte des Quellenlandes der Elbe angedeutet wurde, seit dem Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts mit der Krone Böhmens in nahe Beziehungen trat, im vierzehnten ihr völlig lehensmäßig verbunden sich zeigt und in diesem Verbande bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts verharrte.

Vom Nordfuße des karpathischen Waldgebirges und den Quellen der Weichsel, die das deutsche und sarmatische Tiefland scheidet, im Westen von der Oppa, den sudetischen Höhenzügen, des Glazer, Riesen-, Iser- und Lausitzer Gebirges und der Bober; im Osten von dem polnischen Plateau mit der Lysa Gora und der Tarnowitzer Höhe eingerahmt und mit seiner Breitseite am linken Oderufer gelegen, breitet sich das Berg-, Hügel- und Flachland des alten Schlesiens aus, mit welchem auch der Glazer Thalkessel im Zusammenhange steht.

In der Zeit der großen Wanderung scheinen hier silingische

Vandalen, die Silinger, gehaust zu haben. Ob sich aber das sehr zweifelhafte Histörchen des Prokopios, wonach die zurückgebliebenen Vandalen an ihre über Spanien in Nordafrika eingewanderten Stammesbrüder nach Karthago Botschaft gesendet, die Ausgewanderten möchten ihres Anrechts auf die heimischen Güter sich begeben, damit die seßhaft Gebliebenen um so leichtern Unterhaltes sich erfreuen könnten, ob dieses Histörchen auf Schlesien überhaupt bezogen werden dürfe, ist mehr als fraglich.

Jedenfalls räumte die germanische Bevölkerung Schlesien bis auf unscheinbare Reste ganz, noch bevor die große Wanderung zu Ende ging und seit dem Schlusse des fünften, insbesondere im sechsten Jahrhundert vollzog sich die geschlossene Ansiedlung der Oder- und Elbeslaven, als deren Glied wir die Slezane ansehen müssen. Oberschlesien müssen wir jedoch, so weit es dem südlichen Bodenwinkel zwischen Oder und Weichsel angehört in der Zeit vom sechsten bis elften Jahrhundert zu Weiß-Chorwatien zählen, dessen sich Böhmens přemyslidischer Herrscher Boleslaw II., 992—999, bemächtigte.

Seit Boleslaw Chrobry, dem piastischen Schöpfer des Großstaates Polen, gerieth Weiß-Chorwatien, das spätere Kleinpolen, und die Gaue der Slezane oder das eigentliche Schlesien in das Bereich der lechischen Monarchie, welche unter dem „tapfern“ Boleslaw Polen, Halitsch, Chorwatien, Schlesien, Oberlausitz, Preußen, Pommern und für kurze Zeit auch Böhmen und Mähren umfaßte (1000—1024).

Der Přemyslide Bretislaw I. versuchte mit Glück die Schwächung Polens in den Tagen Mieczislaw's II. und Kasimir's I. (1039—41) und verzichtete erst 1054 unter Vermittlung seines Lehensherrn K. Heinrich's III. auf Breslau und andere Länder Schlesiens gegen einen Jahreszins Polens.

Dies war somit die erste vorübergehende Bezinsung zwischen Böhmen und Schlesien; und Breslau, damals noch so gut wie das ganze Schlesien slavisch, zeigt in seinem Grundnamen Bretislawa, Wratislawa, eine augenfällige Beziehung zu dem böhmischen Herzoge und Eroberer. Wir müssen sie schon als Vorort denken, denn bald kam es auch zur Gründung eines Bisthums allhier, und die älteste Urkunde über dessen Sprengelumfang Pabst Adrian's IV. Bulle vom 23. April 1155, bezeichnet folgende Kastellanieen oder Burgbezirke des polnischen Schlesiens als der kirchlichen Gewalt des Breslauer Bischofs unterordnet: Trecen (Ritschen bei Brieg), Othemochow (Ottomachau), Gradice, Barda (Warthe), Nemechi (Nimptsch), Grandin oder Gramolin, Valan (Lähn), Godinice, Sobolcke, Glagow

(Glogau), Zpini (Schweidnitz), Gradice (Gröditzburg), Strigoni (Striegau), Secesko und Milice (Militsch). Auch Tescin (Teschen) erscheint bereits genannt; was jedoch besonders auffällig ist, auch das Golasitzer und Grätzer Zupengebiet, aus denen dann das Troppauer Herzogthum hervorging. Denn sie gehörten doch zum Olmützer Theilfürstenthum und zum gleichnamigen Bisthumssprengel. Jedenfalls hielt auch dieser seine bezüglichen Rechte fest, und seither finden wir nimmer den mittelalterlichen Amtskreis der Breslauer Hochkirche über das österreichische Oberländchen und Oppaland ausgedehnt, wie dies z. B. die ausführliche Urkunde vom Jahre 1318 über die Gliederung der Archidiaconate oder Erzpriesterbezirke der genannten Diöcese klar macht. Von dem heutigen österreichischen Schlesien erscheint eben nur das Teschener Archidiaconat genannt.

Hatte der Tod Boleslaw's III. („Schiefmund“) (1138) eine Dreitheilung des großen Polenreiches nach sich gezogen, wonach Schlesien ein Gebiet Kleinpolens ward, so begründet das Jahr 1163 einerseits die Lösung Schlesiens auch von diesem, andererseits eine Dreitheilung Schlesiens selbst unter den Söhnen Wladislaw II. († 1159). Wie sehr nun die auf deutsche Kriegshülfe und Culturarbeit angewiesene Politik der schlesischen Fürsten der massenhaften deutschen Ansiedlung Thür und Thor offenhielt, beweist die Thatsache, daß schon im dreizehnten Jahrhundert die deutschen Colonisten gegendweise die herrschende Bevölkerung bilden, und im vierzehnten das Slaventhum zu den Ausnahmsbeständen zählt. Die Spärlichkeit der ursprünglichen Slavenbevölkerung gebirgseinwärts, der Umstand, daß der deutsche Colonist große Strecken als Rodeland unmittelbar besiedelt, oder in schon bestehende slavische Ortschaften sich zahlreich einheimst, erklärt uns den geräuschlosen, unblutigen und desto nachhaltigeren Bevölkerungswechsel. Schlesien wird ein Culturgebiet ersten Ranges. Seit dem dreizehnten Jahrhundert begegnen wir der wachsenden Zahl deutscher Stadtrechte. Goldberg und Neumarkt (Szroda) eröffnen den Reigen (1211—1229), und das „Recht“ der letztgenannten Stadt wird mustergültig für die ganze Nachbarschaft; dann begegnet uns Löwenberg, Krossen, Ratibor, Glogau, Brieg (Breh = hohes Ufer), Liegnitz, Beuthen (Bytom), Oels (Olesnic) und in erster Linie 1229—1242 Breslau, schon in der slavischen Epoche ein Vorort, wo wir 1149 eine Ansiedlung fürstlicher Jagdknechte und bald das Dorf der herzoglichen Falkner (Sokolnice) vorfinden, — neben sechs solchen Colonieen im übrigen Schlesien. Seitdem aber Breslau

nach deutschem Rechte, mit Deutschen besiedelt wurde, theilweise sicherlich mit Thüringern, wurde die Oberstadt ein Verkehrsort ersten Ranges, der Knotenpunkt eines wichtigen Straßennetzes mit einem gewerbfleißigen, wohlhabenden und selbstbewußten Bürgerthum.

Die Entwicklung der zahlreichen Städte Schlesiens — noch vor dem Mongoleneinfalle (1241) dürfen wir an eine stattliche Reihe städtischer Gemeinden und zahlreicher deutscher Dörfer in der Nachbarschaft denken — findet ihren Schlüssel nicht bloß in dem starken Colonistenzuge, der sich überhaupt damals von Nordwesten nach Südosten verfolgen läßt, sondern vorzugsweise in der raschen Zersplitterung der ursprünglichen drei Hauptgebiete Schlesiens in einen wahren Wust von piastischen Theilfürstenthümern, deren jedes seinen Fürstensitz erhielt und seinem Landesherrn durch städtische Betriebsamkeit vor Allem erträgnißreich werden sollte. Wenn nun auch zuzugeben ist, daß auf der einen Seite diese Kleinstaaterei meist drückende Finanzlagen der Fürsten, unerquickliche und endlose Pfandschafts- und Schuldenverhältnisse groß zog, so darf andererseits doch auch die Behauptung gelten, daß eben dieses Abhängigsein der Fürsteninteressen von dem Gedeihen des Städtewesens dessen Begünstigung förderte.

Keinen geringen, ja den ältesten Anspruch auf Förderung deutscher Ansiedlung macht das Klosterwesen, die Colonien deutscher Mönche, welche dem Bisthum Breslau und seinen Archidiaconaten schon mit dem zwölften Jahrhundert an die Seite treten. Schon 1108 hören wir von einem Augustinerkloster in Gorkau auf dem Zobten, 1139 kommt es zur Gründung des Sankt Vinzenzklosters zu Breslau, und der Cisterzienserorden vor Allem beginnt vom Schlusse des 12. Jahrhunderts an eine in colonisatorischer Beziehung namhafte Thätigkeit. Es sei hier nur an Leubus (1175), bereits 1209 im Besitze von neun deutschen Dörfern, an die Gründung von Trebnitz (1203) für Nonnen aus Bamberg und an die von Heinrichau (1227, von Kamenz aus) gedacht. Wie gesegnet Schlesien überhaupt mit Klöstern bereits in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war, beweist die Zahl von 45 Mönchsklöstern (darunter 12 Dominikaner- und 15 Franciskaner- und Minoritenstifte) und Collegiatkirchen, 14 Nonnenklöstern, wozu 9 Spitäler und die Besitzungen von 6 geistlichen Orden treten.

1163 begegnen wir, zufolge der Theilung der 3 Söhne des piastischen Großfürsten Wladislaw, zwei Länderkörpern, die den Namen Schlesien führen, und einem dritten, der erst später diesen Namen gleichfalls trägt, damals jedoch das Ratiborer Herzogthum heißt,

Jene beiden Länderkörper des eigentlichen Schlesiens umfassen die Gebiete Breslau und Glogau, das nachmalige Mittel- und Niederschlesien, oder Niederschlesien im Allgemeinen, während dem Herzogthum Ratibor: Ratibor, Cosel, Teschen, ferner Auschwitz (Oświęcziem), Beuthen, Pleß, Zator und Siewiers angehörten; letztere Gebiete als Bestandtheile des Krakauer Bisthumssprengels. Das Ratiborer Herzogthum bildete somit ein Verbindungsglied zwischen Kleinpolen und Schlesien in jenem Sinne. 1202 kam, zufolge einer Todttheilung zwischen Heinrich I., dem Bärtigen, Herzog von Breslau und seinem Oheime Mesko von Ratibor, die epochemachende Begrenzung ihrer Gebiete zu Stande. Jener behielt das ganze untere und mittlere Land oder das Glogauer und Breslauer Gebiet, Neisse eingeschlossen, das dem Hochstifte zufiel, während Mesko das Land Oppeln zu seinem Besitze schlug. Von da an kam auch die Bezeichnung Herzogthum Oppeln in Aufnahme, während die frühere Bezeichnung „Ratiborer Gesammtherzogthum" schwand.

Die Preseka, oder der Waldverhau, als Grenze zwischen dem eigentlichen Schlesien und dem Herzogthume Oppeln, scheint sich somit nach 1202 zwischen dem Pitschner, Kreuzberger und Namslauer Landstriche gebildet zu haben. Es ist hier auch der Ort Heinrich's I. von Breslau als entschiedenen Förderers der deutschen Colonisation und als jenes Fürsten zu gedenken, welchem es sogar gelang, den Kern von Kleinpolen, das Krakauer Gebiet, theilweise auch Großpolen (1232 beiläufig), an seine Person zu knüpfen. 1233—38 hielt er auch Oppeln fest. Sein Sohn Heinrich II., der Fromme, (1238, † 1241) besaß Mittel- und Niederschlesien, das Lebuser Land, das großpolnische Gebiet bis an die Warthe und das Krakauer Land; er nennt sich daher meist „Herzog von Schlesien, Krakau und Polen".

Der Tod dieses Herzogs in der Mongolenschlacht bei Liegnitz (1241) hat eine nachhaltige Bedeutung für die Geschichte Schlesiens. Während Heinrich I. und sein Sohn den Charakter polnischer Fürsten an sich tragen, die ursprünglichen Beziehungen zwischen Schlesien und Polen fortwirken und durch Heinrich den Bärtigen insbesondere aufgefrischt wurden, lösen sie sich jetzt, ja auch das Gebiet von Oppeln und den zugehörigen Landen tritt immer mehr geschieden vom polnischen Reiche auf. Es neigt sich mit dem Schwerpunkte seiner politischen und nationalen Interessen dem benachbarten Schlesien (d. i. Mittel- und Niederschlesien) zu, und da auch der Haupttheil, Oppeln und Ratibor nämlich, sammt Teschen, dem Bisthum Breslau

zugewiesen erscheinen, so mußte schon der Schluß des dreizehnten Jahrhunderts die Auffassung Oberschlesien zu Tage fördern.

Aber in dynastischer Beziehung bestand noch lange ein wichtiger Gegensatz zwischen dem eigentlichen Schlesien und dem Oberlande, das officiell noch bis zum Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts Herzogthum Oppeln heißt. Die mittel- und niederschlesischen Piastenherzoge theilten innerhalb der Gesammtgrenze ihre Länder, erscheinen mit dem gemeinschaftlichen Titel „Herzoge von Schlesien" ausgestattet.

Die oberschlesischen Piasten unterschieden sich nach ihrer Residenz weit früher. Ein gegenseitiges Erbrecht zwischen den Fürsten von „Schlesien" und „Oppeln" war durch den Vertrag von 1202 ausgeschlossen.

Der Tod Wladislaw's von Oppeln (1282) hat für das Oberland eine epochemachende Tragweite, denn er ruft eine Ländertheilung hervor, die ihr Seitenstück an den Zuständen im Niederlande (Mittel- und Niederschlesien) besitzt. Vier Söhne schaffen ebenso viel Fürstenthümer: Teschen-Auschwitz, Oppeln, Beuthen-Cosel (mit Gleiwitz, Tost und Peiskretscham) und Ratibor.

Teschen (böhmisch: Tušcin, polnisch: Cinszyn), wie wir bereits sahen, 1155 als Bezirk des Breslauer Bisthums angeführt, entwickelt sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zur deutschen Stadt und gewinnt mit 1282 als Residenz eines Fürstenthums einen nicht zu unterschätzenden Aufschwung. Im weiteren Kreise, zwischen der älteren slavischen Bevölkerung des Ländchens an den Ostbächen der jungen Oder und an den Quellen der Weichsel, finden wir schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts die deutschen Schulzereien Hankendorf (Heinzendorf), Riegersdorf, Seifriedsdorf (Seibersdorf), Kunzendorf, Bemgard (Baumgarten) und Petersdorf als Orte des Teschener Archidiaconates beurkundet. Bis Bielitz erstreckte sich die inselartige deutsche Colonisation in gemischten Beständen und berührte sich mit der von Zator und Auschwitz, deren wir anderorten gedenken werden.

Die oberländischen Fürsten waren auch die ersten, welche sich in ein Lehensverhältniß zur böhmischen Krone stellten. Den Anfang machte 1289 Kasimir von Beuthen. 1292 huldigten bereits die piastischen Theilfürsten von Oppeln, Ratibor, Beuthen und Teschen, also ganz Oberschlesien, wie man es dann nannte. Die niederländischen Piasten kamen erst später daran, denn der Tod Wenzel's II und das baldige Erlöschen der Přemysliden (1306), die Lösung Klein- und Großpolens von Böhmen, mit welchem es 1292 und

1300 in Personalunion gerathen, schob sich dazwischen. Erst unter den Luxemburgern wurde das Ober- und Niederland oder Oberschlesien und Niederschlesien (mit Oppeln, andererseits Breslau und Glogau, als Kerngebieten) böhmisches Lehen. 1327—1353 war dies vollendete Thatsache.

Schon in der Urkunde des Trentschiner Vergleiches zwischen Böhmen und Polen erscheinen als Vasallen Böhmens die oberländischen Fürsten von Oppeln, Beuthen-Cosel, Ratibor, Oswieczim und Teschen, welche letztere Gebiete auch bereits getheilt waren; sodann die Piasten der Herzogthümer des Niederlandes: Liegnitz-Brieg, Oels, Steinau, Falkenberg, Strelitz, und Sagan-Krossen. Auch Bolko II. von Münsterberg wurde bald zur Huldigung gezwungen, und als Heinrich VI. von Breslau, der mächtigste aller Theilfürsten, 1336 ohne Erben zu hinterlassen starb, besetzt Böhmens König das Herzogthum als erledigtes Gebiet. 1342 beruft Karl IV. die schlesischen Fürsten als seine Vasallen nach Breslau, und 1348 erklärt das Staatsgrundgesetz des Luxemburgers Schlesien als Machtgebiet des böhmischen Reiches. 1353 wird ein Heimfallsvertrag zwischen Böhmen und dem Herzoge von Schweidnitz-Jauer, dem letzten selbständigen und mächtigen Herzoge, abgemacht.

In der Handfeste von 1355, wodurch die staatsrechtliche Einheit des böhmischen Reiches verbrieft erscheint, finden wir, außer Breslau noch 13 schlesische Fürstenthümer, darunter auch Teschen und Oswieczim angeführt. Beide hatten 1327, den 24. Februar, den Huldigungseid an den König von Böhmen als Oberherrn geleistet und wiederholt erneuert.

1368 starb Bolko von Schweidnitz-Jauer, und Karl IV. empfing nun auch die Huldigung dieses Fürstenthums, des sechszehnten im Kreise der böhmischen Reichsmacht.

Vier Jahre zuvor wurde Breslau Sitz der Landeshauptmannschaft des Herzogthums und immer mehr der politische Vorort für ganz Schlesien. 1392 starb Agnes, Herzogin von Schweidnitz-Jauer, und diese Gebiete fielen nun als Erbe an Böhmen. 1429 starben die Piasten in Münsterberg aus, und dies Gebiet kam an das Haus Georg Podiebrad's, des Reichsverwesers, dann Königs von Böhmen (1454). Das Fürstenthum erhielt 1495 den Zuwachs an Oels, Wohlau, Bernstadt und anderen Gebieten.

Für die Einigung ganz Schlesiens, zufolge deren auch officiell der Begriff und Name „Oberschlesien" die oberländischen Fürstenthümer umfaßt, ward die Zeit König Mathias, des Korvinen, als Gegenkönigs Georg Podiebrad's und seines jagellonischen Nachfolgers

Wladislaw, 1469—1490, maßgebend. 1474 erhielten, in der Person des Ungarn Johann Zápolya, Schlesiens Fürstenthümer, Herrschaften und Städte den ersten Ober-Landeshauptmann. Nach K. Mathias' Tode fiel Oberschlesien an Wladislaw als Böhmenkönig zurück.

Die unter Mathias Korvinus begründeten Verhältnisse wirkten nach.

Uns erübrigt nur noch, mit Hinweis auf das in der Territorialgeschichte Troppau-Jägerndorfs Gesagte, der Wendepunkte in dem historischen Bestande des Herzogthums Teschen seit dem 15. Jahrhundert zu gedenken.

1410 starb Primislaus oder Přemko, Herzog von Teschen und Auschwitz. Seine Söhne und Enkel theilten die Herrschaft. Der Urenkel Kasimir, Herzog von Teschen und Glogau († 1528), erscheint auch als oberster Landeshauptmann Schlesiens. Seine Linie stirbt im nächsten Jahrhundert aus. — Kasimir's Bruder führt den Titel Herzog von Tost (welches zum ersten Male 1318 als Archidiakonat des Bisthums Breslau erscheint, 1355 als Fürstengebiet auftaucht) und Auschwitz, dessen Ablösung von Schlesien und Abhängigkeit von Polen seit 1457 sicher steht. 1443 hatte das Gleiche bezüglich Siewierz' stattgefunden, und 1494 rechnete man auch Zator zum Besitzstande der polnischen Krone. Die Verarmung und Finanzmisère dieser kleinen piastischen Theilfürsten hatte dies Alles zur Folge. Auf diese Weise schob sich die Machtsphäre des jagellonischen Reiches zwischen Ratibor und Teschen, als Lehensgebiete Böhmens. Die weiteren Geschicke des letztgenannten Fürstenthums fallen über die Grenze dieser Betrachtungen hinaus.

Die Grenze des Teschener Gebietes gegen Mähren wurde im vierzehnten Jahrhundert genauer bestimmt. 1280 erscheint Mährisch-Ostrau als Grenzort „jenseits der Troppauer Provinz an der Grenze Polens (nämlich Teschens, als piastischen Theilfürstenthums) und Mährens".

Wir haben nur noch der Grafschaft Glaz (Kladsko) zu gedenken, als wichtigster Grenze des alten Böhmens und Schlesiens. Die Glazer Župe griff tief in das Schlesische ein. Eine beiläufige Grenze bildeten das Eulengebirge und südöstlich die Reichensteiner Berge. Frühzeitig wurde jedoch die polnische Grenzfeste Brido (Wartha), die den Hauptpaß durch's Gebirge, das Neißethal, zu hüten hatte, 1096 unter Herzog Bretislaw II. von Böhmen zerstört. Von Seiten der Přemysliden sorgte man bald wieder für deren Aufbau und errichtete überdies die Burg Kamenz an der Neiße. 1104 fiel

Kamenz in polnische Hände, Wartha aber blieb böhmisch; nach 1124 wird sie als böhmische Grenzburg bezeichnet.

Als sich dann Schlesien entwickelte, lief der Grenzverhau, die Preseka Schlesiens und Böhmens, von Reichenstein längs der Berge bis über Banau und halbwegs zwischen Wartha und Kamenz; weiter dann in der Gegend von Silberberg. An dieser Grenzmark lag der Klosterwald von Heinrichsau.

Heinrich IV. von Breslau schloß mit seinem frühern Vormund K. Otakar II. von Böhmen einen gegenseitigen Erbvertrag über Schlesien und Glaz. Als der Böhmenkönig in der Marchfelder Schlacht fiel (1278), besetzte der schlesische Herzog als der überlebende Theil das Gebiet von Glaz. 1290 brachte es Böhmen wieder an sich.

Später gelangte das Glazer Ländchen als Pfandschaft an das mächtige Haus der böhmisch-mährischen Liechtenburger. 1453 gestattete K. Ladislaus Posthumus, als Böhmenkönig, dem Reichsverweser Georg Podiebrad, diese Pfandschaft einzulösen, und Kaiser Friedrich III. erhob (1462) dies Gebiet zu Gunsten der Söhne des letztgenannten Wahlkönigs Georg zur Grafschaft. Als diese drei Söhne die Theilung ihrer Besitzungen vornahmen, kam Glaz an Heinrich den ältern, Herzog von Münsterberg-Frankenstein, dem sie auch K. Wladislaw als Nachfolger K. Georg's 1472 als böhmisches Kronlehen verlieh. Das Herzogthum Münsterberg umfaßte die heutigen Kreise Münsterberg, Frankenstein, Reichenbach und Strehlen, die Stadt Patschkau und den Wansener Halt.

Heinrich's Söhne verkauften die Grafschaft Glaz (1500) an ihren Schwager, Grafen von Hardeck (Prüschenk) für 60,000 Kronthaler. 1534 erwarb sie K. Ferdinand I. von Habsburg und verpfändete sie an Johann von Pernstein. 1549—1561 gerieth sie in den Pfandbesitz Herzog Ernst's von Bayern und fiel dann wieder an Böhmen heim, von welchem sie erst 1742 für immer getrennt wurde, um an Preußen überzugehen.

Dritte Abtheilung.

Das nord- und südkarpathische Land und seine Nachbarschaft.

Literatur.

1. Landeskunde Galiziens und der Bukowina im Allgemeinen. (Abgesehen von den im II. Buche bezeichneten Werken über Geographie und Ethnographie Oesterreichs): die geologischen Arbeiten von Zeißner, Hohenegger, Stur; Kořistka, über die hohe Tatra; H. Stupnicki, Galizien und Lodomerien (1853); Glatz, Galizien (1864); Bendella, die Bukowina (1845); J. Ficker's statistische Arbeiten seit 1854 in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik; Heimatskunde der Bukowina (1872); Simiginowicz-Staufe, die Bodenplastik der Bukowina (1873); Bidermann, die Bukowina unter österreichischer Verwaltung 1775—1875. ([1875]: Wiener Zeitung; Sep.-A. 2. A. 1876 (Lemberg).

2. Geschichtswerke über Polen im Allgemeinen: (Ueber die älteren: Zeißberg, die polnische Geschichtschreibung des Mittelalters, 1873). Dlugosch, Cromer, Miechowita, Herbort von Fulßtyn, Sarnicki: Descr. vet. et novae Poloniae (1585) . . . Naruszewicz († 1796), Starozytna Polska . . . (Polnische Alterthümer) und das Hauptwerk: historya narodu polsk., von ihm bis zum 7. Band bearbeitet. Aus seinem Nachlaß fortgesetzt. Erstgenanntes Werk wurde 1844 herausgegeben. Jekel: Geschichte der polnischen Staatsveränderungen, 1803 f.; — Lelewel: Polska średnich wiekow (Polen im Mittelalter); v. demf. hist. de Pologne etc. und Considerations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple. (1844), 2 Bde. sammt hist. Atlas. Deutsche Ausgabe: Gesch. Polens. 2. verm. Aufl., s. hist. Atlas (1847). Röpell, Gesch. Polens, 1. Bd. 1840; fortg. v. Caro als 2., 3., 4. Bd. (1863--1875). Die Werke von Bielowski (1850 ff.) und Szujski (1861 ff.) Hoffmann (1862, 1872). A. Moraczewski (Polska w zlotym wieku .˙. Polen im goldenen Zeitalter) (1851). Bibliographie von Estreicher (1869 ff.)

3. Quellensammlungen:(Dogiel) Codex diplomaticus regni Poloniae et magni ducatus Lithuaniae, Tom. 1., 4., 5., Wilna (1758—1764) (2., 3. nicht vorhanden). L. Rzyszczewski und Muczkowski: Codex diplomaticus Poloniae, 2. Bd. (1847—1853), A. Theiner, Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae, I., 1217—1409 (1860). Die alten schlesisch-kleinpolnischen Annalen, herausgegeben von Röpell und Arndt im XIX. Bde. der Monum. Germ.; die im Erscheinen begriffene Sammlung Bielowski's (1864) und Szujski's (1872—74.)

4. **Rechtsgeschichtliche Sammlungen und Arbeiten** von Bandtke, 1802—1831, Maciejowski (1832 . . .); Röpell (insbesondere die bahnbrechende Arbeit über die Verbreitung des Magdeburger Rechtes); Helcel (†) (Prawa polskiego pomniki [1856]: Denkmäler des polnischen Rechtes); Bischoff (Oesterr. Stadtrechte und Priv. (1857). (vgl. w. u.); Hüppe, Verfassung der Republik Polen (1867) mit reicher rechtsgeschichtlicher Literatur im Anhange.

Vgl.: die Bibl. Warszawska, (seit 1852)' der eingegangene Tygodnik lit.; insbes. aber der seit 1873 in Lemberg erscheinende Przewodnik naukowy i literacki, Wissenschaftlicher und literarischer Anzeiger. Hist. Zeitschr. v. Sybel.

5. **Krakauer Gebiet.** I. Zator und Auschwitz: Dziebuszycki (1848, anonym). Biermann, Zator und Auschwitz, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie. 40. Bd. (1862); Temple, zur Topographie der Herzogthümer Auschwitz und Zator; von demselben, die deutschen Colonien im Kronlande Galizien, — Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien (1864, 1860.)

II. Krakau (und das kleinpolnische Gebiet): Diplomata Monast. Clarae Tumbae prope Cracoviam (Kl. Mogyla), herausgegeben v. d. Krak. Akad. (Towarzystv. nauk. Krakovo). Die Literatur über Krakau bei Const. Wurzbach, die Kirchen der Stadt Krakau (1853). Die Rechtsurk. b. Bischoff s. o.; vgl. Helcel und die akad. Publ. v. Heyzmann: Balth. Behem codex picturatus anno 1505 cont. privilegia et plebiscita urbis Cracoviae, 33. Bd.; Dubik, Archive im Königr. Galizien und Lodomerien, 39. Bd. des Arch. f. K. ö. G. Die paläogr. vorzügl. A. der Monum. medii aevi hist. von Piekosinski (1874), Helcel's Nachlaß (1874 f.)

6. **Galizien (Halitsch-Wladimir)**: Bielowski, (Biblioth. Ossolynsk., 4. Bd., 1864 Lemberg) Halicko-Wladzimirskie kziestvo pozniej Krolestwo: D. Halitsch-Wlad. Fürstenthum, später Königreich.

Pauli, Starozytnosci galycysckie, Lemberg (1838): Alterthümer Galiziens; R. Temple, Bilder aus Galizien (1871), J. Szaraniéwicz, die Hypatios-Chronik, als Quellenbeitrag z. österr. Gesch., Lemberg (1872). (enth. e. vergl. Inhaltsangabe des darin aus Nestor, der Kiew'schen und Wolyn'schen Chronik Entnommenen und seine Arbeiten über Halitsch-Wladimir — 1860 ff. in russ. Sprache; in poln. 1869. — Hoppe, Aeltere und neuere Geschichte der Königreiche Galizien und Lodomerien (1792); Engel, Gesch. von Halitsch und Wladimir (1. Thl. bis 1230; 2. Thl. bis 1772) (1792); Herz, geschichtliche Darstellung der Gesetze und Gewohnheiten, welche in dem Königr. Galizien und Lodomerien vor dessen Einverleibung mit Oesterreich verbindende Kraft hatten (1835).

O Halické a uherské Rusi (vom galiz. u. ungar. Ruthenenthum) im Casopis česk. Mus. 1843.

F. Bischoff, Urkunden z. Gesch. der Armenier in Lemberg, Arch. z. K. ö. G., 32. Bd.; W. Rasp,, Beitr. z. Gesch. der Stadt Lemberg, ebenda, 43. Bd. (1870). Die ältere Lit. über Lemberg bei Bischoff: Oe. St. R.-Priv. (s. o.)

7. **Ueber die geschichtlichen Anfänge der Moldau** siehe Rösler: Rumänische Studien (1871).

Inhaltsübersicht.

I. Das nordkarpathische Land: Galizien (Kleinpolen, Halitsch-Wladimir) und Bukowina.*)

Das Teschner Gebiet Oesterreichisch-Schlesiens bildet mit den Quellenläufen der Weichsel das wichtige Bindeglied zwischen dem Sudeten- und Karpathenlande. Das karpathische Gebirge in seinem weiten, mehrgliedrigen Bogen zieht sich als Wasserscheide und alte Länder- und Völkergrenze vom Westen südostwärts. Die Weichsel trennt das deutsche Tiefland (etwa 3000 Quadratmeilen) von dem sarmatischen (an 90,000 Quadratmeilen) und erscheint auch als wichtige historisch-politische Grenze. Von diesem sarmatischen Tieflande entfällt ein Bruchtheil auf Galizien, an den Mündungen der Wisloka und des San in die Weichsel. Vorherrschend ist das Stufenland, das im äußersten Westen Galiziens zur Tarnowitzer Platte, im Osten zur podolischen Landhöhe ansteigt.

Beiläufig ein Dritttheil des Landes, der Oberlauf der Zuflüsse der Weichsel, des Dniesters, des Sereth und Pruth, fällt in das Bereich des karpathischen Berglandes im Süden Galiziens und in der Bukowina, das mit den Westkarpathen, der centralen Karpathenmasse, eingeschlossen den Nordabfall des Tátrastockes, und mit dem sogenannten karpathischen Waldgebirge als Hauptglied der Karpathen zusammenhängt.

Die wichtigsten Pässe dieses galizisch-ungarischen Grenzgebietes sind nicht zahlreich und eben deshalb von um so größerer Bedeutung für den geschichtlichen Völkerverkehr im Kriege und Frieden.

Drei große Flußsysteme durchfurchen das Land; das westliche gehört der Weichsel ausschließlich, das östliche der Weichsel (mit dem Bug), dem Dniester und der Donau (Sereth und Pruth) an. Zwischen San und Dniester, deren ersterer, als bedeutendster Nebenstrom der Weichsel im Westgalizischen, zugleich der Hauptfluß dieses Gebietes

*) Dieser Abschnitt soll zugleich die Grundlage der ältern Geschichte von Oesterreichisch-Galizien bieten, da sich für sie kein anderer Platz im Rahmen des Ganzen finden läßt.

genannt werden kann, läuft die Wasserscheide über niedere Hügelreihen, die zum Niederland zwischen Weichsel und Dniester gehören. Die durchschnittliche Fruchtbarkeit des Bodens rechtfertigt die Bezeichnung Galiziens und Lodomiriens als „Kornkammern" Oesterreichs. Doch ist südwärts der Gebirgsgrund im Westen und Osten weniger ergiebig nnd entsprechend schwächer bevölkert, insbesondere das Ostkarpathengebiet. Auch die Sumpfbildung an der Weichsel, am Dniester, zwischen Dunajec und Arva und am Pruth ist nicht unbedeutend.

In Bezug des Bodencharakters läßt sich das gesammte österreichische Nordkarpathenland in fünf Hauptglieder scheiden: 1) Das Niederland am Nordfuße der Karpathen, von der Weichsel bis zum San, charakterisirt durch die Schwefelflötze von Szwoszowice, die großartigen Salzflötze von Wieliczka und Bochnia, welche auf vorgeschichtliche Meeresbildung zurückweisen, und durch die gewaltigen erratischen Blöcke, z. B. in der Umgebung von Teschen und Krakau, Zeugen der einstigen Gletscherzeit; 2) das Hochland der Westbeskiden an der Biala, Sola und Skawa in ihrem Oberlaufe, mit Saipusch und Jordanow als Hauptpunkten, und das anschließende alpine Gebiet am obern Dunajec, mit Neumarkt als Mittelpunkt und Sandecz als Abschluß; 3) die ostgalizische Ebene jenseits des San mit dem hohen podolischen Flachlande zwischen Lemberg und Brody; 4) das ostgalizische Bergland, oder das Gebiet der Ostbeskiden und des karpathischen Waldgebirges; 5) das terassenförmige Hochland der Bukowina als Oberstufe der benachbarten Moldau.

In historisch-politischer Beziehung gliedert sich das ganze Gebiet nach folgenden Landschaften von Westen nach Osten: Zator und Auschwiz als ehemalige piastische Theilfürstenthümer, in Verbindung mit Oberschlesien, insbesondere mit Oppeln und Teschen; Kleinpolen oder das Krakau-Sandomirer Herzogthum zwischen Weichsel, San und den Karpathen, einst „Weißchorwatien"; das eigentliche Galizien (Halitsch) und Lodomerien (Wladimir) östlich vom San oder „Rothrußland" (Czerweno Rus, Ruthenien, Russinien), und in die Bukowina (das Buchenwaldland) als Theil der Moldau.

Beginnen wir mit den Landschaften des äußersten Westens, deren historischen Zusammenhanges mit Oberschlesien und Kleinpolen wir bereits in der vorangehenden Abtheilung gelegentlich gedachten. Die Herzogthümer von Auschwiz und Zator, als Theile des ursprünglichen Gesammtherzogthums Oppeln oder Oberschlesien, umfaßten vorzugsweise die Thalläufe der Karpathenflüsse Biala, Sola und Skawa, an deren Mündung in die Weichsel die beiden Vororte

Oswieczim (Auschwiz) und Zator liegen. Zur Zeit der Jagellonenherrschaft mit Polen vereinigt (1457 veräußerte Johann, Herzog von Auschwiz, sein Herzogthum für 50,000 Mark an Polen, 1494 überließen die Kinder des Herzogs Wenzel von Zator ihr Erbgebiet um 80,000 Mark an dieselbe Macht), wurden sie zufolge der ersten Theilung Polens 1772 zu dem österreichischen Galizien geschlagen und blieben es auch, wiewohl der Versuch geschah, sie für die böhmische Krone als Theile Oberschlesiens zurückzufordern. Das kleine Fürstenthum Siewierž, das bis an den schlesischen Grenzwall reichte und gegenwärtig in Russisch-Polen liegt, wurde mit seinen drei Städten und 60 Dörfern von dem geldbedürftigen Teschener Herzoge um 6000 Mark dem Krakauer Bischofe Zbynek verkauft. In den von Seiten Oesterreichs aus Anlaß jener Theilung veröffentlichten Rechtsgründen griff man bezüglich Zator's und Auschwiz' in der That auf diesen titularen Anspruch der böhmischen Krone zurück.

Gegenwärtig gehört Oswieczim oder Auschwiz, das eine Zeit lang ein Gebietstück des Teschener Herzogthums ausmachte, zur Bezirkshauptmannschaft von Seibusch; Biala, an dem gleichnamigen Flusse, welcher das Teschener Gebiet des österreichischen Schlesiens vom heutigen Westgalizien scheidet, und Zator zur Bezirkshauptmannschaft oder zum ehemaligen Kreise Wadowice. Dieses Gebiet wurde, wie das benachbarte piastische Schlesien, besonders seit dem Mongoleneinfalle, von Deutschen theils neu besiedelt, theils wurden die schon bestehenden slavischen Ortschaften frisch bevölkert, und zwar durch Herzog Mieczyslaw II. von Oppeln und Wladislaw I., einen seiner Nachfolger; desgleichen durch Mieczislaw von Teschen.

Zu diesen Ansiedlungsorten gehören im Auschwizer Gebiete die Orte Saibusch oder Saipusch (Zywiec), dessen deutschen Namen man von „Säu- oder Sau-Busch" herleiten will (?), Rychwald, Liebwerde (Kenty), welches urkundlich 1277 auftaucht, Alzenau (Halznow), Wilhelmsau (Wilamowice), Kunzdorf (Lipnik), Batzdorf (Komorowice), Schreibersdorf (Pisarzowice), Seifriedsdorf (Kozy), Ludwigsdorf (Lodygowice), Bark.

In dem Verzeichniße der päpstlichen Einkünfte aus der Krakauer Diöcese, zu welcher das Gebiet von Auschwiz und das von Zator gehörten, vom Jahre 1326, erscheinen überdies Gigersdorf (Gerowicz), Kunzendorf (Medzwna) und Bertholdsdorf.

Im Gebiete von Zator lassen sich mit Hülfe des letztern alten Verzeichnisses Andrychau, Barwald, zwei Friedrichsdorf (Frydrychowice und Wietanowice), Gerhardsdorf (Gieraltowice), Inwald

(Helwand?), Matzdorf, Sebotendorf, Petersdorf, (Piotrowice) und Frauendorf (Watowice) feststellen. Eine der bedeutendsten Niederlassungen wurde das Städtchen **Landskron**, in den Tagen der Kämpfe vor der ersten Theilung Polens (um 1768 f.) oft genannt.

In allen diesen Orten ist die ältere deutsche Bevölkerung polonisirt. Ihre historische Feststellung bietet, abgesehen von der nicht zu unterschätzenden Thatsache an sich, eine Handhabe, die Verzweigung der deutschen Colonisation in's Weichselgebiet zu verfolgen.

Wenden wir uns dem **Krakauer Gebiete** zu, zwischen der Weichsel und der Karpathengrenze, mit den Thalläufen der Raba und des Dunajec, welche aus dem nördlichen Hügellande aufwärts in's südliche Hochland führen. Es ist der Kern des alten **Groß-** oder **Weißchorwatien**, das aus der Epoche der Völkerwanderung auftaucht und sich zwischen den Karpathen, dem San (vielleicht darüber hinaus bis an den Bug und Stry), der Weichsel und Oder ausdehnte. Damals saßen noch die Lechen oder Poljanen, die Polen, weiter zurück im Nordwesten und schoben sich erst allmählich südwärts vor. Gnesen (Kniezen, der „Fürstensitz") ist der alte Vorort der Lechen, mit welchem die Popielsage und die Anfänge der Piastengeschichte zusammenhängen: Krakau, die alte Chorwatenstadt, der Sitz des mythischen Krok und seiner Tochter Wanda.

Die Geschichte weiß bis in die zweite Hälfte des zehnten Jahrhunderts nichts von diesem Chorwatenlande zu erzählen, nur die Südwanderung der Chorwaten und Serben aus Hinterkarpathien ist eine schwanke Thatsache des siebenten Jahrhuuderts, die sich damit verknüpfen läßt. Boleslaw II., der Böhmenfürst († 999), erobert Chorwatien; die Přemyslidenherrschaft reicht bis gegen den San und an den Nordfuß der Centralkarpathen. Krakau muß also das gleiche Loos erfahren haben. Aber ebenso schnell tritt der Rückschlag ein. Auf Mieczyslaw I., welcher den Grund zur Einigung der Polenstämme legt, folgt (992—1024) Boleslaw der Tapfere und gründet den piastischen Großstaat, dessen südwestlichen Theil das Chorwatenland bildet. Krakau ist nun ein Vorort des Lechenreiches und mußte durch seine Lage, seine frühe Entwicklung als Verkehrsplatz eine bevorzugte Stellung einnehmen. So erklärt sich, daß in der Ländertheilung Boleslaw's III. vom Jahre 1139 der Krakauer Herzog, dem auch Schlesien (das Oberland Oppeln und das eigentliche Schlesien) zugehört, der Großherzog oder Senior wird, dem sich die anderen Theilfürsten von Polen (Großpolen mit Gnesen), Masowien-Kujawien und Sandomir unterordnen sollen. Als dann 1163 die Lösung (Nieder-)Schlesiens vom Krakauer Gebiete erfolgt, bilden

Krakau und Sandomir „Kleinpolen“, und der Bischof von Krakau wird Primas dieses Gebietes. Sein Sprengel berührt sich westwärts mit dem von Breslau, was zu mancherlei Schwankungen und Streitigkeiten in der kirchlichen Machtsphäre beider Bisthümer führen mußte. Groß ist der Besitz dieses Bisthums bis in's fünfzehnte Jahrhundert angewachsen.

Bis in's 13. Jahrhundert muß Krakau als slawische Stadtgemeinde gelten, ebenso wie Sandomir. In den Jahren 1230—1240 haben wir die Begründung eines kräftigen deutschen Gemeindewesens allda abgeschlossen zu denken. Denn längst war bereits der Strom mitteldeutscher Ansiedlung ostwärts im Gange. Die werthvollen Urkunden des Cisterzienserkloster Mogyla (Clara tumba) bei Krakau verzeichnen Namen deutscher Bürger dieser Stadt schon aus dem Jahre 1230, und im Jahre 1257 lesen wir von der Erneuerung der städtischen Freiheit Krakau's nach Art Breslau's, 1286 von der Sandomir's; ja um die Mitte des Jahrhunderts erscheint das Recht beider Städte als Musterrecht, da mit demselben, 1252, die Ansiedlnng an der Nordschwelle der Tátra, Neumarkt, bewidmet erscheint.

Daß von den 19 Klöstern der Krakauer Diöcese, welche in einem Denkmale vom Jahre 1326 aufgezählt erscheinen, nicht wenige fleißig im Colonisiren waren, um so mehr, als zumeist deutsche Mönche ihren ursprünglichen Bestand ausmachten, erweisen die Urkunden des dreizehnten Jahrhunderts für die Klöster Tiniec, Miechow, Mstaw und insbesondere für die Cisterzienser von Szyrzecz.

Krakau war stark genug, dem Andrange der nogaitischen Tartaren (1288) zu trotzen, wie die Urkunde Herzogs Leszek (Lesko) rühmend anerkennt. Weithin reichten seine gewinnbringenden Handelsbeziehungen, und ein reiches Patriziat deutscher Altbürger entwickelte sich. Es sei nur beispielsweise des Bürgers Gerhard gedacht, der 1290 die Befugniß erlangte, den Ort Miechow nach deutschem Recht auszusetzen. Seit Kasimir, dem „Großen“, wie ihn die Polen nennen, dem letzten Piasten, in der That einer bedeutenden Herrschernatur (1333, † 1370), dem Erbauer des Königsschlosses am Wawel, entwickelt sich Krakau's Bestand zur höchsten Blüthe. Schon 1310 war der erbliche Stadtvogt dem Stadtrathe ganz gewichen. 1306 gründet Bischof Joh. Muskata die „Bischofsvorstadt“ (Biskupie), mit eigenem Vogteigericht nach Magdeburger Rechte. 1335—1366 entwickeln sich die königlichen Töchterstädte Alt-Krakau's, Kazimierž, und Kleparz, mit eigenen Schöppengerichten. 1363 schenkte der letzte Piast seinen getreuen Bürgern von Krakau die Gärbervorstadt

(Garbarze). Krakau wurde seit 1365 der Oberschöppenstuhl für Kleinpolen (statt des bisherigen Berufungsgerichts zu Magdeburg). In wichtigeren Fällen wurden ihm auch je zwei Rathmänner des Kazimierž, von N. Sandec, Bochnia, Wieliczka und Olkuß beigezogen. Krakau blieb auch die bevorzugte Stadt unter Ludwig von Ungarn († 1382) und den Jagellonen. 1430 erscheint es in den Hansabund aufgenommen. Der Verfall seines Bürgerthums und Wohlstandes beginnt mit dem Verfalle Polens. Um Krakau bewegen sich stets die entscheidenden Kämpfe im Geschichtsleben des Reichs der Lechen bis an sein Ende. Krakau behauptet ein eigenständiges Dasein bis 1846.

An der Unterstufe des Laufes der Raba liegt Bochnia, die wichtige Salz- und Handelsstadt, deren deutsches Altbürgerthum schon für das vierzehnte Jahrhundert die Urkunden des Klosters Mogyla bezeugen. Jedenfalls reicht es in das dreizehnte zurück, da in der Verrechnung der päpstlichen Einkünfte des Krakauer Sprengels vom Jahre 1326 nicht allein Bochnia, sondern auch andere deutsche Ansiedlungen in der Nachbarschaft, wie Herbordsdorf, Rethembrot (Rajbrot?) Konrads- und Märtensdorf angeführt erscheinen.

Aehnlich verhält es sich mit der berühmten Bergwerksstadt Wieliczka, dessen „Salzbeamte" gleichzeitig mit denen Bochnia's in den Aufzeichnungen des Klosters Mogyla erscheinen. Bis 1333 führten Steiger die Oberleitung des Salzbaues, dann tauchen die Zuppare auf, als Vorgesetzte der Kopaczen (Hauer), Walaczen (Wälzer), Rotni (Rottenarbeiter) und Wozeken (Führer). Zur Zeit Kasimir's des Großen zählte Wieliczka vier Tagschachte und zwei Felder. Nur mit königlicher Erlaubniß durfte man das Bergwerk besuchen.

Wenden wir uns dem südlichen Hochlande zwischen dem Dunajec und Poprad zu, mit welchem Kleinpolen eine tiefe Bucht in's ungarische Gemärke bildet. Hier an der Vereinigung des weißen und schwarzen Dunajec auf einer Hochstufe, dicht an den Nordwall der Tatra geschmiegt, erhebt sich Neumarkt (Nowy-targ), die Ansiedlung der Cisterzienser von Sczyrzecz, denen 1252 der kleinpolnische Herzog Boleslaw 100 Hufen Landes schenkte, um die „Stadt" Neumarkt nach deutschem Rechte auszusetzen. Wie entschieden nämlich in dieser Richtung den Dunajec entlang die Ansiedlungen vordrängen, läßt sich schon 1234 urkundlich verfolgen. Gleiches geschah den Poprad- oder Poppenlauf entlang im polnischen oder ungarischen (Zipser) Gemärke. Noch jetzt erinnern die Ortsnamen dieser Gegend Polens, wie Zornstein (Czorsztyn), einst eine starke Grenzfeste, Greifwald

(Grywald), Harklau (Harklawa), Schefflarn (Szaflary), von wo aus man einen großartigen Ausblick auf die Nordtatra genießt, Schlemberg (Szlembarg), Wachsmund (Waksmund) an jene Ansiedlungen. Eine der bedeutendsten wurde unter dem letzten Piasten auch Tymbark, dessen Name schon darauf hinweist.

Wie sehr man von Seiten der kleinpolnischen Fürsten diese Colonisationen mit und nach deutschem Rechte begünstigte, beweist ja die eine und andere urkundliche Thatsache. 1288 erhielt das Benedictiner-Kloster Tyniec an der Weichsel das Recht, auf seinen namhaften Besitzungen deutsche Dörfer und Städte anzulegen und 1295 das Kreuzherren-Kloster Miechow eine gleiche Befugniß zu Gunsten seiner Liegenschaften im Gebiete von Krakau und Sandomir.

Ungleich bedeutender als Neumarkt, dessen mittelalterliche Verkehrsbedeutung gleichwohl nicht unterschätzt werden darf, entwickelte sich gewissermaßen als Tochterstadt von Alt-Sandecz (Stary Szancz) an dem Poprad, Neu-Sandecz (Nowy Szancz) an der Vereinigung des genannten Flusses mit dem Dunajec, in einem weiten, schönen Gebirgsthale. Jenes müssen wir mit deutscher Ansiedlung schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts annehmen; und bald darauf entwickelte sich Neu-Sandecz, vorzugsweise als deutscher Colonistenort, der schon 1288 beim Einfalle der nogaitischen Tartaren als „Stadt" verwüstet wurde und eine verstärkte Neubesiedlung erfuhr. Im Verzeichniß der Krakauer Diöcese von 1326 ist des Sandeczer Archidiaconates gedacht. Noch jetzt weisen einzelne Ortsnamen jener Gegend, wie Falkowa, Fryzowa, Gai, auf ältere deutche Colonisation, die wir von der jüngern in Deutsch-Biczyze, Deutsch-Chelmiec, Deutsch-Dabrowka, Deutsch-Golkowice, Neudörfel (Podmajerz), Ensdorf unterscheiden müssen. Auch Kulm (Chelmiec), Ernstdorf, Hundsdorf, Tannendorf, Wachendorf . . . gehören dazu. Die Gegend des Sandeczer Gebietes führte von dem namhaften Besitz des Krakauer Bisthums den Namen Biskupschtina, d. i. Bischofsland. Sandec war ein Kastellansitz des Hochstiftes.

Nahe der Biala, welche dem Dunajec zueilt, liegt Tarnow, ein alter Vorort. Im Diöcesanverzeichniß von 1326 erscheint es als Sitz eines Erzpriesters, somit als Stadt von einiger Bedeutung. Auf deutsche Ansiedlungselemente weisen die gleichzeitig angeführten Colonien oder Freiansiedlungen (libertas) des Simon und Gotfried, desgleichen die alten Ortsnamen Rychwald, Schönwald (Szynwald); andern Schlages als die Colonien des achtzehnten Jahrhunderts, wie Hohenbach, Josephsdorf, Reichsheim, Schönanger. Tarnow war eine der Hauptpflegstätten des ungarisch-polnischen Handels.

Das Thal der Wisloka, eines Nebenflusses der Weichsel, beginnt jenseits der karpathischen Wasserscheide, an welcher der wichtige Duklapaß liegt. In diesem begegnen uns Jaslo und Pilsno (Pilsnie), als bedeutendere Orte, besonders in der Zeit Kasimir's, des letzten Piasten. Im Gebiete des Wislok, der dem San zueilt, ist ein alter Vorort Lanczut (Landeshut), den wir an der Grenze des ehemaligen Kleinpolen und Halitsch annehmen müssen und der sich auch der Förderung seines Bestandes unter Kasimir erfreute.

Der Vorort des Fürstenthums Sandomir, das vom zwölften in's dreizehnte Jahrhundert mit dem Krakauer Gebiete in Eines verschmolz, Sandomir, poln.: Sandomierž, am linken Weichselufer, gehört nicht Oesterreich an. Seiner städtischen Bedeutung wurde bereits gedacht. Jenseits der äußersten Nordspitze Westgaliziens ist Zawichost, auch nicht österreichisch, der nördlichste Grenzort des alten Kleinpolen und Halitsch, in dessen Nähe eine der entscheidendsten Schlachten zwischen beiden Reichen, die Fürsten derselben, Leßek von Krakau-Sandomir und Roman von Halitsch, (1205) schlugen.

Für den Aufschwung des Städtewesens und Burgenbaues in Kleinpolen erwarb sich Kasimir der Große, der letzte Piast († 1370), unsterbliche Verdienste. Mit Recht sagt von ihm der mittelalterliche Geschichtschreiber Polens, Dlugosch, Kasimir habe Polen „von Holz vorgefunden", und es „von Stein zurückgelassen". Dies bezeugen Krakau, Sandomir, Landskron, Korczyn, die „neue Stadt", Czorstyn u. A.

Noch müssen wir auf die politische Gliederung Kleinpolens einen Blick werfen. Sie entspricht in ihren Grundlagen der gesammtpolnischen oder lechischen Territorialentwicklung. Die ältesten Elemente sind die Opole oder Dorfgenossenschaften. Aus den Vereinigungen mehrerer solcher entstand, besonders zur Zeit der böhmischen Přemyslidenherrschaft über Polen, unter K. Wenzel II. (1300—1305) im Wege landesfürstlicher Maßregeln die Kastellanei, mit den Burgen oder Groden als Mittelpunkten und ihren Verwaltern, den Kastellanen, als welche seit der Jagellonenzeit die Starosten des Amtes walten; daher diese Burgbezirke auch Starostien hießen. Der Distrikt oder Powiat erscheint seit dem 15. Jahrhundert als Verband der adligen, geistlichen und königlichen Güter, in welchem die alte Grodverfassung sich aufgelöst zeigt. Nunmehr unterscheidet man Powiat, den Gerichtsbezirk der Kastellaneien und den der Landschaften (Sady grodzkie, Sady ziemskie). Eine Gruppe dieser Distrikte bildet die sogenannten Palatinate oder Wojwodschaften, welche letztere Benennung die maßgebende bleibt. Die

Provinzen der Krone, in denen sich die alten Hauptbestandtheile des Reiches und die späteren Erwerbungen vor Augen stellen, umfassen eine Gruppe solcher Wojwodschaften. So bildeten die Wojwodschaften Krakau (mit der „Landschaft" Sandec) und Sandomierž, das eigentliche Kleinpolen, noch im vierzehnten Jahrhundert schlechtweg „Krakowien" genannt, im Gegensatze zu „Polen", d. i. Groß- oder Stamm-Polen.

Seit dem 16. Jahrhundert gehörten auch administrativ zu Kleinpolen Zator und Auschwiz als „Landschaften". Auch das Palatinat Lublin wurde dann zugeschlagen. Später rechnete man auch die Palatinate Rothreussen (Lemberg-Halitsch und Pocutien), Bielce oder Podlachien, Belz, Podolien, Kijew, Wolhynien, Braclaw und Czernichow hinzu. Metropolit und Kanzler Kleinpolens ist der Bischof von Krakau, güterreich, besonders im Sandeczer Powiat oder Distrikt, souveräner Fürst von Siewierž. Unter den weltlichen Reichsgroßen obenan steht der königliche Kastellan oder Starost von Krakau an erster Stelle, ein Beweis für seinen hohen Rang als Beamter der Krone. Seit dem 17. Jahrhundert legt er sich den Titel Generalstarost von Kleinpolen bei. Landesbeamter war jedoch der Wojwode und thatsächlich früher das, was der letztere Titel besagte. Die Krakauer Starostie gelangte seit Kasimir dem Großen zur erhöhten Bedeutung, auf Kosten der Wojwodschaft; denn dieser König unterordnete die Powiati: Krakau, Szczyrcze, Proßowice, Xiaž, Lelow dem Schloßhauptmann oder Starosten von Krakau. Proßowice gehört theilweise, die beiden letzten ganz zu Russisch-Polen. Die anderen liegen heute in Oesterreichisch-Galizien, ebenso wie die drei übrigen der acht Gebiete (Powiati) der Krakauer Wojwodschaft: Sandec, Biecz, Czechow, zu denen noch Auschwiz trat. Von der Sandomirer Wojwodschaft kam nur Einer der sechs Powiati: der von Pilsno an Oesterreich.

Seit dem Jahre 1412 erwarb Polen unter dem ersten Jagellonen den pfandweisen Besitz von 13 Städten des ungarischen Sachsenbodens der Zips, am Südostfuße der Tátra. Diese Starostie, mit dem Sitze in Lublau, nebst Pudlein (Podolinec) und Gniesen, als polnischen Burggründungen, gehörte zu Kleinpolen.

Bevor wir uns dem Ostlande jenseits der San zuwenden, wollen wir noch einen Blick auf das bisher skizzirte Gebiet werfen. Schon dessen geologische Beschaffenheit zeigt einen bedeutsamen Gegensatz zu dem Sudetengebiete und doch auch wieder Analogien, deren das eigentliche Gebiet von Halitsch-Wladimir entbehrt. Während der Haupttheil des Sudetenbodens das Vorwiegen des Urgebirgsmassivs und

eine Vielartigkeit sonstiger Gesteinformen an den Tag legt, kündigt sich hier schon die Einförmigkeit der jüngeren Bildungen an, die dem sarmatischen Meere der Urzeit entstiegen. Andererseits aber hängt Westgalizien mit Ostmähren und Oberschlesien geologisch und geognostisch zusammen und gerade bei Krakau, gegen Trzebinta und Chrzanow springt inselartig ein Stück Juraformation, Trias und Steinkohlenbildung, also ältere Ablagerungen, hervor.

Das landschaftliche Bild im Süden dieses Gebietes, insbesondere zwischen Neumarkt und Sandec, entbehrt nicht alpiner Reize.

Und entsprechend dieser Mannigfaltigkeit der Bodengliederung ist auch das Völkerleben reicher an politischen und Culturmomenten, es hängt innig mit dem des Sudetenbodens zusammen, wie schon in der Uebersicht der Entwicklung Schlesiens und seines Zusammenhanges mit Kleinpolen angedeutet wurde.

Anders ist es mit dem Osten. Da thut sich das eigentliche Sarmatien auf, allerdings nach Süden zu in seiner Bodennatur mit dem Nordosten Ungarns durchaus zusammenhängend.

Es ist nicht leicht, die ältesten Grenzen von Halitsch und Wladimir anzudeuten, geschweige denn festzustellen. Dürften wir mit Vertrauen auf die zweifelhafte Urkunde vom Jahre 1086 über die älteste Ausdehnung des Prager Bisthumssprengels eingehen, wie er sich in den Tagen Boleslaw's II. von Böhmen, 973—999, entwickelte, so hätte sich die Herrschaft der Přemysliden allerdings für kurze Zeit, weit über Krakau, ja auch über den San hinaus bis an den Bug und Stry ausgedehnt; dies wäre auch als Ostgrenze des alten Groß- oder Weißchorwatiens anzusehen, aus dessen Kern dann Kleinpolen erwuchs, als den Böhmen die Herrschaft entrissen wurde.

Der Kiewer Großfürst Rußlands, Wladimir (972, † 1015), dessen Nachkommen man die Schöpfung von Wladimir und Halitsch als russischen Theilfürstenthümern zuschreibt, war Zeitgenosse Boleslaw's II. von Böhmen, und Boleslaw's Chrobry, des Begründers des lechischen Großstaates.

Folgen wir den altrussischen Annalen, so eroberte Wladimir die Czerwen'schen Städte, d. i. die Gebiete in Czerweno Rus oder Rothrußland um 981, und bezwang dann 993 die Chorwaten. Letzteres würde sich mit der Unterwerfung Chorwatiens durch Boleslaw II. von Böhmen nicht reimen lassen. Es ist daher die Bewältigung Chorwatiens durch Wladimir sehr fraglich, dagegen ungleich wahrscheinlicher die Verdrängung der přemyslidischen Herrschaft aus Chorwatien durch den Piasten Boleslaw den Tapfern, und die Beschränkung der westlichen Macht Wladimir's auf die Czerwen'schen Städte, die

um 1018 Boleslaw von Polen gleichfalls unterworfen haben soll. Die Namen dieser Städte und ihr örtlicher Zusammenhang lassen mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß der älteste Kern Rothrußlands allerdings im Osten des Bug und Stry lag, und die Morgengrenze Weiß- oder Groß-Chorwatiens in der That mit jener problematischen Abmarkung des Prager Bisthums oder mit den muthmaßlichen Grenzen Groß- oder Weiß-Chorwatiens zusammenstimmt.

Die Czerwen'schen Städte: Belz an der Zalokia, dem Zuflusse des Bug und Busk am genannten Strome, Trembowla an der Gniezna, die dem Sereth einmündet, gehören dem Ostrande Galiziens an. Schwieriger ist die Lage von Dzwinogrod und Czerwen zu bestimmen. Doch dürfte an Dzwinogrod am Dniester, an der podolischen Grenze, und vielleicht an Czerwenogrod südlich von Jazlowiec, gleichfalls am Dniester, gedacht werden. Am schwierigsten hält es mit Przemysl, da diese Ruthenenstadt am Sanfluß gar so weit von den anderen czerwen'schen Städten westwärts abliegt, und nach der Aussage des Kiewer Großfürsten Swiatopolk, in der russischen Chronik zum Jahre 1099, zu Wladimirien, dem Reiche seines Bruders und Vorgängers Jaropolk gehört habe. Dieser wurde bei Dzwinogrod erschlagen und das Fürstenthum Przemysl von den Rostislawiczen, den Nachkommen Roscislaw's († 1080) und dessen Vaters Wladimir († vor 1054), gegen den Großfürsten zu behaupten gesucht. Es mußte somit, da wir keinen andern bedeutenden Ort dieses Namens in Galizien haben, und an Przemyslany an der Lipa, südwestlich von Lemberg, nicht wohl gedacht werden darf, in der Zeit der Schwäche Polens nach Boleslaw's I. Tode (1024) ein Vorstoß der Ruthenenmacht des Kiewer Großfürstenthums, beziehungsweise des wolhynischen Wladimiriens südwestlich in's bisher polnische Chorwatenland stattgefunden haben, was zur Occupation der Gebiete um Jaroslaw, Sambor und Przemysl, als Vororte eines eigenen Theilfürstenthums, führte, das sich unter Roscislaw von Wladimirien ablöste.

Später als Przemysl taucht Halitsch auf, die Stadt am Dniester, im Hauptthale Ostgaliziens, der wichtigste Vorort Rothrußlands, denn er ist ein Mittelpunkt für seine einzelnen Gebiete geworden. Erwähnt wird es zum ersten Male in der Heiligenlegende, dem sogenannten Pateryk, zum Jahre 1113, wo von den Halitscher Salzhändlern die Rede ist, und in einer Urkunde von 1134, deren wir andern Orts gedenken werden, finden wir angedeutet, daß ihm, als dem ältern „großen" Halitsch, ein Klein-Halitsch auf dem Boden der

heutigen Moldau gegenübertrat. Jedenfalls war also unser Halitsch ein längst bedeutender Ort und sein Name übertrug sich auf das ganze Land. Nestor nennt ihn noch nicht; zuerst die Kiewer Chronik für das Jahr 1140—1141.

Dem Halitscher Fürstenthum in seinen Anfängen gegenüber mag man die Gebiete von Belz und Busk als Reste des alten volhynisch-wladimir'schen Besitzes ansehen, die dann den wladimir'schen oder lodomerischen Antheil von Halitsch ausmachten, nachdem das Fürstenthum Wladimirien, am Bug, mit dem Halitscher verbunden wurde.

Die bleibende Einigung von Trembowla, Dzwinogrod und Przemysl zum Halitscher Fürstenthum, war die That Wladimirko's oder Wzsewolodomir's († 1152), die Verbindung des Halitscher und Wladimirer Fürstenthums das Ergebniß der rücksichtslosen Thatkraft des Rostislawiczen Roman († 1205). Für die Behauptung des rechten Jasielka-, Wislok- und Sanufers für Rothrußland boten die polnischen Wirren seit 1163 die günstigste Zeit.

So setzte sich allmählich (1024—1163—1205) ein großer Theil des alten Chorwatiens in Rothrußland um, und letztere Bezeichnung, auch Russinien, Ruthenien gleichgestellt, verbreitet sich als geographischer Begriff bis an den Sanlauf, haftet aber auch im engern Sinne an dem östlichsten Gebiete Galiziens, wo einst die czerwenschen oder rothrussischen Städte lagen.

Jener Zwischenperiode müssen wir auch das Emporwachsen einer Stadt zuschreiben, die zum bürgerlichen Gemeinwesen ersten Ranges erwuchs und das alte Halitsch überflügelte, während sie selbst schon im dreizehnten Jahrhundert als Fürstensitz zu gelten hat. Im vierzehnten Jahrhundert tritt die Unterscheidung Lemberger und Halitscher Land deutlich zu Tage.

Lwow, das alte Lemberg, nordöstlich von dem spätern gelegen, erlitt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Zerstörung seines Bestandes, und vor Allem der Fürstenpfalz auf dem nahen Hügel durch die Mongolen. Um das untere Fürstenschloß erhob sich in der Zeit des Halitscher Fürsten Leo (Lew), dem Nachfolger „König" Daniel's († 1264), allmählich das neue russinische Lemberg, in welchem die Reste des alten aufgingen. Im Gegensatz zu Krakau, das an einem Hauptstrome, an der Weichsel liegt, und dem alten Halitsch, im Thale eines zweiten Stromes ersten Ranges, befindet sich Lemberg in einem Bergkessel, an dem unbedeutenden Flüßchen Peltew, aber an einem wichtigen Straßenzuge, welcher es westwärts mit Przemysl am San, und ostwärts mit Brody, südwärts mit

Halitsch, Stanislawow und Kolomea verbindet, und im Mittelalter noch zur Zeit der russinischen Fürsten, als Haltplatz des Handels der Regensburger nach Rußland erkennen läßt.

Unter dem Begründer Neu-Lembergs (Löwen oder Leoburg, Leopolis), jenem Leo, Enkel Roman's, des Rostislawiczen, mag die Feststellung der ungarisch-polnischen und rothrussischen Grenze stattgefunden haben, deren der Chronist Dlugosz gedenkt. Auf dem Biczcsad, d. i. der Beskid des ostkarpathischen Waldgebirges, „wo die vorzüglichen und denkwürdigen Flüsse entspringen und anheben, der Dniester, San, Stry und die Lissa (offenbar meint hier der polnische Geschichtschreiber die Lyutta als Hauptquellenbach der ungarischen Ungh, des Zuflusses der Laborcza-Bodrog) und nach Ruthenien, Polen und Pannonien hinabeilen, nahe dem Schlosse Sob, zeigt ein Stein mit ruthenischen Schriftzeichen von Leo, dem einstigen Fürsten Russiens gesetzt, die Grenze Ungarns, Polens (und Rothrußlands)".

Lemberg machte bewegte Zeiten durch. Vor Allem dürfen wir den Zusammenhang von Halitsch-Wladimir mit dem volhynischen (wolinischen) Nachbarlande im Osten nicht übersehen, wo ja, wie bereits gesagt worden, die alte Stadt des ursprünglichen Wladimirien, das wolinische Wladimierž, liegt. So erscheint der eine Enkel Leo's, Andreas, als Fürst von Halitsch, Wladimir und Czerweno-Rus (Rothreußen im engern Sinne = Czerwen'sche Städte), der zweite, Leo, als Fürst zu Luczk, am Stry in Wolhynien. Aber als mit Gedimin die Litthauer-Fürsten sich an die Stelle der Großfürsten von Kiew setzten, fiel Stück für Stück der östlichen Theilfürstenthümer an die Litthauermacht (seit 1320), besonders als jene beiden Brüder (1320—25) starben.

Dies stürzte das Land und seine Hauptstadt auch in die Wirrsale der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts. Tartaren und Litthauer treten als unablässige Bedränger Rothrußlands auf.

Der letzte Piastenkönig Polens, Kasimir, vollführte nach dem kinderlosen Ableben des letzten Halitscher Fürsten, aus dem Stamme der Rostislawiczen, Georg (1335), und des masowischen Erben Boleslaw († 1340), als Seitenverwandter beider Häuser, die Erwerbung Wolhyniens und Rothrußlands mit Waffengewalt (seit 1349) mußte jedoch 1352 im Vertrage mit den Litthauern sich mit dem Lemberg-Halitscher Lande begnügen, den Litthauer Fürsten dagegen das wolhynische Wladimir, Luck, Belz, Chelm und Brzesc überlassen. Erst 1366 sicherte er sich auch den Besitz dieser Gebiete. Kasimir, der den entscheidenden Feldzug vor Lemberg großentheils

mit einer deutschen Fremdlegion vollführt hatte, beeilte sich, die Russinenstadt deutsch und polnisch nach „deutschem Ansiedlungsrechte" zu machen. „Diese Deutschen sind ruhmsüchtig", schrieb der Bürgermeister Lembergs, Bartholomäus Zimorowicz, im 17. Jahrhundert, „durch die Gewogenheit des Königs, gleichsam wie durch eine Kriegstrompete angeeifert, entsprachen stets den Wünschen Kasimir's. Im Kriege tapfer, im Frieden betriebsam, allenthalben getreu, provocirten sie die Freigebigkeit des Königs und dieser führte sie, obschon sie noch nicht Veteranen, jedoch aus Rücksicht ihrer militärischen Verdienste, in fruchtbare Gegenden, zeichnete sie durch Gestaltung ihrer heimatlichen Gesetze und Privilegien aus, und machte sie aus Meistern des Krieges zu Meistern der Bürger, so daß Lemberg die Colonie Kasimir's heißen sollte". Es sind dies Worte der Anerkennung für die Deutschen, ähnlich denen, welche der polnische Senator und Geschichtschreiber Herbort von Fulßtyn (1619) in seiner Chronik verzeichnet: „Die Deutschen sind mäßig und emsiger in Beschaffung und Erhaltung des Vermögens als die Polen und wohnen reinlicher"; andererseits lassen sie die Entwicklung eines deutschen Bürgerthums in Lemberg klar erkennen. Aber aus einer Urkunde Kasimir's vom Jahre 1352, wonach dem deutschen Stadtrichter Lembergs (Lamburg), Berthold, die ihm von „Herzog Russiens, Leo" (offenbar der Fürst von Luczk, Bruder Andreas') verliehenen Freiheiten bestätigt werden, ersieht man, daß es schon vor Kasimir deutsche Bürgerelemente in Lemberg gab. Wissen wir doch auch, daß eine andere rothrussische Stadt, Sanok, im Jahre 1339 nach deutschem Recht ausgesetzt wurde. Um so mehr wurde dies jetzt der Fall. Kasimir's Haupturkunde vom Jahre 1356 verleiht Lemberg das Magdeburger Musterrecht.

Ein Beweis, daß der letzte Piast durch Deutsche und Polen das Ruthenenthum zersetzen und dieses an die Wand drücken wollte, liegt in der Satzung, daß er dem „deutschen Rechte" zu Gefallen „alle ruthenischen Satzungen und Gewohnheiten beseitige", und daß er als „andere" Bevölkerungselemente Lembergs: Ruthenen, Armenier, Juden, Tartaren und Sarazenen ansieht, während er die Deutschen und Polen als bevorrechtete und eigentliche Bürger gar nicht ausdrücklich nennt. Im Laufe der Zeit erfreuten sich die Armenier besonderer Begünstigungen der Krone, als wohlhabendes handeltreibendes Völkchen, das vor Allem in Lemberg, aber auch anderorten verbreitet war.

Die deutschen Patrizier Lembergs, Hanel oder Handel, Klopper, Sommerstein, Goldberg, gründeten in der ersten Hälfte des fünf-

zehnten Jahrhunderts die Niederlassungen: Hanelshof, Klopperhof, Sommerstein, Goldperghof, woraus dann die slawisirten Namen: Olosko, Kleparow, Zamarstynow und Kulparkow erwuchsen. Ueberhaupt müssen wir seit 1450 die allmähliche, seit 1606 die völlige Polonisirung der deutschen Altbürger als Thatsache voraussetzen, abgesehen von den neueren deutschen Ansiedlern. Auch ein großer Theil der Ruthenen polonisirte sich, um der bürgerlichen Vortheile besser habhaft zu werden.

Nach dem Aussterben der Piasten (1370) fiel Polen und Rothrußland an K. Ludwig I. von Ungarn († 1382), der sich in früheren Verträgen mit Kasimir, seinem mütterlichen Ohme, die schon seit Ende des 12. Jahrhunderts angestrengten Besitzrechte Ungarns auf Halitsch versichern, und nunmehr Rothrußland als „ungarische Provinz“ verwalten ließ. Er war daher auch bestrebt, das von K. Kasimir 1366—1370 zu Halitsch begründete katholische Erzbisthum von Seiten des Papstes neu anerkennen zu lassen, während der Bischof von Lebus die geistliche Jurisdiction ansprach und nicht einmal anerkennen wollte, daß die katholischen Pfarren zu Halitsch, Przemysl, Wladimir und Chelm selbständige seien. Der Papst willfahrte 1375 dem Wunsche des Königs.

Als Ludwig starb (1382) benützten einige Starosten die Zwischenzeit bis zur Klärung des weitern Besitzverhältnisses, rothrussische Burgbezirke an die litthauischen Fürsten, und Ladislaus von Oppeln, Ludwig's Statthalter, mahnte andererseits 1387 (6. Februar) die Lemberger und die Landschaft Rothrußlands, nicht der Königin Hedwig von Polen, Ludwig's I. zweitgebornen Tochter, zu huldigen, sondern dem ungarischen Reiche unter Maria, ihrer ältern Schwester, treu zu bleiben. Bald aber huldigte Lemberg der Polenkönigin und ihrem Gatten, Wladislaw Jagjel (Jagello), dem Litthauerfürsten aus dem Hause der Gedeminiden, der es für ewige Zeiten mit Polens Krone verbunden erklärt, und 1395 verzichtete nothgedrungen Sigismund der Luxemburger, Maria's Gemahl, nach deren Tode als König von Ungarn, auf Rothrußland, das bis 1772 mit Polen vereinigt blieb. 1456 wurde Lemberg dem Wojwoden Andreas Odrowacz insgeheim verpfändet. 1464 bildete sich der „russinische Bund“ (Konfederacya ruska) gegen Odrowacz, dem Lemberg, 31 ruthenische und 34 polnische Adelige beitraten. Odrowacz starb jedoch schon das Jahr darauf, und Lemberg blieb wieder unmittelbar bei der Krone Polens. Die Urkunde K. Johann's Kasimir, des letzten der Erbkönige aus dem Hause der Wasa, belobt Lembergs Treue in den schweren Stürmen der Jahre 1648 und 1655, und

nennt es „Zierde und Hauptbollwerk des ganzen Reiches“, dem Range nach den Städten Krakau und Wilna (in Litthauen) gleichgestellt.

In kirchlicher Beziehung erwuchs in Lemberg ein lateinisches und armenisches Erzbisthum. Jenes trat an Stelle des Halitscher und erwarb im 15. Jahrhundert namentlich unter Erzbischof Georg großen Güterbesitz.

Unter der polnischen Herrschaft seit Kasimir bestand das Halitsch-Wladimirer Gebiet, oder die „rothrussische Wojwodschaft“, wie es nun hieß, aus dem östlichen Theile des Jasloer und Rzeszower Kreises, aus dem von Sanok, Przemysl, Lemberg, Zloczow, Sambor, Stry, Kolomea, Brzezan und einem Theile des Tarnopoler. Der andere Theil des Letzteren, ostwärts von Zbaraz, stand noch zur Wojwodschaft Podolien, die, gleichwie das benachbarte Wolhynien, auch Polen angehörte.

Doch griff hier überall der Besitz der Litthauer Theilfürsten ein, so daß man diese Gebiete weit eher litthauisch als polnisch nennen darf. Seit den Jagellonen und der Union Polen-Litthauens änderten sich allerdings die territorialen Verhältnisse.

Die einzelnen Verwaltungsbezirke der rothrussischen Wojwodschaft entsprachen den kleinpolnischen. Die Powiati oder Bezirke: Lwow (Lemberg), Przemysl, Sambor, Grodek, Zydaczow, Halicz, Trembowla, gehören zum österreichischen Ostgalizien.

Vom Chelmer Lande kamen Krosnostaw, und vom Palatinate Belz die Bezirke Belz, Busk und Lubaczow hinzu. Das südliche Gebirgsland der Oberläufe des Stry und Dniester im Samborer Kreise gegen Ungarn hin nannte man Grenzland: Krajiny, z. B. das Gebiet von Wolosja, Libochory, Rozluky, Hnic, Podbuh, Hwozdeck, Lipecz, unter eigenen Verwaltern (Krajnik).

Die eigentlichen Ruthenengebiete schlossen westlich mit Sanok und Przemysl am San ab, doch schoben sich Ruthenenansiedlungen in Rzezsower, Jasler und Sandecer Bezirk vor, wie z. B. die Namen der Gemeinden vor Rzeysow: Ruska wies, Rusinow, Wola Rusinowska, Polomja, Salonka, Monaster Cermow u. s. w. beweisen.

Aehnlich drängten sich, entweder von der ungarischen Marmarosch, oder aus der Moldau-Bukowina, rumänische Ansiedlungen in den Südosten Galiziens vor, wie z. B. im Gebiete von Kolomea: Fereskute, Sesory, Akrisory, Beleluja, Kungury, Utarapy; im Stanislower: Dora, andeuten.

Die Ruthenen der Bukowina nannten Halitsch seit der polnischen Besitzergreifung Ljaschina (d. i. Polenland, von Ljach = Pole); wogegen jene bei den Halitscher Ruthenen: Wolochy (Walachen oder

Rumänen) und ihr Land Woloschcyna (Walachenland) hießen, da die Bukowina ein Stück der Moldau war. Der Name der ruthenischen Bergbewohner im Kolomeer und Stanislawower Gebiete, Huzul (Hucul) bedeutet im rumänischen Sprachgebrauche den Räuber, was unstreitig mit den nachbarlichen Befehdungen zusammenhängt. Mit welchem Rechte man die Huculen als slavisirte Kumanen oder Petschenegen auffassen mag, bleibe dahingestellt. Bemerkenswerth ist, daß noch Sarnicki 1585 den südöstlichen Grenzwald „Schwarzwald oder Petschenegenwald" nennt. Wie viel Leid und Verwüstungen die Tartaren über Galizien brachten, beweist der Umstand, daß man vom 13. bis in's 18. Jahrhundert mehr als 90 Einfälle derselben zu verzeichnen Gelegenheit fand. Unter den Wasa's allein (1587 bis 1668) zählt man über 23.

Wir haben nur noch einige topographisch-historische Andeutungen nachzutragen. Daß der Name Kolomya am Pruth, wie Einige behaupten, auf eine Ansiedlung der Römerzeit (Colonia) zurückleite, ist wohl äußerst problematisch; eher wäre an rumänischen Ursprung zu denken, was bei der Nähe der Stadt am Gemärke der Bukowina und Moldau ziemliche Wahrscheinlichkeit für sich hätte. Die Orte Delatyn, Rungory, Cuculin erinnern gleichfalls daran.

Die äußersten Weststädte Rutheniens, Przemysl und Jaroslaw am San, scheinen sich als Städte erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters entwickelt zu haben, wenn auch an der alten Bedeutung Przemysls als Burg und Fürstensitz, neben Belz, Trembowla, Dzwinogrod und dann Halitsch nicht gezweifelt werden kann. Bis 1359 galt in Przemysl das altpolnische Recht. K. Kasimir setzte sie damals nach Magdeburger Rechte aus, wie es seine Stadt Lemberg genösse. Sie wurde erst jetzt eigentliche Stadt. K. Ludwig I. von Ungarn-Polen gründete in Przemysl ein römisches Bisthum, neben welchem ein griechisch-unirtes bestand. Den Lemberger und Przemysler Hochstiften traten später das zu Tarnopol und Stanislawow (Stanislau) an die Seite.

Der Name Jaroslaw erinnert vielleicht an Jaroslaw, Fürsten von Wladimir, Sohn des Kiewer Großfürsten Isaslaw († 1154). In Sambor gründete 1382—89 der mächtige Spytek von Melßtyn eine Art Fürstenthum.

Für das Städtewesen im Palatinate Rothreußen, das seit Kasimir dem Großen, die Landschaften Lemberg-Halič und Chelm umfaßte, war die Zeit dieses letzten Piasten von ungemeiner Bedeutung. Umbau, theils Neubau erfuhren: Lemberg, Sanok, Przemysl, Trembowla, Halitsch, Lubaczow.

Noch muß mit einigen Worten der südwestlichen Grenzlandschaft Rothreußens, Pocutien's gedacht werden. Sie stieß an den Dniester, mit ihrem südlichen Grenzorte Zalesczyki („Hinterwalden", wie der Ort bezeichnend heißt), somit an die Bukowina und füllte das Bodenstück zwischen dem Zbrusz (seit 1772 Podgorze genannt), der podolischen Grenze der Bukowina-Moldau nnd dem eigentlichen Halitsch aus.

Das Hochland der Bukowina steigt aus der podolischen Ebene staffelförmig auf, seine Stufen wachsen vom Norden nach Süden an Höhe. Am Laufe des Dniester, der die Mitternachtsgrenze bildet, erhebt sich die erste Terrasse von der zwei hundert Fuß Meereshöhe zählenden Thalsohle bis zu acht hundert Fuß absoluter Erhebung. Dem Dniesterthale parallel läuft das des Pruth, dem der westliche Grenzfluß der Bukowina, der Czeremoß, zueilt. Vom Bette des Pruth zu dem des Sereth, der die gleiche Richtung einschlägt, steigt die zweite, höhere Landstufe an, begrenzt nach Norden von einer breitern Thalfläche, deren Westrand ein Sumpfgebiet (Bahna) einschließt. Sereth und die südlichere Suczawa, der eigentliche Landesstrom, der in der Bukowina seine Quellen hat und dicht hinter der Landesgrenze in den Sereth fällt, marken die dritte Bodenstufe ein. An der Suczawa verbreitet sich die größte Ebene des Hochlandes, die Radautzer, mit 4 Quadratmeilen Umfang. Um die Quellenläufe der Moldawa, zwischen ihr und der Suczawa und von der ersteren bis in den südlichen Landwinkel, zwischen der ungarischen Marmarosch, Siebenbürgen und der Moldau, erhebt sich das Hochland im strengsten Sinne, dort wo die goldene Bistricza entspringt, um ostwärts der Moldau zuzueilen.

Über die ältere territoriale Entwicklungsgeschichte der Bukowina, die „Buchenwaldung", ist nur wenig zu sagen. Eine abgeschlossene Landschaft im staatlichen Sinne ist es seit kaum hundert Jahren durch die Besitzergreifung Oesterreichs geworden. Sein Boden, vor Allem die Entwicklung seines Flußgebietes, lassen es als Oberstufe oder nordwestliches Glied der Moldau erscheinen, mit der es durch Jahrhunderte ein dunkles Geschichtsleben theilt, und sein Volksthum hängt nach der einen Seite hin vor Allem mit Rothrußland, nach der andern mit der ungarischen Marmarosch und dem Moldauer Lande zusammen.

Die älteste Völkerschichte, so weit sie eine in die Gegenwart lebendig fortwirkende, also eigentlich historische Thatsache genannt

werden kann, war unstreitig die ruthenische. Nicht nur die Namen der meisten Wasseradern, vor allen der Moldawa, Suczawa, Bistriza und der dem Pruth, Sereth und ihnen zugehörigen Quellenbäche, Mihodra, Mihoderka, Mihowa, Slawec, Hlinica, Putna u. s. w. beweisen dies; auch die Bergnamen, wie Opčina, Palanka, Spaska, Burzukow, Magura, Kerneza, Staika, Holadzki, Buku, Sena, Wanczyn, Petruschka, Slatina u. s. w., Gegendnamen, wie Bahna und die Hauptmasse der Ortsbenennungen, Cernowic, Sutschawa und Radauc an der Spitze, sprechen dafür, vor Allem der Name des Landes selbst. Und wenn gleich es sicher ist, daß vom 18. auf das 19. Jahrhundert eine starke Colonisation durch ruthenische Nachschübe stattfand, so ändert dies nichts an der Auffassung des Ruthenenthums der Bukowina als ältester geschichtlicher Bevölkerung, die wir uns allerdings, je weiter zurück, immer dünner und lockerer und nur in den Hauptthälern dichter vorstellen dürfen.

Aber auch die Grundlage des jetzigen Volks- und Staatslebens der Moldau, wenn wir von der hypothetischen Römerzeit, von den Tagen der Völkerwanderung als einem unentwirrbaren Chaos absehen, hängt weit inniger mit der Geschichte des alten Rothrußlands zusammen, als man gemeinhin anzunehmen bereit ist. Der nüchterne Geschichtsforscher muß bislang die ganze Erzählung von dem rumänischen Staatswesen der Moldau vor dem vierzehnten Jahrhundert als eine nicht bloß sagenhafte, sondern traditionell erkünstelte, gemachte anschauen. Auch in die Moldau (Moldawa) geben ihm ruthenische Fluß-, Berg-, Gegend- und Ortsnamen, oft nur rumänisch angehaucht, das Geleite, und die älteste verbürgte Spur mittelalterlicher Geschichte auf dem Boden der Moldau betrifft die Südhälfte des Landes. 1134 gewährt der ruthenische Theilfürst Iwanko Rostislawič, vom Halitscher Thron, Fürst von Berlad (Birlad), am gleichnamigen Moldauer Zuflusse des Sereth, den Kaufleuten von Misivri (Mecu) das Recht, in Klein-Halitsch keinen Stapelzoll zu zahlen, sondern nur in Tekuče (am Sereth) und in den Städten. In Klein-Halitsch ausschließlich sollen sie aber für die Ausfuhr verschiedener einheimischer, ungarischer, russischer und czechischer Waaren Abgaben entrichten. Wahrscheinlich ist jener Iwanko Rostislawič, der Enkel Roscislaw's († um 1080) und Sohn Basils', des Fürsten von Trembowla († 1100), derselbe den man auch Fürst von Trembowla schreibt, oder ein Sohn dieses Iwan, wofür die Form Iwanko sprechen könnte. Jedenfalls haben wir allen Grund für die Annahme, daß damals die Moldau zu den russischen Theilfürstenthümern ganz oder theilweise gehörte. Bedeutsam ist vor Allem die Thatsache, daß sich schon 1134 ein nach

dem ältern Vororte Rutheniens, (Groß=)Halitsch, gleichbenannter Ort in diesem ruthenischen Fürstenthum Birlad, auf dem Boden der Moldau vorfindet und als wichtiger Handelsort gelten muß.

Seit dem elften Jahrhundert kündigen sich im hinterkarpathischen Lande immer furchtbarer die Kumanen oder Kunen („Falwen", Polowczker), die Nachbarn der Petschenegen oder Bissenen und Magyaren als vorherrschende Gäste an. Noch im dreizehnten Jahrhundert heißt dies Gebiet am Sereth, Pruth, an der Donau und Aluta, „Kumanien", und die Moldau insbesondere müssen wir damals in Schwarz=Kumanien suchen. Und wenn gleich immer stärker das rumänische Volk sich hier einzuheimsen beginnt; Reste der Kumanen, von denen noch 1340 an 200,000 am Flusse Sereth getauft wurden, erhielten sich in der Moldau bis in's fünfzehnte Jahrhundert; hier haftete er, Ungarn abgerechnet, am längsten.

Die Oberherrschaft über die kumanische beziehungsweise ruthenische Moldau und die ersten Bestände der Rumänen hatte aber seit dem Mongolensturme des dreizehnten Jahrhunderts die Tartarenhorde des Kiptschak oder die goldene Horde in roher Hand, bis ihre Macht in diesen Gegenden um die Mitte des vierzehnten durch die Waffengenossenschaft der Polen und Ungarn gebrochen wurde, insbesondere 1345, 1346.

Das Jahr, in welchem Schwarzkumanien, die Moldau, unter ungarische Hoheit kam, läßt sich nicht genau feststellen. Ebenso wenig läßt sich die Zeit, wann Bogdan (Dragosch), der Wojwode der Marmaroscher Rumänen aus dieser ostungarischen Grenzmark in das Land an der Moldawa aufbrach, um hier einen Rumänenstaat zu gründen, mit Sicherheit feststellen. Jedenfalls geschah dies nach 1352 und vor 1359. Denn im letzteren Jahre müssen wir bereits den Frieden zwischen ihm und K. Ludwig nach heftigen Kämpfen abgeschlossen denken. Aber bald schüttelte Bogdan wieder die Vasallenstellung zu Ungarn ab und trat als selbständiger Fürst auf (um 1365). Das weitere Verhältniß der Moldau zur Stephanskrone gestaltete sich widerspruchsvoll, bis (seit 1395) die Moldau immer mehr in's Bereich der Jagellonenmacht geräth. Der bedeutendste Aufschwung der Landesmacht fällt in die Tage Stephan's „des Großen" (seit 1458?). So beginnt ein „Rumänenstaat" in der Moldau erst seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und damals taucht auch der Name des Landes an der Moldau „Moldawa" auf.

Eine seltsame Sage unter den Rumänen verlegt in seine Tage die Anfänge und den Namen der Bukowina. Der „König" Stephan habe zwanzig tausend gefangene Polen in den Pflug ge=

spannt, die Wildniß ackern und den Samen der Rothbuche in die Furchen säen lassen, woraus dann das Waldland und der Name der „Bukowina" hervorsproß. — Die Geschichte weiß von all' dem nichts, wie überhaupt ihre Leuchte das Dunkel der Vergangenheit jenes Gebirgswinkels nie ganz erhellen dürfte, aber so viel kann sie verbürgen, daß der Name Bukowina, als Bezeichnung der Gegend, bereits 1412 urkundlich auftritt. Denn im Vertrage K. Sigmund's von Ungarn und Wladislaw's von Polen heißt es: „Die größeren Waldungen, Bukowina genannt, beginnen von den Bergen oder Alpen Ungarns, zwischen der Moldau und dem Lande Seppenec (Siebenbürgen?) und dehnen sich am Sereth aus bis zu einem andern Walde, die kleinere Bukowina genannt, an den Fluß Pruth hin." Offenbar haben wir es also mit der Ober- und Unterstufe der heutigen Bukowina zu thun und zwar mit einer Art von Waldmark dreier Länder: Ungarn-Siebenbürgen, Moldau und Rothrußland-Polen nicht mit der von der Waldmark in zwei Stufen eingeschlossenen Landschaft selbst, die nur ein Stück der Moldau war. Aber der Name der Waldmark haftete auch an der Landschaft, oder richtiger gesagt Gegend, als welche wir die Bukowina bis zur österreichischen Occupation ansehen müssen.

Was die älteren Territorialverhältnisse der Bukowina betrifft, so zerfiel der Grund und Boden in Besitzungen der Moldauer Landesfürsten (Wojwoden oder Hospodaren), seiner Bojaren und der wahrhaft massenhaften Klöster des griechischen Ritus, welche in der eigentlichen Moldau und in der Bukowina bestanden und noch bestehen. Zählte man doch auch in unserer Zeit in der Moldau an 60 Klöster, d. i. Hauptklöster, abgesehen von den 30 Nebenklöstern oder Filialen. In der Bukowina mit ihrer dünnen Bevölkerung verfügte man vor der österreichischen Besitzergreifung über 31 Hauptklöster, 12 Filialen und 2 Einsiedeleien der männlichen Geistlichkeit; überdies über 5 Hauptklöster und 4 Filialen der Nonnen. Die bedeutendsten derselben, die von Kaluger (Basiliten) Mönchen bewohnt waren: Putna (gestiftet 1457) in einem südlichen Seitenthale der Suczawa, mit Ringmauer und interessanter Kirche, Dragomirna (gestiftet 1602), in einem nördlichen Seitenthale der Suczawa und Suczawicza (gestiftet 1581) überdauerten als die einzigen die Reformepoche Joseph's II. Das reich begütertste war das von Putna, der Begräbnißort des bedeutendsten der mittelalterlichen Hospodaren der Moldau, Stephan's des „Großen" († 1492), gestiftet von Bogdan, dem Vater des Genannten; seine Besitzungen bilden den Kern der großen Domaine Kuczurmare. Von den Klöstern der Moldau, die in der Bukowina Grund und

Boden besaßen, behaupteten noch bis 1816 sieben diesen Besitz. Mit den anderen waren meist Tauschverträge eingeleitet worden, da die Klöster der Bukowina Besitz in der Moldau hatten.

Unter den Städten der heutigen Bukowina behauptet Suczawa die hervorragendste geschichtliche Bedeutung als Residenz der Moldauer Hospodare, bevor es im siebzehnten Jahrhundert Jassy geworden war. 1408 besaß sie schon ein wichtiges Stapelrecht, denn an ihr zog die wichtige Handelsstraße zum Sereththale. Die alte Fürstenburg, ein Ziegelbau, und die Schloßkirche mahnen an die Vergangenheit. Auch Sereth ist ein alter Ort von Handelsbedeutung und soll im 14. Jahrhundert der Sitz eines kumanischen Bisthums römischen Ritus geworden sein (1340). Es hängt dies mit den Bestrebungen K. Ludwig's I. von Ungarn zusammen.

Czernowitz (ruthenisch: Czernauß), die jetzige Landeshauptstadt, war zur Zeit der österreichischen Occupation der Sitz des Amtsvorstandes (Ispravnik oder Dwornik, Porkulab), eines in mehrere Okols getheilten Districts (Zinut); dieser führte den besondern Titel Starosta and gehörte zu den Bojaren der Moldau. Seine Entwicklung zur Stadt fällt jedoch erst in das neunzehnte Jahrhundert.

Werfen wir noch einen Blick auf die Entwicklungsgeschichte der heutigen bunten Bevölkerung des Landes. Die älteste Grundlage bilden die Ruthenen, als deren besondere Gruppe die Huculen des Czeremoszthales anzusehen sind; zu ihnen treten vom 18. in's 19. Jahrhundert neue ruthenische Ansiedlungen, besonders im Gebiet zwischen dem Czeremoß, Sereth und Dniester. Eine jüngere Völkerschichte bilden besonders seit der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die Rumänen oder Wallachen. Für den Zusammenhang ihres Auftretens in der Bukowina und Moldau mit dem Rumänenthum der Marmarosch spricht am besten die Thatsache, daß Suczawa im Süden der Bukowina die erste mittelalterliche Residenz der Moldau wurde und im Südwesten der Bukowina die rumänischen Berg- und Gegendnamen vorwiegen. Das Rumänenthum besitzt eine ungemeine Assimilirungskraft; der Slave freite seit ältester Zeit gern die stattliche Wlachin, und ihr Hausregiment rumänisirte stets rasch die Familie des slawischen Gatten. So war es in der Moldau, so in der Bukowina; dazu trat die geschlossene Vorwärtsschiebung des rumänischen Elements, über welche als Schädigung der ruthenischen Bauernbestände schon der polnische Chronist Dlugosch im fünfzehnten Jahrhundert sich ausspricht. Im Besitze eines Moldauer Hospodaren, theilweise Grund und Boden rumänischer Bojaren und Klöster, mußte die Bukowina allgemach in nordwestlicher Richtung wallachisches Ge-

präge erhalten, und so erklären sich die 41 Procent rumänischer Bevölkerung allda.

Magyaren tauchen in Suczawa schon im 17. Jahrhundert auf; um 1720 gründete an der podolischen Grenze ein magyarischer Emigrant des rákóczischen Lagers mit seinen Genossen und Chango-Magyaren den Ort Stojczin. Die heutigen Magyaren der Bukowina sind aber ausschließlich erst seit der österreichischen Herrschaft eingewandert. Gleiches gilt von den Deutschen, obschon noch vor der österreichischen Occupation zwei deutsche Gemeinden im Norden der Bukowina, in der Gegend von Sadagura am Pruth und am rechten Dniesterufer, gegenüber dem galizischen Zaleszczyk entstanden. Aelter waren polnische Ansiedlungen, doch betragen sie auch jetzt nicht mehr als 4000 Köpfe. Armenier und Griechen faßten zuerst in Suczawa festen Fuß. Das Israelitenvolk machte seit der Occupation, wie überall, starke Fortschritte.

Wie es mit der südlichen Hochlandswildniß einst bestellt war, lehrt am besten der Bericht über den Rückzug K. Ludwig's I. vom Sereth nach Munkács in Ungarn (1352). Mehr als vierhundert Pferde fielen aus Mangel an Futter, und eine Woche lang lebte der Krieger ausschließlich von Bohnen.

So wäre denn unsere Wanderung durch das nordkarpathische Land geschlossen. Es sind gemischte Eindrücke, die der Geschichtsfreund empfängt. Bis zum Sanfluß verspürt man die unmittelbaren Strömungen westlichen Culturlebens in früher Zeit, drüben an den Marken der Letten-, Russen- und Tatern-Völker lichtet sich's erst später. Der politische und ökonomische Verfall des Polenreiches hinterließ nur karge Reste einstigen Wohlstandes und schwierige Culturarbeit als Erbschaft Oesterreichs. Die Gestaltung der Bukowina zum Lande knüpft sich erst an dessen Walten.

Südkarpathische Länder.

Literatur.

A. **Ungarn.** (Bei dem Umstande, daß die bezügliche Literatur in weiteren Kreisen außerhalb Ungarns weniger bekannt ist, wurde sie möglichst vollständig gegeben).

I. Die rein historischen Quellenwerke und Monographien siehe bei den folgenden Abschnitten.

II. Topographisch-statistisch-historische Werke. (Eine Specialisirung der topographisch-historischen Abhandlungen in den älteren und jüngeren Zeitschriften und Sammelwerken Ungarns, wie im ungarischen Magazin, **Tudom. gyüjtem., uj magyar muzeum, Budapesti szemle, Századok** u. s. w. kann hier nicht Platz greifen.)

1. **Allgemeine.** 1723: M. Bél: **Hungariae antiquae et novae Prodromus**, 1. Band. 1735—1742: von demselben **Notitia Hungariae nova geographico-historica**, 4 Bde. Fol. (Der **Prodromus** behandelt die Zipser Gespanschaft, das größere Werk, die **Notitia**, einen großen Theil der westungarischen Comitate, das Pesth-Pilis-Solter eingerechnet, vom 5. Bande wurde bloß der Abschnitt über das Wieselburger gedruckt. Das Trencsiner, Oedenburger und von den ostungar. das Abaujvárer blieben Handschriften; desgleichen Bruchstücke über das Arvaer. Vergleiche die historische Fachzeitschrift Századok, Jahrgang 1870, S. 89 f., den bibliographischen Aufsatz von J. Nagy.) — 1702—1735: Die fleißigen topographisch-historischen Arbeiten des Jesuiten Timon: insbesondere **Imago antiquae et novae Hungariae** und **Tibisci Ungariae fluvii notio** (1735). — 1744: Palma, Abhandlung von den Titeln und Wappen, welche Maria Theresia als apostolische Königin von Ungarn führt. Vergl. Podhraczky über das ungar. Wappen (1831), in magyarischer Sprache, desgleichen von Ivanfi, 1870. — 1786: J. M. Korabinsky, geographisch-historisches und Producten-Lexicon von Ungarn. — 1798: Martin Schwartner, Statistik des Königreichs Ungarn. 2. Auflage in zwei Bänden (1811). — 1808: J. Lipszky de **Szedlicsna, Repertorium locorum obiectorumque in XII tab. Mappae regnorum Hung. Slav. Croat. et conf. Milit. magni item princip. Transsylvaniae.** — 1803: Jurhoffer: **Monasteriologia r. Hung.** (h. v. Czinár 1858. 1860). — . . . Vrbeczky, Beiträge zur Geschichte und Topographie Ungarns; besonders 4. Buch. (1805). — Csaplovics, Archiv des Königreichs Ungarn (1820—1821). —

1828: L. Nagy, Notitia polit. geogr. stat. regni Hungariae. — 1833: J. C. Thiele, das Königreich Ungarn, topographisch-historisch-statistisches Rundgemälde (6 Bde.). — 1843: Alex. Fényes' Statistik des Königreichs Ungarn (1848 begann Fényes eine historische Topographie Ungarns; es blieb jedoch bei der Komorner Gespanschaft). — 1851: von demselben, geographisches Wörterbuch Ungarns. — 1860: von demselben, Ungarns Statistik, 1. Heft (Alles in magyarischer Sprache). — 1852—1855: Em. Palugyay. 1847: Die Comitatsverfassung von einst und jetzt. 1852—1855: neueste Beschreibung Ungarns in geschichtlicher, geographischer und staatlicher Beziehung, (4 Bde., Alles in magyarischer Sprache). Rupp, topographische Geschichte Ungarns (in magyarischer Sprache), von der ungarischen Akademie herausgegeben, 3 Bände, (1870—1876), besonders für kirchliche Topographie. — Kürzer gefaßte Arbeiten von Visontay (1864) und Schwicker (1871), von welchem vorzüglichen Kenner des Landes und seiner Geschichte demnächst eine sehr erwünschte Statistik Ungarns erscheinen wird. — Malerische Darstellungen Ungarns und Siebenbürgens, herausgegeben von Kubinyi und Vahót (1854); von Rohbock, Text von J. Hunfalvy (1856—1864). Von letzterem vorzüglichen Linguisten und Ethnographen ist eine Ethnographie Ungarns im Drucke. — K. Schröer sprachgeschichtliche Abhandlung über die oberungarischen Deutschen, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 44., 45., 46. Band. — E. Schwab, Land und Leute in Ungarn, 1865.

2. **Monographien einzelner Landgebiete, Comitate und Städte** (geographisch, topographisch, historisch, statistisch).

Central-Karpathen: Wahlenberg (1813), Sydow (1830), Kořistka (1864) Fuchs (1863).

Ungarisches Bergland: Kachelmann, Geschichte der ungarischen Bergstädte, 1853; von demselben, das Alter und die Schicksale des ungarischen zunächst Schemnitzer Bergbaues, 1870.

Waagthal: Mednyánszky (1826).

Ostungarisches Bergland: Schmidl, das Bihargebirge (1863). (Vergl. die geologischen Arbeiten von Hauer, Peters). Bidermann, H. J., die ungarischen Ruthenen u. s. w. (siehe die Lit. des II. Buches), ein durch Stofffülle und gediegene Forschung bedeutendes Werk für Boden- und Völkerkunde des ostungarischen Berglandes. Außerdem enthalten seine Monographie über den Eisenbau Ostungarns, die zahlreichen Artikel in Zeitungen, wie in der „Donau", im „Pesther Lloyd" u. s. w. eine Fülle von Momenten der Landeskunde.

Pesth-Ofen (Budapest): Schams (1821—1822), Häusler (1854), (deutsch) Wenzel (im Magyar. tört. t. II. 1856). Podhraczky, über den alten Zustand von Budapest (1833). Hevesi (1873, 1874) und Fl. Römer (bekannter Archäologe), das alte Pest, 1874; alle in magyarischer Sprache.

Preßburg: Ballus (1823); neuere Beschreibung von 1865. Ueber die Insel Schütt (Csallóköz) die magyarische Arbeit von Bartal (1860).

Oberland v. W.—O.

Neusohl: Arnold Ipolyi (Bischof von Neusohl), Geschichte der Stadt Neusohl, aus dem Ungarischen von A. Dur (1875), eine vorzügliche Arbeit des verdienstvollen Archäologen und Geschichtsforschers.

Bars-Schemnitz (s. o. Kachelmann's fleißige, aber formlose Arbeiten).

Gran: Baranyay-Mathes (1820, 1827). Die Urkunden des Graner Erzbisthum: Monumenta ecclesiae Strigon., herausgegeben von Knauz, 1875. I.

Neograd: Mocsáry (1826).

Heves-Erlau: Schmitth, Episcop. Agrienses. (1768)

Borsod-Miskolcz. Benkö, Sammlungen 1782 (lat.).

Gömör und Klein-Hont: Bartholomäides memorabilia (eine vorzügliche Monographie in lateinischer Sprache, (1805).

Abauj-Kaschau: Cassovia vetus et nova (1732). Plath, Kaschauer Chronik (1860), wenig brauchbar; besser die von Tutko in magyarischer Sprache (1861). Ueber die Anfänge von Kaschau: Krones' akademische Abhandlung im Wiener Archiv für Kunde österreichischer Geschichte, 31. Bd.

Sáros: K. Wagner, Diplomat. comit. Sarosiensis (1780). Das pittoreske Oesterreich, 17. Heft. J. Krieger, das Saroser Comitat. Janota, historisch-topographische Skizze von Bartfeld (1861); von demselben eine polnische Abhandlung (1862) in den Krakauer Jahrbüchern d. Ges. u. Wiss.

Zips: K. Wagner: Analecta Scepusii sacri et profani (1774—1778); Supplemente dazu von Bárbosy-Schmauck (1802). Genersich, Merkwürdigkeiten der königlichen Freistadt Käsmark (1804). Die Arbeiten über das Zipser Comitat von Melzer, Unger (1820); Rundschreiben der 24 königlichen Städte der Zips . . . (1842); von D. Kunz (im 5. Hefte des pittoresken Oesterreich, 1840). Stark, Beiträge zur Geschichte der Bergstadt Göllnitz (1813, 1840). Kolinasy. im 1. und 2. Jahrgange des Schmöllnitzer Bergkalenders über Schmöllnitz (1839, 1840). Janota, polnische Abhandlung über den Norden der Zips (1864, Krakauer Jahrbücher der Ges. der Wiss.). Ueber die sogenannten Gründner Städte: C. Schwab im Olmützer Gymnasial-Programm (1865)

Zemplin: A. Szirmay, Notit. topogr. et hist. comit. Zempl., 2 Bde., herausgegeben von Kovachich, (1803—1804); (von demselben, über die Hegyallya in lat. Sprache, 1798).

Ugocsa: von demselben, Notit. polit. hist.-topogr., herausgegeben von Kovachich 1805.

Bereg-Munkács: Basilovits brevis notitia . . . (6 Thle., 1790—1805). Balajthy (1836), Tabódy (1860), beide in magyarischer Sprache.

Marmarosch: magyarische Arbeiten von Wenzel, (1857) und Szöllösi (1856).

Szatmár: Szirmay, magyarische Arbeit über d. Comitat (1809).

Unterland, Südungarn v. W.—O.

Raab: Gnessey (1799, in latein. Sprache), Raaber Hefte, (Győri füzetek) herausgegeben von Ráth und Fl. Römer in magyarischer Sprache.

Komorn: Fényes (1848), in magyarischer Sprache.

Stuhlweißenburg: Csapó (1861), in magyarischer Sprache.

Veßprim: Ueber die Bischöfe von Veßprim, Roka, Vitae praesulum Veszprim. (1779).

Báranya: Papanek (1785, latein.), Haas, Höllbling, (1845, magyarisch). Fünfkirchens Bisthum: Koller, hist. episcop. Quinqueecclesiae (1782 f.), Haas, Gedenkbuch der Stadt Fünfkirchen (1852).

Somogy: Csorba (in magyarischer Sprache).

(Pesther Comitat) Kecskemét: Umfangreichere Arbeit von Hornyik, in magyarischer Sprache (1860—1866).

Jazygien-Kumanien: P. Horváth (1801, latein., 1823, magyarisch), Fekete (1861, dgl.)

Bekes: Gyula-Mogyorossi, in magyarischer Sprache (1858). Csaba: Ludwig Haán (magyarisch und slavisch, 1845, 2. Aufl. 1866, 1870).

Bihar-Debreczin: Szücs, in magyarischer Sprache (1870—1872). Großwardeiner Bisthum: Kereßtury, descr. . . . episc. et capit. M. Varad. (1806).

Csanád: Geschichte des Bisthums. Katona, hist. Coloc. eccl. (1800).

Temescher Banat. Temesvar: Griselini, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temescher Banates (1780), Schwicker, Geschichte des Temescher Banates (1861). Böhm (1867). Uhl, aus dem Banate (1848). Handbuch der Wojwodschaft Serbien und des Temescher Banates (1853). — Preger, Monographie der Stadt Temesvar (1853).

Peterwardein: Geschichtliche Monographien von Schams (1820).

In der magyarischen Zeitschrift Századok, herausgegeben von der Pesther historischen Gesellschaft, finden sich zahlreiche Aufsätze historisch-topographischer Natur; unter anderen gute Untersuchungen über die alte Verfassung der ungarischen Comitate von Botka und Balássy, sobann Monographien über einzelne Comitate, Orte u. s. w.

B. Siebenbürgen.

I. Die rein historischen Werke in den folgenden Abschnitten.

II. Historisch-topographische, geographische und statistische Werke.

1. **Allgemeine.** Die älteren geographisch-statistischen Arbeiten von Fasching (Dacia vetus et nova, 6 Bde., 1725—1744), Lebrecht (1804), Leonhard (1812), Marienburg (1813). 1837: Benigni von Mildenberg, Handbuch der Statistik. 1839: Lenk von Treuenfeld, Siebenbürgens geographisch-topographisch-statistisches Lexikon. 1839—1850: J. Bedeus von Scharberg, historisch-genealogisch-geographischer Atlas von Siebenbürgen. 1840: K. Schuller, Archiv für die Kenntniß von Siebenbürgens Vorzeit und Gegenwart. 1845: . . . Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. (Jahresbericht des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 1854 . . .). 1847: Kőváry, Siebenbürgens Statistik (in magyarischer Sprache). 1847—1848: Magazin für Geschichte, Literatur

und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens, herausgegeben von Kurz. 1856: Söllner, Statistik von Siebenbürgen. 1856: Bielz, Erdbeschreibung von Siebenbürgen. 1857: von demselben, Handbuch der Landeskunde Siebenbürgens (sehr tüchtige Arbeiten). Derselbe redigirte auch 1861—1862 die Transsylvania. (Das englisch-deutsche Werk von Boner, s. o. II. Buch). 1863: Stache, Geologie Siebenbürgens. F. Maurer, die Besitzergreifung Siebenbürgens . . . . 1875.

2. Monographien der einzelnen Landschaften, Bevölkerungen und Oertlichkeiten:

a. Sachsenland und Volk: Schoch (im ungarischen Magazin, 1783). Eder, de initiis etc. Saxonum Transsylvaniae (1792). Schlözer, Krit. Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen (1795). (Benigni-Mildenberg, die Grundverfassungen der Sachsen in Siebenbürgen . . . 2. Aufl. 1839.) F. Marienburg im Archive des Vereins für Landeskunde Siebenbürgens, I. (1845). Schnell, die Sachsen in Siebenbürgen (1844). Haltrich, zur deutschen Thiersage (1855, Progr.-Arb.). Von demselben, deutsche Volksmährchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen (1836). K. Schuller, zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen (1856). F. Müller, deutsche Sprachdenkmale aus Siebenbürgen (1864). Eine Beantwortung der Brüsseler Preisfrage über die belgischen Colonien im Mittelalter; Archiv für siebenbürgische Landeskunde (1865). K. Schuller's obige Arbeiten in 2. Aufl. (1866). Schuster, siebenbürgische Volksdichtungen (1865). (Sprachliche Forschungen von Schuller, 1865, Haltrich, 1865, von Roth und J. Wolff, im Archiv für Siebenb. Landesk., 10. und 11. Bd. und im Programm des Mühlbacher Gymnasiums, 1873). Wattenbach, die Siebenbürg. Sachsen (1870). (Schochterus, Der siebenbürg.-sächsische Bauer, 1873.)

Wittstock, Ueber die Ansiedlung in Nordsiebenbürgen, im Archiv für Landesk. Siebenb., neue Folge, 5. Bd., 2. Heft. Klein, Geschichte der Deutschen in Nordsiebenbürgen, herausgegeben von Kramer im Bistritzer Gymn.-Progr. (1871). Baumann, die Erbgrafen des Unterwaldes. Mühlbacher Gymn.-Progr. (1868). Philippi, die deutschen Ritter im Burzenlande. Kronstädter Gymn-Progr. (1861).

G. Seivert, Hermannstadt (1859). Von ungarischer Seite gegen die Autonomie des Königsbodens polemisirend, Jakab in einer magyarischen Broschüre (1870).

b. Széklerland: Kunics, Dacia siculica (1731). J. Benkö, Imago inclitae nationis Siculicae (1791). Kállay, historische Untersuchungen über die Székler, in magyarischer Sprache (1829). Scheint, Land und Volk der Székler (1833). Die neueste und umfangreichste Arbeit ist die von Bl. Orbán, Beschreibung des Széklerlandes, in magyarischer Sprache (1868—1876, 7 Abth.). Ueber die Csik, Gyergyó und Káßon, die magyar. Arbeit von K. Benkö (1853).

c. Magyarenland: Comitat Doboka: K. Hodor magyar., (1837). Zaránd: P. Kozma (magyar., 1848). Stadt Torda: J. Hankó (magyar 1844). Ueber die Hunyadburg: W. Schmidt (1865).

d. Rumänen Siebenbürgens: Die Werke von Sulzer, Engel, — Rösler, rumänische Studien (1870) und die beachtenswerthen Gegenanschauungen. Jung's in der österreichischen Gymn.-Zeitschrift (Jahrg. 1876).

C. **Croatien-Slavonien.** Die bezügliche geographische topographische und historische Literatur befindet sich bereits bei der Alpenländergruppe verzeichnet. Dazu noch: Gyurikovich: de situ et ambitu Croatiae et Slavoniae, 1844.

Von magyarischer Seite, mit besonderer Absicht die Realunion mit Ungarn nachzuweisen: Podhradzky, über Slavonien (in magyarischer Sprache, 1837). Fejér, Croatiae et Slavoniae cum Regno Hungariae nexu et relationes, (1839). Die magyarischen Publicationen von St. Horvát und A. Szalay.

D. **Die Süddonauländer** in ihren Beziehungen zu Ungarn.

Engel, Geschichte des ungarischen Reiches und seiner Nebenländer, 1. und 2. Bd. Pray, Comm. hist. de Bosniae, Serviae ac Bulgariae tum Valachiae, Moldaviae ac Bessarabiae cum regni Hungariae nexu, herausgegeben von Fejér, 1837. — A. Boué: la Turquie d'Europe (1840). K. Peter's Reisebriefe aus der Dobrudscha (österr. Revue 1865, 1866). Hahn, Reise von Belgrad nach Salonik (2. Aufl., Wien, 1868). Von demselben, Reise durch das Gebiet des Drin und Vardar (1869). Kanitz, Reise in Südserbien und Nordbulgarien (1868). Von demselben, Donaubulgarien und der Balkan (1. Bd. 1875). — Joseph Jireček, Geschichte der Bulgaren (1876, ein gehaltreiches Werk).

Inhaltsübersicht.

chaften. — Die Sároscher Gespanschaft; Eperies; Zeben; Bartfeld; Spuren älterer deutscher Colonisation. — Das Zempliner Comitat mit der Bodrogköz und dem Hegyalljagebiete; die Vororte des Letzteren: Sáros Patak; Tokaj; der Norden der Gespanschaft. — Das Unger Comitat. — Die Gespanschaft Bereg-Ugocsa; Munkács und der Paß von Alsó-Vereczka; Colonisationsverhältnisse. — Die Marmarosch, ihre Vergangenheit; die Fünfstädte. Uebergang zum Alföld. — Die Szatmárer Gespanschaft. — Szatmár-Németi und die alten deutschen Bergorte der Nachbarschaft im Szamosgebiete. — Das Biharer Comitat; Debreczin, Groß-wardein. — Die Szabolcser Gespanschaft und die Hajdukenstädte. — Das Békéser Comitat. Deutschthum — Die Csongráder Gespanschaft. — Der Süden des Pesther Comitates. — Das Jazygen- und Kumanenland. — Die Bácska. — Die einstigen Banate an der untern Donau. — Das sog. Temescher Banat. — Die Gespanschaften Temesch-Temesvár; die Zustände des Mittelalters und der neuern Zeit; Bevölkerungswesen. — Die Gespanschaft Torontál; Kikinda; das Comitat Krassó und die serbische-romanische Banater Militärgrenze; Lippa, Karansebes, Mehadia, Alt Orsowa. — Rückblick auf die innere Gestaltung des Temescher Banates. — Die Gespanschaften Csanád und Arad.

Die ungarisch-siebenbürgischen Uebergangslandschaften (partes reapplicatae). Die Gespanschaften Zarand, Mittel-Szolnok, Krasna, Distrikt Kövár.

2. **Siebenbürgen.** Einrahmung und Gliederung des Landes — Name desselben — „Siebenbürgen" und Sibinburg. — Die Flußthalungen. — Das Weißenburger Comitat; Weißenburg; die alten Deutschorte. Das Goldland am Ompoly und Aranyos. Die Kükülloer oder Kokelburger Gespanschaft. — Das Comitat Thorda. — Die Koloscher Gespanschaft; Klausenburg. — Die Comitate Doboka und Inner-Szolnok. — Der Nordosten. — Der Bezirk von Rodna-Bistritz oder das Nösner Land; Rodna, Bistritz (Nösen) und seine Geschicke; die deutschen Orte der vier Gruppen. — Das Széklerland; die Entwicklung des Begriffes Székler und des Széklerlandes; die Széklerstühle von Nordwest nach Südost; die Westbewegung der Székler. — Das Land Brassó oder das Burzenland; Geschichtliche Entwicklung unter der Herrschaft des deutschen Ordens und nach Beseitigung derselben (die Landesburgen und Vororte; politische Gestaltung; Kronstadt; die Vereinigung mit dem Sachsenboden). — Das Gebiet von Fogarasch und Omlas. — Der eigentliche Sachsenboden zwischen Marosch und Alt. — Die Colonisten unter Geisa II. Ansiedlungsgruppen. — Die ältesten Stühle. — Herrmannstadt. — Das Andreanum von 1224. — Die späteren Stühle. — Die Gesammtheit der Stühle und die Einigung der Colonistengruppen. — Das Territorium des Herrmannstädter Stuhles. — Historisch-Topographisches über den Königsboden. — Die Herkunft der Colonisten. — Der alte Sachsenadel. — Die Hatszeg und das Hunyader Comitat — Das Wallachenvolk Siebenbürgens und Ostungarns. Rückblick.

Das südkarpathische Land (Ungarn-Siebenbürgen).

1. Ungarn.

Der flüchtigste Blick auf die Bodengestaltung des Landes im Süden der Karpathen läßt vier Hauptglieder desselben deutlich erkennen: 1) die oberungarische oder kleinere Donau-Tiefebene, 2) das westungarische Alpenland mit seinen südlichen Verläufen, 3) das karpathische Bergland Oberungarns, und 4) die große Tiefebene der Donau und Theiß, die niederungarische Ebene, das Alföld, dessen Bewohner den nordwärts vorlagernden Gebirgsboden volksthümlich das „bucklige" Land (görbe ország) zu nennen pflegt. Im allgemeinsten Sinne bot sich eine Zweitheilung des Landes in das nördlichste Berg- und südliche Tiefland (Felföld und Alföld). Dieser Gliederung entsprach so ziemlich auch der besonders seit dem 16. Jahrhundert auftauchende Begriff der dreizehn Comitate Oberungarns oder der „oberen Reichstheile" (partes superiores regni Hungariae), im Gegensatze zu den unteren (inferiores).

Im achtzehnten Jahrhundert entpuppte sich jedoch eine künstliche oder politische Eintheilung des Landes, die allerdings mit der Bodenbeschaffenheit schlecht zusammenstimmt. Man zog nämlich vom Südfuße der Tátra auf der Westseite der Zipser Gespanschaft eine Mittagslinie quer durch das Zwischenstromland der Donau und Theiß bis zum untersten Laufe der letztern und theilte somit ganz Ungarn in eine westliche und östliche Hälfte; diese nannte man Ober-, jene Niederungarn. So kam es, daß die westungarischen Bergstädte in „Nieder-Ungarn", die riesigen Flächen des Ostens in „Ober-Ungarn" zu liegen kamen, und somit alle rein geographischen Anschauungen in der That zu unterst und oberst gekehrt wurden. Entsprechender gestaltete sich auf Grundlage der hydrographischen Verhältnisse die Viertheilung des Landes in die zwei Distrikte jenseits und diesseits der Donau, die den Süden und Norden „Nieder-Ungarns" im obigen Sinne ausmachten, während die beiden anderen dies- und jenseits der Theiß „Ober-Ungarn" zugehörten.

Der Distrikt jenseits der Donau entsprach dem südwestlichen, von dem Strome eingerahmten Lande, der diesseits der Donau dem westlichen Berglande bis zur Zipser Gespanschaft, während Ungarn jenseits der Theiß alles Land im Osten des Stromes und der Distrikt diesseits der Theiß den breiten Streifen zwischen beiden Hauptströmen nach jener künstlichen Zweitheilung einschloß. Der Begriff „Donau- und Theiß-Magyaren" schließt heutzutage keinen ethnographischen, kaum streng mundartlichen Gegensatz in sich. Es muß jedoch im Mittelalter dieser Gegensatz schärfer aufgetreten sein.

Wir haben dieser historisch-politischen Gliederung des Landes neuern Ursprungs, als der bekanntesten, nur im Vorbeigehen erwähnen wollen, ohne uns an dieselbe im Gange unserer geschichtlichen Wanderung über den Boden Ungarns streng zu binden.

Der organische Zusammenhang Nordungarns mit Mähren, Oberschlesien und Galizien muß für uns maßgebend sein, um mit dem westungarischen Berglande zu beginnen. Richten wir auf das Gebirgs- und Flußnetz und dessen hervorragende Oertlichkeiten unsern Blick. Die westlichste Centralmasse der Karpathen, die sogenannten kleinen oder Preßburger Karpathen, eingeschlossen von dem westlichen March- und östlichen Waagthale schieben, sich gewaltig zur Donau vor und zwingen sie, den nordöstlichen Lauf südwärts abzulenken. Sie scheiden das Marchfeld und die kleinere Donauebene Ungarns, welche man ganz richtig das Preßburger Becken nennen kann. Nicht leicht findet sich ein Ort von so vorzüglicher Lage wie Preßburg (Pozsony), ein wahrer Schlüssel Ungarns. Man braucht nur das Donauthal aufwärts gegen Haimburg, die Marchmündung in der Stromenge bei Theben, andererseits die Gegend zur Waag, oder südwärts zur Schütt und gegen den Neusiedlersee in's Auge zu fassen.

Aelter als Preßburg ist Theben, das alte Dewin, die „Maidburg" des großmährischen Reiches, die „feste Burg Dowina" Rastislaw's, deren die fränkischen Reichsannalen gedenken, in der Nähe der Granitbrüche, dort wo die Donau, vom Lejthagebirge und den Karpathen eingeengt, den Durchbruch erkämpft, wo in vorgeschichtlicher Zeit das helveto-germanische Meer mit dem pannonischen zusammenhing, bevor die Bodenerhebungen zu beiden Seiten die Abschnürung zweier Meerbecken durchführten.

Aber nachdem die Bedeutung Thebens mit dem Bestande des großmährischen Reiches verscholl, beginnt im elften Jahrhundert Preßburg hervorzutreten und zwar in den Tagen der Kämpfe K. Heinrich's III. mit Ungarn. Heiße Kämpfe drehen sich Jahrhunderte lang um den

wichtigen Platz. Der Name Preßburg (ältere Form: Brezisburg) scheint nach Analogie mit Breslau vielleicht auf Brezislaus-burg zurückzuführen. Der magyarische Name Pozsony entspricht in seiner Bildung den Ortsnamen der Nachbarschaft: Mosony (Wieselburg), Soprony (Oedenburg) und erlebte im deutschen Munde auch die Umformung in Pasemey, daher im fünfzehnten Jahrhunderte der Baumkircher als Gespan (oder Graf) von Preßburg den Vulgärnamen der „Pasemeyer Spang" führte. Um die Burg am „Schloßberg" entwickelt sich seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Stadt, deren erste Urkunde vom Jahre 1165 noch von den „Burgangehörigen" spricht, die jetzt der Freiheit vom Burgdienste theilhaftig werden. Die Haupturkunde der städtischen Freiheiten stammt aus dem Jahre 1291. Seit den Tagen der Habsburger wird Preßburg der Reichstag und Krönungsort und bleibt bis zur Rückeroberung Ofens aus Türkenhand (1686) die eigentliche Hauptstadt des habsburgischen Ungarns. Ja, die Bedeutung Preßburgs, als Stätte der Landtage und Krönungen, dauert bis 1848 fort (nur daß in Bezug der Krönung 1792 zum ersten Male wieder Ofen an die Reihe kam) und sicherte ihm den Rang vor Budapest im politischen Leben. Es lag in jener Maßregel der Habsburger ein politisches Prinzip, denn das deutsche Preßburg, deutsch in seinen Altbürgern, in seinem Wesen und Lebensbrauche, die „Vorstadt Wiens", wie man es auch nennen mochte, rückte Ungarn dem Mittelpunkt der Monarchie nahe. Vom Augenblicke an, daß Pesth-Ofen, der natürliche Centralpunkt Ungarns, auch der politische wurde, wie er es bis 1526 war, mußte Preßburgs Geschick eine andere Wendung nehmen, seine Bedeutung entschieden sinken.

Die kleinen Karpathen durchziehen die Preßburger Gespanschaft in ihrer ganzen Längenausdehnung bis zur Miawa, dem nordwestlichen Grenzflusse der übergelagerten Neutraer Gespanschaft, und scheiden das Preßburger Comitat in zwei ungleiche Theile. Am Westabfalle dieses Karpathengliedes breitet sich der Bür- oder Föhrenwald aus, als Saum der Marchniederung. Auf dieser Gebirgsseite liegt Stampfen (Stomfa), einst eine Königspfalz, im Jahre 1280 als Mittelpunkt eines eigenen Burgbezirkes angeführt, nachmals ein Hauptsitz der reichen Pálffy's, Großgrundbesitzer in dieser Gegend.

Zahlreichere Haltpunkte für den Geschichtsfreund schmiegen sich an den Osthang der Preßburger Karpathen. Vor Allem die Schwesterstädte St. Georgen, Bösing und Modern. Alle drei Orte, slavisch-deutsch in ihrer Bevölkerung, tauchen schon im 13. Jahrhundert auf, und erscheinen im 15. als Besitz der deutschen Magnaten, Herren

des Schlosses Rothenstein (slavisch: Czerweny Kamen, magy.: Vöröskö, erbaut von der Arpadin Konstanze, Gattin des Böhmenkönigs Otakar I. († als Wittwe 1240), und der Stadt Altenburg (Ovár), die als reiche Grafen von Bösing (Bozin, slavisch: Pesinek) seit Mathias des Korvinen Tagen eine große politische Rolle spielen und die süddeutsche Besiedlung jener Orte förderten. Die bedeutendste Gemeinde wurde Modern (Modor, Modra), denn schon 1361 erscheint sie als Stadt der Königin. Gutsherrlich geworden, strebte sie mit den Schwesterorten nach Lösung dieses Verbandes und Anerkennung als königliche Freistädte. Denn aus einer Hand wanderten sie in die andere, und wie bunt gemischt überhaupt, z. B. im 16. Jahrhundert, die Besitzverhältnisse dieser Gegend wurden, beweist der Umstand, daß die Schloßherrschaft Rothstein als Pfandschaftsgut der reichen Fugger erscheint, die damals allerdings auch in Ungarn die herrschende Finanzmacht abgaben. Der Kampf jener drei Orte um die Stadtfreiheit und der Widerstand des Magnaten Illésházy als Grund- und Pfandbesitzers wider die günstigen Entschließungen der Krone in dieser Richtung (seit 1600); der hart errungene Sieg und der Rückfall in gutsherrliche Gewalt, welche die Pálffy's erwarben, all' dies ist ein lehrreiches Blatt in der Geschichte des Städtewesens Ungarns.

Alte Burgen gebirgswärts sind Dietrichsstein (Detrekö, später von den deutschen Anwohnern auch Blasenstein, von den Slaven Plawec genannt) und Borostyánkö (Bernstein?) von den Deutschen offenbar nach der Hügelform Ballenstein genannt, (slavisch: Stupawsky Zamek). Die magyarische Bezeichnung weist auf den ursprünglichen Namen dieser Schlösser zurück, welche zu den vielen Schenkungsgründen der Arpádenkönige an deutsche Adelige im ganzen Grenzgebiete Westungarns zählten. Geraume Zeit hatten die Fugger auch diese Burggründe in Pfandbesitz.

Näher gerückt der Ostgrenze des Preßburger Comitates erscheint die Stadt Tyrnau (Nagy-Szombat, Szombathely, Trnawa), am Flüßchen Trnawa, der wie alle anderen Gegendnamen auf den altslavischen Charakter dieses Gebietstückes Ungarns verweist und die ursprüngliche Namensform erklärt, mit welcher die deutsche Nachbildung zusammenhängt. Denn die magyarische Bezeichnung Szombathely (Zumbathely in der ältern Form), so viel wie Sonnabends- oder Samstagsdorf, ist unstreitig die jüngere. Einen sichern Haltpunkt in der Entwicklungsgeschichte dieser so namhaft gewordenen Stadt bietet erst eine Urkunde K. Béla's IV., des fleißigen Städtegründers, vom Jahre 1238, der den „Gästen", d. i. deutschen Ansiedlern, seiner

Stadt wichtige Rechte verleiht; denn dieser Ort sei ihm als der geeignetste für eine Ansiedlung erschienen. Jedenfalls reichen aber die Anfänge Tyrnau's in eine frühere Zeit zurück. Die Stadt spielt im Kriegsleben Ungarns bald eine hervorragende Rolle. Als königliche Stadt 1356 der Muhme Ludwig's I., Margarethe von Tirol verpfändet, dann, der Pfandschaft ledig, im fünfzehnten Jahrhundert nicht selten arg heimgesucht, wurde Tyrnau seit 1543 zufolge der Uebersiedlung des Primas von Ungarn und seines Kapitels aus dem türkisch gewordenen Gran, die kirchliche Hauptstadt Ungarns, „Klein-Rom", wie man es auch mit Rücksicht auf die vielen Kirchen nannte, und seit 1551 die erste Colonie des Jesuitenordens auf ungarischem Boden. Wohl mußten die Väter der Gesellschaft Jesu dem Protestantismus weichen, bald aber eroberten sie sich wieder den Hauptherd ihres Wirkens, und Tyrnau mit seiner Hochschule (seit 1635) wird in der That das geistliche Hauptquartier des „marianischen Reiches", wie man Ungarn zu nennen beliebte.

Der alte Handelszug, auf dessen Straße Tyrnau einen wichtigen Mauth- oder Zoll- (dreißigsten) Ort abgab, verleiht ihm seit dem 14. Jahrhundert insbesondere eine merkantile Wichtigkeit ersten Ranges. Im nordwestlichen Ungarn ist es ohne Frage der politische Vorort, dessen Name so oft im Kriege und in der Arbeit der Diplomaten nicht selten genannt wird, der auch große ständische Versammlungen beherbergt.

Der Unterlauf der Waag begrenzt nach Osten das Preßburger Comitat. Hier sei nur auf dem rechten Flußufer des Städtchens Galantha gedacht, dessen Name als Prädikat der reichsten Magnatenfamilie des Landes, der Eßterházi, erscheint — eines Geschlechts, dessen Emporkommen dem 16. und 17. Jahrhundert angehört.

Wenden wir uns der ausgedehnten Neutraer Gespanschaft zu. Ihre Nordwestseite stößt an Mähren; nördlich erscheinen die Comitate Trentschin, Thuróczi, im Osten Barsch, südwärts die Preßburger und Komorner Gespanschaft benachbart.

Der Hauptstrom des nordwestlichen Berglandes, die Waag (slav.: Wah) und ihr Parallelfluß, die Neutra, durchfurchen das Neutraer Comitat und die krystallinischen Stöcke der Karpathen, das Inovecgebirge am Ostufer der Waag, zwischen Freystadtl im Süden und Trentschin im Norden, die drei Gruppen des Neutraer Gebirgs oder des Tribec verrathen deutlich genug die Eigenthümlichkeit der Hauptmasse der nordwestlichen Karpathen, nämlich die eines „ausgedehnten und sehr verwickelten Berg- und Hochgebirgslandes". Diese karpathischen Centralmassen, im Gegensatze zu de[illegible]

Waldgebirge, der natürlichen Landesgrenze im Norden, verlaufen in einer Längenausdehnung von 34 Meilen zwischen dem Waag- und Hernadthale und erscheinen im Gegensatze zu den Alpen „als isolirte, über das ganze Gebiet regellos vertheilte Inseln, welche durch, nach den verschiedensten Richtungen verlaufende Thalsenkungen von einander getrennt werden".

In dem Neutraer Comitate (slavisch: Nitranska stolyca) erschließt sich uns dieser Charakter der Gebirgswelt des westlichen Oberlandes. Folgen wir seinen Flußläufen. Am untersten Rinnsal der Neutra (Nitra) erhebt sich Neuhäusel, der wichtige Schlüsselpunkt des untern Neutra- und des benachbarten Waagthales.

Der magyarische Name Ersek-Ujvár, die „neue Burg des Erzbischofs" (slavisch Nowy Zamek) mahnt an ihre Gründung durch den Graner Primas Paul Várday, den Zeitgenossen Mathias' des Korvinen. Denn sie erstand auf seinem Grund und Boden. Doch soll sie bald an einem andern Platz der Nachbarschaft neu wieder erstanden sein. Seit dem 16. Jahrhundert, besonders in der Türkenzeit, spielt dieser Festungsort eine hervorragende Rolle.

An der Schwelle des Unterlaufes der Neutra liegt der gleichnamige Vorort der Gespanschaft. An Neutra (Nyitra, Nitra) knüpft sich ein Stück des frühesten mittelalterlichen Lebens Ungarns. Hier herrschte lange, bevor der Magyare den Fuß nach Pannonien setzte, ein Slavenfürst, der Zeitgenosse Ludwig's des Frommen, der dann sein Gebiet dem mächtigern Nachbarn und Stammgenossen, Mojmir, dem ersten Begründer des großmährischen Reiches, überlassen mußte. Theben bei Preßburg und Neutra bilden die ältesten und wichtigsten Oertlichkeiten Großmährens im Süden der March, und die Bedeutsamkeit des letztern tritt schon darin am besten hervor, daß hier schon in Svatopluk's Tagen ein Bisthum, das älteste Ungarns, gestiftet wurde. Während Theben bald verscholl, behauptet sich die Bischofstadt Neutra, und obschon das Hochstift mit dem Sturze des großmährischen Reiches verschwand, so mußte seit der Gestaltung des Ungarnreiches durch Stephan I. Neutra zur neuen Bedeutung gelangen. Sichere urkundliche Beweise, abgesehen von den Documenten des Jahres 1006, für den Bestand des Bisthums in Stephan's I. Zeit fehlen; erst seit 1158 läßt sich die Reihe der Bischöfe verfolgen. Der Bestand eines städtischen Gemeindewesens nach dem Muster des Stuhlweißenburgers erscheint bereits 1258 urkundlich verbürgt.

In nächster Nähe von Neutra erhebt sich auf bedeutender Höhe das alte Benedictinerkloster Zobor, laut Urkunde von 1025 (?) noch von Stephan I. gegründet, bald verlassen und verfallen und erst am

Schlusse des 17. Jahrhunderts dem Kamaldulenserorden zugewendet. Nordöstlich von der Stadt entfernt, bereits am Gemärke der angrenzenden Barscher Gespanschaft, erinnert die alte Burg Ghymes (Gimesch) an den Stammsitz des schon zur Zeit des Mongolensturmes genannten Adelsgeschlechtes der Forgács, die den Burgnamen auch als Prädikat führen.

Im Mittellaufe der Neutra findet sich Gr. Tapoltschan, in Karl Robert's († 1342) Tagen als deutsches Colonistenstädtchen urkundlich auftauchend. Wie alt und zähe im Nordostwinkel der Neutraer Gespanschaft das Deutschthum, inmitten der ursässigen Slovaken, aufgefaßt werden muß, zeigt eine topographische Umschau am linken Flußufer, im Gebiete östlich von Bojnitz (Bajmocz), um Priwice (Privigye), dicht an der Grenze des Thuróczer Comitates, um Deutsch-Praben (Próna, slavisch: Prowna) und nahe der Barscher Gespanschaft, unweit Kremnitz, in Krikehay (slavisch: Handlowa). Selbst das Deutsch-Praben gegenüberliegende Windisch- oder Ungarisch-Praben im Thuróczer Comitate war noch im 18. Jahrhunderte halb deutsch. Deutsch-Praben, ein hübsches Städtchen, behauptete jedoch sein Deutschthum neben dem Slovakenthum. Die ältesten Urkunden verweisen uns auf die letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts. K. Ladislaus IV. († 1290) privilegirte den alten Colonistenort, dessen Nachbarschaft, Schmidtshäu (Tussina), Beneschhäu, die Geidel, Betelsdorf, Fundstollen, die Zech, andeuten, daß sich allda eine ziemlich ausgedehnte Ansiedlerinsel deutscher Stammesart auswuchs.

Den Charakter der Blockhauscolonie im Walde, wo die Rodung das „Häu" (Aushauen), der Wildniß den ersten Ansiedlungsboden entrang, zeigt am besten Krikerhay (-häu), die Ansiedlung des Kriker vom Jahre 1364. Sie ist viel jünger als beide Praben und findet ihr Seitenstück an den benachbarten Deutschcolonien des Barscher Comitates. Allerdings werden bald diese engen Haltplätze des oberländischen Deutschthums als solche in ihrer Vereinzelung demselben Geschick erliegen, welches so viele Schwesterorte längst ereilte.

Bojnitz oder Baimócz und Privigye (Priwitz, Priwiza) gehörten im vierzehnten Jahrhundert einem Grafengeschlechte, dessen Eifer in der Colonisation die alten Schulzereien zu Poruba an der Szielnice, Czach an der Chwoinic, zu Chuognica, deutsch: Funell, in der Nachbarschaft Prabens bezeugen. Hier war des Bodens genug zu Neurodungen, und den kerndeutschen Charakter der Ansiedlung bezeugt das alte Weisthum Poruba's, dessen Freibrief im Jahre 1473 neu bestätigt wurde. Auch Koß, einst die Schulzerei Andreasdorf genannt, erscheint als alte Ansiedlung deutscher Art.

Den Mittellauf der Waag bezeichnen vier Oertlichkeiten von historischer Bedeutung; am südlichsten Schintau (Sempte), einst Mittelpunkt eines königlichen Burgbezirkes, mit deutscher Ansiedlung, höher hinauf die uralte Burgpfalz Galgócz, von den Deutschen Freistadtl, von den Slowaken durch Umbildung der letztern Bezeichnung Fryštak genannt. Ihm benachbart ist Leopoldstadt, eine Festungsgründung der Tage K. Leopold's I. (nach 1664), um ein Gegengewicht der damals türkischen Festung Neuhäusel zu bieten. Nördlich davon erhebt sich Neustadl (Vág Ujhely, Nowe Město), woselbst einst Stibor, der mächtige Magnat nnd Günstling K. Sigmund's von Ungarn (1385—1437), eine Propstei in's Leben rief. Zwischen ihnen sei Kostolan's gedacht, der Burg der böhmischen Söldnerrotten in den Tagen Matthias' des Korvinen.

Wenden wir uns der mährischen Grenze zu, von welcher wichtige Straßen und Pässe aus dem Marchlande in's Waaggebiet führen, so haben wir zweier ungarischer Orte vor Allem zu gedenken, Holitsch, in den Grenzkriegen Ungarns und Mährens oft heimgesucht, und das weit wichtigere Skalitz (Szakolcsa), ein uralter Burgort, dessen Name den Bau der Stadt dicht am Felsengrunde andeutet. Seit den Tagen K. Ludwig's I. mit Ansiedlern neu bevölkert (1372), unter seinem Nachfolger Sigmund eine Grenzburg wichtigster Art und in ihren Besitzern wechselnd, spielt Skalitz in der Kriegsgeschichte Ungarns eine Hauptrolle, — dem mährischen Stražnic gegenüber. In der Geschichte des confessionellen Lebens ist dies bei den Orten Sobotitschje (Sabbatsdorf) und Miawa der Fall. Dort entwickelte sich im 16. Jahrhunderte aus flüchtigen Wiedertäufern oder Anabaptisten des Mährerlandes eine betriebsame stilllebige Colonie. Die Slowaken nannten diese Leute Habaner, und dieser Name blieb der ständige für die gewerbfleißigen Wiedertäufer Oberungarns. Miawa wurde eines der bedeutendsten Protestantenstädtchen dieser Gegenden, seitdem die Gönner des Akatholicismus, die Nádasdis, als Besitzer des Ortes auftauchen.

Die Miawagruppe der Karpathen greift in die benachbarte Trentschiner Gespanschaft (slavisch: Trenčanska stolyca) hinein. In dieses Gebiet der obern Waag und ihrer nordwestlichen Zuflüsse münden die wichtigsten Pässe der abendseitigen Karpathen von Mähren herüber; der Hrozinkauer Paß der Miawagruppe zwischen Ungarisch-Brod im Olsawathale und Trentschin an der Waag, der Wlarer Paß, zwischen dem mährischen Brumov und dem ungarischen Nemeschow und außer dem Lissapasse, der das Betschwa- mit dem Waagthal verbindet, der bedeutendste Gebirgsweg aller, der Jablunkauer Paß,

der auf ungarischer Seite nach Sillein führt. Das ist die Sandsteinzone der Karpathen, mit ihrer massigen Kreideformation, in sogenannte Klippenzüge verlaufend.

Dies mußte dem Trentschiner Comitate eine hervorragende Bedeutung als Heer- und Handelsweg sichern.

Trentschin selbst, mit der gewaltigen Burg auf hohem Felsen, tritt aus dem Dunkel der Vergangenheit im 13., insbesondere aber im 14. Jahrhunderte bedeutend hervor als Hauptsitz des mächtigsten Magnaten Oberungarns, Mathäus Csák, „des Grafen von Trentschin", der bis zu seinem Tode (1319) ein Schrecken der Nachbarschaft war und mit fast königlicher Gewalt königlichen Prunk verband. Als Freistadt und wichtiger Mauth- und Zollort (Dreißigstort) begegnet uns Trentschin in den Tagen der Angiowinen und Sigismund's (1342—1437), und entscheidende Kämpfe tobten um dasselbe. Sein städtisches Wesen verräth deutlich deutsche Ansiedlung so gut, wie wir ihr in Skalitz begegnen. Der römische Ursprung des Ortes gehört wohl in das Bereich gewagter Vermuthungen, zu denen auch der Name selbst Einiges beitrug.

Südlich von Trentschin liegt der Ort und das alte Schloß Beczko, vor dem fünfzehnten Jahrhundert Bolondocz (Bolondvár), die „Narrenburg" (?) genannt, in den Tagen K. Sigismund's eine der vielen Besitzungen seines Günstlings, des Polen Stibor von Stiborzicze, eines Gewaltherrn vom übermüthigsten Schlage, dessen Schreckensthaten und Ende die Sage ebenso reichlich bedachte, wie das Walten seines Vorgängers auf gleichen Wegen und in derselben Gegend, des trutzigen Csák Máté. Beide waren Herren des Waagthales. Länger noch als Stibor's Name erhielt sich der des Letztern im südlichen fruchtbaren Waaggebiete. Denn noch um 1445 hieß es ländläufig „Mátyusföld", das Land des Mathäus.

In einem durch Erdbeben namhaft gebliebenen Becken der Zone des Karpathensandsteins im Waagthale, dem hier das der Kisucza einmündet, steht Sillein (Szolna, Zilina), an Handelsbedeutung und Entwicklung städtischen Gemeindewesens Trentschin überlegen; in der That der Hauptort des obern Waagthales und in der Geschichte des oberungarischen Protestantismus von maßgebender Bedeutung.

Schon im Jahre 1357, mit Ofener Stadtrechte bewidmet, wehrten sich (1379) die Silleiner Deutschen mit Entschiedenheit gegen den Zwang K. Ludwig's I., von ihrem hergebrachten Rechte abzustehen, und der einsichtsvolle Herrscher gab ihnen schließlich Recht (1382).

Wir entnehmen ihrer mannhaften Erklärung, daß dieses hergebrachte Recht das von Teschen war. Der Zusammenhang zwischen

dem Deutschthum Oberschlesiens und der Deutschansiedlung des Waagthales liegt um so näher, wenn wir die Jablunkauer Gebirgsstraße, die Hauptader des Handels zwischen Ungarn und Schlesien, im Auge behalten. Eine Nebenstraße führt aus dem westgalizischen (kleinpolnischen) Solathale zur ungarischen Kisucza.

Das angrenzende Comitat Thurócz, gleichwie die benachbarten, Arva im äußersten Norden und Liptau im Osten, nahegerückt dem gewaltigen Tátrastocke, in dessen Umgebung die kleine Magura, Kriwan oder Mincow-Gebirge und das krystallinische Massiv des Lubochnathales, südwestlich von Rosenberg in der Liptau, inselartig aufsteigen, müssen unstreitig als Gebiete angesehen werden, die verhältnißmäßig spät die Gestaltung von Comitaten gewonnen und noch im dreizehnten Jahrhundert großentheils als Wildniß, als „Land", „Robungsgrund" gelten müssen. Die Arpaden, insbesondere K. Béla IV., leiteten herein den Strom deutscher Ansiedlung, welche im Thuróczer und Liptauer Comitate unter der Slovakenbevölkerung und auf neuem Grund und Boden Wurzeln schlug. In Arva tritt dies so gut wie gar nicht zu Tage. Die Namen der Gespanschaften Arva (slav.: Orava) und Thurócz fallen mit denen der Flüsse zusammen, die beide durchfurchen und der Waag zueilen, während der Name Liptó, die „Liptau", mit dem Städtchen Lipcse sich berührt, den wir als Vorort anzusehen haben. Es ist das oberste Waagthal, am Westgehänge der ungarischen Tátra.

Der historisch bedeutendste Ort in der Arvaer Gespanschaft (slavisch: Orawska stolyca), aus welcher der schwarzen Arva entlang eine Straße in das ehemalige Kleinpolen, jetzt Westgalizien, in's Raabathal führt, ist die Burg Orava, einst, wie man glaubt, im Besitze der Templer. Im siebzehnten Jahrhundert gehörten Orawa und das benachbarte Likawa, in der Liptauer Gespanschaft, dem mächtig gewordenen Hause der Tökölyi (Tekel, wie der Deutsche sagte). Unter-Kubin und Welka Wes (Velicsna) sind bedeutendere Niederlassungen geworden, die an der Straße liegen, die aus der Arva und Liptau gegen Neumarkt auf der Nordseite der Tátra zieht.

Reicher ist die Ausbeute an geschichtlich bedeutenden Oertlichkeiten im Thuróczer Comitate (Turčanska stol.). Hier bildet den historisch ältesten Vorort die Burgstadt Znió Várallya, wo K. Béla IV. auf der Flucht nach der Mongolenschlacht (1241) kurze Rast hielt und später den Grund einer Prämonstratenser Probstei legte. In der neuern Zeit (seit 1586) bildete diese Stiftung als Gut des Graner Domkapitels den ersten und wichtigsten Halt des Jesuitenordens, der von diesem Gebirgswinkel aus an die Schaffung

seines wachsenden Besitzstandes auf ungarischem Boden rüstig weiter arbeitete. In der Nähe der alten Burg Szklabina erstand der deutsche Colonistenort St. Martin (Sz. Márton), dessen die Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts gedenken. Bei Szutschan und Belehrad vermuthet man Templerburgen. In Turtschek, Alt- und Neu-Stuben (Stubnya), Hadwiga, Bristja, Briczko, Glaserhay und Windisch Praben (Prona) erstanden deutsche Ansiedlungen alter Zeit.

Diesen Ansiedlungscharakter trägt insbesondere die Liptauer Gespanschaft zur Schau.

Nicht bloß die Vororte das Waagthal aufwärts bezeugen dies, wie Rosenberg, an der Mündung der Rewucza, Sz. Miklós (Nikelsdorf), woher der berüchtigte Magnat und Wegelagerer Pongracz, Zeitgenosse Johannes Hunyadi, der Schrecken des Waagthals und Marchfeldes, stammte; ferner das bedeutendste Städtchen, Lipcse, von Magyaren und Slowaken seit jeher „Deutsch"-Lipče (Német-L., Nemecka-L.) genannt, mit Rechtsurkunden, die bis in's Jahr 1260 zurückgreifen, und Geib (Hibbe), ein sehr alter Colonistenort; es wimmelt allüberall von deutschen Gegend-, Flur- und Haldennamen, welche allerdings mehr an die Vergangenheit deutscher Ansiedlung, als an deren Gegenwart mahnen.

Die Ortschaft Wlach (Nagy-Oleßi) mahnt an welsche Colonisation. Eine der bedeutendsten Burgen von geschichtlichem Interesse ist Likawa, deren bereits gedacht wurde.

Mit dem Liptauer Comitate rückten wir an die natürliche Grenzmark des westlichen und östlichen Berglandes Oberungarns, welche der Tátrastock bildet. Wollen wir nun die Wanderung südwärts antreten, um die übrigen Gebiete des Ersteren topographisch-historisch zu würdigen und uns dann dem Südwesten Donauungarns zuzuwenden.

Zunächst stoßen wir längst des Oberlaufes der Gran, (slavisch: Hron, magyarisch: Garan), im Süden der Liptauer Gespanschaft auf das Sohler Comitat (magyarisch: Zólyom, slavisch: Zwolenska st.), zwölf Meilen langgestreckt, mit geringer (3—4 Meilen) Breite; östlich stößt daran die große und kleine Honter Gespanschaft, während sich südwestlich die Barscher (slavisch: Tekowska stolyca) anreiht. Dieser Gebirgsboden der drei genannten, geographisch und geschichtlich zusammenhängenden Gebiete wird von den parallel strömenden Zuflüssen der Donau, der Gran und Eipel (magyarisch: Ipoly, slavisch: Ipolja) durchfurcht und zeigt jene massigen krystallinischen Stöcke, wie z. B. der Hobritscher, die einst großen Metallreichthum b[illegible]

neben zahlreichen größeren und kleineren Wasseradern. Wir stehen da auf dem Boden der sogenannten „niederungarischen“ Bergstädte, deren vornehmste Neusohl (magyarisch: Besztercze-Bánya, slavisch: Banska-Bystrica), Kremnitz (magyarisch: Körmöcz-Bánya, slavisch: Kremnica) und Schemnitz (Selmecz-Bánya, slavisch: Stiawnica) die drei genannten Comitate: Sohl, Barsch und Hon, vertreten.

Es scheint, daß in ältester Zeit die Sohler Gespanschaft auch die „Landstriche“ oder „Gründe“ Thurócz, Arva und die Liptau umfaßte, aus denen sich dann später Comitate entwickelten. Zur Zeit jedoch der geschichtlichen Bedeutung des deutschen Ansiedlungs- und Bergwesens zwischen der Gran und Eipel im 13. Jahrhundert müssen die Anfänge der Selbständigwerduug jener Comitate oder ihre Ablösung von der Sohler Gespanschaft gedacht werden.

Beginnen wir mit der Sohler Gespanschaft (Zwolenska stolyca). Ihr alter Burgort war unstreitig Altsohl (Zolyom, Zwolen), wo sich deutsche Ansiedlung frühzeitig einfinden mochte. Aber das hiesige Gemeindewesen wurde von dem Tochterorte Neusohl (Beszterczebánya) bereits in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts überflügelt.

Hier lag, wie das slavisch-magyarische Prädikat Bánya, „Erzgrube“, besagt, der Anstoß zur bedeutendern Blüthe bürgerlichen Lebens im Bergbau, und der nichtdeutsche, ältere Name des Ortes zeigt deutlich, daß die deutsche Colonisation von Altsohl herüber an dem Flüßchen Bistritz (Bistrica) Wurzel schlug.

Weit älter in seinem Bestande erscheint jedoch das deutsche Ansiedlungswesen in dem südöstlich vom Laufe der Gran abliegenden Städtchen Karpfen (magyarisch: Korpona, slavisch: Krupina). Denn nicht bloß, daß dieser Ort als „Sachsencolonie“ schon um das Jahr 1238 auftritt, und, als er nach der Verwüstung im Mongolensturme einer Erneuerung seiner Freiheiten theilhaftig wurde (1243), im Besitze eines wichtigen Stadtrechts erscheint, galt eben dies Recht als Muster für das ganze westliche Oberungarn und stand auf gleicher Stufe mit den bedeutendsten Stadtrechten Ungarns, dem Stuhlweißenburger und Ofener.

Weit jünger war die städtische Entwicklung der Bergorte, nördlich von Neusohl im Granthale: Libethen (slavisch: Lubintowa oder Lubtscha, magyarisch: Libeth-Bánya) und Bries (Brezno), deren städtisches Wesen erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts urkundlich bezeugt wird. Gegenwärtig sind beide ganz slowakisch, und ebenso das Deutschthum in Alt- und Neusohl stark

heruntergekommen. Anders war es in alter Zeit und ihrer sei in einigen Zügen gedacht.

Der bergmännische Charakter der Ansiedlung tritt bei Neusohl, wie gesagt, in den Vordergrund. An das „Altgebirg", an den „Herrengrund", an den „Sand- und Grünberg" knüpfte sich die berghäuerische Thätigkeit der ersten Ansiedler. Die Künzel, Rudolf (Rudlin), Ulmann, Sachs, Heizmann waren die Altbürger und Bergwerksbesitzer der Gegend und gründeten die jetzt rein slowakischen Ortschaften der Umgebung: Künzeldorf, Rudelsdorf, Ulmannsdorf, Sachsendorf (Szaszowa), Heizmannsdorf, deren Mittelpunkt dann das städtische Gemeindewesen an der Bistritz, Neusohl, wurde. Jene Namen erscheinen in den Altbürgerverzeichnissen der Stadt und einige darunter, wie die Rudlin, Kinczel haben wir bald als patrizisch oder adelig aufzufassen.

Im Barscher Comitate, wenn wir aus der Sohler Gespanschaft den Südlauf der Gran verfolgen, begegnet uns in der untern Hälfte des Gebietes der alte Burg- und Vorort O.-Bars (Bersenberg, slavisch: Tekow), im 14. Jahrhundert ein städtisches Gemeindewesen genannt und schon laut Urkunde Béla's IV. von 1244 eine Burgstadt, von Ungarn und Deutschen bewohnt, aber in seiner Bedeutung von zwei Orten weit überflügelt. Im Norden des Comitates, abseits vom Thale der Gran, an einem Flüßchen, dessen slavischer Grundname Kremniza lautet, erwuchs die gleichnamige Bergstadt Kremnitz, 1295 urkundlich „Keremnice" geschrieben, im Munde der Magyaren Körmöczbánya. Oestlich von ihr erhebt sich der Trachytberg, mit dem interessanten Namen Laurin. Nordwärts streicht die sogenannte Tátra bis an die Waag.

Die Anfänge der Stadt hüllen sich in tiefes Dunkel. Zur Bedeutung als solche gelangt jedoch der Ort erst im vierzehnten Jahrhundert, wie die königliche Urkunde vom Jahre 1328 besagt, worin den Kremnitzern das Freithum und die Rechte der böhmischen Stadt Kuttemberg verliehen werden.

Als Reichsmünzstätte des ersten angiowinischen Königes Ungarns, Karl Robert's († 1342), erlangt die Stadt eine wichtige Stellung; Handel und Wandel macht sie reich. Im weiten Umkreise begegnen wir deutschen Orts-, Flur- und Haldennamen, deren einige, z. B. Hanneshäu, Kuneschhäu, an die analogen Colonien der benachbarten Neutraer Gespanschaft erinnern. Näher dem Granlaufe, in der Mitte des Barscher Comitates, erhob sich, wahrscheinlich im gleichen Zeitalter, Königsberg, die wahrscheinliche Gründung Karl Robert's von den Magyaren die „neue Grube", Uj-Bánya, genannt. Dem



Orte Keresztur ward vom Graner Primas 1246 deutsch-ungarisches Stadtrecht verliehen.

Die Groß-Honter Gespanschaft, so genannt zum Unterschiede von der Klein-Honter, die sich geographisch als Stück des Gömörer Comitates und somit des ostungarischen Berglandes auffassen läßt, an Bodenfruchtbarkeit in ihrem Hauptheile weit gesegneter als die früher erwähnten Berggebiete, wird in Bezug ihres Namens mit dem Geschlechte Hunt (und Páznan), dessen Ahnherr aus Deutschland am Hofe Stephan's, des ersten Arpadenkönigs, erschienen, in Verbindung gebracht. Seinen Besitz kann man in diesem, gleichwie im Sohler und Neograder Comitate einigermaßen feststellen. Sicherer ist jedoch die Thatsache, daß die Burg dieses Comitates, Hont, südlich vom Städtchen an der Eipel: Ipolyság, jetzt nur noch in ihrem ehemaligen Bestande vom Dörfchen Hont gekennzeichnet, der Gespanschaft den Namen gab. Jedenfalls verdankte der alten Comitatsburg Hont der nahe freundliche Markt an der Eipel sein Emporkommen.

Das Honter Comitat entwickelt im ganzen Gebiete der Montanstädte das regste Berghäuerleben und wurde zur Wiege der bedeutendsten Bergstadt des Reiches. Schon die Thatsache, daß der ausgezeichnetste der metallreichen krystallinischen Stöcke der Westkarpathen, der Hobritscher, der Boden dieser zukunftsreichen Ansiedlung wurde, fällt in's Gewicht.

Lächeln müssen wir allerdings, wenn wir in einer Aufzeichnung lesen: „Alt-Schemnitz war anno 745 erbaut, Cremnitz anno 770, Neusohl anno 845. Ist also die Stadt Schemnitz die älteste Bergstadt und zwar älter als Kremnitz 25 Jahr, als Neusohl 600 Jahr", denn der löbliche Eifer führte den Schemnitzer Altbürger, der dies schrieb, allzu hoch hinauf in die graue Vergangenheit; aber Eines ist Thatsache: Schemnitz tritt in jeder Richtung den mitgenannten Schwesterorten voran, es besitzt das älteste und ausgebildetste Stadtrecht und Bergrecht aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, eine Nachbildung des Iglauer Freithums, und sein Bestand fällt jedenfalls noch vor die Mongolenepoche (1240—1242), obschon wir gut thun werden, da noch an kein städtisches Gemeinwesen zu denken.

Aehnlich, wie wir dies bei Neusohl gewahrten, müssen auch bei Schemnitz Bergreviere oder einzelne Erzlager und Stöcke Häuercolonien empfangen haben, die dann in einem größern Gemeinwesen ihren Mittelpunkt fanden. Solche Bergreviere waren das Hobritsch-Schemnitzer, das nordwärts angrenzende Dillner (Belabánya) und südwärts entlegenere Pukantzer (Bakabánya).

Das Hodritsch-Schemnitzer erscheint als das bedeutendste, und hier entwickelten sich, wie uns eine Urkunde der letzten Arpadenzeit vom Jahre 1275 belehrt, Berghäuerdörfer, wie Hodritz, Steffeltau und andere. Schemnitz in dem tiefen Felsenthale selbst erwuchs auf slavischem Grunde als Deutschansiedlung in bescheidenen Grenzen auch als ein solches Berghäuerdorf. Da die Ansiedlung an die Erzgrube ihren eigentlichen Bestand knüpfte, so nannte man in der ältesten Zeit den Ort im Magyarischen Bánya (Grube) schlechtweg, eine Benennung, die dem Slavischen entstammt und zum Unterschiede von den anderen benachbarten —bánya, nach dem Bache Stiawnica, die Sebnitz, magyarisch: Sebnich, später Selymecz („Selymecz-Bánya"), während der Deutsche den Ort „die Sebnich, Schebnitz, später Schemnitz", gleich dem Flüßchen, nannte. Die Schemnitzer Stollennamen und die Fülle der Orts- und Flurbezeichnungen der Nachbarschaft und Dialektforschungen bieten den handlichsten Beweis für die das ganze bergstädtische Gebiet betreffende Thatsache, daß wir nieder- und oberrheinische, mitteldeutsche und oberländische Colonisten auf diesem Boden in wechselnder Schichtung und bunter Mischung annehmen dürfen, daß jedoch diese Deutschansiedlung auch aus zweiter Hand, insbesondere aus Deutschmähren und Deutschböhmen, hergeleitet werden könne. Jedenfalls ist diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen, da dort jene Mischungsverhältnisse des Deutschthums gleichfalls bestanden und die Thatsachen, wonach Schemnitz Iglauer Recht, Kremnitz das von Kuttemberg erhielt, sich mit der allerdings unverbürgten Sage berühren, Schemnitz sei von Mähren aus colonisirt worden.

Wie bedeutend Schemnitz bereits in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts dastand erweist die Urkunde K. Ludwig's I., wonach die Ortschaften Gerod, Goldbach, Kerlink, Siegelsberg (Sieglitz), Sekken und Dilln ihrem Besitze zugesprochen werden.

Alt-Schemnitz, die „alte Burg", war damals längst schon von Neu-Schemnitz überflügelt, aber der königliche Burggraf am Saskö (Adlerberg), unweit Kherling, machte den Bürgern noch lange zu schaffen. Aber immer blühender gedieh das Gemeinwesen auf dem goldenen Boden des Berghäuerthums und Handels bis die schweren Prüfungen späterer Jahrhunderte, das Schwinden des Metallreichthums, den frühern Glanz schwinden machten und mit der theilweisen Verarmung das Slaventhum in die Stadtthore einzog, die sich früher vor demselben fest geschlossen zeigen. Einst war viel Wohlleben und prunkliebende Genußsucht im Patriziate der Schemnitzer, ähnlich wie im mährischen Iglau, das mit Schemnitz so

manchen Lebenszug gemein hat, und das Beispiel der Hobritscher im 16. Jahrhunderte beweist, wie sich auch die Nebenorte zu fühlen begannen und mit Schemnitz rivalisirten.

Dilln, Bela-Bánya, die „weiße" Grube, ein alter Bergort, dessen Lalenburger Streiche noch immer den Gesprächsstoff der Gegend bilden, verlor bald seine montanistische Bedeutung, welche im 16. Jahrhunderte die Thurzós und Fuggers neu zu wecken bemüht waren.

Auch Pukancz (slavisch: Bukanec) mit dem Jacobs- und Georgsstollen war einst von Bedeutung. Hier, so wie in Frauenmarkt (Báth), Klieb (Sebeklib), Schemnitzer Colonien, erstarb das Deutschthum. Dagegen behauptete es sich in schwachen Resten am Südsaume der Gespanschaft in D.-Pilsen (magyarisch: Börsöny), wo auch einst Bergbau auf Gold und Silber blühte. Ob man bei dem deutschen Namen des Ortes an Pilsen in Böhmen denken dürfe, bleibt allerdings offene Frage. Auch Dobraniwa (Dobronya) und Babina (Babaszek) sind alte Colonistenorte, wie die Urkunde Stephan's V. vom Jahre 1270 bezeugt.

Bevor wir von dem Gebiete der Bergstädte scheiden, sei noch dreier Momente gedacht. Die Ausbildung der gefreiten Einigung der westungarischen Bergstädte: Schemnitz, Neusohl, Altsohl, Kremnitz, Libethen, Bries, Königsberg, Pukancz, (Dilln) . . . gehört wohl dem vierzehnten Jahrhunderte, dem Zeitalter der Anjous-Könige (1308—1382) Ungarns an. Ein wichtiger Straßenzug verknüpfte sie unter einander und mit der Waaglinie, südwärts mit den Donaustädten, gleichwie nach Osten mit den Deutschorten am Südostfuße der Tátra. Nordwärts aber lief dies Straßennetz gegen Mähren, Schlesien und Kleinpolen aus.

Mit der Geschichte dieser Bergorte ist die der Burgen: Lipcse, Bigles und Dobronya in der Sohler, Sachsenstein (Szászkö) und Lewenz (Léwa) in der Barscher, Saskö, Csabrag, Szitna, Dregely in der Groß-Honter Gespanschaft verknüpft. Oft galt es Kämpfe mit den bürgerfeindlichen Herren und Vögten dieser ursprünglich meist königlichen Burgen. Eine und die andere, wie Lewenz und Dregely, spielen im Türkenkriege des 16. und 17. Jahrhunderts eine bedeutsame Rolle.

Diesen Betrachtungen gesellt sich noch eine dritte bei, das lange Hausen der böhmisch-mährischen Söldnerrotten des 15. Jahrhunderts in diesem Gebiete, eine Thatsache, die insbesondere für Alt- und Neusohl und Kremnitz in Betracht kommt und noch mehr für das angrenzende Klein-Honter und Gömörer Comitat vom Belange ist.

Den südlichen Abschluß des westungarischen Berglandes macht das Neográder Comitat. Zu beiden Seiten des Rinnsales der fischreichen Eipel, welcher zahlreiche Quellen und Flüßchen zueilen, verbindet diese Gespanschaft die Gebirgsnatur der benachbarten Comitate Sohl und Hont mit dem Charakter des centralen Ungarns, wie dies der südöstliche Landstreifen an die Zagyva hin, die Cserhát, zur Schau stellt. Der Vorort des Comitats liegt im Südwesten, abseits vom Eipelthale, und entwickelte sich um die königliche Burg Neográd, d. i. das slav. Nowy-Grad, die „neue Burg". Der Ort kam dann als Schenkung an die benachbarten Waizner Bischöfe, und die Burg wurde in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts Ruine.

Verfolgen wir das Eipelthal nordwärts, so stoßen wir auf den Stammsitz eines bedeutenden Adelsgeschlechtes: Balassa-Gyarmat; sodann am Buge der Eipel zu ihrem Oberlaufe: Szécsen, wo eine in Ungarns Annalen vom 16. bis 19. Jahrhundert vielgenannte Magnatenfamilie erbsässig war, und Lossoncz (slavisch: Lučenec) der bedeutendste Ort der Gespanschaft, der von den „Böhmen" in Oberungarn in Ziskra's Tagen (1440—1462) und vom Türkenkriege zu erzählen weiß. Nicht arm an bedeutenden alten Burgen ist der Boden Neograds, deren frühesten in Trümmern liegen. Es sei hier nur an der Groß-Honter Grenze Kékkö (Blauenstein, modry kamen) erwähnt, welches trutzige Schloß in der Geschichte der Bergstädte keine unbedeutende Rolle spielt, und einer der Hauptpunkte der Türkenzeit, Filek, an der Grenze der Klein-Honter Gespanschaft.

Im Neográder Comitat beginnt im Gegensatze zu den früher behandelten Gespanschaften die magyarische Nationalität in geschlossenеren Beständen vorzuwiegen und das Slowakenthum zurückzutreten. Auf noch entschiedener magyarisch gewordenem Boden befinden wir uns, sobald der Südrand der Neográder Gespanschaft und mit ihm die Donau überschritten wird, welche den Norden des Comitates Gran (magyarisch: Esztergom) einrahmt. Der fünf Meilen lange und meist drei Meilen breite Landstrich ist vorzugsweise Berg- und Hügelland mit einigen ausgezeichneten Gebirgsstöcken, unter denen das Trachytgebirge von Gran und am östlichen Gemärke der Pilis-Vérteser Höhenzug hervorzuheben sind. Der Donaustrom macht hier zwischen Párkány, Gran und Vyssegrad jene bedeutsame Krümmung, der auch mächtige Verengungen des Strombettes entsprechen. Hier war schon des Römers Hand thätig, und nunmehr begegnen wir allüberall ihren deutlichen Spuren. Die Bezeichnung des Bodenstückes

zwischen Gran und Sz. Györgymezeje „Vaskapu“ (eisernes Thor) ist bezeichnend für den Charakter der Landschaft. Gran, der alte Fürstensitz der ersten Arpádenzeit, die Stadt des ersten und mächtigsten Kirchenfürsten jenseits der Lejtha (lateinisch: Strigonium, auch Istroganum, magyarisch: Esztergom, slavisch: Hron genannt), erscheint als gemischte Colonie von Ungarn, Deutschen und Italienern seit Stephan's I. Tagen und mußte wegen ihrer Lage, als einer der Schlüsselpunkte des Reiches in den entscheidenden Kämpfen, namentlich der Türkenzeit, stets in den Vordergrund treten. Es steht auf altem römischen Culturboden. Párkány, am nördlichen Donauufer, hat als Brückenkopf Grans seine Bedeutung in der Kriegsgeschichte.

An die Graner Gespanschaft, dies- und jenseits der Donau ausgebreitet, stößt westwärts das Komorner Comitat. Sein Name knüpft sich an die alte Stadt Komorn (Komárom) auf sumpfigem Boden und findet als slavischen Ursprungs die zwanglose Deutung: Gelsendorf oder Gelsenau, da sich ein römischer Ursprung des Namens nicht gut nachweisen läßt.

Das städtische Leben knüpft sich an den Ausgang des 13. Jahrhunderts. Denn 1263 kam es erst zur Besiedlung der Ortschaft mit deutschen Colonisten, und der königliche Kammergraf Walther erhält 1265 das „Dorf“ vom Könige zum Geschenke, um hier ein städtisches Gemeinwesen nach dem Muster Neu-Ofens zu gründen. Weit älter war die königliche Burg, an die sich die Ansiedlung knüpfte. Ihre Bedeutung als Festung ersten Ranges wurzelt in der Türkengefahr, der gegenüber schon Ferdinand I. (1526—1564) durch ausgedehntere Fortificationen Sorge trug. Eine bedeutende königliche Pfalzburg war Totis (Táta) im bergigen Südtheile des Comitats, dessen Bodenerhebung an der Grenzmark der Stuhlweißenburger Gespanschaft im Vérteser Höhenzuge gipfelt.

Der nordwestliche Theil des Komorner Comitatsgebiets fällt in das südliche Bereich der Donauinsel, der großen Schütt, das nördlichere Stück derselben gehört der Preßburger Gespanschaft an, die wir in Bezug dieser Bodenfläche noch nicht behandelten.

Preßburg steht an der nordwestlichen, Komorn an der südöstlichen Schwelle einer großen Inselbildung der Donau, die den deutschen Namen „große Schütt“, den magyarischen Csallóköz (28 Quadrat-Meilen) führt, letzteren offenbar deshalb, weil sie zwischen der eigentlichen Donau und dem Nordarme derselben, dem Csalló, liegt; von der Einmündung der Waag auch Vágh-Duna, die Waag-Donau genannt. Die „große Schütt“, der „goldene Garten“ des nordwestlichen Ungarns, ist eines der fruchtbarsten Schwemmlande,

auf dessen Nordseite insbesondere deutsche Ansiedlung thätig war, wie die Vororte Pischelsdorf, Loipersdorf (Leopoldsdorf) und Sommerein beweisen.

Aus alter Zeit stammt das Schloß Eberhard bei Pruck. Der südöstliche Theil ist insbesondere von Magyaren bewohnt. Interessant sind da und dort Lagerspuren, im Volksmunde Tatár ülés (Tartarensitze) genannt. An den magyarischen Ort Vajka knüpft sich der frühere Bestand der Graner Prädialisten oder eines Lehensadels der reichsten Hochkirche Ungarns.

Preßburg ist auch der Ausgangspunkt der zweiten südlichern Inselbildung des Donaustromes, welche der eben besprochenen parallel läuft, der kleinen Schütt (fünf Quadrat-Meilen), ebenfalls frühzeitig von Deutschen besiedelt. Historisch bedeutsam erscheint namentlich der Südtheil der kleinen Schütt, der zum Raaber Comitat gehört, auf das nun unsere Wanderung stößt. Hedervár, das Stammschloß einer der bedeutendsten mittelalterlichen Familien Ungarns, die ihren Ursprung von dem deutschen Grafen Hederich, einen der zahlreichen adeligen „Gäste" der ersten Arpádenzeit herleitet und in den Tagen Gejsa's II. (1141—1162) auftaucht.

Raab (magyarisch: Győr), an der Mündung des gleichnamigen Alpenstromes in die Donau, die mittelalterliche Tochter des römischen Arrabona, Burg und Bischofsstadt, entwickelt namentlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein bedeutenderes städtisches Leben, wie der Freibrief K. Stephan's V. von 1271 bezeugt, wonach Raab der Stadtrechte Stuhlweißenburgs theilhaftig war. Wir haben an gemischte, ungarische und deutsche Ansiedlung zu denken.

Südöstlich von Raab erhebt sich auf bedeutender Anhöhe die Erzabtei Ungarns, St. Martinsberg (Sz. Márton), die Lieblingsstiftung des ersten Ungarnkönigs Stephan, reich an Gütern und Vorrechten.

Fast ausschließlich deutscher Culturboden ist die an das Comitat Preßburg und Raab stoßende Gespanschaft Wieselburg, der die kleine Schütt im Nordosten, der Neusiedlersee (Fertó) südwestlich vorlagert und landeinwärts zahlreiche Sumpfbildungen erzeugt. Gegen Oesterreich erstreckt sich die Parndorfer Haide. Es war ein Boden, der durch unverdrossene Arbeit Schritt für Schritt der Sumpfwildniß abgerungen werden mußte, und diese gab andererseits einen natürlichen Schutzgürtel Ungarns ab, wie die Geschichte der Kämpfe zwischen Ungarn und Deutschland im elften Jahrhundert lehrt.

Der jetzige Comitatsort Wieselburg (Mason), am linken Donauarme der kleinen Schütt, dürfte ursprünglich Mysen- oder

Miesburg, d. i. Moosburg, geheißen haben, was der magyarischen Namensbildung und der ursprünglichen Bodenbeschaffenheit ganz entspräche. Seit Heinrich's IV. und K. Salomon's Tagen (1063 bis 1074) bildete Wieselburg einen vorübergehenden Halt deutscher Reichsherrschaft, ja wir finden schon 1053 innerhalb der Lejtha das Stift Freising, und zwar in der Gegend von Wieselburg von K. Heinrich III. mit Gütern beschenkt. Ursprünglich scheint das benachbarte Altenburg (Ovár) an der Lejtha, dem Grenzfluß Ungarns seit 1043, der Vorort der Landschaft gewesen zu sein. Jedenfalls haben wir es vor Wieselburg als Königspfalz zu denken. Der Ort selbst gewann städtische Freiheiten und weiß ebenso viel vom Getöse der Waffen als von Besitzwechseln zu erzählen. 1521 schenkte der letzte Jagellone am Throne Ungarns, K. Ludwig II., Altenburg als Aussteuer seiner Schwester Anna, der Gemahlin des Habsburgers, Ferdinand's I., Königs von Ungarn, und fortan erscheint das Städtchen mit seinem Gebiete als Kammergut der Königinnen. Nordwestlich, am äußersten Saume des sogenannten Heubodens oder der Plaga, liegt Kittse (Köpcsény), in der Geschichte nicht selten genannt, überdies als ein Hauptsitz der Familie Eßterházy von Bedeutung.

Die Natur des fruchtbaren Schwemmbodens, der Sumpfebene und der Hügellandschaft des Alpengebietes verbindet in ihrer östlichen und westlichen Gestaltung die Oedenburger Gespanschaft. Dem Alpenboden, am Westsaume des Neusiedlersee's gehören die Vororte an. Oedenburg (Soprony), in dessen Nähe das alte Scarabantia der Römer stand, war schon im frühen Mittelalter bedeutend, die „Burg oder Pfalz in der Oeden“, und zeigt seit K. Béla IV., deutlich seit 1269, das Wesen einer königlichen Freistadt, die vom Kriege häufig und schwer zu leiden hatte.

Man will auch den deutschen Namen von den Verwüstungen des Böhmenkönigs Otakar II. herleiten (1271).

Nahe der österreichischen Grenze am Südhange des Lejthagebirgs erhebt sich Eisenstadt (Kis Márton = Klein Martinsberg), ein alter Ort, der zum Hauptsitz der Familie Eßterházy wurde, der reich begütertsten in dieser Gegend. An der niederösterreichischen Grenze finden wir eine Reihe von Orten, die als Burgen im Mittelalter eine wichtige Rolle spielten und einen vielbestrittenen Grenz- und Pfandschaftsbezirk zu verschiedenen Zeiten abgaben, so Hornstein (Szarvkö), Forchtenstein (Fraknó), das mit Eisenstadt die Hauptsitze eines mächtigen Grafengeschlechtes abgab, Kobersdorf (Kabold) und Landsee (ursprünglich Landesere, magyarisch: Lanzsér),

von welcher letzteren Burg sich ein altangesehenes Geschlecht der alten Steiermark schrieb. Auf dem Boden der Oedenburger Gespanschaft, der Landesgrenze nahe, erstanden Ansiedlungen von Petschenegen oder Bissenen (Bessenyö), offenbar als Grenzwachten der Arpádenzeit. An ihre Stelle traten deutsche Ansiedler und mancher Ortsname wandelte sich dann in einen deutschen um, wie dies auch umgekehrt der Fall war. Entlang der Südgrenze des Comitats läuft der wichtigste Nebenfluß der Raab auf ungarischem Boden, die Rabnitz, auch Repcze weiterhin genannt, die aus dem Hánság-Sumpfe wieder als Rabnitz heraustritt und mit den zwei Armen der Raab jenes südöstliche Gebiet einrahmt, das man die Raabinsel (Rabaköz) nennt und deren Haupttheil der Oedenburger, das Schlußstück der Raaber Gespanschaft angehört.

An der Rabnitz, die in den Heereszügen des 11. und 13. Jahrhunderts nach Ungarn eine solche Bedeutung gewann, findet sich einer der ältesten urkundlich bekannten Siedelplätze deutscher Adelsfamilien, Lutschmannsburg (magyarisch: Löcsmand), aus den Tagen K. Gejsa's II. († 1161). Ueberhaupt war die Zahl dieser deutschen Adelsbesitzungen im Wachsen und ein und der andere Punkt bildete lange als österreichische Pfandschaft einen Streitpunkt, z. B. Eisenstadt 1491 bis 1649, Forchtenstein 1491—1625. In der Raabinsel, deren Wasserreichthum den deutschen Heeren Heinrich's III. (1046—1055) so verhängnißvoll wurde, liegt die zweitbedeutendste alte Prämonstratenserabtei Ungarns, Csorna, deren Name deutlich den slavischen Ursprung der Ortschaft verräth.

Vorzugsweise dem Alpenboden gehört die ausgedehnte Eisenburger (Vasvárer) Gespanschaft an. Die Raab in ihrem Mittellaufe durchfurcht sie, und deren Nebenflüsse Pinka und Güns bilden historisch wichtige Thalungen. Der alte Vorort des Comitats Eisenburg (Vasvár), dessen deutsche Ansiedlung und Bedeutung als königliche Freistadt durch die Rechtsurkunde K. Ladislaus' V. von 1275 sicher steht, ist nicht der bedeutendste; aber im Geschichtsleben Ungarns, vor Allem zur Zeit der Türkenkriege, spielten er und weiter das Raabthal aufwärts, zur Grenze der Steiermark, die Orte Körmend (in dessen Nähe bei Nádasd das Stammhaus der gleichnamigen Adelsfamilie sich erhob) und St. Gotthard keine unbedeutende Rolle (1664!).

Zwischen dem Grenzflusse Lafnitz und der Güns breitet sich ein Hügelland aus, von der Pinka (einst Pieniva, slavisch: die „schäumende") mitten durchschnitten; es ist der sogenannte Hienzenboden, ein deutsches Culturgebiet, an dessen Nordrande Pinkafeld, ein freund-

liches Städtchen, liegt. Der ganze Boden gehörte zum Besitze der alten Grafen von Güssingen, der gefürchtetsten Magnaten Westungarns im 13. Jahrhunderte, die bis Croatien herab begütert waren. Ihr Hauptsitz war auf Güssing, an der Zicken, einem Nebenflüßchen der Pinka, und die magyarische Bezeichnung Német Ujvár („Deutsch-Neuburg") kennzeichnet am besten das Volksthum dieser Gegenden. Die alten Burgorte Bernstein (Borostyankö), Rechnitz (magyarisch: Rohoncz, aus dem slavischen Rohanecz) Schlaning (Szalonak, die Herrschaft und Begräbnißstätte Andreas Baumkircher's, † 1471), Rothenthurm (Vörösvár) haben alle ihre Stelle in der Kriegsgeschichte.

Aus Rechnitz erwuchs ein bedeutender Ort, ein Familiensitz der Batthiány's. Die wichtigste Stadt des ganzen Comitates wurde jedoch Gins oder Güns (Küszeg oder Köszeg), am Fuße eines bedeutendern Gebirgsstockes und in der Nähe der königlichen Pfalzburg Lokenhausen (Leuka). Die „Gäste", d. i. deutschen Ansiedler von Güns erhielten unter Karl Robert (1328) die bürgerlichen Freiheiten Oedenburgs. Dagegen hat von der einstigen Blüthe in den Tagen der Römerherrschaft Sabaria, jetzt von den Magyaren Szombathely („Samstagsdorf") genannt, wenig errettet. Sein deutscher Name „Steinamanger" kennzeichnet die antike Trümmerstadt, an welche das mittelalterliche Völkerleben einen Wohnsitz knüpfte, ohne daß ein bedeutendes städtisches Leben allhier emporkam. Steinamanger wurde keine königliche Stadt und ein Bischofssitz erst 1777. Es wurde bereits in der Skizze der Oedenburger Gespanschaft auf Streitobjecte zwischen Oesterreich und Ungarn hingewiesen. Es kann hier nur noch bemerkt werden, daß noch 1793 die den beiden Comitaten Oedenburg und Eisenburg zugehörigen Grenzburgen als Erwerbungen des Landes Oesterreich reclamirt erscheinen.

Das südlich angrenzende Comitat Szalad umschließt das wesentliche Stück des slavischen Vasallenreiches Priwina's am Balaten- oder Plattensee, dessen magyarische Benennung von der älteren slavischen „Blato" (Sumpf) herrührt. So wie sich einerseits in jenen Tagen des neunten Jahrhundertes der sogenannte Dudleipagau auf heutigem steiermärkischen und ungarischen Boden ausdehnte, so griffen andererseits salzburgische Kirchenstiftungen und Deutschcolonien tief in den heutigen Szalader Boden ein. Der älteste Vorort dieses Gebietes, heute ein unansehnliches Dorf, liegt an dem südwestlichen Saume des Plattensee's, an einem sumpfigen Wasserbecken, in welches die Zala einmündet, jenes Flüßchen, das einer ganzen Reihe von Ortschaften: Zala-Lövö, Zala-Egerszeg, Zala-Bér, Zala-Apathi ...

die Namen gab. Es ist dies Zalavár, einst der Fürstensitz Priwina's und seines Nachfolgers Kozel, die Moos- oder Mies-, d. i. Moor- oder Sumpf-Burg, wie sie die Deutschen nannten. Zalavár mit dem St. Andrianskloster auf der Szalainsel, nicht weit von der Abtei Tihany, wurde von anderen Ortsbildungen der Nachbarschaft bald überflügelt, so z. B. von Kapornak, der alten Benedictinerabtei, die schon um 1212 urkundlich auftritt und dessen Capitel als einer der „glaubwürdigen Orte" (locus credibilis) ein Reichsarchiv beherbergte. Sehr alt ist der Ort Hahot (Haholt, Habolt), den die Ueberlieferung mit dem Grafen Habolt von Orlamünde (?) verknüpft.

Zur bedeutendsten Stadt der Gegend schwang sich Groß-Kanischa im Süden, an der Grenze der Sümegher Gespanschaft, empor, als Burgstädtchen im vierzehnten Jahrhundert genannt, Stammsitz einer mächtigen Magnatenfamilie, die insbesondere im fünfzehnten Jahrhunderte ihre Rolle spielt. Kanischa war einer der wichtigsten Plätze der Grenzvertheidigung gegen die Osmanen und seit 1600 einer der Hauptsitze der ungarischen Türkenherrschaft bis 1690.

Die historisch wichtigste Bodenbildung der Gespanschaft liegt im Westen, zwischen der Drau und Mur, welche bei Legrad (offenbar aus dem slavischen Lewygrad) sich vereinigen und von der Grenze der Steiermark an, hinter Luttenberg und Polsterau, die sogenannte Murinsel (Muraköz) bilden, ein Stück Erde, das in den Grenzstreitigkeiten zwischen Steiermark und Ungarn, ebenso wie das nahe Limbach (A.-Lindva), Stammsitz der Bánffy von A.-Lindva, in den Vordergrund tritt. Der Vorort dieses fruchtbaren Alluvialbodens wurde Tschakathurn (Csáktornya), d. i. der Thurm oder die Burg des Csák, wie man glaubt um 1271 gegründet, urkundlich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts genannt. Später bildete Tschakathurn einen Hauptsitz der mächtigen croatisch-ungarischen Familie Zrinyi, deren berühmtes Haupt Niklas Zrinyi der Jüngere († 1664) nahe der Mündung der beiden Flüsse eine Burg Neu-Zrin (Zrinyivár, Serin) errichten ließ, die jedoch von den Türken alsbald zerstört wurde.

Dieses Stück Ungarns ist in Bezug seiner Nationalität und Geschichte ein natürlicher Uebergang zu Croatien, dessen historischen Boden wir bereits in der Skizze der Alpenländergruppe zeichneten. Hier erscheint somit die Gelegenheit nochmals, des vierfachen Vertheidigungsgürtels oder Systems von Grenzfestungen Angesichts der Türkengefahr kurz zu gedenken, den eine Kette ungarischer und croatischer Festungen seit dem sechszehnten Jahrhunderte, in seiner

zweiten Hälfte, abgab. Tschakathurn und Groß-Kanischa bildeten die Hauptpunkte der ungarischen Grenze, die von der Drau eingerahmt war. Jenseits derselben war die eigentliche „windische Grenze“, mit Warasdin (schon 1209 ein bedeutender Ort) als Generalatsitze und den anderen Festungen, wie Kopreinitz, Sanct Georgenschloß, Kreuz, Ivanic, Lubring; auch Legrad gehörte dazu. Den Vorort der „croatischen Grenze“ (Banalgrenze) gab Karlstadt ab; dahin gehörten als die wichtigsten Punkte: Sichelburg (Schumberk), am Krainer Gemärke, Sluin, Ogulin, Modrusch. Die „Meergrenze“ ward durch Zengg, Otoschacz, Pründl (Brinye), Lebenitz, St. Veit am Pflaum (Fiume) und Tersat geschaffen.

Die maßgebende Gespanschaft Sümegh, zwischen dem Balaton und der Drau, „die Somogy“, wie sie die Ungarn kurzweg nennen, ein fruchtbares Stück Erde, wird bereits im elften Jahrhunderte als Comitat urkundlich angeführt, ja die Ueberlieferung nennt einen Grafen oder Gespan von Sümegh (Kupa, Zupan?) bereits vor dem Jahre 1000. Doch scheint die ursprüngliche Gestaltung der Gespanschaft Aenderungen unterlegen zu sein, und man wäre schier versucht, den alten Burgort des Comitates nicht in dem Dörfchen Sümeg, wo uns nirgends eine Spur der Vergangenheit begegnet, sondern in Sümeg, dem bedeutendern Burgort der heutigen Szalader Gespanschaft, nördlich vom Plattensee zu suchen. Außer der alten St. Aegydienabtei, einer Stiftung K. Ladislaus' des Heiligen († 1096), sei noch der Grenzort Szigeth erwähnt, die feste Burg der Zrinyi's, im ewigen Angedenken durch den Heldenkampf des Jahres 1566.

Die Gemischtheit der Bevölkerungsverhältnisse, die sich schon in den letzt behandelten Westcomitaten ankündigte, pflanzt sich in der Tolnaer Gespanschaft fort. Hier, vor Allem an dem Donaustrande, der großentheils die östliche Begrenzung bildet, ist kein bedeutungsloser historischer Boden, der überall Spuren der Römerzeit offenbart. Schon der alte Vorort des Comitates gleichen Namens wird seit dem 16. Jahrhunderte insbesondere nicht selten genannt. Noch bedeutsamer tritt als späterer Comitatssitz Simontornya, am Zusammenflusse der Sárviz, des Sijo und Kapos, auf.

Reich war hier die Kirche mit Gründungen bedacht, wie die alten Abteien Batta, Battaszék, Földvár, und Szegszárd beweisen.

Ungleich mehr Ausbeute gewährt dem Geschichtsfreunde das Báranyer Nachbarcomitat, ein gesegnetes Stück Erde, das im Fünfkirchener Gebirge und Steinkohlenbecken eine der ausgezeichnetsten Bildungen des Ostalpengebietes besitzt, dessen Saum hier von der Donau eingerahmt wird. In den Schloßtrümmern der später von

Serben (Raizen) bevölkerten Ortschaft Báranyavár an der Karasicza (Krascha) in der Südostecke des Comitates hat man an die alte Burg der Gespanschaft zu denken. Der eigentliche Vorort wurde jedoch die alte Bischofsstadt Fünfkirchen (slavisch: Pet Kostelu, magyarisch: Pécs), unzweifelhaft eine Gründung der slavischen Epoche, in deren Nähe Spuren des römisch-pannonischen Städtchens Sopianä entdeckt wurden.

Der verwandte Name des ostwärts abliegenden Pécsvárad, wo eine der ältesten Abteien Ungarns schon in K. Stephan's I. Tagen bestanden haben soll (seit 1015) und noch anderer Orte im gleichen Comitate, wie Magyar-Pécsvár, Német-Pécsvár, Rácz-Pécsvár, endlich die analogen Bildungen in anderen slavischen Gegenden Ungarns und der Umstand, daß der Slavenfürst Domaslaw jene Abtei dotiren half, legen es nahe, daß Pécs die ursprüngliche von Magyaren adoptirte Bezeichnung Fünfkirchens war und dieser letztere Name von der deutschen Ansiedlungsepoche herrührt, vielleicht angepaßt der kirchlichen Benennung „Quinqueecclesiae“, welchen Namen man bisher nur ungenügend erklären konnte. Die Echtheit der Stiftungsurkunde des Bisthums aus Stephan's I. Tagen vom Jahre 1009 zu untersuchen, kann unsere Aufgabe nicht sein. Ihre ausdrückliche Bestätigung fand sie wohl durch K. Andreas II. im Jahre 1235. Sicher festgestellt ist jedoch der Bestand des Bisthums durch K. Ladislaus' I. Urkunde vom Jahre 1093 und zugleich die frühe Colonisation der Bischofsstadt mit Deutschen. In K. Béla's III. Urkunde vom Jahre 1191 begegnen uns deutsche Namen dieser „Gäste“ oder Ansiedler Fünfkirchens, und es wird ausdrücklich der Freiheit der Kirchenleute der heiligen Peterskirche (Jobagionen, adelige Gäste und Bürger) von jeder andern Gewalt, ausgenommen die Abgabenpflicht an die Krone, gedacht. Wir haben es altersher mit gemischter Bevölkerung: Slaven, Ungarn, Deutsche, zu thun.

Nahe dem Donauufer liegt Mohács, in dessen Ebene die weltgeschichtliche Türkenschlacht (1526) vorging; dem jetzt bedeutenden Orte gegenüber breitet sich das Schwemmland von Mohács-Sziget, die „Mohácser Insel“ aus, von einem Nebenarme des Donaustromes, der Baracska Duna, eingerahmt.

Am südlichen Höhenzuge, der bei Villány ausläuft, erhebt sich der Berg Hársany, in dessen Nähe und nicht bei Mohács die Niederlage der Türken vom Jahre 1687 erfolgte. In der Nähe erhebt sich die Ruine Siklós bei der gleichnamigen Ortschaft, die Burg der Gara, wo einst (1402) K. Sigismund [illegible] als Gefangener der ständischen Opposition in Haft [illegible].

Wir wenden uns nun nordwärts an den Plattensee zurück. Seine nordöstliche Wasserfläche gehört dem Veßprimer Comitate zu. In dessen Gebiet fällt eine der interessantesten Bodenbildungen der centralen Ostalpen, der Bakonyerwald, an 12 Meilen lang und 2—5 Meilen breit, der bedeutendste Eichenwald Oesterreich-Ungarns, in einen südlichen, mittlern und nördlichen Theil gegliedert, von Flüßchen durchfurcht und in den offeneren Thalungen ein alter Culturboden.

An dem Ostsaume des südlichen Bakonyerwaldes, nicht weit vom Plattensee, liegt der alte Vorort der Gespanschaft Veßprim, oder Bezprem, wie die ältere, unstreitig slavische Bezeichnung lautet. Der Versuch, in diesem Namen das deutsche Weißbrunn finden zu wollen, ist sicher haltlos. Die Gründung des alten Bisthums in der „Stadt oder Burg Bezprem's" ist der Zeit nach nicht sichergestellt; man schwankt zwischen den Jahren 1001—1009, ohne stichhaltigen Anhaltspunkt. Denn die Urkunde, wonach Stephan I. 1009 der Kirche des heiligen Michael vier Städte: Veßprim, Stuhlweißenburg, Corteu (?) und Vyssegrad, unterworfen haben soll, ist mehr als verdächtig. Sichergestellt ist sein Bestand durch K. Ladislaus' I. Urkunde vom Jahre 1082 und jedenfalls reicht er bis in die Zeit Stephan's I. Auch hier bildete sich eine gemischte Colonisation mit deutschen Elementen. Im mittlern Bakony, am Oberlaufe der Gerencze, gründete K. Stephan I. nach urkundlicher Ueberlieferung (1036) die Benedictinerabtei Bakonybél mit großem Besitz, als Colonisationsboden verwerthet. — Im nördlichen Bakonyerwald erstand die alte Cisterzienserabtei Zircz, zugleich ein deutscher Colonistenort. — Das Städtchen Pápa an der Westgrenze des Comitates wird 1266 „Stadt" genannt. Später erscheint es im Besitze der Eßterházis.

An die Ostmarken des Veßprimer Comitates stößt das Stuhlweißenburger, gegen Morgen von der Donau eingerahmt, nordwärts von dem einen großen Flügel der Centralalpen Oesterreichs, die vom Bakony- und Vértesgebirge in einem mächtigen Bogen bis vor die Thore Ofens streichen. Die ganze historische Bedeutung dieser Landschaft ruht in dem gleichnamigen Vororte: Stuhlweißenburg, magyarisch Székesfehérvár (Alba regalis) am Sumpfgebiete des Sárrét. Die Analogie mit Belgrad „Griechisch-Weißenburg", Biograd (Bjeligrad), oder Zara vecchia, im dalmatinischen Chorwatien, legt die Versuchung nahe, in diesem Orte ebenso wie in Veßprim von Hause aus slavische Gründungen anzunehmen; um so mehr, als wir uns den Ort, woselbst K. Stephan I. 1004 ein Dom-

stift errichtete, und wo nach ihm die Könige Ungarns gekrönt wurden, schon im 10. Jahrhundert entwickelt denken müssen. Denn seine städtischen Freiheiten besiegelt schon der erste König Ungarns, wie wir dies aus der Bestätigungsurkunde vom Jahre 1237 entnehmen, und das Stadtrecht von Stuhlweißenburg galt in erster Linie als Musterrecht einer königlichen Freistadt, voran dem Ofener Rechte. St. wurde auch der Begräbnißort der Herrscher Ungarns. Aber seine bürgerliche Bedeutung überflügelten bald die Donaustädte der Nachbarschaft, da Stuhlweißenburg der Lage an der größten Verkehrsader des Landes entbehrte. Das alte Stuhlweißenburger Comitat reichte aber bis über das linke Donauufer, z. B. von Duna Vecse bis gegen Kalocsa.

So sind wir beim eigentlichen Herzen Donauungarns, zu der vereinigten Pesth-Pilis-Solter Gespanschaft angelangt.

Nahe den Grenzen des Graner Comitates an der Donau erhebt sich die „hohe Burg" Vyssegrad, die stolze „Plintenburg" wie sie der Deutsche alther hieß, schon dem Namen zufolge slavischen Ursprunges, den Tagen Großmährens angehörig. Hier bot die Natur den günstigsten Platz für eine das Donauthal beherrschende Feste, aber die gegenwärtigen Reste des Burgbaues gehören einer spätern, der arpádischen, Epoche und in ihren bedeutendsten Theilen der angiovinischen und korvinischen Zeit, dem 14. und 15. Jahrhundert an. Die slavische Grundanlage verschwand, aber der Umstand, daß Vyssegrad schon in Stephan's I. Tagen, z. B. 1009, als Burgort genannt wird, daß es längere Zeit den Mittelpunkt eines k. Burgbezirks oder Comitates abgab, fällt sehr in's Gewicht für die Annahme eines hohen Alters der ursprünglichen Gründung, die, wenn sie von Hause aus magyarisch gewesen, sicherlich nicht ohne magyarische Benennung geblieben wäre. Denn alle königlichen Burgen und Pfalzen selbst in durchaus slavischen Gebieten Ungarns begegnen uns mit magyarischen, oder doch magyarisch geformten Namen. Seit dem dreizehnten Jahrhunderte steigert sich Vyssegrads Bedeutung; im vierzehnten wird es der bevorzugte Königssitz der Angiovinen und der Bewahrungsort des kostbarsten Reichskleinodes, der Stephanskrone. Schon unter Karl Robert und Ludwig I. (1308—1382) geschah Alles, um hier einen prunkvollen Residenzort zu schaffen; der Korvine Mathias (1458—1490) steigerte noch seine Größe und Pracht, so daß der päpstliche Gesandte 1482 Vyssegrad das „irdische Paradies" nennt.

Das am andern Ufer liegende Maros wurde seit 1324 unter dem deutschen Namen „Neustadt" ein Ansiedlungsort, dem K. Robert die gleichen städtischen Freiheiten zudachte, deren die

Burgstadt Vyssegrad genoß. Das 16. Jahrhundert und die Türkennoth machten all' diese Herrlichkeit des Letztern verfallen.

Hinter Vyssegrad steigt die Donau im mächtigen Bogen nordwärts, um dann gleich darauf die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen. In der Krümmung dieses mächtigen Strombuges, der den baldigen Eintritt der Donau in die große Tiefebene ankündigt, am Hauptarme des Flusses, der hier die langgestreckte Sanct Andräinsel bildet, liegt die Bischofsstadt Waizen (magyarisch: Vácz, slavisch: Wacow), über deren Namen, Gründung und Bisthumsstiftung der Streit nicht geschlossen ist. Der magyarische Ursprung des Namens ist jedenfalls weit unwahrscheinlicher als dessen Herleitung aus dem Slavischen und ebenso haben die Vertheidiger der Ansicht, Stephan I. habe das Bisthum gegründet einen härtern Stand, als jene, welche es den Zeiten Gejsa's I. zuschreiben. Aber auch diese haben keinen urkundlichen Stützpunkt. Von einer Bischofsweihe ist vor dem elften Jahrhundert keine Rede.

Waizen ist die eigentliche Durchbruchstelle der Donau, jenseits deren auf der Ostseite das große Donau-Theißbecken des Karpathenbodens anhebt, während das Westufer des Stromes die Grenzmarke des Ostalpenlandes abgiebt. Dieser Gegensatz der Ufer prägt sich an einer Stelle aus, wo sich, wie nicht leicht anderswo, das eigentliche Herz des Ungarnlandes findet, in Weichbilde der Doppelstadt Buda-Pesth oder Ofen-Pesth, dort wo einst das Acincum und Contra-Acincum des römischen Pannoniens stand. Acincum war die wichtigste Stromhut Pannoniens nach innen zu, während als Bollwerk des Außenrandes gegen Daciens Flächen hin Contra-Acincum errichtet wurde. Und so repräsentirt auch in seiner Entwicklung Ofen das westliche, Pesth das östliche Ungarn und beide zusammen den Centralpunkt des Karpathenreiches.

Eigenthümlich und ziemlich verwickelt erscheinen auf dunkelm Grunde der Vergangenheit die mittelalterlichen Anfänge und Namenwechsel der Doppelstadt, die bereits vor dem 15. Jahrhunderte durch eine Schiffbrücke verbunden war. Auf den Trümmern des römischen Acincum, (auch Aquincum) erhob sich eine Burgstadt, welche in der deutschen Heldensage, mit dem Namen des gewaltigen Hunnenkönigs Attila, Etzel, verknüpft, den Namen „Etzelsburg" führt, von den Magyaren dagegen Budavár genannt wurde. Schwerlich dürfte in dem letztern Namen der eines Magyarenhäuptlings, sondern eher, wie Manche meinen, die slavische Bezeichnung Woda (Wasser) zu suchen sein. Es lassen sich wohl Gründe dafür anführen, obschon die slavische Namensform „Budin" sprachlich dafür keinerlei Anhaltspunkt

liefert. Aber an eine slavische Ansiedlung darf man unbedingt denken. Denn es wäre schier unbegreiflich, daß die pannonische Slavenwelt, insbesondere zur Zeit Großmährens, einen so ausgezeichneten Punkt, überdies mit Bautentrümmern der antiken Zeit, unbenützt gelassen hätte. Ueberdies war der alte Magyare vor Stephan's I. Tagen kein Burgen- und Städtebauer, er übernahm nur fertige Bestände. Also auch im Falle, wenn „Woda", Wasser, als Wurzel des Namens Buda, eine viel zu sehr gekünstelte Hypothese schiene und man an einen Eigennamen denken müßte, wäre er jedenfalls der vormagyarischen Epoche zuzuweisen. Die Wurzel „Bud" erscheint in slavischen Namenbildungen äußerst häufig, und die slavische Benennung Ofens, Budin, spricht eher dafür als dagegen.

Dies alte Buda (O.-Buda) erhielt eine Propstei des heiligen Peter, die Altofener Propstei, deren Anfänge auf Stephan's I. Tage (1022) zurückgeführt werden; ob mit unbestreitbarem Rechte wollen wir dahingestellt sein lassen. — Man behauptet nun, daß schon in den Zeiten der ersten Magyarenhäuptlinge aus Arpád's Stamme, angeblich unter Taxis oder Taksony, am linken Donauufer die Anfänge des heutigen Pesth erwachsen seien. Für diese Behauptung dürfte jedoch gerade so viel und so wenig sprechen als für die Tradition, Arpad habe seinen Sitz auf der Insel Csepel genommen. Vor K. Geisa's II. Tagen (1142—1161) haben wir gar keinen sichern Anhaltspunkt für den Bestand dieses alten Pesth. Jedenfalls colonisirte dieser ansiedlungsfreundliche König auch Alt-Pesth mit Deutschen, welche den Namen „Pesth" in ihrer Sprache mit „Ofen" wiedergaben, ein Name, der der sonnigen Lage und Sommerhitze des Ortes ziemlich entspricht, im Magyarischen gegenwärtig veraltet ist und nur zu sehr an das gleichbedeutende pec im Slavischen mahnt; gerade so wie das jüngere kemencze an das slavische kamna.

Neben dem alten Budavár (das heutige Alt-Ofen), wo wir auch schon seit Stephan I. deutsche Ansiedlungselemente annehmen müssen, unterhalb des St. Gerhardbergs, einst „Krähenfeld" (Crenfelt" im Leben des heiligen Gerhard) genannt, erstand Neubuda, oder die neue Stadt, der eigentliche Kern des mittelalterlichen Ofens, auf dem rechten Donauufer, noch vor dem Mongolensturm. Nach demselben (1242 . . .) bemühte sich Béla IV. auf der Anhöhe neben Neu-Buda eine bedeutendere Ansiedlung durch Süddeutsche oder „Schwaben" in's Leben zu rufen. So erstand ebenfalls auf dem rechten Donauufer die rasch aufblühende Stadtcolonie Uj-Pest im Magyarischen, Neu-Ofen im Deutschen genannt, verknüpfte sich im 14. Jahrhundert mit Neu- und Alt-Buda, welches letztere aus der

Kapitelstadt und der Stadt der Königin bestand, und hatte schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Alt-Pesth oder Alt-Ofen am linken Donauufer weit überflügelt. — So geschah es, daß gegen den Abschluß der Arpádenzeit und unter den Angiovinen den Wandlungen der Oertlichkeiten auch ein Wechsel der Ortsnamen sich anschloß. Der magyarische Name „Buda" und der deutsche „Ofen", hafteten nun ausschließlich an dem neuen größeren Pesth, welches später alle drei Bestandtheile (Alt-, Neu-, Buda- und Neu-Pesth) in sich schloß.

Dagegen beschränkte sich die Bezeichnung „Pesth" im Volksmunde so gut wie in der lateinischen Urkundensprache auf die alte Ansiedlerstadt am linken Donauufer, welche ursprünglich den Namen Pesth führte. Dieses alte Pesth (der Anfang des heutigen) stand dann in Abhängigkeitsverhältniß zu Neu-Pesth oder Ofen, bis dies Verhältniß K. Sigmund († 1437) löste, in dessen Tagen noch der „Alt-Ofner", d. i. Pesther „Gespanschaft" gedacht wird.

Ofen (Buda) überflügelte bald Stuhlweißenburg und die anderen Donaustädte; es wurde der Hauptstapelplatz des großen Handels an der Wasserstraße, mit einem reichen kräftigen Bürgerthum, das seinen Einfluß schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts in die Wagschale des ungarischen Thronkrieges warf und als „Rathhaus ganz Ungarns", wie es eine Quelle des 15. Jahrhunderts nennt, eines der ausgebildetsten Stadtrechte bereits Anfangs des 15. besaß. Welche Bedeutung Ofen zukam, beweist die korvinische Zeit am besten, für welche die Worte des deutschen Geschichtschreibers jener Zeit, Hartmanns Schedel in seiner Weltchronik, Ofen sei von allen Städten die berühmteste, „mit königlicher Wirdigkeit geschmückt" und „von gar hohen Zinnen und wunderswirdigen Geschloß die allerschönst'", den besten Beleg bilden. Die Begründung der Türkenherrschaft im 16. Jahrhundert, als deren Mittelpunkt Ofen, der Sitz des Vezier-Pascha galt, fanden an Ofen den bedeutendsten Halt. Der Moslem fühlte sich hier, in der Stadt der heißen Quellen und Warmbäder, einem Thermengebiete ersten Ranges, sehr behaglich.

Pesths Bedeutung lag in der Comitatsgewalt, deren Sitz allda war, und in der Nachbarschaft des Rákos-Feldes, wo die großen Versammlungen des Reichsadels tagten, insbesondere seit dem 14. Jahrhundert.

Der Name stammt unzweifelhaft von dem slavisch-magyarischen rák (Krebs) und ist auch in den benachbarten Orten, z. B. Rákos-Kereßter, Rákos-Csaba vertreten. Der Name Rakosch, in deutscher Form Rakusch, wurde dann auch als gleichbedeutend mit einem Reichs-

tage, insbesondere in bewegten Zeiten, angewendet. Der Aufschwung Pesths zur eigentlichen Großstadt und der Niedergang Ofens gehören dem neunzehnten Jahrhundert an. Anfangs des 18. war jener Ort gänzlich verfallen zu nennen.

In der Nähe Buda-Pesths finden wir Inseln von alter geschichtlicher Bedeutung, so vor Allem die Haseninsel, später Margaretheninsel genannt, woselbst seit Béla IV. ein Kloster der Augustinernonnen bestand, worin wir der Tochter des Königs, Margarethe, begegnen; ferner die große Insel Csepel, einst auch Ráczkewe genannt, nach dem Vororte, einer alten Serben- oder Raizen-Colonie. Eine solche bestand auch auf dem Boden von Neu-Buda, heutigen Tages noch Raizen-Vorstadt genannt.[1]

Nicht weit von Ofen findet sich das Dorf Solmar (Solyomvár) mit einem alten Schlosse. Hier gab es schon in Stephan's I. Zeit deutsche Ansiedlung. Wir müssen noch der Comitatsgliederung gedenken.

Ofen mit Vyssegrad und den genannten Inseln gehörte zum Pilischer-Comitate, dessen Namens-Vorort das heutige Pilis-, Sz. Kereßt war, wo bereits im 13. Jahrhundert ein Zisterzienserkloster bestand.

Das Pesther-Comitat zieht sich weit ostwärts in die große Tiefebene, von Waizen als westlichem Endpunkte bis an die Hevescher Gespanschaft im Nordosten und südwärts bis an die jazygisch-kumanischen Distrikte. In der Nähe von Pesth liegt Mogyoród der Kampfplatz K. Salomo's und Gejsa's I. (1074). In den weiten südwestlichen Gefilden breitet sich aus der Marktort Czegléd, der Mittelpunkt des großen Bauernaufstandes Ungarns in Dózsa's Tagen. (1514)

Politisch verbunden mit dem Pilischer und Pesther Comitate erscheint das Solter, so benannt nach dem Orte Solt (Zsolt) an der Donau, dem gegenüber Duna-Földvár liegt. Dasselbe dehnt sich weit nach Süden aus.

Seine bedeutendste Stadt wurde Kolocsa (auch Kalocsa), der alte Bisthumsort, dessen Hochstift den Tagen des ersten Ungarnkönigs in seiner Gründung zugeschrieben wird, und als Erzbisthum dem Graner bald an die Seite trat. Zwischen der Kirche von Kolocsa und der zu Bács im gleichnamigen Nachbarcomitate, woselbst man auch schon Stephan I. die Gründung eines Bisthums zuschreibt, vollzog sich vom elften in's zwölfte Jahrhundert die Einigung, wonach dann von Bács-Kalocsaer Erzbischöfen die Rede ist.

Aber wir müssen aus dem Unterlande, wohin uns die Skizzirung

des Pesth-, Pilis-, Solter-Comitats führte, den Weg wieder nordwärts einschlagen um dem Plane dieser historisch-topographischen Wanderung treu zu bleiben. Nicht willkürlich mag es erscheinen, daß wir mit dem westlichen Ungarn und zunächst mit dem Berglande an der Strompforte Preßburgs anhuben. Denn alle diese Gespanschaften an der March, Waag, Neutra, Gran und Eipel mit der tonangebenden Slavenbevölkerung und den vorzugsweise slavischen Namen der Comitate und Orte reichen in ihrem mittelalterlichen Leben vor die Tage der Einwanderung des Magyarenvolkes, oder wurden erst in späteren Jahrhunderten der Arpádenzeit durch Ansiedlungen dem nichtslavischen, magyarischen und deutschen Volksthum erschlossen. Auch die Zugehörigkeit der am Südsaume des karpathischen Waldgebirgs befindlichen Gebiete, wie Trentschin, Arva, Thurócz, Liptau, an das Arpádenreich läßt ebenso wenig eine genaue Zeitbestimmung zu, als die Frage, wann wurde überhaupt das karpathische Waldgebirge die Nordgrenze des Reiches. Man braucht nicht die Ausdehnung der Přemyslidenherrschaft in den Tagen Boleslav's II. († 999), östlich über die March in's Karpathenland hinein, als unumstößlichen Glaubenssatz hinzustellen, noch allzu voreilig für die große Ausdehnung des Polenreiches unter Boleslav Chrobry († 1024) einzutreten, oder den Träumen eines slovakischen Historikers von „Weiß-Ungarn" als einem Stücke Groß- oder Weiß-Chorwatiens nachzugehen, und darf doch kühnlich behaupten, daß von einer Karpathengrenze in Arpád's Tagen nicht geredet werden dürfe, ja daß sie erst für die Schlußzeit Stephan's I. einigermaßen feststeht.

Die westungarischen Gespanschaften am Südufer der Donau bis zur Drau zeigen auf der Trümmerwelt der römischen Cultur von der Völkerwanderungsepoche her slavisches Ansiedlungswesen und gehören, wie die am Nordufer des Stromes, unmittelbar vor dem Magyareneinbruche, dem großmährischen Reiche an.

Als die Magyaren stückweise dem großmährischen Reiche ein Ende machten, siedelten sie sich selbst in den fruchtbarsten ebenen Theilen an und überließen die gebirgigeren oder unwirthlichen Gegenden an der Westgrenze der fremden deutschen Ansiedlung. So entwickelte sich auf diesem Boden ein kräftiges magyarisches Volksthum aber stark mit fremdem altsässigen Slaventhum und jüngerm Deutschthum, in den königlichen und bischöflichen Städten auch mit Italienern gemischt. Von anderer Bevölkerung sind die zahlreichen Bestände von Petschenegen oder Bissenen (Bessenyö), diesem den Magyaren verwandten Volk, bemerkenswerth. Wir begegnen ihnen beinahe in allen Comitaten des südwestlichen Ungarns, im Preßburger, Raaber,

Eisenburger, Sümegher, Zalader, und an der Grenze der Komorner und Neutraer Gespanschaft; schon der Name (Bessenyö) und urkundliche Andeutungen wie z. B. das „Dorf", der „Grund der Bissenen" (villa, terra Bissenorum) kennzeichnen sie.

Das Centrum Ungarns, das Pesther (Pilis-Solter) Comitat mit Budapest, bildete den Schlußstein der bisherigen Betrachtung und zugleich den Ausgangspunkt der weitern Rundschau. Unsere Wege führen in das ostungarische Bergland und dann in die große Theißebene, auf einen Boden, der erst seit der Besitzergreifung durch die Magyaren die eigentliche historische Bedeutung gewinnt.

Aus dem Pesther Comitate führt uns nordöstlich der Weg in das Hevescher, dessen gleichnamige Burgpfalz im Süden der Gespanschaft lag; ein Stück Erde, das nordwärts die Natur des Berglands, gegen Mittag die Beschaffenheit der Tiefebene vereinigt und einen der schönsten Gebirgsstöcke der innern Karpathen, die rebenreiche Mátra einschließt. Die Zagyva durchfurcht diesen Boden westlich, bei Hatvan, einem in den letzten Tagen der jagellonischen Herrscher Ungarns, 1520—1526, oft genannten und von den Türken innegehabten Städtchen vorbei.

Ostwärts thut dies die Eger, der „Erlenfluß", an dessen Ufer sich der bedeutendste Ort der Gespanschaft und überhaupt des ganzen Gebietes am Grenzsaume des Berglandes und der Tiefebene gleichen Namens entwickelte: Erlau (Erlenau, magyarisch: Eger, slavisch: Jager), an der Mátra, der alte Sitz des größten Bisthums Ost-Ungarns, mit einem Sprengel, der den Graner nahezu an Umfang übertraf und ein Stück Central-Ungarn, überdies das ganze Nord-Ostland umfaßte, da die römisch-katholischen Bisthümer Kaschau und Szatmár der neuern Zeit ihren Ursprung verdanken und auch die griechisch-unirten zu Munkács und Eperies viel später geschaffen wurden. Die Erlauer Hochkirche gilt als Schöpfung Stephan's I., doch läßt sich erst seit dem 12. Jahrhundert eine Bischofsreihe feststellen, und die Rechte und Besitzungen des Bisthums finden sich in einer Bestätigungsurkunde des Jahres 1261 verzeichnet. Hier gründete der Türke 1598 ein zweites Paschalik, dem das ganze Gebiet nordöstlich von der Donau unterstand. Nicht leicht gab es einen so günstig gelegenen Punkt für die Machtstellung an der Südzone des Berglandes.

An der Straße von Erlau, westlich nach Maklár, bereits im Borschoder Nachbarcomitate, liegt Andornák und nicht allzu entlegen davon in der Hevescher Gespanschaft, südlich vor [illegible] in

der Kriegsgeschichte von 1849 wichtig gewordenen Orte, ein zweiter Ort, Káal. Beide Dörfer gehören zu den ältesten Spuren ausländischer Ansiedlung, als sogenannte „gallische“ Orte, wie sie noch im 16. Jahrhundert heißen, d. i. Wallonencolonien aus der Gegend von Lüttich, deren Einwanderung nach Ungarn, in die Gegend von Erlau, eine alte belgische Chronik schon in's elfte Jahrhundert (?) rückt, während eine zweite die Thatsache bezeugt, daß diese Wallonen, im 14. Jahrhundert nach Hause kommend, ihre heimische Sprache und Sitte ungeschwächt erhalten hätten.

Ein noch immer nicht gelöstes ethnographisches Räthsel sind die magyarischen Palóczen des Hevescher, Borschoder, beziehungsweise auch des Gömörer und Neograder Comitates, mit ihrer eigenthümlichen gutturalen Sprechweise. Sollte dabei an eine Mischung der Magyaren mit Polowczern oder Kumanen des 11. und 12. Jahrhunderts gedacht werden?

Das angrenzende Borschóder Comitat, ebenso wie das Hevescher durch eine charakteristische Karpathenbildung, das Bükk-Gebirge, charakterisirt, äußert noch mehr den Uebergang zum bergländischen Ungarn; doch wiegt noch die Fläche und rebenreiche Hügelbildung vor. Das Hauptthal liegt im Osten, vom Sajó, dem westlichsten Hauptzuflusse der Theiß, gebildet, einem Gewässer, dessen Name in der alten Sprache „Sóyu“ dem deutschen „Salzache“ an die Seite gestellt werden kann, denn in der That entspricht dem die slavische Benennung des Flusses: Slanák, und die Orte Alsó- und Felsö-Sajó, im benachbarten Gömörer Comitate, heißen slavisch: Slanák, deutsch: Salza.

Nordöstlich ist das Rinnsal der Bodwa, die bei Ecseg in den Sajó mündet. Nahe der Hevescher Grenze, anderthalb Meilen von Erlau, ragt bei dem Dorfe Szihalom ein Hügel empor, im Volksmunde „Földvár“ (Erdburg) oder Arpádvár (Arpadburg) genannt, jüngst durch reichliche Ausgrabungen in archäologischen Kreisen berühmt geworden. Noch mehr Gewicht legte jedoch darauf die nationale Geschichtsforschung der Magyaren, indem sie in den Funden von Szihalom, die in die sogenannte Eisenzeit hineinragen, sichere Anhaltspunkte für die Lieblingsidee fand, daß die Magyaren unter Arpad thatsächlich von Nordosten her an die Donau vorgedrungen seien. Abgesehen jedoch von der sehr unbestimmten Sprache, welche jene Ausgrabungen reden und dem Umstand, daß von anderer Seite der „prähistorische“ Charakter der bewußten Funde nur allzu sehr betont erscheint, darf man der Volkssage oder dem volksthümlichen Namen jenes Gräberhügels nicht blindlings folgen, ebenso wenig als dem

Zeugnisse des berüchtigten Anonymus, dem noch immer in Ungarn überschätzten Geschichtsfabrikate des 13. Jahrhunderts. Man weiß, wie gerne alle Völker aller Zeiten solche Oertlichkeiten mit der ersten Epoche ihres Lebens und mit dem Namen ihrer berühmten Häuptlinge in Verbindung bringen und ebenso häufig eine Gelehrtenfabel in den Kreis der eigenen Ueberlieferung hereinzuziehen pflegen.

Der alte Vorort des Comitates ist Borsód an der Bodwa, dessen Burg verfiel, während die Veste Szendrö immer bedeutsamer wurde. Um so bedeutender wurde die königliche Pfalzburg und der Lieblingsaufenthalt K. Mathias' des Korvinen, Diós Győr bei Miskolcz, welcher letztere jetzt bedeutende Ort im Sajothale im 14. Jahrhundert auftaucht und im 15. den Titel „Stadt" führt. Südöstlich in der weiten Ebene, die zum Zempliner Comitate hinüberstreicht, erhebt sich Onód, in der Türkenzeit und in den Tagen der großen Insurrectionen eine wichtige Festung. Jenseits Onod nach Zemplin verläuft, vom Sajó durchschnitten, die Haide (Pußta) Mohi, wo die verhängnißvolle Mongolenschlacht vom Jahre 1241 stattfand. Bei den Orten Galgocz und Wadna befanden sich 1440—1462 Täbers oder Festen der hussitischen Söldner.

Wir müssen jedoch hier die Wanderung unterbrechen und uns nordwestlich zurückwenden, um an die Marken des ostungarischen Berglandes zu gelangen.

Als Bindeglied des west- und ostungarischen Berglandes darf die Klein-Honter und Gömörer Gespanschaft angesehen werden. Ihr Boden ist gebirgig, aber die Ueppigkeit der Fluren in den südlichen Thalungen bildet den Uebergang zur Natur des angrenzenden Neograder, Hevescher und Borschoder Comitates. Gleiches ist bezüglich der Nationalität der Fall. Das nördliche Berggelände zeigt die Slowaken als herrschende Bevölkerung, der offenere Süden die Magyaren als solche.

Das Hauptthal der Klein-Honter-Gespanschaft (14 Quadrat-Meilen) bildet die Rima, ein Nebenfluß des Sajó. Auf der Oberstufe finden wir den alten Colonistenort Theißholz (Tisoc), an dessen deutsche Ansiedler Flurnamen noch erinnern. Hier wie in der ganzen Nachbarschaft wurden böhmisch-mährische Söldner hussitischen Glaubens, die mit Jiskra von Brandeis 1440 nach Oberungarn als Parteigänger Habsburgs zogen, seßhaft. In Theißholz erstand ein hussitisches Bethaus, das dann protestantisch wurde. Solche Hussitencolonien müssen wir auch im nahen Rimabrezó, Rimabánya, wo altersher auf Erz gebaut wurde, und zu Rahó, denken. Der Hauptort der Gespanschaft, welche zwischen ihrer Eigen-

ständigkeit und dem Anschlusse einerseits zu Groß-Hont, andererseits zu Neograd schwankte, und unter K. Joseph II. 1782 in naturgemäßer Weise mit dem Gömörer Comitate verbunden wurde, ist Rima-Szombat (Rimawska Sobota) auf der Mittelstufe des Rimathales, von den deutschen Ansiedlern der Vergangenheit „Großsteffelsdorf" genannt, offenbar in Erinnerung an den einstigen Besitzer oder Colonisator. Szécs am Unterlaufe der Rima erinnert an das alte Geschlecht der Szécsy, während Osgyan, die Burg an der Grenze von Neograd, an die Hussitenkrieger in Ungarn mahnt.

Die Gömörer Gespanschaft, deren Name sich an den gleichnamigen Ort in Landesmitte knüpft und in der ältern Schreibung auch „Gumur" lautet, gliedert sich in drei größere Thalungen, in das Sajothal und in die Nebenthäler der Jólswa und Csetnek. Der Erzzug berührt Rosenau, Topschau, Csetnek, Murany und streicht nach Klein-Hont hinüber. An dem Klein-Honter und Neograder Gemärke begegnet uns die im Türkenkriege des 16. und 17. Jahrhunderts nicht selten genannte Festung Ainacskö.

Am obern Sajolaufe entwickelte sich zum bedeutendsten Städtchen Rosenau (Roznobánya, Rožnawa), einst Besitz der Graner Erzbischöfe, wie dies seit 1291 urkundlich bekannt wird, von Hause aus ein Bergort, der sein Emporkommen und die städtischen Freiheiten, welche ihm K. Sigismund 1418 verlieh, deutscher Betriebsamkeit verdankte. Das hiesige Deutschthum schwand jedoch völlig. Der Ort litt viel in der Türkenzeit, dreimal vom Feinde eingenommen. 1776 erstand hier der Sitz eines Bisthums.

Behauptet hat sich das Deutschthum jedoch in dem westlicher, an den Quellenbächen des Sajó liegenden Markte Dopschau (Dobschina), einem alten Berghäuerorte. In K. Béla's IV. Urkunde „Topsucha" geschrieben, zeigt es seine freistädtischen Rechte schon durch die Urkunden des 14. Jahrhunderts festgestellt.

An der Jólsva erhebt sich das alte Schloß Murány, bereits 1271 urkundlich genannt und im 17. Jahrhundert ein Ort, an welchen sich ein Stück bewegten Geschichtslebens knüpft. Zu dieser großen Burgherrschaft zählte auch der bedeutende Marktort Nagy-Röcze (slavisch: Rewuze), deutsch: Rauschenbach, mit gemischter slovakischer und deutscher Bevölkerung, welche letztere hier eben so ganz verschwand, wie aus allen Nachbarorten, z. B. aus Jólsva (Jolsau), wo einst Bergbau auf Gold, Silber und Eisen blühte und ein städtisches Gemeindewesen bestand, oder aus Pelsöcz, slavisch Pleschiwec, deutsch „die Pleißnitz", an der Mündung des Csetnek-

baches in den Sajó, das einst bedeutend war, und Csetnek (slavisch: Stitnik), einem wichtigen Orte mit städtischen Freiheiten und vorzüglichem Eisenbergbau, voranstand. Alte Orte sind auch Achten, eine deutsche, dann slavisirte Kolonie, Ochtina als solche genannt und Oláh-Patak, slavisch: Wlachowo, einst Lampertsdorf.

Unter den zahlreichen Burgorten seien Tornallya am Sajó, nahe dem alten Vororte des Comitats, Sajó Gömör, Putnok, einst angesehen, und vor Allem Krasnahorka, an der Nordostgrenze des Comitats, die feste und weit gefürchtete Burg der mächtigen Bebeks von Pelsöcz, eines reichen aber gewaltthätigen Magnatengeschlechtes ersten Ranges, das die innere Geschichte Ungarns im 15. und 16. Jahrhundert mit seinem Namen erfüllt.

Die Insassen Gömörs hatten lange die böhmisch-mährischen Hussitensöldner in ihrer Mitte gehabt, so in Rosenau, Csetnek, Sajó, Jólsva, auf der Burg Derencsén, und an a. O.; ja es bildeten sich ständige Ansiedlungen dieser Kriegsleute und lange gewahrte man an den von ihnen benützten oder errichteten Kirchen das Abzeichen des Kelches. Auch die dunkle Erinnerung an die Mongolen, die „Hundsköpfe" (Psohlawci), erhielt sich unter der slavischen Bevölkerung.

Der Grenzboden der Gömörer und Tornaer Gespanschaft ist reich an Naturwundern ersten Ranges. Alther bekannt war die Eishöhle am Sziliczer Plateau und die Grotte von Szadellö; in neuerer Zeit eroberte sich das Tropfsteinlabyrinth von Agytelek einen weltkundigen Ruf.

Der alte Vorort des letztgenannten kleinen Comitats, das mit dem größeren Abaujvarer zusammenhängt, ist Torna, slavisch: Trnawa, die „Tornau", am gleichnamigen Flüßchen, der dem Sajó zumündet. Nach Urkunden K. Béla's IV. (1238 und 1263) ist ein Mal von dem Comitate, das zweite Mal vom Distrikte Torna die Rede.

Hier besaß der Graner Erzbischof Sprengelgewalt und Einkünfte. Torna selbst, ein bedeutender Burgort, wie die gewaltigen Trümmer der alten Burg (Tornavár) andeuten, hatte Ansiedlung, und zwar deutsche und italienische bereits im 13. Jahrhundert neben Slaven und Magyaren.

Eine zweite königliche Pfalzburg war ursprünglich Görgö, deren Insassen sowie die des Nachbarortes Vendégi („Fremdendorf") Zehent nach „deutscher Art" dem Graner Primas (bis 1263) entrichteten. Bedeutsam blieb Szadvár als fester Ort. Falucska (Hočawa) führte den deutschen Namen „Bagnerhay".

Der Boden der Abaujvarer Gespanschaft sch

in das Bindeglied zwischen ihr und der Tornaer, die frucht- und sumpfreiche „Kanyapta", in das südwestlich streichende Hauptthal der Hernad, (auch Honrat geschrieben, von den alten deutschen Colonisten „Kundert" genannt,) des bedeutendsten Zuflusses, der dem Sajó zufällt, in das von Nord nach Süd verlaufende „Eichengewälde", die „Cserehát", und in die beiden gebirgigeren Flanken nach Nordwesten, zur Zips hin und südöstlich zum Hegyallyazuge der Zempliner Gespanschaft.

Der Name der Gespanschaft, „die neue Burg Aba", mag sich allerdings an die nun verschollene Burg beim Dorfe Ujvár, im Füzérer Bezirke, knüpfen; doch bleibt dies fraglich. Ebenso ist es ein Streitpunkt, ob ursprünglich und bis zu welcher Zeit die Comitate Abauj und das benachbarte Sáros eine größere Einheit, die Ujvárer Gespanschaft, bildeten, der man auch das Hevescher Comitat zuweisen will. Die Thalebene, erschlossen nach allen Seiten, vom Hernadflusse durchschnitten, umgiebt den Vorort auf ursprünglich slavischem Grund und Boden, Kaschau (slavisch: Kaschawa, Koschitze, magyarisch: Kascha), das „Korbdorf", „Binsendorf", wie man den Namen am besten deuten kann.

Die alte Burgstadt an der Radowa (Hradowa-Burgberg), Alt- oder Ober-Kaschau, wurde bald von der jüngern Deutschcolonie Unter- oder Neu-Kaschau, der jetzigen Stadt dieses Namens überflügelt. Die urkundlichen Anhaltspunkte heben mit dem Freibriefe K. Stephan's V., des Mitregenten Béla's IV., vom Jahre 1261 an. Die Stadt muß sich rasch entwickelt haben, denn schon zu Beginn des 14. Jahrhunderts, in den Thronwirren der ersten anjouanischen Epoche waren die Kaschauer eine kräftige Gemeinde, deren Bürger den Bedränger ihrer Freiheiten, Palatin Omodé aus dem Geschlechte Aba, dem begütertsten dieser Gegend, im Aufstande erschlugen, sich seiner Rächer erwehrten und dem König Karl Robert (1312) treu zur Seite standen gegen die Waffengenossen des mächtigen Mathäus Csák, Grafen von Trentschin. Die Stadt, deren Acten bis in das 14. Jahrhundert zurückreichen und eine interessante Musterkarte deutscher Bürgernamen und Rechtssatzungen darbieten, dessen Archiv auch eine eigenthümliche Handschrift des Schwabenspiegels vom 15. Jahrhunderte beherbergt, war ein Hauptknotenpunkt des Handels Oberungarns und stand in innigen Verkehrsbeziehungen zu Krakau. Die Stürme des 15. Jahrhunderts beeinträchtigten den Wohlstand Kaschau's, ohne ihn zu vernichten. Das magyarische Volksthum macht sich erst im 16. Jahrhundert, in der Zeit der Kämpfe um den Thron zwischen Habsburg und Zápolya, geltend. Es wandert allmählich aus der

Vorstadt in die innere Stadt, doch blieb der Kern des Altbürgerthums deutsch, während in den Vororten das Slowakenthum herrscht. Alle wechselnden Geschicke Oberungarns der letzten vier Jahrhunderte hatten an Kaschau ihren Brennpunkt, es war ein Hauptwaffenplatz der jeweiligen Herrschaft Oberungarns, so z. B. auch Jiskra's von Brandeis und seiner hussitischen Söldnerschaaren seit 1440, der vielumworben und bestrittene politische Vorort Ungarns; eine königliche Freistadt ersten Ranges, hervorragend in der Geschichte der confessionellen Bewegungen und des Schulwesens Oberungarns.

Auf dem Felde des Protestantismus vor Allem spielt es eine tonangebende Rolle, doch war der Katholicismus immer wieder emporgekommen und suchte seine Herrschaft zu behaupten. Darum war Kaschau einer der wichtigsten Plätze für den Jesuitenorden und seine Tendenzen in Kirche und Schule.

In der Bodwathalung, nordwestlich von Kaschau, begegnen wir alten Orten von geschichtlicher Bedeutung im Cultur- und Staatsleben Ungarns. Der wichtigste ist der Klosterort Jászó (Joß, Joßau), das „Schützendorf", ein altes Prämonstratenserstift mit Colonisationsrechten schon vor dem Mongolensturme. Hier nahm Béla IV. nach der Vernichtungsschlacht am Sajó auf der Flucht kurzen Aufenthalt. Unter Karl Robert ward eine Burg auf nahen Felsen erbaut; fortan führte auch das so geschützte Kloster die Bezeichnung „Veste Jászó" (castrum Jaszo). Seine Räume beherbergten das Reichsarchiv für ein weites Gebiet Oberungarns.

Das benachbarte Szepsi scheint seit der Besetzung durch hussitische Söldnerschaaren (nach 1440) den Namen Moldawa erhalten zu haben. Der Erzzug führt von Jászó und Rudnok gegen das Zipser Gründergebiet. Auf diesem Wege findet sich eine alte Deutschansiedlung mit merkwürdigem, zumeist dem Dopschauer verwandtem Dialekte, Ober- und Nieder-Metzenseifen. Mehr nach Norden liegt Arany-Idka (das „goldene" Idka), mit Bau auf edles Metall. Seine deutschen Gäste erhielten schon 1349 bergstädtische Freiheiten.

Ein seiner Zeit bedeutender Bergort war noch im 15. Jahrhundert Telki-Bánya. Göncz hatte für das alte Comitatswesen, als ein Versammlungsort des Adels, namhafte Bedeutung, während Peren bei Enyiczke, als Stammsitz einer der ältesten und mächtigsten Adelsfamilien, der Perényi, Erwähnung verdient.

Im Abaujwárer Comitate hatte das Erlauer Bisthum und Kapitel namhaften Besitz; hier haben wir es auch mit seinem Sprengel zu thun, der dann nach Sáros und weiter ostwärts griff,

während Torna und Zips noch zum Graner Sprengel als dessen nordöstlichste Gebiete zählten.

Naturgemäß müssen wir nun den Weg aus der Abaujwárer Gespanschaft, nordwestlich oder nordöstlich, in das Zipser oder Sároscher Comitat einschlagen. Zweckentsprechender wird die Wanderung unmittelbar in den südwestlichen Saum des erstgenannten sein. Hier bilden die sogenannten „Gründe" oder „Gründner Gemeinden" ein durch Höhenzüge von der eigentlichen Zipser Landschaft abgemarktes Gebiet, im innigen Zusammenhange mit der Nordwestflanke der Abaujwárer Gespanschaft. Auf einem Gebirgsboden von 12 Quadrat-Meilen, den die zum Hernadgebiete zählenden Flußläufe der Göllnitz (Göllenz, slavisch: Hnilec) und Schmölnitz (Schmöllenz, slavisch: Smolenica) durchziehen, entwickelten sich inmitten spärlicher Slavenbevölkerung deutsche Berghäuer und Handwerksdörfer, deren zwei städtische Bedeutung errangen.

Zunächst sei Göllnitz gedacht, dessen ursprünglich slavische Namensform in der ältesten Urkunde von 1276 „Gilnichbánya" lautet. Als königlicher Bergort mit Silber- und Kupferbau verräth Göllnitz schon zehn Jahre später ein kräftiges Gemeinwesen. Ziemlich gleichzeitig entwickelt sich Schmölnitz (Szomolnok, Smolenice, „Pechdorf"). Nach der Sage kamen Theersieder auf Silber- und Kupferlager, und an deren Abbau knüpfte sich die Entwicklung dieses landesfürstlichen Montanortes. Hier ward der Bau auf Gold und Silber als ausschließliches Regale betrieben und beide Orte, Göllnitz und Schmöllnitz, erlangen bereits 1327 die vollen Rechte und Freiheiten königlicher Bergstädte. Kaum zehn Jahre später zeigen sich auch schon die Nachbarorte Einsiedel (Remete, Mnišek) und Schwedler (Schwaidler) entwickelt. 1290 erklärte eine königliche Urkunde auch die Dörfler und Gäste von Wagendrüssel-Stillbach in die Gemeinschaft und Genossenschaft der Getreuen der Krone aufgenommen. Seit dem 14. Jahrhundert gewannen auch Reichenau und Kluknau (Fleckenau, slavisch: Kluknowa), als Orte mit Eisenindustrie, Bedeutung. Gleiches gilt von Stooß auf der Südwestseite der Gründe gegen Metzenseifen. Auch Folkmar, Jekelsdorf an der unteren Göllnitz und Margeczan an der Hernad gehören zu den slowakisirten Gründerorten.

Die Blüthe dieser und der anderen Gründner Gemeinden, unter denen z. B. Göllnitz, der Oberort und das Appellationsgericht für alle Häuerstädte der Zips, des Gömörer und Abaujwárer Comitats abgab, ja noch 1748 in dieser Stellung anerkannt wurde, welkte

seit dem 15. und 16. Jahrhundert sichtlich und verkümmerte nahezu ganz in den Wirren des nächsten Jahrhunderts.

Zwei Familien des ungarischen Hochadels haben hierzu nicht wenig beigetragen, die gewaltthätigen Bebeks von Pelsöcz und Krasnahorka und die Pfandherren Csáky von Kereßtßeg, wie sehr auch in erster Linie Kriegsnoth und Wuth der Elemente das Zerstörungswerk übernahmen.

Verfolgen wir die Thalung der Hernad von Kluknau und Reichenau nordwestlich weiter, so begegnet uns der alte Montanort Krompach (Krumbach), bereits 1310 urkundlich genannt. Hier sei der Weg in das eigentliche „Zipser Land“ eingeschlagen. Nahe dem linken Ufer der Hernad an einer alten nordwärts führenden Straße liegt Wallendorf (eigentlich Walchendorf, slavisch: Wlahy, magyarisch: Olaßi, villa Latina), eines der ältesten Colonistenstädtchen dieses Gebietes, das laut einer Urkunde K. Béla's IV. vom Jahre 1243, kurz nach dem Abzuge der entsetzlichen Mongolen, von (flüchtigen) Italienern aus Torna besiedelt worden sein muß. Allerdings blieb in Wallendorf das deutsche Element das herrschende, nichts desto weniger behaupteten sich in der Bürgerschaft italienische Namen bis in späte Zeiten.

Nördlich von Wallendorf, der einzigen Wälschen-Ansiedlung des Zipserlandes, erhebt sich eine gewaltige Burgruine mitten aus den Feldern auf weithin sichtbarem Hügel. Es ist die Zipser Burg, das „Zipser Haus“ (Szepes-vár; Spisský zámek), die alte königliche Feste, die der Schwerpunkt des Comitats war und ihren Namen dem letzteren auftrug. Denn nicht, wie Schlözer will, von dem Kornzinse der deutschen (flandrischen) Ansiedler (Zip) hieß das Land am Südostfuße der Tátra das der „Zipser“ (umfaßte ja doch der Name Zips (Szepes, Spissy) weit mehr als den Colonistenboden) sondern von jener Burg nannte sich so der ganze Comitatsgrund, der den Zipserboden oder das Land der Zipser (Zöpser) Sachsenstädte im engern Sinne einschloß. An die Anfänge des Zipserhauses müssen wir denken, bevor sich noch das Angelände der Tátra zwischen der Hernad, Popper und Dunajec mit flandrisch-sächsischen Colonisten gefüllt hatte und großentheils das war, was der Ausdruck eines alten Chronisten und einer Urkunde des 13. Jahrh. andeutet „der Wald Zepus“ (Szepes); ähnlich so wie man noch im 13. Jahrhundert von einem „Walde Bereg“, im gleichnamigen Comitate, sprach.

Dem Zipser Hause gegenüber erhob sich, vielleicht unter K. Béla III. († 1198) die Zipser Propstei, deren erster bekannter Vorsteher Adolph, Bruder des Tiroler Adeligen Rutger (von Matrai),

aus dem Gefolge Gertruden's von Andechs-Meran, der willensstarken ansiedlungsfreundlichen Gemahlin K. Andreas' II. 1209 urkundlich auftaucht.

Gewiß war Propst Adolph rührig im Colonisiren, zu welchem Behufe ihm der Arpádenkönig das ganze Waldgebiet am Fuße der Tátra, am linken Popperufer verlieh, oder vielmehr Adolph's Bruder, jener Rutger (Rüdiger), Stammvater der Erbgrafen Berzeviczy zu Groß-Lomnitz, Hundsdorf und Altwaldsdorf; aber ebenso müssen wir annehmen, daß um diese Zeit der Ort unterhalb der Zipser Burg bereits deutsche Ansiedlung besaß, oder sie jetzt empfing. Bezeichnend nennen die Magyaren und Slaven den Ort „unter der Burg" (Szepesvár-allja, Podhradce), wogegen ihn die deutschen Ansiedler, mit Rücksicht auf die oberhalb desselben erbaute Propsteikirche, Kirchdrauf hießen. Als eine der 24 königlichen Städte der Zips erscheint Kirchdrauf in der maßgebenden Urkunde von 1274; sie war damals bereits von dem jüngern Vororte, Leutschau, überflügelt, doch nimmt sie 1317 in der zweiten wichtigen Urkunde Karl Robert's den zweiten Platz, unmittelbar hinter Leutschau, ein. 1412 theilte sie das Loos, mit 12 anderen Orten an Polen verpfändet zu werden, was zu ihrem Verfalle wesentlich beitrug.

Von der Zipser Propstei führt die Straße über Görgö (Garg, Gargo) dem Stammsitze der zweitbedeutendsten Zipser Adelsfamilie Görgey, schon 1258 urkundlich genannt, nach Leutschau (magyarisch: Löcse, slavisch: Lewoče). Die Anfänge des Vorortes der 24 königlichen Städte der Zips sind sagenhaft. Sichergestellt ist bloß der Bestand als deutsches Ansiedlerdorf bald nach dem Mongoleneinfalle. Damals flüchteten, nach der Volkssage, die Ansiedler vor den Unholden auf den sogenannten „Schauberg" oder Zufluchtsberg (mons refugii), dessen später noch kurz gedacht werden soll, und zogen hierauf in die Gegend eines Eichwaldes, um hier Leutschau zu gründen.

Jedenfalls wird der Ortsname mit dem Leutsch-Bache zusammenhängen und seine Wurzel slavisch sein, da wir an eine ältere Bevölkerung dieser Nationalität, wenngleich in sehr spärlichen, lockeren Beständen zu denken haben, wie die Namen der Nachbarorte und Gegenden erweisen. 1274 muß sich das königliche Freidorf bereits zum bedeutendsten Städtchen der 24 Regalorte der Zips entwickelt haben. Seine bedeutenden Handelsverbindungen läßt das 14. Jahrhundert ermessen. In den schweren Wirren des 16. und 17. Jahrhunderts tritt Leutschau stets in den Vordergrund und steht muthig für seine Gerechtsamen ein. Die fruchtbarste Geschichtschreibung des

Zipserlandes, ja ganz Oberungarns, knüpft sich an diesen Ort, und das wichtige Rechtsbuch der deutschen Ansiedler dieses Gebiets, die „Zipser Willkür" von 1370 führt auch den Namen Leutschauer Rechtsbuch. Der Wohlstand schwand mit dem 16. Jahrhunderte bedeutend, was mit der Veränderung des Handelszuges und mit der ewigen Kriegsnoth zusammenhing.

Unweit Leutschau an der ostwärts ziehenden Straße treffen wir auf Donnersmarkt, offenbar Donnerstags-Markt, entsprechend der lateinischen Bezeichnung Quintoforum (forum quintae feriae) und der magyarischen Csötörtekfalva. Ob die Urkunde des vierzehnten Jahrhunderts, wonach Donnersmarkt deutsche Ansiedler schon in den Tagen des heiligen Ladislaus (1077—1096) erhielt, die deshalb „Gäste des heiligen Ladislaus" (hospites a Sancto Ladislao) genannt wurden, Recht behält, steht dahin. Das erste Mal taucht der Ort unter den 24 Regalstädten 1312 auf. In seiner Nähe bestand wohl seit 1222 die Cisterzienserabtei Schaunik (Stiawnik), welche 1674 dem Fiscus zufiel.

Zwischen Donnersmarkt und Poprad, an dem gleichnamigen Hauptstrome der Zips, nachmals „Deutschendorf" (schon 1245 urkundlich genannt), und andererseits dem Südlaufe der Hernad haben wir dichte Ortschaften slavischer, magyarischer und deutscher Bevölkerung, welche letztere die Hauptarbeit in der Ausrodung und Urbarmachung der Waldstrecken durchführte.

In diesem Bereiche findet sich der sogenannte kleine Zipser Comitat, dessen wir später des Nähern gedenken wollen. Der bedeutendste deutsche Vorort dieses Gebietes ist Iglö, oder „Neudorf" (Nowa wes). 1297 erscheint der Ort urkundlich unter dem Namen Iglahaza, Ort an der Igl, ein Name der wie der des mährischen Iglau aus dem slavischen Jihla, „Seifen", stammt und gleichfalls den bergmännischen Character der Ansiedlung offenbart. 1328 finden wir den Ort bereits den 24 königlichen Städten einverleibt. Ob wir an eine colonisatorische Verbindung zwischen dem Zipser und dem mährischen Iglau denken dürfen, bleibt dahin gestellt. Es war und blieb ein bedeutender Montanort, an der Spitze der sogenannten „Waldbürgerschaft". Alte Deutschorte dieser Gegend sind auch: Schmögen (slavisch: Smižany, magyarisch: Somogy), 1254 gegründet auf einem Boden der den sogenannten Hundewärtern (caniferi) des Königs gehörte, d. i. mit der Pflege und Führung der königlichen Jagdhunde betrauten Dienstmannen (dies erklärt auch den urkundlichen Lateinnamen des Ortes: villa caniferorum, „Hundswärterdorf"); sodann Sperndorf oder Selgersdorf, ursprünglich

Ilašowce, magyarisch Illesfalu, deutsch Berndorf (villa ursi), wo sich eine Niederlassung königlicher Falkner (draucarii, vom slavischen drawec: der Falke) befand, wie wir einer Urkunde von 1263 entnehmen. Diesen Ursprung muß auch das Dorf Drawec (magyarisch: Darócz) in Leutschau's Nähe gehabt haben, wo wir 1288 (?) ein Kreuzträgerstift, zum heiligen Anton, erstehen sehen, das 1538—1555 ganz verfiel.

Es sind dies Thatsachen, welche deutlich genug auf die ursprüngliche Beschaffenheit dieses Theiles der Zips hinweisen. Die Ortschaft Kirn (slavisch: Kurimjan), auch einer der 24 königlichen Orte findet in der alten lateinischen Bezeichnung: Villa Sancti Quirini die Erläuterung ihres Namens, mit dem der „Römer" Quirinus (!) gewiß nichts zu schaffen hat. Kabsdorf (Káposztafalva, Hrabschicze), in alter Namensform Kabusdorf, erscheint 1289 als solches, 1294 als einer der 24 Regalorte. Südlich von Kabsdorf gegen das gleichnamige Waldgebirge in der Richtung zum schönen Stracenathale, das nach Dobschau in die Gömörer Gespanschaft führt, findet sich der Klosterberg (Klastorisko). Da stand einst das Karthäuserkloster zum „Zufluchtsteine", dessen die Zipser Mongolensage gedenkt.

Der schönste Theil des Zipser Bodens, an dessen Nordwestsaume der Bergwall der Tátra majestätisch aufsteigt und im nördlichen Anschlusse daran die Zipser Magura, besitzt seine eigentliche Lebensader am Thalsystem der Popper (Poprad). Vom Liptauer Comitate her streicht die Straße den Flußlauf entlang, an dessen beiden Ufern eine Fülle alter Deutschcolonieen, großentheils auf Rodungsgrunde, theilweise innerhalb slavischer Gemeindebestände sich entwickelten. Fassen wir zunächst das Südufer in's Auge. Popràd-Deutschendorfs wurde bereits gedacht. Hier war auch einst Bau auf edles Metall, wie die Gegendnamen Silbergrund und Silberwald, desgleichen alte Schlackenreste andeuten. Noch bedeutender wurde Georgenberg (Spiska Sobota, Szombathely), und nach Verpfändung der 13 Städte an Polen das Haupt derselben, mit lebhaftem Salzhandel von Polen nach Liptau und Gömör hinüber. Ziemlich gleichzeitig mit Georgenberg müssen das nahe Michelsdorf und Matzdorf (Matheócz) entstanden sein, wie die Urkunden der Jahre 1269—1287 und Ueberlieferungen des Volkes andeuten.

Zwischen Matzdorf und Menhardsdorf liegt Eisdorf (Zsakocz) urkundlich Isakdorf (villa Isaci), bedeutsam als jene Ansiedlung, welche schon 1209 verbürgt erscheint, als Colonie jenes Tirolers Rutger, Bruders des Zipser Propstes Adolph, welcher vielleicht aus

der Heimat den Namen Eisak oder Isak (Fluß) für seine Ansiedlung wählte (Eisak oder Isakdorf). So nahe den gewaltigen Bergcolossen war damals schon die Axt und der Pflug der Ansiedlung vorgedrungen. Wie leicht der Name eines Ortes zu falschen Schlußfolgerungen führen kann, beweisen die absonderlichen Deutungen der Bezeichnung des nachbarlichen Hundsdorf. Wir haben es hier wie bei Schmögen mit einer Stätte der königlichen Hundewärter zu thun. Daraus machte man ein lateinisches Hunnisvilla, ein Hunnendorf, sprach sodann von einer Schlacht zwischen Hunnen und Römern und war bemüht einzelne „Hunnengräber" zu entdecken. Ob hier in der Nähe die alte verschollene Marienabtei der Cisterzienser des Zipserlandes stand, bleibt dahingestellt.

Kehren wir nun an das nördliche Popperufer, zur Liptauer Grenze zurück, in deren Nähe der Quellbach der Popper vom hohen Fichtenberge (Smerekowec) thalwärts eilt. Hier in starrender Wildniß, nahe der Liptauer Straße, als deren erster Punkt auf Zipser Seite das Dorf Lucivna, die „Lautschburg", entgegentritt, erstand Mengsdorf (Mengusfalu) am rechten Ufer des Popperbaches, während am linken, noch höher hinauf zu Stola, was deutlich genug auf „Stollen" zurückweist, eine Benedictinerabtei gestiftet wurde, welche im 14. Jahrhunderte (1333) urkundlich auftaucht, dann aber spurlos verscholl.

An der Eingangsschwelle der Hochthäler, die von Gebirgsbächen durchströmt, die Wege in das großartige Amphitheater der Tátragründe, im Bereiche der Gerlsdorfer und Lomnitzer Höhen, weisen, liegen die reinlichen Alpenstädtchen oder Großdörfer: Felka (Welka), schon 1248 genannt, höher hinauf Botzdorf (2409 Fuß hoch), die Gründung des Grafen Botyz (1264), und Gerlsdorf (Geroldsdorf), Gr.-Schlagendorf (Zálog), 1275 angeführt, Mühlenbach (1298), höher hinauf Alt- und Neu-Walddorf an den wilden Kohlbächen. Daß hier ursprünglich vereinzelte Slavenansiedlungen bestanden, erweist, abgesehen von Bergnamen, wie z. B. Lomnitzer Spitze, auch der Ortsname Groß-Lomnitz (in der alten Namens form Luminica). Der Beiname „Kakasch"-(Lomnica) und der „Hahn" auf dem Gemeindethurme gegenüber der „Henne" der Hundsdorfer scheint auf den alten Besitzer des Ortes, Henning (magyarisch: Kakas-Hahn), Nachkommen des Grafen Ruotger und Verwandten der Görgeys, hinzuweisen, der Einen derselben, Childerich, im Streite erschlug. Es geschah dies im 14. Jahrhunderte, führte zu einer blutigen Fehde der Berzeviczy und Görgey und schloß mit einem merkwürdigen Sühnbriefe.

Weiter nordwärts, so recht im Angesicht der Bergriesen, erwuchs die zweitgrößte Stadt des Zipser Deutschbodens Käsmark (Kaißmarkt, Kümark). Der Name dieses ebenso schön gelegenen als freundlichen und wohlhabenden Ortes gab zu den abenteuerlichsten Vermuthungen Anlaß. Bald sah man darin die Quadenmark (!), bald die „bezaubernde" Mark von dem ahd. „kasen" bezaubern, entzücken (!), bald dachte man an die „Keese" (Kahre) des Alpenlandes, oder man wollte an ein Kaisersmarkt, Gejsasmarkt, oder gar an den fabulosen Hunnenhäuptling Kheve (Khevesmark!) dabei denken. Gerade das nächstliegende „Käsmarkt", entsprechend dem lateinischen auch urkundlich auftauchenden „Caseoforum", schob man bei Seite. Die Sage läßt, gewiß nicht ohne irgend einen Grund, drei Dörfchen die Anfänge dieses rasch aufblühenden Gemeindewesens bilden und ebenso haben wir uns, in Verbindung mit dem Aufkommen desselben, den Bestand einer alten Grenzfestung zu denken, als deren Vorposten das an der Popper weiter nordwärts gelegene Nehre gelten mag, da dieses aus dem ältern magyarischen Ortsnamen Ör seine deutsche Benennung zog. Dem magyarischen Ör entspricht auch der slavische Ortsnamen Straža, was so viel wie Grenzwacht oder Markthut bedeutet. Zum ersten Male wird urkundlich der Stadt 1269 gedacht. Im 14. und 15. Jahrhundert steigert sich ihre Bedeutung und in den Wirren des 16. tritt die Rivalität mit Leutschau immer mehr hervor. Schon die Isolirung Käsmarks durch die Verpfändung der 13 Schwesterorte an Polen (1412) war von Nachtheilen begleitet; um so drückender mußten die Stürme der folgenden Zeiten auf Handel, Wandel und Wohlstand lasten.

In den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts kam Käsmark in den Besitz der Zápolya's als Erbgrafen der Zips; im Laufe des 16. Jahrhunderts wechselte es seine Pfandbesitzer bis endlich Käsmark in die Hände der Tökölyi's gerieth. Der Kampf um seine Rechte und Freiheiten zog sich bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts. Es war dahingekommen, daß man 1656 von einer großen „königlichen" und kleinen „tököliſchen" Stadt Käsmark sprach. Käsmark überstand all' diese Widerwärtigkeiten, doch erreichte es nie wieder seine mittelalterliche Blüthe.

Leibitz (Libica), in dessen Nähe der Gegendname „alte Stadt" auf eine ältere Ansiedluug schließen läßt, erscheint gleichzeitig mit Käsmark (1269), entwickelte sich zu einem bedeutendern Gemeindewesen und theilte mit anderen Orten das Loos der Verpfändung an Polen. In Leibitz' Nachbarschaft finden sich die Orte Durlsdorf

(Durandsdorf, villa Durandi) und Riesdorf (eigentlich Rüskendorf, villa Ruskini).

Es wurde oben des Ortes Nehre als ursprünglicher Grenzfeste oder Markhut gedacht; als Schulzerei begegnen wir ihm 1329. Es scheint daher, als ob in älterer Zeit das über Nehre hinausreichende Nordostgebiet am Popperlaufe und das Nordgebiet der Zips zwischen der Magura und dem Dunajec als Waldgebiet ohne strenge Zugehörigkeit eine Art Grenzrain zwischen Ungarn und Kleinpolen und zwar dem Sandeczer Gebiete abgab. Doch werden wir nicht irren, wenn wir annehmen, daß schon in den Tagen K. Coloman's († 1114) die Arpadenpolitik für einen festeren Abschluß dieser ausgedehnten Waldmark sorgte, und der Umstand, daß für seine Zeit (1108) und dann in Béla's III. Tagen (1193) Altdorf (Ofalu) am Dunajec als polnisch-ungarischer Congreß, also auch Grenzort, bezeichnet erscheint, dürfte auch dieser Annahme das Wort reden. Immerhin ist die Behauptung polnischer Schriftsteller, daß der Krakauer Sprengel vom Dunajec bis an die Zipser Magura und zum nordöstlichen Popper nach Pudlein gereicht habe und erst später diesen Bezirk an das Graner Erzbisthum verlor, nicht unbegründet.

Für die Behauptung, die Zips sei im 12. oder 13. Jahrhunderte von Seiten Kleinpolens als Mitgift einer Piastin an ihren arpadischen Gemahl und weiterhin bleibend an Ungarn gediehen, haben wir ebenso wenig sichere Anhaltspunkte als für die umgekehrte Anschauung. Nur zwei Thatsachen stehen fest: für's Erste die Vermählung der Tochter Béla's IV., Kunigunde, mit dem Piasten Boleslaw von Krakau (1239) und dessen Privilegium für die Colonisation des Dunajecgebietes (1234), andererseits das Erstehen der Vororte des nordöstlichen Popperthales: Podolinec, Gniezda und Lubowla (mit polnischen Namen) in der Zeit nach jener Vermählung als deutsche Colonien: Pudlein, Kniesen und Lublau und der in einem langen Processe (1325—1333) des Krakauer Bischofs gegen den Graner Primas verfochtene Anspruch auf die Sprengelgerechtigkeit im Nordostgebiete der Zips südwärts bis zur Wasserscheide des Dunajec und Poprad und südöstlich bis Rauschenbach und Topportz bei Pudlein. Es würde dies zu dem Schlusse führen, daß Béla IV. seiner Tochter und ihrem Gemahle jenes zwischen Kleinpolen und Ungarn strittige Nord- und Ost-Gebiet der Zips einräumte, welches von Kleinpolen aus wiederholt angesprochen werden mochte, und dessen Einbezug in seinen Sprengel der Krakauer Bischof als altes Recht anzustreben nicht unterließ.

Man nennt den nordöstlichen Theil dieses Gebietes von Pudlein

bis zum polnisch-ungarischen Grenzpunkte Piwnicza in der Breiten- und vom Rabßtyn bis Jankovec am Dereszowa-Berge in der Längenausdehnung, das Gebiet „zwischen den Beskiden". Der Poprad durchbricht dasselbe in östlicher Richtung, um hinter Lublau den Boden des Scharoscher Comitates zu betreten und dann wieder hinter dem Scharoscher Orte Sulin in nördlicher Wendung die Grenze beider Gespanschaften abzugeben. Sein Lauf scheidet dies Gebiet in zwei ungleiche Theile, deren größerer, am Nordufer, 28 Orte umfaßt, während der südliche, kleinere, 18 Orte zählt. Die Vororte des nördlichen, am Flusse selbst gelegen, sind Publein (Podolinec) und Kniesen (Gniezda), beides jetzt großentheils slavisirte Städtchen, deren wahrscheinlich ziemlich gleichzeitige Gründung dem Piasten-Herzog Boleslaw von Krakau und seiner arpadischen Gemahlin Kunigunde zugeschrieben werden muß. Für Publein steht dies zum Jahre 1239—1244 fest, indem damals der Herzog einem gewissen Heinrich das Schulzenamt oder die Scultetie daselbst verleiht. Es ist dies derselbe Colonistenführer oder höchstens sein gleichnamiger Sohn, dem 1288 die damals schon verwittwete Kunigunde einen königlichen Neuwald zwischen Publein und Gniezda zur Colonisation verlieh. Letzterer Ort wird also als bestehend genannt und sein Name läßt unschwer erkennen, daß er zu ihren, zu der „Fürstin" (geiazna) Ehren geschaffen wurde. In diesem Walde erstanden durch Rodungen die Orte Ober- und Unter-Rusbach oder Rauschenbach. Topportz bestand wohl schon früher (um 1256).

Der bedeutendste Ort im ganzen Gebiete, Lubowla, Lublau (magyarisch: Lublyó) und zwar Alt-Lublau, im Gegensatze zu der jüngern Schöpfung, dem Bade Neu-Lublau, die weiter südlich liegt, entwickelte sich dicht am rechten Popperufer als Ansiedlung unterhalb des Burgschlosses Lublau, das auf der entgegengesetzten Stromseite einen Hügel krönt. Es scheint sich später als Publein und Kniesen entwickelt zu haben, denn zum ersten Male begegnen wir ihm urkundlich im Jahre 1342, allerdings schon als königlicher Freistadt, der die Rechte Kaschau's verliehen werden. Jedenfalls müssen wir da an ältere Anfänge denken; vor Allem an ein weit höheres Alter der Lublauer Burg, welche, sammt dem Nachbarschlosse Palocsa im Scharoscher Comitate, 1323 K. Karl Robert von Ungarn seinem Landsmanne und Günstling, dem Palatin und Zipser Grafen Willermo Drugetto schenkweise verlieh. Später fiel das Lublauer Schloß wieder an die Krone zurück. Der Lublauer Burgherrschaft unterstanden ursprünglich die Stadtgebiete von Lublau, Kniesee, Publein; doch wurden sie von dieser Amts- und Gerichtsgewalt

1343—1345 als Freistädte ledig. Von den übrigen kleinern Orten, die dem Burgdominium zugehörten, seien nur Jakobsau (Jakubjan), Litmanau (Litmanowa), Kacze, Pilchau, O.-Krembach beispielsweise angeführt.

Seit der Verpfändung der 13 Zipser Orte an Polen, wodurch in erster Linie Lublau, Kniesen und Pudlein jagellonisch wurden, ward Schloß Lublau Sitz der Amtsgewalt des Starosten der polnischen Zips oder seines Kastellans. Die vielen Leiden, denen die deutschen, dann protestantisch gewordenen Orte durch die polnische Willkürherrschaft in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht ausgesetzt waren, lassen erkennen, weshalb man Schloß Lublau in diesen Kreisen gern „Uebelau" zu nennen pflegte.

Bevor wir uns nun dem entgegengesetzten Theile der nördlichen Zips zwischen der Magura und dem Dunajec zuwenden, müssen wir noch des Bodenstückes zwischen dem Poprad und der Magura, der Wasserscheide zwischen diesem Flusse und dem Dunajec, kurz gedenken.

Gewiß war man da im Colonisiren nicht minder thätig als auf der polnischen Seite der Tátra, woselbst 1251—1255 das Cisterzienserkloster Sczircz wichtige Ansiedlungsrechte gewann und die Burg Szaflary (Schäfflarn) als Colonisationspunkt in großartiger Gebirgslandschaft erstand.

Der bedeutendste Ort dieses Gebietes ist Béla, an dem gleichnamigen Gebirgsbache, dessen slavischer Name (Béla, die „weiße") dem Ansiedlungsorte zufiel. Von einer Gründung durch den Ungarnkönig Béla I. (!) ist dabei ganz abzusehen, wenn wir dem auch im alten Meßbuche der Pfarrkirche mit einer überdies falschen Jahreszahl (1072) begegnen; wohl aber gehört das Entstehen der deutschen Colonie muthmaßlich der regen Ansiedlungsepoche Béla's IV. zu, mit dessen Namen allerdings der des Ortes nichts zu schaffen hat. 1263 taucht der letztere zum ersten Male urkundlich auf. Die Deutschen Béla's, die sich dem nachbarlichen Spott, sie seien eine Art von Lalenbürgern oder Schildaern, gefallen lassen müssen, waren sehr betriebsame Leutchen, die schon 1390 die Gründung der Schulzerei Orkowa Lehota, vielleicht von einem Harkel durchgeführt, im entlegenen Thuróczer Comitate veranlaßten. In der protestantischen Epoche brachte es Béla zu einem vierklassigen evangelischen Gymnasium.

Das nördlichere Landok (Landeck) gewann eine höhere Bedeutung durch die Verlegung der Propstei des Kanoniker-Ordens vom heiligen Grabe (1099 gestiftet), dem wir im 12. Jahrhunderte

auch in Polen (Miechow) begegnen, aus dem Orte Kereßtes-Komlós, im Scharoscher Comitate, im Jahre 1313 an den Fuß der Tátra. 1593 verkaufte der Orden diese Nikolauspropstei zu Landok an den reichen Grundherrn der Scharoscher und Zipser Gegend, Horváth von Palocsa, sammt allen Gütern; nur als Titel erhielt sich nunmehr diese Propstei. Das gegenüberliegende Krieg (Kreug), oberhalb Winschendorf (eigentlich Windischdorf, Tótfalu) gilt als ein sehr alter Ort; doch verdient die Sage von dem Aufenthalte des heiligen Adalbert hierorts um so weniger Beachtung, als sie mit den unsinnigsten Angaben verknüpft ist.

Der Bezirk zwischen Dunajec und Magura, als deren nördliches Gegenstück wir das polnisch-ungarische Grenzgebirge am genannten Strome, die Pieniny, ansehen dürfen, umfaßt ein Gebiet von etwa 33 Dörfern, die zumeist in den Bachthälern des bedeutendsten Zuflusses dieser Gegend, der Bialka, liegen. Die Ortsnamen: Neu-Béla (als Tochterort des ältern am Fuße der Tátra), Frankowa, Frydman, Gibel, Henschau, Kahlenberg, Krembach, Katzwinkel (Kaczvin), Labs, Matzau, Rychwald, Tribs . . ., deren meisten wir schon in der ersten Häfte des vierzehnten Jahrhunderts urkundlich begegnen, weisen deutlich genug auf die weiten Wege deutscher Colonisation durch Schulzereien oder Scultetien. Das Strittige der polnisch-ungarischen Grenze tritt hier besonders zu Tage, wenn wir die Protocolle der bezüglichen Verhandlungen vom Jahre 1769 durchlesen aus der Zeit, wo Oesterreich die Revindication der polnischen Zips in's Auge faßte.

Der älteste und bedeutendste Ort, Altendorf (Ofalu, Stara wes, antiqua villa) spielte noch vor der deutschen Colonisation, als Grenz- und Congreßort, eine wichtige Rolle, wie auf polnischer Seite das am nördlichen Dunajec-Ufer gelegene Schramovice, ein Doppelort (Ober- und Unterschramovice), dessen z. B. im funfzehnten Jahrhunderte nicht selten gedacht wird. So ward hier z. B. der Friede zwischen Béla III. und Polen 1193 abgeschlossen. Diese Bedeutung blieb dem Orte auch in den folgenden Jahrhunderten. Seine deutsche Besiedlung läßt sich erst mit Urkunden des vierzehnten Jahrhunderts (z. B. 1330) belegen. 1343 schenkte Karl Robert den königlichen Ort dem Lechnitzer Kloster. K. Sigismund machte jedoch die Altendorfer (1399) von dieser Stellung frei und verlieh ihnen die Freiheiten der 24 Zipser Regalorte. An der Heerstraße Ungarns und Polens gelegen, erfuhr das „Freistädtchen" alle Unbilden der häufigen Kriegswirren.

Altendorf benachbart erscheinen die Ortschaften Alt-Lechnitz und

Bad Lechnitz und in ihrer Nähe das sogenannte Rothkloster im Antonithale, so genannt nach seinem rothen Ziegeldache; eine Stätte des Karthäuserordens, die um 1299—1320 erstand und 1431 eine Plünderung durch Taboritenschaaren erlebte, die damals ein Schrecken der ganzen Zips wurden. 1565 theilte es mit anderen Klöstern des Ordens das Geschick der Aufhebung.

Das Dunajecthal am Pieninengebirge ist ein alter Siedelplatz. Das ganze Weststück von Altendorf bis Neu-Béla im äußersten Nordwinkel gehörte bis zum Jahre 1320 dem reichen Zipser Magnaten Kokos (Henning), Nachkommen Rutgers von Matrai, einem der Ahnherren der Berzewiczy. Er verkaufte es für 100 Mark dem durch Karl Robert's Gunst so mächtig gewordenen Grafen Willermo von Drugetto (nachmals Homonnai), und diesem scheint der Bau des Schlosses am südlichen Donauufer Nedetz oder Schloß Dunajec zugeschrieben werden zu müssen, da er es in seinem Testamente vom Jahre 1330 als „neue Burg" anführt. Es ist eine der besterhaltenen Ruinen auf 30 Klafter hohem Felsen, gegenüber dem Uferschlosse auf polnischer Seite, Zornstein (Czorstyn), das seit 1246 erwähnt wird und dessen Räume die schöne Esther, Kasimir's des Piasten Buhle, beherbergt haben soll.

Schloß Nedetz wechselte insbesondere im 16. Jahrhunderte nicht selten seine Besitzer, bis es an die reiche Familie der Horváth von Palocsa fiel. Das nahegelegene viel gefürchtete Schloß Falkenstein (Falstztyn) ließ 1540 Hieronymus Laßky, Pfandschaftsherr der Zips, aufführen. Das Falstyner, Fridmanner und Labser Terrain war einst goldführend; am bestimmtesten spricht diesfalls die Erinnerung bei dem sogenannten Homberg an Labscher Boden.

Wir haben ein Gebiet von etwa 85 Quadrat-Meilen, davon etwa 67 die Bodenfläche einer dichtern und zerstreuten Colonisation ausmachen bei unserer Wanderung durchmessen und einer Welt im Kleinen begegnet, der wir deshalb auch eine verhältnißmäßig ausführlichere Behandlung zu Theil werden ließen. Denn in keinem Theile Ungarns findet sich das Städtewesen, wenn auch in kleinem Maßstabe, so reich entwickelt, so viele Formen der Ansiedlung und solche Verschiedenheiten in der politischen Landesverfassung. Auch das Geschichtsleben aller Jahrhunderte war auf diesem Boden ein sehr bewegtes, und die Zipser Städtchen haben die ganze Stufenleiter von dörfischen Anfängen bis zur städtischen Blüthe und von da, zufolge Verpfändung, Herrenwechsel, Kriegsnoth und Elementarschäden bis zur dörfischen Verkommenheit durchgemacht, wobei ihr Volksthum örtlich ganz zu Grunde ging. Daß jedoch die Mehrzahl

in unverdrossenen Kämpfen um ihre bürgerlichen Rechte und um das tägliche Brod ausharrte und noch immer ein Lebensgepräge zeigt, das von der Aermlichkeit und Versunkenheit des slavischen Dorfnachbars sehr vortheilhaft absticht, erfüllt jeden Unbefangenen mit Achtung vor dem gesunden Kerne der Zipser Deutschen. Sie sind das ungarländische Seitenstück zu den Siebenbürger Sachsen, und nicht gehaltlos erscheint die Ueberlieferung von einem Zusammenhange der Anfänge des beiderseitigen Colonistenthums. Die Angabe, die ersten Zipser Ansiedler seien unter K. Gejsa II. († 1161) unter Führung des Grafen Raynald in's Land gekommen, entbehrt allerdings jedes zeitgenössischen oder urkundlichen Beleges, aber chronologisch erscheint es nicht sehr fehlgegriffen, da wir bereits Ende des 12 Jahrhunderts der Zipser Propstei bei Kirchdrauf, als einem Mittelpunkte der Colonisation, begegnen, überdies in Gejsa's II. Tagen ein königlicher Pfalzgraf Renaldus auftaucht. Außerdem haben wir den Hauptkern der Zipser und Siebenbürger Colonisation als gleichartig zu denken; wenn wir auch nicht das niederdeutsche oder niederrheinische Element im Zipser Deutsch so stark hervortreten finden, wie dies bei den Deutschen des Königsbodens der Fall ist. Immerhin weisen Sprachliches und Ortsnamen der Zips auf rheinländische, westdeutsche Elemente, und charakteristisch erscheint die Ueberlieferung vom Verkehre der Wallendorfer mit dem elsässischen Straßburg.

Jedenfalls tritt der „sächsische", mitteldeutsche, Charakter der Sprache hüben und drüben hervor und nicht bloß willkürlich erscheint die Bezeichnung „Sachsen" für Zipser und Siebenbürger Deutsche von altersher in sämmtlichen Urkunden. Es trifft dies mit der Erzählung des Wiener Schottenabtes Martin „von der Zips" (1446—1470) zusammen, der in seinem Dialoge die Deutschen des Karpathenreiches aus Sachsen, wo es „enges Land und zahllose Bevölkerung" gab, kommen und einen Theil an Polens Grenze siedeln läßt, welche man „Zipser" heißt, während andere „gegen die Türkei" sich wandten und „Siebenbürger" genannt würden.

Darin liegt auch der Verbindungsfaden mit der Colonisation Kleinpolens, Schlesiens, Mährens und Böhmens; andererseits die Verwandtschaft mit den deutschen Ansiedlern des Abaujvárer und Schároscher Comitates in den Städten Kaschau, Eperies, Bartfeld und Zeben. Die Gründnerorte im Süden des Zipser Comitates, welche nie zum Zipser Sachsenboden gerechnet wurden, haben mehr süddeutsches Gepräge, wie dies schon der Zipser Sachse, der gelehrte und vielgereiste Fröhlich, im 17. Jahrhunderte deutlich heraushörte,

indem er ihre Sprache der österreichischen und steiermärkischen Mundart verwandt nennt.

Wir müssen nun die politische Gliederung des Zipser Comitats und insbesondere das Wesen und die Geschicke des Zipser Sachsenbodens zum Schlusse überblicken. Dem (großen) Zipser Comitate (Szepes vármegye, Spišska stolyca) unterstand innerhalb der ganzen Gespanschaftsgrenze das an Personen, Grund und Boden, was nicht königlicher Freibürger und Freibauer, königliches Freidorf und Freistadt war. Naturgemäß mußte bei der verhältnißmäßig großen Ausdehnung der Ansiedlungsfreiheit nach deutschem Recht die Zipser Comitatsgewalt einen sehr zersetzten und eingeschränkten Wirkungskreis haben, — mehr wie anderswo. Innerhalb des großen Comitats gab es aber noch ein kleineres Comitat, einen Bezirk der sogenannten zehn „königlichen Lanzenträgerorte", im Westen der Zips, bestehend aus den später auf vierzehn angewachsenen Orten: Abrahamsdorf, Bethelsdorf (Bethlehemfalva), Ladendorf (Levkócz), Pikendorf (Pikócz), Tschenkensdorf (Csengiz), Michelsdorf (Machalfalva), Komarócz, Horka, Sz. András, Kissócz, Hostelec, Hannsdorf (Ganócz), Filsdorf (Filicz) und Habersdorf (Habusfalva).

Der Bestand dieses eigens privilegirten Bezirkes adeliger Dörfer knüpft sich an die Urkunde K. Béla's IV. vom Jahre 1243, kaum mehr als ein Jahr nach Abzug der furchtbaren Mongolen ausgestellt. Sie war der Lohn für die treuen Dienste des deutschen und magyarischen Adels in der Vertheidigung des Landes, deren die mündliche und schriftliche Ueberlieferung der Zips gedenkt. In dieser Gegend spielt der Zufluchts- oder Schauberg die Rolle eines Retters in der allgemeinen Noth. Graf Jordan, der Ahnherr der Görger oder Görgey, die Nachkommen Rutker's, die Berzeviczy's Nikolf und Polan, Graf Botyz u. A. erfreuten sich darum auch der Gunst des Königs. Es gab damals eben einen deutschen Adel der Zips, gerade so wie in den meisten Comitaten Westungarns, wo bedeutende Colonisation durch solche edle Geschlechter Wurzeln schlug und wie im siebenbürgischen Sachsenlande.

Die Freiheiten des Sachsenbodens oder der „Zipser Erde" verbürgte in wichtiger Urkunde des Jahres 1271 K. Stephan V., Béla's IV. Nachfolger. 24 königliche Städte bildeten dieses, der Comitatsgewalt entzogene Gebiet, und Leutschau erscheint bereits als Vorort der Gemeinschaft. An ihrer Spitze steht ein eigener Graf, der Zipser Sachsen-Graf (comes terrae Saxonum Scepusii).

Die Pfarrer dieser Stadtgemeinden schlossen eine Verbrüderung oder Confraternität, welche 1298 erneuert wurde. Da[illegible]

in der Zips eine vierfache Nationalität zu unterscheiden haben, beweist die Urkunde der Königswittwe und Regentin Elisabeth, welche zu Gunsten der Graner Kirche den Befehl erließ, daß die Deutschen und Italiener (Latini) der Zips ebenso Zehent leisten sollten, wie die Ungarn und Slawen daselbst. Italienischer Ansiedler in Wallendorf wurde bereits gedacht und jedenfalls haben wir deren auch anderorten zu vermuthen. Sicherlich war diese Zeit der Reichswirren und die Kumanierin Elisabeth, unter Pektari's Einflusse, der Zehentfreiheit der Colonisten nicht günstig.

Um so geneigter mußte der erste angiovinische König Ungarns, Karl Robert (1308—1342), der Zipser Sachsenfreiheit werden, denn ihr Banner half ihm die Entscheidungsschlacht an der Thorczit bei Rozgony (im Abaujvárer Comitat unweit Kaschau) gegen den Grafen von Trentschin mit Erfolg schlagen. Seine Erkenntlichkeit spiegelt sich in den ausführlichen Urkunden von 1312 und 1317, in welcher letzteren er nicht weniger als 43 „Städte, Dörfer, Weiler, Höfe und Gründe der Zipser Sachsen aufzählt. Leutschau erscheint darin als Haupt des Zipser Sachsenlandes mit sechs zugehörigen Ortschaften.

Als 24 „Städte" (civitates) werden folgende angeführt, die auch später als solche galten: Leutschau, Donnersmarkt, Wallendorf, Neudorf (Igló), Leibitz, Rißdorf, Eisdorf, Felka, Mühlenbach, Deutschendorf (Poprad), Durlsdorf (Durn, Odorin), Bela, Menhardsdorf, Schlagendorf, Kabsdorf, Odorin, Kirchdrauf, Käsmark, Sperndorf, Eulenbach; und überdies noch vier andere, wie: Groß- und Klein-Thomesdorf, Palmsdorf und Denisdorf welche später nimmer als Regalorte erscheinen, sondern durch Matzdorf, Michelsdorf, Georgenberg und Kirn sich ersetzt zeigen. Einzelne der Colonieen, welche sich in Karl Robert's Urkunde benannt finden, verschollen, neue, zahlreichere traten an ihre Stelle. Doch die Gemeinschaft der 24 Regalorte behauptete sich in einer Art Geschlossenheit, mit Leutschau an der Spitze.

Da kam es zur unseligen Verpfändung von dreizehn Zipser Städten an Polen im Jahre 1412. Ihr zufolge kamen: Bela, Leibnitz, Menhardsdorf, Georgenberg, Deutschendorf, Wallendorf, Michelsdorf, Neudorf, Felka, Kirchdrauf, Matzdorf und Durlsdorf, mit Gniezda, welches zu diesen dreizehn Orten gezählt erscheint, überdies die Schloßherrschaft Lublau und die Stadt Pudlein an Polen. So ward das ganze Zipser Sachsenland in seinem Einheitsbestande von Norden nach Süden durchbrochen und die nicht verpfändeten elf ungarisch gebliebenen Zipser Orte, Leutschau und

Käsmark an der Spitze sollten die Folgen der Lösung des Gesammtverbandes und die Fährlichkeiten der Zukunft, sowie des Besitzwechsels er ahren.

Allerdings suchten die 24 Zipser Orte auch nach ihrer Trennung die bürgerliche Zusammengehörigkeit zu wahren. In den Jahren 1422—1423 wurde bei Gelegenheit der Ausgleichsverhandlungen über ungarisch-polnische Streitfragen zu Leibitz und Käsmark der fortdauernde Bestand der gemeinschaftlichen Selbstverwaltung seitens der Zipser Städte betont. Der Zipser Sachsengraf galt so gut für die ungarischen als polnischen Deutschstädte. Aber diesem Streben nach innerer Einigung und Wahrung der gesammtbürgerlichen Freiheiten entsprach nicht die Zukunft mit ihren wachsenden Gefahren, nicht die Gewalt der Thatsachen.

Wohl versprach (1440) K. Wladislaw, der Jagellone, Ungarns Wahlkönig und Gegner des unmündigen Thronerben Ladislaus Posthumus, aus Habsburgs Hause, den ungarischen Ständen seines Anhanges die Rückgabe der an Polen verpfändeten Orte. Sie alle, das an die Rozgonyi's vom König vergabte Kabsdorf abgerechnet, also 23 Städte sollten sich wieder vereinigen und Käsmark als Vorort haben. Die entschiedene Haltung Leutschau's auf habsburgischer Seite macht uns diesen Ausspruch in der Wahlcapitulation des Jagellonen erklärlich. Aber die ganze Angelegenheit kam nicht in Ausführung, und im Jahre 1474, im Altendorfer Vergleiche zwischen Ungarn und Polen, wurde die Verpfändung der dreizehn Orte an Polen neuerdings für gültig erklärt.

Als mit Emerich Zápolya, dem Günstlinge des Korvinen Mathias († 1490) die Erbgrafschaft der Zips dem Hause Zápolya zufiel, gelangte diese Magnatenfamilie auch zum Besitze der Stadt Käsmark und der neun Regalorte: Donnersmark, Rißdorf, Eisdorf, Mühlenbach, Schlagendorf, Odorin, Sperndorf, Kirn und Eulenbach. Nur Leutschau behauptete seine unmittelbare Stellung zur Krone. 1527 trat K. Johann (Zápolya), K. Ferdinand's I. Nebenbuhler, diese neun Orte mit Käsmark an den einflußreichen polnischen Magnaten Hieronymus Laski, Wojwoden von Siradien, ab. Doch konnte sich dieser bloß Käsmark's bemächtigen, während die neun Orte von K. Ferdinand I. seinem Parteigänger Alexius Thurzo verliehen wurden, einem Magnaten, dessen Vorfahren, wie man annimmt, aus Oesterreich nach Ungarn einwanderten (die Thurse) und die als Stammsitz Bethlemfalva, einen der bedeutendsten unter den Lanzenträgerorten des Zipser Comitats, erwarben. Sie führten dann diesen Ortsnamen als Prädikat. Durch Talent und

Glück schwangen sich die Nachkommen zu den reichsten Adeligen Ungarns empor, welche, mit den Fuggers verschwägert, die meisten Bergwerke des Oberlandes in Händen hatten.

Nach Aussterben der Thurzonen 1637 (1636), deren Güter auf zwei Millionen geschätzt wurden, — sie lagen in der Zips und im westungarischen Berglande (z. B. Bicse, Galgócz, Sempte oder Schintau, Bajmocz oder Bojnitz) — kamen die neun Orte an das Haus Csáky von Kereßtes und verfielen der Comitatsgewalt als grundherrliche Orte; sie sanken von königlichen Freistädten zu Gutsdörfern und Märkten herab. Nur Käsmark erwehrte sich dieses Looses und wurde 1655 als Freistadt inartikulirt.

Die Versuche Ungarns im 16. und 17. Jahrhundert (1589, 1649, 1673, 1681), das polnische Pfandverhältniß zu lösen, blieben unfruchtbar.

Im Jahre 1708 machte ein gewisser Philipp Cebrowsky den Vorschlag, er wolle die Rückeinlösung besorgen, man möge ihm nur auf 20 Jahre die Nutznießung von den rückeingelösten Städten zugestehen, worauf er sie unentgeltlich der ungarischen Krone überliefern werde. Dieses abenteuerliche Projekt hatte das Schicksal der anderen; Polen war überhaupt nicht gewillt, den Pfandbesitz aufzugeben, der seit 1412 bestand.

Seit 1587 befand sich die Starostie über die dreizehn verpfändeten Orte bei dem Hause Lubomirski. Die Macziejowski's hatten sie für 24,000 Gulden dem Sebastian Lubomirski verkauft. Unter den Erbstarosten dieses Hauses und Namens, deren Kastellane auf Lublau („Ueblau") den protestantischen Zipserstädten ihres Amtsbezirkes meist sehr übel mitspielten, blieb die polnische Zips bis 1757. Sie kam dann an den sächsisch-polnischen Premierminister Heinrich Grafen von Brühl, dann (1764) an dessen Sohn Karl Adolph und bald darauf (1765) an Kasimir Poniatowski.

Inzwischen hatte der ungarische Reichstag von 1751 auf die Grenzregelung zwischen der ungarischen und polnischen Zips gedrungen. So kam es 1756 zur sogenannten Barkóczy'schen Commission, als Vorbote der Revindicationsmaßregeln von 1768 bis 1769, die der ersten Theilung Polens (1772) vorangingen.

Nach derselben wurden zufolge längerer Kämpfe zwischen den heimgefallenen Städten und dem Comitate, die sechzehn Orte, d. i. die dreizehn an Polen verpfändeten Städtchen, sammt Lublau, Käsmark und Leutschau, mit Rücksicht auf die alten Privilegien in den Wiederbesitz der eigenen Jurisdiction gebracht. Unter K. Joseph II. verloren sie diese Ausnahmsstellung wieder, gelangten dann 1790

abermals dazu. Vergeblich waren jedoch alle weiteren Versuche, ihre Unmittelbarkeit inartikulirt und ihre Interessen am Reichstag vertreten zu sehen. Die neun Orte blieben in ihrer abhängigen Stellung.

Es wurde bereits oben gesagt, daß sich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine Brüderschaft der von ihren Gemeinden frei gewählten Pfarrer der vierzehn Regalorte gebildet habe. Aus der Urkunde von 1298 entnimmt man die Ortsnamen. Michelsdorf, Matzdorf, Groß-Schlagendorf, Schmögen und Diensdorf (Donissócz) werden nicht genannt; dagegen erscheinen in der Sodalität: Oborin, Schwabendorf (Svabócz), Lomnitz, Hundsdorf, die später unter den vierzehn Regalorten nicht erscheinen.

Seit dem 16. Jahrhundert entwickelten sich acht solche Fraternitäten oder Pfarrverbrüderungen im Bereiche der ganzen Zipser Gespanschaften, die auch der landschaftlichen Gliederung entsprechen. Die erste war die alte Sodalität der 24 Orte, die zweite umfaßte das Land an der oberen (mit 15 Orten), die dritte das an der unteren Hernad (mit 24 Orten). Der vierten Fraternität gehörte das obere Popperufer (mit 16 Orten), der fünften das untere (mit 16 Orten) zu. Die siebente Verbrüderung entsprach dem Lublauer Burgbezirke mit sechs Pfarren, während die achte den Gründnerboden (sodalitas montanarum s. de viridi campo) in sich schloß.

Der lohnendste Weg aus der Zipser Gespanschaft in die Schároscher führt von Kirchdrauf über Kohlbach und Korotnok gegen den Branisko-Sattel, dicht an der Grenze beider Gespanschaften. Dieser Hochpunkt rechtfertigt seinen slavischen Namen; er ist in der That ein „Thörlein“ zwischen Beiden und wendet man den Blick zurück, so stellt sich dem überraschten Auge der schöne Zipser Boden mit der gewaltigen Bergmauer der Tátra in blauender Ferne als Gesammtbild entgegen. Hinüber aber geht es einförmiger in die Thalung eines Baches, der der Hernad zuströmt, welche hinter Margeczan den Boden der Scharoscher Gespanschaft betritt. Hier in der Gegend des heutigen Szinye Ujfalu stand im Mittelalter die Burg Ujvar. Ihrer als „neu errichteter Burg“ gedenkt die Urkunde K. Andreas' II. vom Jahre 1209, worin dem Rascier (Serbier) Demetrius die Mauth- und Zolllinie verliehen wird, welche das benachbarte Hauptthal der Tharcza (Torissa) entlang bis Palocsa und weiter nordwärts bis an's polnische (westgalizische) Mußyna lief.

Es war dies ein wichtiger Grenzweg nach Polen hin, den die Urkunde in seiner nördlichen Ausmündung „Berg und Burg Symena“

(Berg Zimne, nahe der heutigen ungarischen Grenze) und in seinem südlichen Schlußpunkte: „am Fuße des Berges Sáros" genauer kennzeichnet.

Die Burg Ujvár taucht noch im 14. Jahrhundert auf, ja auch noch im 15., und bildete einen kleineren königlichen Burgbezirk oder Comitat, der z. B. 1331 gemeinsam mit dem Zipser durch Willermo Drugetto verwaltet wurde. Sie selbst wird in jener Urkunde als Schutz und Mittelpunkt von Ansiedlungen bezeichnet, und daß solche in ihrer Umgebung entstanden, beweisen noch Ortsnamen der Umgebung wie: Bajor (Bayersdorf), Bertolowce (Bertelsdorf), Fritzow (Fritzdorf), Hedri (Hedersdorf), Klemberk, Singler.

Der Vorort des Comitats Scharosch, in welchem dann das kleinere Ujvarer ganz aufging, wurde jedoch die Burg Sáros (Saris), an der Tarcza, dem Hauptgewässer des Comitats, in ihrem südlichen Laufe zur Hernad, weithinschauend, nahe der Ortschaft Groß-Sáros, die uns im 14. Jahrhundert als königliche Freistadt entgegentritt, bald jedoch sowohl von dem südlicher gelegenen Colonistenorte Eperies als von dem nördlichern Zeben überflügelt wurde und in seiner städtischen Bedeutung ganz verkam.

Eperies (slavisch: Prešow), das „Erdbeerendorf", wie der magyarische Grundname sagt, und noch im Stadtwappen der Adler mit den drei Erdbeeren in der Klaue andeutet, muß sich spätestens Ende des 13. Jahrhunderts als deutsche Colonie entwickelt haben, denn schon in der ersten Hälfte des nächsten erscheint es als königliche Stadt, der 1374 ausdrücklich das Recht „Ringmauer, Wälle und Wachtthürme" zu errichten, verliehen wird. Die Bürger von Eperies waren nicht müßig, auf Gold, Silber, Salz und andere Schätze der Erde zu bauen, worüber der Grundherr des benachbarten Sóvár, der „Salzburg", Klage führte (1428).

Die „alte Salzburg" stand vielleicht schon vor der Zeit der Magyarenansiedlung; noch jetzt giebt es einen „Burgberg" in der Nähe dieses alten Salinenortes, dessen árpádische Urkunden schon 1223 gedenken. In der habsburgischen Epoche, nach 1570, wurden deutsche Bergleute nach Sóvár (auch Sópatak, Sóbánya: „Salzbach", „Salzgrube" genannt) berufen, um die Salzgewinnung emporzubringen. Das nahe Schwabi ist eine damit zusammenhängende Deutschcolonie gewesen.

Zeben, magyarisch: Kis-Szeben, d. i. Kleinzeben, slavisch: Sebinow, lateinisch: Cibinium, dessen Name mit einer arpadischen Königstochter als Gründerin in Verbindung gesetzt zu werden pflegt (mit welchem Rechte bleibt wohl fraglich), und eine auffällige Verwandtschaft mit

der magyarisch-rumänischen Benennung des Ortes Hermannstadt (Nagy-Szeben, d. i. „Groß“-Szeben, Cibin) zeigt, welche schier zu einer Hypothese über einen colonisatorischen Zusammenhang (Klein- und Groß-Szeben!) verleiten könnte, tritt um 1349, später als Eperies, urkundlich auf, gewann 1370 freistädtische Rechte und 1405 volle Gerechtsame nach dem Muster von Kaschau.

Weit bedeutender entwickelte sich die nördlichste Deutschstadt Ostungarns, im Toplathale, rings von dunkler Bergwaldung umlagert, nahe einem Hauptpasse, der von Gabolto über das karpathische Waldgebirge nach dem galizischen Dukla führt. 1320—1376 schwang sich Bartfeld (Bardenfeld? magyarisch: Bártfa, slavisch: Barděјow), dessen Wappen zwei gekreuzte Hellebarden führt, zur freistädtischen Geltung empor und erhielt im letztern Jahre ausdrücklich die Rechte von Ofen und Kaschau verliehen. Bartfeld wurde ein Hauptstapelplatz des ostungarisch-polnischen Handels schon in der Piastenzeit, ein blühender wohlhabender Ort bedeutendern Gepräges als selbst Eperies, wo später die Comitatsverwaltung ihren Sitz hatte. In den polnischen Wirren des 18. Jahrhundertes erscheint Bartfeld als Congreßort und Zufluchtstätte der Polen, wie überhaupt auch in früheren Jahrhunderten als wichtiger Grenzplatz Ungarns.

Diese drei Orte, die in der Ungunst der Zeiten viel vom alten Wohlstande und deutschen Volksthum einbüßten und seit dem 16. Jahrhunderte mit Leutschau und Kaschau die oft genannte Genossenschaft der fünf königlichen Freistädte oder deutschen Vororte des ostungarischen Berglandes ausmachen, waren nicht die einzigen deutschen Ansiedlungen ihrer Gegend. Oberhalb Zebens war Siebenlinden (Héthárs), eine alte Colonie von Bedeutung. Auch die benachbarten Orte Stelbach und Schönwis mahnen an ihren deutschen Ursprung.

Gleiches gilt im Bartfelder Bezirke von Gerald, Gerlaho, Hertnek, Hervarto, Richwald ... und im östlich südöstlichen Gebietstheil von Hansdorf (Hanusfalva), Herhej, Herman-Tapli, Németfalu („Deutschendorf“). Es waren offenbar Schulzereien.

Von alten Burgen seien vor Allem an der Nordwestecke Palocsa, Zboro nördlich von Bartfeld und gleichfalls als Grenzpunkte gegen Polen Makowica genannt, von welchem Schlosse sich Franz Rákóczi II., der Besitzer von Sárosch, „Herzog von Makowica“ schrieb.

Die größten Bodenverschiedenheiten und klimatischen Gegensätze finden sich im angrenzenden Zempliner Comitate beisammen. Seine 112 Geviertmeilen umfassen eine Bodenfläche, die sich von der

mittleren Theiß und Sajómündung bis an den Südfuß des karpathischen Waldgebirges erstreckt.

Im untern Theile um die Hegyallja („die Gegend unter dem Bergzuge"), das rebenreiche Trachytgebirge, zeitigt die Sonne ein üppiges Pflanzenleben; während im obern, an den nördlichen Läufen der Ondawa und Latorcza, den kahlen Gebirgsklippen die Armuth einer vom langen Winter und frühen Herbste verfolgten Vegetation entspricht.

Der Schwerpunkt des Geschichtslebens dieses Gebietes lag zunächst zwischen dem untern Bodrog und der Hegyallja. Hier stand die alte Burg Zemlun, später von den Magyaren Zemplén genannt, bei dem gleichnamigen Orte; sie gab dem Comitat den Namen. Bedeutender entwickelten sich jedoch in der südwestlichen Nachbarschaft zwei andere Niederlassungen. Sátorallja-Ujhely „der neue Ort unter dem Zelte", d. i. Zeltberge, Sátor-halom, wie er in der Erzählung des namenlosen Chronisten Ungarns heißt und durch seinen Namen für die sagenhafte Geschichte des Eroberungszuges Arpad's maßgebend wurde.

Die ältere Niederlassung, der alte Ort scheint am linken Ufer des Ronyabaches gestanden zu sein. Im zwölften Jahrhundert soll ihn der italienische Einwanderer Ratold von Caserta erworben haben, der Gründer des magyarischen Magnatenhauses Ratold. Der Ort dürfte der Mongolenwuth erlegen sein und erstand dann neu wieder am rechten Ufer jenes Baches. In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhundertes finden wir auch den Ruthenenfürsten Keriatovich im Besitze des Ujhelyer Schlosses am „Burgberge". K. Sigmund schenkte (1390) die „königliche Stadt" seinem Günstling Niklas Perényi. Besonders bewegt wurden Ujhely's Geschicke seit dem 16. Jahrhunderte. Es wird immer mehr der Vorort des Comitates und auch in confessioneller Beziehung ein wichtiger Haltpunkt des Protestantismus.

Sáros-Patak (der Ort am „Rothflusse") knüpft sein Emporkommen an die alte Burg „Patak", welche in der Zeit von 1219 bis 1330 den Hauptpunkt eines kleinern Comitates oder Grafschaftsbezirkes abgab, dem wir den südlichen Theil Zemplins, das eigentliche Hegyalljagebiet, zuweisen müssen. Hier hauste z. B. der Sohn und Mitkönig Béla's IV., Stephan V. (um 1265), mit seinem Hofstaate und trug wohl nicht Geringes zur Erweiterung des Schlosses und zum Aufblühen des Städtchens gleichen Namens bei.

Dasselbe, eine (wahrscheinlich italienische) Ansiedlung, erhielt bereits 1201 einen königlichen Freibrief und wurde nach der Mongolenverwüstung mit neuen italienischen Colonisten bevölkert, die sich

eifrig auf den Weinbau verlegten. Wie stark überhaupt das italienische Winzerelement im Hegyalljagebiete schon im 13. Jahrhunderte vertreten war, beweist die Thatsache, daß wir 1248, 1257 die beiden Orte Lißka-Olaßi (das wälsche Liska oder „Haseldorf" im Slavischen) und Olaßi-Bodrog (Wälschdorf am Bodrog) vorfinden und die Bewohner letzteren Ortes „königliche Winzer" genannt werden. — 1301 erscheint Patak als „königliche Stadt"; 1366 wird sie als „Stadt der Königin" bezeichnet. 1390 kam sie an den ältern Zweig Perényi, fiel 1429 wieder an die Krone zurück und machte dann abermals, dem (jüngern) Hause Perényi verliehen, seit dem 16. Jahrhundert insbesondere, manche Besitzwechsel durch. Seit 1617 wurde es der Hauptort der Rákóczy'schen Gütermasse. Es gehörte nun der reichsten Magnatenfamilie Ostungarns, die sich von ihrem Stammsitze Felsö-Vadáß (in der Abaujvarer Gespanschaft) schrieb. In der Geschichte der politischen Bewegungen Ober-Ungarns und des ungarischen Protestantismus findet man den Ort viel genannt. Er wurde der Sitz einer kalvinischen Hochschule.

Im äußersten Süden der Gespanschaft entwickelte sich Tokaj, an einem in Alföld weithin sichtbaren Ausläufer der Hegyallja der Bodrogmündung, wie dies die von Hause aus slavische Benennung und die ältere Namensform Tokota, Tokol (tok, slavisch: fließen, Mündung) andeutet. Urkundlich erscheint noch 1290 „das Grundstück Tochol" (Tokaj) und zwanzig Jahre früher heißt es „die Besitzung der königlichen Hundewärter", wobei wir also an neue Ortsanfänge glauben müssen, wenn wir an der Existenz des alten Tokaj um's Jahr 1074 festhalten wollen. Es müßte dann dem Mongolensturme erlegen sein. Das (neue) Tokaj kam 1388 an den reichbegüterten Slawen (Ruthenen?) Peter Czudar von Olnod (Onód) und 1389 an den mächtigen Stephan von Debrö, der bald gegen K. Sigmund in Verbindung mit den Bebek's die Fahne der Empörung hob. Er soll 1401 die Tokajer Burg gegen die Anhänger des Königs, die reichen Perényi's zu Patak, erbaut haben. Im 16. und 17. Jahrhunderte spielt Tokaj eine Rolle ersten Ranges, namentlich die Burg. Als bevorrechtete Municipalstadt erscheint Tokaj 1568. Aeltere Oertlichkeiten der Nachbarschaft, durch ihren Weinbau berühmt, sind: Tarczal (Turzol), Mád, Tállya, insbesondere Zombor, das im 14. Jahrhunderte einem Nachkommen Ratold's von Caserta gehört haben soll und Szerencs, (auch Zerempek einst geschrieben), das der Vorort eines eigenen Distriktes war. An die Stelle des 1393 gegründeten Benedictinerklosters trat 1556 die Burg Szerencs. Der Ort selbst wird 1502 als Städtchen bezeichnet. Es wurde dann rákóczisch.

Im Norden der Bodrogköz, an die Latorcze hin, erstand 1180 das Prämonstratenserstift Leleß, dessen eigentliche Gründung 1214 erneuert wurde. Hier befand sich eines der wichtigsten Reichsarchive mit mehr als 30,000 Urkunden. Seit 1567 verwandelte sich der Convent in eine Propstei, welcher Weltgeistliche vorstanden, und erlebte 1781 seine Aufhebung.

Von den nördlicheren Vororten seien Homonna an der Latorcze und Baranno an der Topla, einem Nebenflüßchen der Ondawa, erwähnt. Hier war altersher ruthenische Bevölkerung, die sich auch weiter südwärts erstreckt haben muß, wie die Orts- und Gegendnamen der ganzen Hegyallja nahe legen. Diese allerdings dünner gesäeten Alt-Ruthenen wurden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes durch die unter ihrem Fürsten Th. Keriatovič eingewanderten podolischen Ruthenen verstärkt und dieser ungarische Lehensträger erscheint als Herr des Gebietes von Homonna (von den Deutschungarn Hummelau genannt) und Papina bis an die nordöstlichen „Wolfsberge", die Beskiden. Später gewahren wir Homonna im Besitze des Hauses Drugetto oder Drugeth, als dessen Hauptherrschaft, von welcher sich auch das Geschlecht fortan Homonnai (d. i. von Homonna) schrieb. Dieses Magnatenhaus spielt bis in's 17. Jahrhundert, neben den Perényi's und Rákóczy's, die Hauptrolle.

Auch Varannó (Wranow) kam von den Rozgonyi's und Báthory's an die Drugeth's. Baranno, das südlichere Gálßécs und das östliche Szinna haben in der politischen Kriegsgeschichte des 16. und 17. Jahrhundertes Bedeutung.

Rascher führt uns der Weg nordöstlich weiter. Denn immer einförmiger wird die Landschaft und ärmer das Geschichtsleben an größeren individuellen Zügen. Die Klippenzüge der Sandsteinzone des Karpathengebirges und die Trachytstöcke, welche sich vom Thale der Ung bis zum Theißdurchbruch bei Hußt in der Marmarosch zeigen und von Nordwesten nach Südosten von den Flußläufen der Ung, Latorcza, Borzawa und oberen Theiß durchbrochen werden, waren wohl zeitweilige Völker- und Heereswege, nicht aber die Wiege bewegter, weithin spürbarer Ereignisse des Völker- und Staatslebens Ungarns, in dem Maße, wie die westliche und südliche Nachbarschaft. Immerhin haben auch sie ihre historischen Markirungspunkte.

Das Ungher oder Ungwárer Comitat, dessen Süden eine fruchtbare Rebenlandschaft einschließt, trägt nordwärts immer mehr die Unwirthlichkeit und dünne Bevölkerung zur Schau, besonders gegen die sogenannte „niedere Krajina" hin. Hier ist die herrschende

Bevölkerung der Ruthene, während dort stark der Magyare auftritt, ja eine durch den Namen irregeführte Ueberlieferung bringt die alte Comitatsburg Ungwár mit dem Magyarenzuge Arpád's in Verbindung, ja führt sogar den deutsch-lateinischen Namen Hungari, Ungarn, darauf zurück (!).

Mit dieser naiven Etymologie hat allerdings der Geschichtsforscher nichts zu schaffen. Auch dieser Vorort kam Ende des 14. Jahrhundertes an die Drugeth's-Homonnai. An der Ung führt nordöstlich der Weg nach Nagy-Berezna und weiter zu dem ungarisch-galizischen Karpathenpasse von Ußok gegen Sambor.

An die Ungher Gespanschaft stoßen die sumpf- und waldreichen Comitate Bereg und Ugocsa, die noch im 13. Jahrhundert, und zwar in dessen ersten Jahrzehnten, ausdrücklich „als (einstige) königliche Jagdforste" bezeichnet werden und es auch großentheils lange genug waren. Ja noch 1232 wird eine königliche Urkunde „im Walde Bereg" datirt. Als ein Ausgangspunkt der Comitatsbildung erscheint im Bereger ursprünglich die südwärts am Borßowa-Bache, nahe der Mündung desselben in die Theiß, gelegene Burg Borsowa, die sich in dem jetzigen sogenannten Dorfe, wahrscheinlicher aber in dem benachbarten Vári (Burgdorf) annehmen läßt. Jedenfalls gab Borsowa ein königliches Burggebiet ab, das dann in dem größern Bereger Comitate aufging.

Der Name des letzteren knüpft sich an den Ort Bereg-Szász, d. i. das „sächsische" Bereg, an der in die Ebene hineinragenden Gebirgsinsel, die ihr Seitenstück an dem benachbarten Bergstock von Káßony findet. Es scheint jedenfalls die deutsche Ansiedlung am „Berge" den in's Magyarische übergegangenen Namen der Ansiedlung, beziehungsweise des Comitates, geschaffen zu haben, und als Gründer mag ein Ludbrecht oder Lambert angesehen werden, da in der ältesten, erhaltenen Urkunde vom Jahre 1247 der Name Luprechtháza (Lambertháza, jetzt will man Luprechtßáß lesen) neben Beregßáß auftaucht. Wir müssen da überhaupt an alte Colonisation denken, wie wir einem der ältesten Denkmale, den Großwardeiner Gerichtsakten (1201—1231), entnehmen. Gleichzeitig mit den Deutschen um Páßtó und Felnémet in der Hevescher (Bodroger) Gespanschaft erscheinen auch „Flandrer" im Dorfe Batár bei Halmi in dem Ugocsaer Comitate.

Der historisch bedeutendste Punkt der Beregher Gespanschaft wurde jedoch Munkács, an der alten Heerstraße, welche über Alsó-Vereczke durch den bedeutendsten ungarisch-galizischen Karpathenpaß führt. Es ist der sogenannte „Magyarenweg", und ihn läßt die

Ueberlieferung eines nur allzu phantasiereichen Chronisten von den ersten Magyaren unter Arpád betreten. Ja sie versucht sogar den Namen Munkács von dem magyarischen munka (Mühe, Arbeit) herzuleiten, weil die Gewinnung dieses Rastplatzes den ersten Magyaren viel Arbeit machte. Abgesehen von dieser Ungereimtheit, erscheint aber auch die Bezeichnung Magyarenweg in erster Linie durch den Umstand gerechtfertigt, daß eben diese Straße der häufige Heerweg der Arpáden in das rothrussische Gebiet war.

Diesen Heerweg zogen auch die furchtbaren Mongolen unter Batu's Führung (1241). Munkács wurde 1360—1370 der Hauptsitz des Ruthenenfürsten Keriatovič als „Herzoges von Munkács", dann ein Besitz der Königinnen, wanderte im 16. und 17. Jahrhunderte insbesondere aus einer Hand in die andere, bis es rákóczisch wurde und dann im 18. an die Krone zurückfiel, um später an die Grafen von Schönborn verliehen zu werden und endlich als Staatsgefängniß ersten Ranges eine Rolle zu spielen. Laut Urkunde vom Jahre 1484 zählte die Munkácser Herrschaft 39 Orte zu ihrem Dominium. Das griechisch-unirte Bisthum zu Munkács wurde 1491 gestiftet und hatte in Bezug seiner Gerechtsamen stets heftige Kämpfe mit den Erlauer Bischöfen zu bestehen. Ein Basilitenkloster erstand bei Munkács schon nach 1360.

Daß schon vor Keriatovič die altansässigen Ruthenen des Bereger Comitates in der Kraina eine gewissermaßen geschlossene Gebietsstellung einnahmen beweisen Urkunden, wonach 1299—1307 ein Gregor als „Graf von Bereg und Amtmann (officialis) der Ruthenen" erscheint.

Der alte Hauptort des Ugocsaer Comitates, das schon in alter Zeit als eng verbunden mit Bereg auftritt, war die nun fast verschwundene Burg Ugocsa (Ugatha), später Kankóvár (?) genannt. Die bedeutendsten Orte alter Zeit wurden Ardó (Ordo, Fekete-Ardó) und Nagy Szöllös, dessen Name auf die reichen Rebenpflanzungen hinweist. Er besaß schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhundertes längst die Freiheiten eines Municipiums, einer Ansiedlung. Denn es wird in der Urkunde K. Karl Robert's den Marmaroscher Nachbarorten: Huszt, Visk und Tecsö die volle Ansiedlungsfreiheit der Szöllöser verliehen. Der Ort Ardo wird auch „Nagy Szász" (Groß-Sachsendorf) genannt.

Wie bedeutend überhaupt die Deutschansiedlung im Bereg-Ugocsaer Comitate gewesen sein muß, geht aus Ludwig's I. Urkunde hervor, wo der „deutschen Gäste" von Ugocsa, Ardó und Fel-Szász ge-

dacht wird. Deutsche Ansiedlung zog auch in das benachbarte Marmaroscher Comitat hinüber.

Dieses nordöstlichste Gebiet Ungarns, zwischen Galizien, Bukowina und Siebenbürgen eingeschoben, bereitet der historischen Erkenntniß seiner ethnographischen und politischen Anfänge die größten Schwierigkeiten. Jedenfalls war es am längsten von allen Reichsbezirken ein bloßes „Gebiet“, das erst vom 13. auf's 14. Jahrhundert geschlossener wurde und am meisten den Charakter ursprünglicher Wildniß abseits von den Hauptthälern offenbart. Der, nach Allem zu schließen, rumänische Name der Landschaft Maramure, Maramare (Marmarusia, Maramaros), an welchen zunächst der Bach Mara im Süden, ein Zufluß der Iza, erinnert, die Masse der bis nach Norden verlaufenden rumänischen Orts-, Gegend- und Bergnamen neben und unter den ruthenischen, die Geschichte der Völkerbewegung auf diesem Boden, endlich der Umstand, daß gerade der Südtheil, das „Land Bogdan's“ des Walachen, zuerst auftaucht, alles dies berechtigt zur Annahme, daß die früheste Bevölkerung der mittelalterlichen Marmarosch in ihrem Haupttheile rumänisch war und sich von Siebenbürgen herüber, desgleichen in die Szatmárer und Ugocsaer Gespanschaft, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert etwa, vorwärts schob. Denn wie bedeutend auch in der Ugocsaer Gespanschaft vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhundertes noch die Rumänen-Ansiedlungen erscheinen, beweist noch die Orts- nnd Gegendkarte unserer Zeit.

Schon die ältesten Urkunden, z. B. die von 1222, lassen die ursprüngliche Bedeutung der Marmarosch als Bezirk reicher Salzgewinnung erscheinen. 8000 Mark wurden der zweiten Gemahlin K. Andreas' II. auf die „Marmaroscher Salinen“ angewiesen. Ihrer Oertlichkeiten werden wir später gedenken. Um 1303 erscheint die Verwaltung der Marmarosch und des Ugocsaer Comitates in einer Hand; damals war schon der Bezirk von Visk dem letzteren entzogen und zur Marmarosch geschlagen. 1349 finden wir den Verwalter des Comitates zugleich als Graf der Székler und Ober-Gespan von Szatmár. Es sind dies Daten von Belange für die Beziehungen der Marmarosch. Aehnlich verhält es sich auch um 1366.

In der Zwischenzeit, etwa 1350—1365, muß jedoch ein für die Bevölkerungsverhältnisse wichtiges Ereigniß stattgefunden haben: die bereits in der Territorialgeschichte der Bukowina angedeutete Auswanderung eines großen Theiles der Marmaroscher Rumänen oder Walachen unter Führung des Bogdan oder Dragosch in die Moldau. Doch war ein beträchtlicher Theil zurückgeblieben

und K. Ludwig I. von Ungarn begabte daher den „getreuen“ Walachenhäuptling, Balk, Sohn des Záz, und dessen Brüder Drag, Dragomer und Stephan mit den Gütern des „Hochverräthers“ Bogdan oder Dragosch, den er auch bekriegte. Diese Güter (Kuchnya, Jood, Botsko, Viso, Moysin, Borsa, Zelystie) im südöstlichen Hochlande, am Vissó und an der Iza gelegen, zeigen am besten, wo der Kern des einstigen Landes Bogdan's“ zu suchen sei.

Dieser namhafte Ausfall der ohnehin dünnen Bevölkerung eines waldbedeckten Gebirgslandes von 177 Quadrat-Meilen lenkte hieher, sowie in die Ugocsaer und Bereger Nachbarschaft die Ansiedlung der podolischen Ruthenen des Keriatovič, nur muß man zweifellos an ältere ruthenische Bevölkerungselemente neben den rumänischen oder walachischen, namentlich nordwestwärts, denken. Jedenfalls gewann seither der nördliche, größere Theil der Marmarosch ein entschieden ruthenisches Gepräge, während der südöstliche vorwiegend rumänisch genannt werden muß. Das Geschlecht des Záz erscheint bis 1413 vorwiegend im Besitze der Marmaroscher Grafengewalt, dann treten meist ungarische Magnaten als wechselnde Obergespäne des Comitates auf.

Die ältesten Salzgruben, der Hauptreichthum des Landes, finden sich in Dragomér, Sugatag (Gyulafalva), Rhonaßék, Alsó Rhóna, Szlatina, F. Nyereßnicze, Nyagova, Taladorfalva, Sófalva, Baranya, Oertlichkeiten zu beiden Seiten des oberen Theißlaufes, vorzugsweise am Südufer des Flusses.

Zur Bedeutung ersten Ranges gelangten die Salzhäuerstädte: Hußt und Técsö, denen sich dann Visk, Hosszumezö und Sziget beigesellten. Sie alle liegen im Theißthale, also an der Lebensader der Landschaft.

Sziget, die „Insel“, wie der magyarische Name besagt, befand sich, so lange die Theiß ihr älteres Bett einhielt, in der That auf einer Insel zwischen den Flüssen Theiß, Rhóna und Iza. Noch 1342—1382 war Sziget der fünfte Ort dem Range nach, später schwang er sich auf den ersten Platz. Diesen behauptete bis in's 18. Jahrhundert Hußt, ein alter Burg- und Salinenort, dessen Blüthe in die Zeit der siebenbürgischen Fürsten fällt. Vielleicht war Visk älter, bis zur Zeit 1290—1301 dem Ugocsaer Comitate angehörig, und von K. Stephan V. als „höchst nothwendig“ zum „Ansammeln von Colonisten“ bezeichnet. Und daß wir an deutsche Ansiedler denken müssen, beweisen die noch im 18. Jahrhunderte vorfindlichen Spuren der deutschen Sprache, andererseits vielleicht auch der Name, welcher mit dem deutschen „Wüste“, „Wüstung“

nicht grundlos zusammengestellt wurde. Hier wurde einst Bergbau getrieben, wie überall, wo der Deutsche seine neue Heimat bestellte. Noch entschiedener tritt in der alten Namenschreibung des Nachbarortes Técsö: Teuchau, der deutsche Colonistenort, in den Vordergrund. Vier Stunden von diesem Orte bei Alsó Nereznice fand man Spuren alten Bergbaues, der 1815—1855 wieder aufgenommen wurde. Der fünfte Ort von Bedeutung wurde Hosszumezö („Langfeld").

Die größte Bedeutung errang (1537—1696) Huszt, wo sich außer einem wichtigen Kastell in der Zeit der Siebenbürger Herrschaft eine Residenz des Fürsten, die des Königsrichters, des Grafen der Marmarosch, des Obergespans und des Kammergrafen befunden haben soll. Die Comitatsversammlungen wurden in Hossumezö abgehalten, wo wir auch die Hauptniederlage des ärarischen Salzes gewahren.

In den fünf Orten bildeten die privilegirten Salzhäuer (incisores) ein Bürgerpatriat, das im Genusse seiner eigenen Municipalrechte sich befand. Seit der Wiedervereinigung der Marmarosch mit der ungarischen Krone (1733) überflügelte dann Sziget, als Mittelpunkt der Comitatsverwaltung, die Nachbarorte.

Die Wallachen der Marmarosch lebten vorzugsweise im Verbande der sogenannten Kenesiate oder Schulzereien. Die süddeutschen Colonien der Neuzeit knüpfen sich vorzugsweise an die theresianisch-josephinische Epoche. Von der bedeutenden Waldmasse geben noch zahlreiche Bestände Zeugniß. So gehören zu der Ortschaft Királymezö (Königsfeld) am Fuße des Berges Gyil 74,000 Joch Waldgrund.

Von geschichtlicher Bedeutung als Paßweg ist im Süd-Osten der Landschaft die altwallachische Ansiedlung, Borsa, an der Gebirgsenge Sztrimtura, wo 1717 die Tartaren im blutigen Kampfe zurückgeschlagen wurden.

Wenden wir uns südlich der Szatmárer Gespanschaft zu, die in mächtiger Längenausdehnung (bis 15 Meilen) und ziemlicher Breite (bis 12 Meilen), nordsüdoestlich vom Marmaroscher und siebenbürgischen Höhenzüge eingerahmt, eine bedeutende Thalung, die des Számosflusses einschließt und südwestlich in die Ebene verläuft, die z. B. bei Ecsed eine große Sumpfbildung zeigt. In der Niederung vorzugsweise von Magyaren bewohnt, denen sich gebirgwärts Ruthenen und Rumänen anschließen, spielt dies Gebiet in der Geschichte der vorzeitigen deutschen Ansiedlung eine Hauptrolle.

Der Vorort Szatmár-Németi (ursprünglich zwei Orte)

am Számos, erscheint urkundlich als die älteste Colonie Ostungarns, denn ihre Anfänge werden in dem Privilegium dieser Freistadt vom Jahre 1231 auf Gisela (Keysla), Stephan's I. bayerische Gemahlin, zurückgeführt. Im östlichen Gebirgslande, gegen Siebenbürgen, taucht der alte, einst reiche, Bergort Nagybánya auf, vormals auch Asszonypataka (Frauenbach, rivulus dominarum) und Elöpatak genannt, dessen Rechte und Freiheiten vergangener Zeiten 1347 bekräftigt wurden; sodann Felsöbánya, „Mittelberg", ebenfalls eine alte Montanstadt, im Genuße mehrhundertjähriger Rechte und Freiheiten. Hier überall fand der Deutsche seinen Arbeitsboden, doch verschwand sein Volksthum in den Stürmen der Zeiten. Im Süden der Gespanschaft sind Ecsed, eine historisch-wichtige Burg, einst Hywseeg geschrieben und schon 1217 genannt, und Nagy Károly, der Stammsitz eines bedeutenden Magnatengeschlechtes bemerkenswerth.

Die Natur des südwestlich angrenzenden Szabolcser Comitates entspricht schon ganz und gar in seiner Bodenbeschaffenheit und kernmagyarischen Bevölkerung dem großen Tieflande, dem Alföld, mit den unabsehbaren Ebenen und der häufigen Sumpfbildung. Wir müssen das Comitat und den besondern Distrikt der sechs Hajdukenstädte unterscheiden, das Gebiet, innerhalb dessen die kriegerisch wilden Hirten oder Herdenwächter, gelegentlich auch Räuber und seit den Türkenzeiten irregulären Reiterschaaren (Haiduken), ihre eigentliche Heimat hatten.

Der alte Vorort Szabolcs (Zabolcs, Zabouch) zeigt nichts mehr von der königlichen Burg und wurde zu einem bedeutungslosen Ruthenendorfe.

Bedeutender wurde Nyir-Bátor als Stammsitz des berühmten Geschlechtes der Bátory, das sich dann von Somlyó schrieb und als wichtige Festung gegen die Türken Nagy-Kalló. Auch Kis-Várad, Klein-Wardein, war ein alter Burgort. Die Namen der sechs Hajdukenstädte, denen Fürst Bocskay als Herr Siebenbürgens und Nordostungarns († 1606) eigene Vorrechte verlieh; Vámos Pércs, Hatház, Böszörmény, Dorog, das verfallene Polgár, Nánas und das bevölkerte Szoboszló scheinen Anklänge an alte Niederlassungen zu enthalten. Böszörmény, das überdies 1425 von K. Sigmund dem Serbenfürsten Brankovič verliehen wurde, dürfte auf eine Armenieransiedlung, Polgár = Bolgár vielleicht auf eine Bulgarencolonie zurückführen.

Eines der größten Comitate, vom Mittelpunkte des Alfölds bis an die Gebirgsschranke Siebenbürgens ausgedehnt, ist das Biharer. Schon im 12. Jahrhunderte begegnen wir der königlichen Burg

Bihar (Bihor), doch verlor sie bald ihre Bedeutung. Dagegen schwang sich Debreczin, insbesondere seit den Tagen K. Ludwig's I., empor. Die Urkunde von 1361 verlieh den „Gästen" oder Ansiedlern des Ortes freistädtische Rechte.

Wir haben somit die Entwicklung einer Colonistenstadt vor uns, die endlich das „Herz" des Alfölds und der Vorort der Theißmagyaren wurde. Dieser Aufschwung knüpft sich insbesondere an das Jahr 1715, in welchem Debreczin in die Zahl der k. Freistädte aufgenommen wurde. Der politische Mittelpunkt des Comitates wurde jedoch zugleich die alte Bischofsstadt Groß-Wardein (Nagy-Várad). Das Bisthum, jedenfalls nicht von K. Stephan I. sondern von dem spätern Ladislaus I. um 1080 gegründet, wurde der Mittelpunkt einer gemischten Ansiedlung, deren freistädtischer Charakter und deutsches Element unverkennbar sind, wie dies schon die Urkunde von 1297 andeutet. Die Stadt mit ihrer ausgezeichneten Lage am Gebirgssaume, in der Thalung der schnellen Körös, war jederzeit ein vielumworbener Haltpunkt der Herrschaft dieses ungarisch-siebenbürgischen Grenzbodens, wie die Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts lehrt; vor Allem suchte der Türke sie als Stützpunkt seiner Herrschaft zu gewinnen und zum Sitze eines Paschaliks zu machen (1660—1692). Bis zum Jahre 1779 war der jeweilige römisch-katholische Bischof zugleich Obergespan. Seitdem ging diese Würde auf Weltliche über. Zu dem lateinischen Bisthum trat seit 1777 ein griechisch-unirtes Hochstift. Als eine Colonie Großwardeins läßt sich das benachbarte „Neu-Wardein" betrachten. Sein ältester Hauptbestandtheil ist das „bischöfliche Wardein" (Püspöki Várad), welchem sich später das „wallachische" und „Soldaten-Wardein" beigesellten.

Rasch können wir uns, mit Vorbeilassung der östlichsten Comitate Zarand, Krasßna, Mittelßolnok und Kövár, auf die wir anderorten zu sprechen kommen, über die endlosen Flächen des südwestlichen Ungarns fort bewegen. Zunächst sei des angrenzenden Békeser Comitates gedacht. Das ist der Boden großer isolirter Dorfansiedlungen. Békes selbst, der alte Burgort, hat keine Befestigung mehr. Der Hauptort wurde dann Gyula, zugleich Festung, durch den Beisatz „Német" („Deutsch"-Gyula) auf die deutschen Elemente der Colonisation verweisend, im Gegensatze zu Magyar-Gyula (Ungarisch-G.). Hier war ein wichtiger Boden der ungarländischen Türkenherrschaft.

An beiden Theißufern verbreitet sich das Csongráder Comitat, ein historisch wichtiger Boden. Neben Csongrád selbst, den alten Burgort, tritt bald die k. Freistadt Szeged oder Szegvár.

Der Bürger der Letzteren, mit den Freiheiten von Stuhlweißenburg und Ofen, geschieht bereits 1358 Erwähnung. 1439 werden beide als „Städte" neben einander gestellt. Szegedin, an der Marosch-mündung, erscheint als ein in Handels- und Kriegsbeziehung ungemein wichtiger Ort, welcher die vorgenannten weit überflügelte, da er einerseits das unterste Thal der Theiß und die Wasserstraße gegen Siebenbürgen, die Marosch aufwärts, hütet. Die Stadt führte in ihrem ältern befestigten Kerne den Namen Palanka. Die Türken suchten ihn seit 1526 als Stützpunkt festzuhalten (bis 1686). Die Kernbevölkerung wurde seither deutsch, der Ort 1751 zum Range einer königlichen Freistadt erhoben. Jetzt allerdings verlor sich jener deutsche Charakter der Bevölkerung.

Der Boden zwischen Szegedin und dem südlichern Peterwardein ist eine wichtige Kriegslinie.

Am westlichen Ufer der Theiß stoßen von Norden her die Pesther und südlich die Bács-Bodroger Doppel-Gespanschaft zusammen. Jener gehört als südöstlich vorgeschobenster Ort der Tiefebene Kecskemét (der „Ziegenort") an, eine echte Pußtenstadt, an der 50 Meilen langen und nahezu ebenso breiten Haide.

Vom Pesther und Hevescher gegen das Szabolcser, Biharer, Békescher und Szolnoker Comitat breiten sich die sogenannten Districte der Jazyger und Kumanier (Groß- und Klein-Kumanien N.- und K.-Kunság) aus, so recht im Herzen des Alfölds. Hier, am Berretyó und Sárrét, bestand bis 1261—1271 der alte Comitat Kémej. Ein Theil desselben kam dem Kumanenlande zu Gute, während der Rest Klein-Szolnoker oder Klein-Hevescher Gespanschaft hieß. Der Name Jazygien führt offenbar auf eine aus kumanischen Bogenschützen (iász, iászok) gebildete königliche Miliz zurück, welche in diesem Gebiete seßhaft war und dafür Heerbannsdienst leistete. Groß- und Klein-Kumanien sind Niederlassungen der seit Béla IV. eingewanderten Polowczischen Kumanen. Es entsprach dem Wesen dieser allgemach magyarisirten Kumanencolonien, daß sich hier keine einzige eigentliche Freistadt entwickelte, wenngleich große volkreiche Orte, wie Jászberény, der Vorort Jazygiens, und Arok-Szálás („Graben-Niederlassung") ebendaselbst, andererseits Karczag-Ujszálás und insbesondere Kun-hegyes in Kumanien sich finden. Es waren gefreite Bezirke, außerhalb der Comitatsgewalt und besaßen an dem Palatin ihren Verwalter und Richter.

Der Bácser und Bodroger Gespanschaft, welche ursprünglich geschieden und bereits im 12. Jahrhundert, urkundlich bekannt, vereinigt, getrennt (1747) und wieder vereinigt wurden, gehören nicht

wenig historisch bedeutende Orte an. Der Vorort des erstgenannten Comitates, Bács, erscheint in den Tagen Karl Robert's (1312—1342) als königliche Freistadt; überdies befand sich hier der Sitz eines alten Bisthums, welches bald mit dem Kalocsaer in eine Metropole verschmolz, wie bereits anderorten erwähnt wurde.

Dagegen ist der alte Burgort Bodrog, der dem zweiten Comitate den Namen gab, verschwunden. Bács selbst sank in den Stürmen der Zeit zur untergeordneten Bedeutung herab. Sehr alt ist der Pfarrort Titel (einst: Titul) an der Theiß und Bega, später Propstei, dann in das Bereich eines nach ihm benannten Grenzer Bataillons-Bezirkes gezogen. Eine bedeutende Klosterstiftung bestand in Bács-Monostor (Monaster). Historisch namhafte Orte sind Futak (15. und 16. Jahrhundert) und Zentha (1697). Beispiele bedeutender Ansiedlungen, welche seit den Tagen Maria Theresia's freistädtische Rechte erwarben, sind: Zombor und Neusatz (seit 1751), vor Allem jedoch Maria Theresiopel (Szabadka, seit 1779).

Der Boden der Bács-Bodroger Gespanschaft (die „Bácska") gewinnt seit dem Ausgange des 17. und im 18. Jahrhundert ein besonderes hervorragendes ethnographisches und politisches Interesse durch die massenhafte Ansiedlung von Serben oder Raizen und deren nationale Stellung (Wojwodina). Diese Ansiedlung, deren Verlauf ein späteres Buch der politischen Geschichte erörtern soll, verlieh den bevölkertsten Orten ihre starke serbische Colonisation.

Die Geschichte der Comitate: Temesch, Torontal, Csanád und Krassó, welche eine Zeit lang (seit 1717), — eingerechnet die dann als Grenzbezirke geschaffenen deutschen und wallachischen Regimentsgebiete — unter dem Namen Temescher Banat zusammengefaßt erscheinen und erst in jüngster Zeit (1867) wieder als eigene Comitatsgebiete auseinanderfielen, bedarf einer historischen Umschau über die ältesten Grenz- und Nachbarverhältnisse dieser Gegend Ungarns, andererseits einer geschichtlichen Würdigung der territorialen Grundlagen dieser politischen Gebiete.

Im Mittelalter bildete das nordwestliche Grenzstück des heutigen Serbiens, beiläufig seit K. Béla's IV. Tagen (1235—1270), vielleicht auch schon seit Béla III. (um 1180) ein „Banat" oder Markgebiet Ungarns unter dem Namen Machow (Mácsó, Mácswa) (banatus Machowiensis), von der Save bis zur Morawa, an welches östlich das von Kowin (Kubin oder Kewe) stieß, in dem wir das heutige Belgrad gelegen finden. Den Bezirk Orbácz, westlich abliegend zwischen den Flüssen Drin und Drau, müssen wir

auch in Verbindung damit denken. Unter Ladislaus IV. (1270, † 1290) ging die Macswa verloren. Ludwig I. († 1382) stellte den Besitz Ungarns wieder her. Es entwickelten sich aus diesem Koviner oder Keveer Banate im 15. Jahrhunderte die Gespanschaften Horom, Posacza und die Belgrader Landschaft. In den Tagen des Korvinen Mathias (1458—1490) rang man noch um den Besitz der südlichen Reichsgrenze mit dem Türken, dann ging dies Alles unwiederbringlich verloren. Gleiches gilt von dem Bronchier und Krucsóer Banat, das Mitte des 13. Jahrhundertes auftaucht und schon in den Tagen Ladislaus' IV. für immer verschwindet. Die heutige Gegend der aufgelösten Deutschbanater Militärgrenze, um Pancsowa und Kubin, sind Reste jener alten Grenzbanate.

Die sogenannte „kleine" Wallachei bis zur Aluta mit dem Vororte Zeurin (Szörény), d. i. Turnu Severin an der Donau, bildete, im Zusammenhange mit dem ungarischen Gebiete um Krasso, Lugos und Karansebes, seit 1209 bis in's 16. Jahrhundert das Zeuriner oder Szörényer Banat. In diesem „Banat" verschwand um 1464 das Krassóer Comitat, und der heutige ungarische Nordtheil des alten Zeuriner Banates erscheint dann als Lugoscher und Karansebescher Banat, seit 1527 beiläufig, während der Südtheil jenseits Orsowa verloren ging. In den Tagen der Trennung Siebenbürgens von Ungarn hielten die Fürsten des letzteren Gebietes dieses gebirgige Grenzland zwischen der Donau bei Orsowa und der Marosch fest, bis im Jahre 1658 Achaz Barcsay, der letzte Ban von Lugosch und Karansebesch, es den Türken abtrat.

Ein Temescher „Banat" als solches gab es nicht vor dem Passarowitzer Frieden (1718), der das Gebiet für immer der Pforte entriß. Es gab bis dahin immer nur die Comitate: Temesch, Torontal, Krassó, so gut wie die nördlicheren, der Marosch überlagernden Gespanschaften: Csanád und Arad, deren erstere dann in einen engen Bezug mit dem „Banate" trat, der wieder gelöst wurde. Auch unter K. Mathias I. († 1490) war es nicht anders. Denn er bestellte den Paul Kinizsi nicht zum Bane, sondern zum militärischen Hauptmann oder Grenzcapitän über die Comitate Temesch, Torontal, Krassó und Keve. Wohl aber geschah es, daß ein Comitatsgraf oder Obergespan mehrere Comitate gemeinschaftlich verwaltete, so daß z. B. 1498 der Graf von Temesch allen südlichen Comitaten zwischen Donau und Marosch vorstand.

Aehnlich wurde zufolge des österreichischen Sieges über die Türken bei Zentha (1697) das Jahr darauf wieder ein Obergespan von Szörény ernannt und so gewissermaßen das alte Zeuriner Banat

erneuert. Doch war dies ohne Bestand, da man im Karlowitzer Frieden (1699) die Landschaft den Türken beließ und erst 18 Jahre später der Pforte entriß.

Im 13. Jahrhunderte erscheinen neben magyarischen auch kumanische Ansiedlungen im Torontaler und Temescher Comitate, im 15. tauchen immer mehr serbische Einzelansiedlungen auf, die dann Ende des 17. Jahrhunderts noch stärker auftreten, allerdings nicht so massenhaft wie in der Bácska.

Wir wollen nun zunächst die drei Comitate für sich betrachten, aus denen vorzugsweise das Temescher Banat später erwuchs.

Die Mittelstellung nimmt die Temescher Gespanschaft ein. Die Reihe der Grafen oder Gespäne läßt sich urkundlich seit 1203 verfolgen. In einer geographisch wichtigen Lage, an der Bega, zwei Wegstunden von der Temesch, dem Hauptflusse dieses Gebietes, entfernt, auf einem durch Sümpfe geschützten Boden erwuchs Temesvár, die Temeschburg (Tumesburk), ein Bollwerk der südlichen Grenzlandschaft Ungarns ersten Ranges. Primas Oláh spricht von Temesvár als an dem gleichnamigen Flusse gelegen und erwähnt Orte, die im Sturme der Türkenzeiten zu Grunde gingen und verschollen. Der Aufschwung des Ortes, der sich um die Burg als wachsende Ansiedlung entwickelte, knüpft sich an die Tage K. Karl Robert's († 1342) der es zu seinem Lieblingssitze erkor. Seither wurde sie eine königliche Freistadt. Im fünfzehnten Jahrhundert (seit 1443) war diese Reichsfestung in den Händen der Korvinen, und der Erste derselben, der Gubernator Johannes, ließ die Burg stärker als zuvor befestigen Seit dem 16. Jahrhundert, insbesondere seit dem großen Bauernkriege von 1514, hebt sich immer mehr die Bedeutung dieses Waffenplatzes, der dann 1552 in die Hände der Türken fiel und erst 1717 denselben entrissen wurde. Die neuere Blüthe der Stadt hängt mit der Umgestaltung des Comitates in seinen Ansiedlungs- und Culturverhältnissen zusammen.

Während Temesvár die im weiten Bogen westlich ausgreifende Ebene beherrscht, dominirt im nordöstlichen Berggelände, an der Marosch, der zweitwichtigste Ort der Gespanschaft, Lippa, dessen Name schon auf slavische Colonisation zurückweist, während als ältere Bezeichnung im 14. Jahrhundert Kölpeny (Kulpen) auftaucht. Als bedeutender Ort mit ausgedehntem Herrschaftsgebiete erscheint Lippa in den Tagen K. Sigismund's, der das Ganze im Jahre 1425 „seinem Getreuen", Fruschin, dem Sohne des Bulgarenkaisers, schenkte. Das Jahr darauf erscheint Lippa urkundlich als „Stadt" (civitas). Lippa und Solymos in der Arader Gespanschaft vergabte

Mathias Corvinus (1463) an den berühmten hussitischen Söldnerführer Jiskra von Brandeis. Für die frühe Deutschansiedlung spricht K. Sigismund's Urkunde von 1426. Georg, Markgraf von Brandenburg, K. Wladislaus' II. († 1516) Schwestersohn, erhielt Lippa als königliche Gabe und befestigte den Ort. 1551 gerieth Lippa in die Gewalt der Türken und blieb darin bis 1688, worauf seine Festungswerke geschleift wurden.

Westlich stößt an die Temescher Gespanschaft die Torontaler. Man sucht vergebens im ganzen Mittelalter ihren Namen; ebenso erfolglos einen Burgort, der ihr doch den Namen geben mußte. Deutlich tritt sie jedoch um 1523—1525 vor Augen, wo reichsgesetzlich dieses Comitates und der zur Reichsvertheidigung allda bestimmten slavischen Grenzer, „Wojnici" (Krieger), Erwähnung geschieht.

Aehnlich verhielt es sich mit den serbischen Grenzkriegercolonien (seit 1459) in Sirmien (Szerém) und im einstigen Klein-Horomer Comitate an der unteren Temesch, welchen Landstrich man Janopole nannte. In diesem letzteren Gebiete entwickelte sich ein förmliches Despotat von Rascien aber unter der Oberaufsicht des Obercapitäns der südlichen Reichsgegenden. 1484, 1502, 1538 kam es zu fortgesetzten Serbeninvasionen, und wie stark sich dieses neue Bevölkerungselement Südungarns fühlen mußte, beweist schon vor 1550 durch sein gefürchtetes Treiben der Banditenführer und verrufene Parteigänger des Thronstreites Zápolya's und Ferdinand's I., der „schwarze"(Fekete), oder wie er sich hochfahrend nannte „Czar" Jowa.

Offenbar müssen wir uns früher das Comitat Torontal als einen Bestandtheil anderer, etwa des Temescher und Kubiner (Kowin, Kewe) denken. Die wachsende Türkennoth mag vom 15. auf's 16. Jahrhundert bezügliche Neugestaltungen bewirkt haben, aus denen das Torontaler Comitat hervorging.

Es scheint, daß ursprünglich dazu auch das jenseits der Theiß im angrenzenden Bácser Comitate gelegene Alt- oder Rácz-Becse gehörte, dem gegenüber sich später Türkisch-Becse auf dem Boden der heutigen Torontaler Gespanschaft erhob, falls nicht mit diesem Becse Groß-Becskerek an der Bega gemeint ist, die größte Stadt des Comitates, bereits 1412 als Markt urkundlich bezeichnet. Einst bestand hier eine feste Burg, die längst in Trümmern liegt.

Im Nordtheile des Comitates, allwo der Ort Alt-Bessenyö auf eine vorzeitige Bissenen-Ansiedlung zurückweist, befindet sich der einst gefreite oder privilegirte Serben- oder Raizendistrikt von Kikinda.

Vorher hieß der Ort Nagy-Kikinda: Cſchechida, wie Urkunden des Jahres 1412 ff. darthun.

Die ganze Ostflanke des Temescher Comitates ist von der Krassóer Gespanschaft gebildet, welche wieder weiter gegen Morgen von der bisherigen Serbisch-Banater und Romanisch-Banater Militärgrenze eingerahmt wird; jene der Rest des alten Kewe-Horomer Comitates, diese das Nordstück des vormaligen Zeuriner oder Severiner Banates.

Dies ganze südöstliche Grenzland Ungarns, dessen Hauptwasseradern die Temesch in ihrem Oberlaufe und der Karač oder Krassó mit der Nera bilden, ist Gebirgsboden von hervorragender strategischer Wichtigkeit für alle Zeiten und war dies schon in den Tagen der Römer.

Als Vorort des Krassóer Comitates, das seinen Namen so gut wie der kleine Ort Krassó von dem genannten Flusse empfing und, von 1464—1688 verschollen, 1688 und 1779 wieder als Gespanschaft auftaucht, erscheint Deutsch-Lugosch, an der Schwelle des Oberlaufes der Temesch; im Mittelalter bedeutungslos, aber seit dem 16. Jahrhundert emporstrebend und von Serben und Deutschen bevölkert.

Aehnlich verhält es sich mit Karansebes, urkundlich früher Sebusvár genannt und mit dem heutigen Namen offenbar erst seit der serbischen und türkischen Epoche ausgestattet, im Jahre 1411 als Vorort eines „Distriktes" und 1498 als Colonistenort bezeichnet. Orawicza war schon in den Tagen der Türkenherrschaft ein Ort mit Kupferbau.

Wenden wir uns der ehemaligen Militärgrenze dieser Gegenden zu. Nahe der Mündung des Karač oder Krassó erstand Uj-Palanka in der Nähe einer altrömischen Uferstation, ein Bollwerk der türkischen Festung gegenüber. 1697 zerstörten es die Türken; die Oesterreicher erbauten es wieder. Tief im Gebirgsboden auf römischem Baugrunde erstanden im Mittelalter das Wallachendorf an den berühmten heißen Quellen: Mehabia, Mehadica (einst: ad Medias) und nahe dem eisernen Thore der Donau: Alt-Orsowa. Mehadia (auch Miháld urkundlich geschrieben) gewann im Mittelalter keine Bedeutung; doch kam es später in den Tagen der Türkenkriege zu einer Befestigung des Ortes mit Erdschanzen. Die neuere Geschichte hat diesen Boden in der Zeit der großen Kämpfe seit 1688 nicht selten von Kriegsgetümmel erfüllt gesehen. Insbesondere gilt dies von dem hochwichtigen Grenzorte Alt-Orsowa, der schon in den Tagen K. Ludwig's I. († 1382) als Kastell seine Rolle spielt. Damals

stand dieser ganze wichtige Grenzbezirk unter dem Temescher Grafen Heem. Denn das „eiserne Thor" (magyarisch: Vaskapu) hinter Orsowa ist stets eine Völker- und Kriegspforte ersten Ranges gewesen. Hier, zu Karansebes, Krassowa, Szlatina, Lippa und anderen Orten wurden 1342—1382 Bulgaren angesiedelt.

Lenken wir noch einmal den Blick auf das sogenannte Temescher Banat zurück. Seine Bodenfläche und Bevölkerung hat in der Zeit von 1526—1790 ihre Physiognomie dreimal gewandelt. Noch um das Jahr 1536 verzeichnet Primas Olah zahlreiche Orte, die späterhin nimmer vorgefunden wurden. Wir müssen auch damals an gegendweise dichtere Magyarenbevölkerung denken und ebenso an einigermaßen bessere Culturverhältnisse dieses fettscholligen Schwemmbodens. Dann kam die Türkenzeit und ewige Kämpfe, unter denen ganze Bezirke verödeten und die Naturgewalten übermächtig und zerstörend auftraten. Seit 1718 unter österreichischer Herrschaft begann die deutsche Culturarbeit, die fleißige Hand und der kluge Kopf der „Schwaben" das Land aus seiner Versunkenheit zu heben. Wie es da aussah, erweist die amtliche Karte des Banates aus den Jahren 1723—1725, wonach das Torontaler Gebiet fast halb verödet war, der Becskereker Bezirk 37 ganz und 15 halb verödete Orte zeigt. Im Pancsowaer erscheinen 30 unbewohnt, 22 theilweise bevölkert. Der Morast an der Aranka erstreckte sich von Türkisch-Kanischa bis Mokrin, ein zweiter von der Bega bis Kikinda. Meilenweit reichte das Ilancaner Moor, und der Alibunarer Sumpf hing mit dem Werschetzer zusammen. Alles schien Sumpfland, Jagdrevier, Wiese, Haide und Brutstätte für Gewürm und stechende Mücken geworden, in welcher wallachische Räuberbanden unter ihrem Harambascha unangreifbares Versteck fanden.

Wir wollen die historisch-topographische Skizze dieses ganzen Südoststückes Ungarns mit den gegen Mittag von der Marosch begrenzten Gespanschaften schließen und uns dann weiter östlich wenden.

Im Csanáder Comitate, einst weit umfangreicher als gegenwärtig, sei nur des uralten Vorortes gleichen Namens gedacht. Es knüpft sich an ihn die Bedeutung des Fürstensitzes Achtums, dessen Gebiet wohl den ganzen Landesraum zwischen der Körösch, Marosch und Donau umfaßt haben mag, bevor ihn Stephan I., der Begründer der arpadischen Monarchie bezwang und an die Stelle des hier eingebürgerten griechischen Kirchenthums das römische, mit dem Bisthum des heiligen Gerardo, aufzurichten beschloß. Deutscher Colonisation begegnen wir gleichzeitig mit Békes, einst „Tomasbruck"

(an der Körösch) genannt, und Nagy-Lak, „Perg", in Csanád zur Zeit des 13. Jahrhundertes. Dies Gebiet, wo wir Makó als ältester Pfarre begegnen, verfiel der Türkenherrschaft und wurde gemeinsam mit den südlichen Nachbargegenden der Pforte entrissen. Es erscheint daher auch nach der Wiedereroberung des sogenannten Banates als District desselben. 34 Orte lagen darin wüst und verlassen, 13 spärlich bewohnt, darunter Csanád selbst.

Während in dieser Gespanschaft, insbesondere seit der Verdrängung der Türken als Hauptbevölkerung, die Magyaren auftreten, erscheint in der östlich benachbarten Arader (Oroder) das rumänische nnd serbische Element im entscheidenden Uebergewichte. Alt-Arad, der Vorort, seit dem 13. Jahrhunderte als Sitz eines reichen königlichen Domstiftes hervortretend, erscheint schon unter K. Béla II. dem „Blinden" († 1141) von Bedeutung. Hier wurde ein folgenreicher Hoftag abgehalten, und jener blinde König fand auch allda seine letzte Ruhestätte.

Am entgegengesetzten, südlichen, Maroschufer erwuchs Neu-Arad, eine Gründung der Türkenherrschaft. Die festen Plätze Solymos, Tót-Varadgya spielen in der Kriegsgeschichte eine Rolle.

Die historisch-politischen Zwischen- oder Bindeglieder Ungarns und Siebenbürgens.

Hier seien nun jene ostwärts benachbarten Comitate und Districte kurz zur Sprache gebracht, welche seit 1527 in innigster Verbindung mit Siebenbürgen blieben und 1732 ausdrücklich als partes reapplicatae: „rückeinverleibte" oder „neuerdings beigefügte" Gebietstheile dem genannten Fürstenthum zugesprochen wurden, bis endlich die neueste Zeit ihre bleibende Scheidung von Siebenbürgen herbeiführte. Es sind dies die Comitate Zarand, Krasſna, Mittel-Szolnok und der Distrikt Kővár.

Der westliche ebenere Theil des Comitates Zarand mit dem alten, nun bedeutungslosen Vororte Zarand und Jenö, einer im Türkenkriege nicht selten genannten Festung, als Hauptpunkten, wurde 1744 dem Arader Comitate zugeschlagen, während der östliche gebirgigere den Rest des Comitates umfaßte. Das Gebiet zwischen den drei Köröschflüssen hieß noch in der Zeit des Primas Olah († 1568) „Körösköz", das „Land zwischen den Körösch". Zu dieser Zeit gab es am Fuße der Gebirge noch Orte in größerer Zahl, die

dann in den Kriegszeiten spurlos verschwanden oder verödeten. In diesem Zwischenstromlande findet sich die Burgstadt Boros-Jenö („Wein"-Jenö), einst ein wichtiger Waffenplatz, nun ein offener Ort in gesegneten Rebengründen. Hier wurden um 1439 zahlreiche serbische Flüchtlinge angesiedelt. An der Schwelle des Gebirges ragt Vilagos-vár empor, eine schon im 15. Jahrhunderte berühmte Burg, die 1693 den Türken entrissen wurde.

Ganz im Gebirgsboden steckt das östlich anreihende Comitat Mittel-Szolnok, so genannt zum Unterschiede von dem zu Siebenbürgen zählenden Comitate Inner-Szolnok (ältere Namensform: Zounuk), mit den alten Burgen Hadad, Köd und dem einst bedeutenden Waffenplatze Szilágy Cseh (Zilach, Zilaj) an der Szilágy, von welchem Flusse die Bezeichnung der ganzen Landschaft „Szilágysság" herrührt.

Zwischen diesem Comitate und dem Biharer eingeklemmt befindet sich die kleine Gespanschaft Kraßna, kaum 3 Meilen lang und 1 Meile breit, ein dünnbevölkerter Gebirgswinkel. Der alte nun ganz bedeutungslose Vorort gleichen Namens liegt eine Meile von Somlyó entfernt, dessen „Burgberg" an den Stammsitz des Fürstengeschlechtes, der Báthory von Somlyó, erinnert. Auch Balkovár war einst ein fester Ort.

Das nördlichste dieser Zwischenglieder Ungarns und Siebenbürgens, zwischen der Marmarosch, der Szatmárer Gespanschaft, dem Comitate Mittelszolnok und Siebenbürgen, ist der Kövárer District Der Vorort des Gebietes, welches einst zur Mittelszolnoker Gespanschaft gehörte und später, in den Bürgerkriegen des 16. Jahrhunderts, davon losgerissen wurde, Kövár: die „Steinburg" (von Isthuánffi im 17. Jahrhundert zur Kraßnaer Gespanschaft gezählt, während es urkundlich im 14. Jahrhundert, z. B. 1367, noch im Szolnoker Comitate genannt wird), war einst eine starke Doppelfestung, die erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Rákóczischen Insurrection ihre Zerstörung erlebte. Ein alter Bergort, wo bis 1743 auf Gold gebaut und dies 1748 neuerdings versucht wurde, ist Kapnik oder Kapnik-Bánya. Alte verworfene Schachte und Halden lassen die größere Bedeutung dieses Montanstädtchens ermessen, dessen Ansiedler „Sachsen" waren, offenbar im Zusammenhange mit den Berghäuern im benachbarten Szatmárer Comitate, zu Felsö und Nagy-Bánya.

II. Siebenbürgen.

Mit den vier letztgenannten Comitaten Ostungarns haben wir gewissermaßen die Bindeglieder zwischen dem Hauptlande der Südkarpathen und dem Boden des eigentlichen Siebenbürgens kennen gelernt.

Den innigen geographischen Zusammenhang mit Ungarn zeigt die Gliederung des transsylvanischen Gebirgssystems. Von Nordosten nach Südosten, von der Marmarosch-Bukowina bis zum Burzenlande umschlingt mauerartig eine unmittelbare Fortsetzung des karpathischen Waldgebirges das Land. Es ist ein gewaltiger Bogen, als dessen Grenzpunkte wir den Rodnapaß im Norden, den Törzburger Paß im Süden bezeichnen können. An letzteren Paß stoßen die geschlossenen Kettenzüge des südlichen Grenzgebirges oder der transsylvanischen Alpen, altkrystallinisch in ihrem Gestein. Sie wachsen von Osten gegen Westen an Breite und werden vom Aluta-Strome am Rothenthurm-Passe durchbrochen, um dann in ihrem westlichen Gliede, dem Cibingebirge, eine neue Begrenzung am Schylthale beim Vulkanpasse zu finden. Jenseits desselben, vom eisernen Thorpaß, der das Bett der Strehl mit dem Thale der Temesch verbindet, und vom Dobrapaß gefurcht, der aus dem Maroschthale in das der obern Bega führt, gewahren wir den Uebergang in das sogenannte Banater Gebirge. Auch im Süden haben wir den Charakter eines Randgebirges und ebenso im Westen zwischen den Körösch-Läufen. Dieser ist der niedrigste der siebenbürgischen Grenzzüge, aber der culturhistorisch wichtigste, das sogenannte „Erzgebirge“, das nach Ostungarn tief hinübergreift. Jenseits der Körösch verliert sich der Charakter des geschlossenen Randgebirges und tritt dann wieder östlich vom Számosch gewaltiger auf im nord-siebenbürgischen Randgebirge.

Innerhalb dieser Randgebirge, von denen die drei erstgenannten Durchbruchsthäler die der bedeutendsten Ströme des Landes sind, der Aluta (Olt), der Marosch und Körösch, erheben sich Hochlandstufen mit westlicher und nördlicher Senkung. Selbst das Mittelland, Hügel- und Bergland, muß dem ungarischen Alföld gegenüber als Hochland gelten, desgleichen die Ebenen im östlichen Karpathenzuge, wie die von Gyergyó, das Längenthal der sogenannten Csik, die Háromszék, das innere Burzenland, mit diluvialem und alluvialem Boden.

Sämmtliche Thäler Siebenbürgens sind um 1100—1300′ höher gelegen als die Ebenen der benachbarten Moldau, Walachei und Ungarns. Siebenbürgen ist das Land ausgezeichneter Gebirgsmassive. Ein solches, eine von Nordwest nach Südost langgestreckte Ellipse,

zieht sich vom Marmaroscher Gemärke bis Sz. Mihály in der Csik, nahezu 30 Meilen. Ebenso herrschen Hochebenen vor, wie bereits angedeutet wurde. In Bezug der Grundgestalt, der Flächenbildung und der Randgebirge hat Siebenbürgen einige Aehnlichkeit mit Böhmen; desgleichen auch, wenn man den beiderseitigen Metallreichthum veranschlägt. Andererseits jedoch lässt es sich wieder, was die Hochlandnatur im Ganzen, die Flußdurchbrüche und das Thalsystem betrifft, besser mit Tirol zusammenhalten. Nur ist die Bildung und der Gesammteindruck der Alpenthäler des Letzteren ungleich großartiger und lieblicher.

Das Land besitzt wie Tirol, mehr als Böhmen, einen fast allseitigen Gebirgsverschluß. Derselbe ist von Nordost nach Südwesten am stärksten. 13 Pässe entfallen auf diesen transsylvanischen Gebirgswall, davon sieben, und zwar die bedeutendsten und zugänglichsten, auf die Südseite. Es ist dies für die historische Zugänglichkeit des Landes und dessen nachbarliche Beziehungen von maßgebender Bedeutung. Westwärts nach Ungarn hin vermitteln Stromthäler einen bequemern Verkehr, der dem Osten und auch dem Süden, das Aluta-Thal ausgenommen, mangelt.

Mehr als bei jedem anderen Lande Oesterreichs fordert der Name Siebenbürgens die Forschung heraus. Die antike Bezeichnung Dacia verschwand mit dem Römerreiche allgemach und wurde erst später wieder von der Gelehrsamkeit hervorgeholt. Der Magyare nannte es seiner Beschaffenheit ganz entsprechend: Erdély, Erdélyorßág, „Waldung", „Waldland"; der Rumäne oder Walache bildete dem entsprechend sein Ardjál, ein bedeutsamer Umstand, auf den wir noch zurückkommen werden. Die lateinische Urkunden- und Chronikensprache des Mittelalters gebraucht die Bezeichnung: Transsylvania oder Ultrasylvania, d. i. das Land „hinter oder jenseits dem Walde", oder der Waldgrenze, die zwischen Ungarn und diesem Lande sich dehnte. Insbesondere galt der „Königswald" (Király-hág oder Királ-Erdö) am Ostsaume der Biharer Gespanschaft als ein solcher Grenzwald. Das mag der Wald Igfon des alten Chronisten sein.

Jünger als der magyarische und lateinische Name ist der deutsche Siebenbürgen. Zunächst pflegte man an „sieben Burgen" zu denken, und in der That finden wir schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundert, freilich höchst vereinzelt, dem entsprechend im Lateinischen: terra septemcastrensis. Vergebens bemühte man sich jedoch, die sieben Burgen im Lande zusammenzufinden, die ihm den Namen gegeben hätten. Leichter schien es dann, die sieben Bezirke oder Stühle des Sachsenvolkes als Grund dieser Benennung anzu-

sehen, doch auch dies hat seine Schwierigkeiten; denn die sieben Stühle, d. i. Bezirke, sind eben keine Burgen oder befestigten Städte (castra). Das Landeswappen Siebenbürgens enthält allerdings im obersten Felde sieben Burgen in goldenem Felde, aber als Symbol der ungarischen oder magyarischen Nation Siebenbürgens, im rothen den Székler-Adler und im gleichartigen Felde den Mond der Sachsen. Das Landeswappen spräche somit keineswegs für die Zurückführung des Namens auf die sieben Sachsenstühle, sondern weit eher könnte an die sieben Comitate, beziehungsweise Burgbezirke des siebenburgischen Ungarnlandes: Inner-Szolnok, Doboka, Klausenburg, Torda, Küküllö (Kokelburger Gespanschaft), Weissenburg und Hunyad gedacht werden. Wie schwer reimt sich nun aber wieder die deutsche Landesbezeichnung mit den sieben Burgen des magyarischen Landestheiles zusammen und wie wunderlich erscheint es, daß nicht der Magyare, sondern der Deutsche Siebenbürgens und des Auslandes nach jenen sieben Burgen das Gebiet benannte, während der Magyare davon Umgang nahm, und die Benennung Erdély festhielt. Wir stehen da vor unlöslichen Widersprüchen und das heutige Landeswappen, — das verhältnißmäßig spät entstand, vor der Union der drei Nationen Siebenbürgens (15. Jahrhundert) war es überhaupt in dieser Zusammensetzung unmöglich, — ist kein historischer Schlüssel von maßgebendem Belange.

Jedenfalls aber muß naturgemäß der Ursprung des deutschen Namens Siebenbürgen im deutschen Theile Transsylvaniens gesucht werden, und es ist somit eine sehr zielgerechte Anschauung, welche in neuester Zeit ihren Vertreter fand, daß „Siebenbürgen" zunächst als Sibinburc, am Sibin- oder Zibinflusse, zu gelten habe, welcher Ortsname urkundlich schon 1201, also einige Jahrzehnte nach der großen Colonisation des Landes unter K. Gejsa II. († 1161), beglaubigt erscheint. Dies war der ursprüngliche Name von Hermannstadt, wie es seit 1223 zu heißen anfängt, des Vorortes am Königsboden Siebenbürgens.

Es liegt nun nahe, daß sich zunächst die Sachsen des Königsbodens Sibin- oder Sibenbürger nannten, und allgemach der Name von Seite des deutschen Auslandes (man vergleiche die Namensbildung Friauler, Tiroler, Steierer, Brandenburger u. s. w.) auf das ganze Gebiet übertragen wurde, nämlich auf ganz Transsylvanien ohne Unterschied.

Bald mißverstand man die ursprüngliche Bedeutung, machte aus Sibenbürgen das Land der sieben Burgen, wie die lateinische und nordslavische Uebersetzung: Septemcastrensis, Sedmihradsko, zeigt

und das Auftauchen der 7 Burgen im Wappenantheile der sieben-bürgischen Magyaren, bestärkte nur in dieser Auffassung. Die Schreibung Siebenbürgen befestigte sich. Unter den ausländischen Chronisten ist der steiermärkische Reimchronist Ottokar († nach 1309) einer der Ersten, der die „Sibenburger" nennt. Doch gebraucht er für das Land auch die Bezeichnung Uber-Walt, als Verdeutschung des lateinischen Transsylvania.

Doch wir haben uns schon viel zu lange mit dem Namen des Landes beschäftigt und müssen nun eilen, den Weg in dasselbe einzuschlagen. Naturgemäß wird zunächst das westliche und nördliche Angelände, Ungarns Nachbarschaft, zur Sprache kommen müssen, denn die Flußläufe des Számosch, der Köröſch und Marosch bilden Verbindungskanäle des mittelalterlichen Geschichtslebens Ungarns und Siebenbürgens und hier begegnen wir auch den ältesten Spuren des historischen Daseins Transsylvaniens.

Zwischen dem Maroschthale und dem „Goldflusse" Aranyosch liegt der Kern der ausgedehnten Gespanschaft Karlsburg oder, wie sie vor K. Karl VI. altersher genannt wurde, das Weissenburger Comitat, ein Boden, der aus Römerzeit, reich an alten Culturstätten, an uns herantritt. Auf einer solchen (Apulum) entwickelte sich Weissenburg (Fehérvár, Gyula-Fehérvár, Alba Julia, seit Karl VI. Károlyvár), an der Marosch, in seiner Oertlichkeit an Ofen mahnend. Der Name Gyula-Fehérvár erinnert an die ersten Zeiten des mittelalterlichen Transsylvaniens, an jenen Fürsten Gyula, Zeitgenossen Stephan's I., den ein alter Chronist Deutschlands Gylas, Prokui, den Sohn des (Gylas) Dewix, nennt, einen Verwandten des Ungarnkönigs, welcher diesen Häuptling zur Unterwerfung zwang, und auf solche Weise die árpádische Herrschaft über den angrenzenden Westtheil Siebenbürgens ausdehnte. Jedenfalls müssen wir an die mittelalterlichen Anfänge Weissenburgs vor diesem Ereignisse denken. Doch dürfte Stephan die Stadt als eine Grenzfeste erweitert und bedeutsamer gestaltet haben, so daß sie um 1025 den Angriffen der alten Magyarenfeinde, der Petschenegen oder Bissenen, Widerstand leisten konnte. Tiefer in das Land erstreckte sich Stephan's I. Herrschaft nicht; ja wie bedroht und schwankend sie auch auf diesem Boden war, erweisen am besten die Zeiten Ladislaus' I. (1077, † 1096). An die Gründung eines lateinischen Bisthums zu Weissenburg noch unter Stephan I. kann füglich nicht gedacht werden. Es fehlt da jeder sichere Anhaltspunkt. Die Bewegung der Colonistenbevölkerung nach Weissenburg nahm seit K. Béla IV. in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes ihren Aufschwung, indem dieser König

der „Stadt" Weissenburg eigenen, dem Wojwoden Siebenbürgens nicht untergeordneten Gerichtsbann (Königsbann) verlieh. Das Bisthum scheint nach Allem den Tagen K. Ladislaus' I. seine Gründung zu verdanken. Interessant ist der Streit des Weissenburger Domcapitels mit dem Graner Erzbisthum, welches seine Primatialrechte allda geltend zu machen bemüht war. Die urkundlichen Andeutungen darüber gehen auf's Jahr 1206 zurück. Die Domkirche zum heiligen Michael, das bedeutendste romanische Kirchenhaus Siebenbürgens, knüpft ihren Bau an das Jahr 1275. Sie beherbergt die Grabmäler bedeutender geschichtlicher Persönlichkeiten. Das Bisthum wurde, bei dem wachsenden Uebergewichte der Reformation im Lande, 1556 säcularisirt und Weissenburg der bevorzugte Fürstensitz Siebenbürgens als der jüngere Zápolya († 1570) seine Herrschaft antrat. Das Residenzschloß vollendete im Baue Gabriel Bethlen als Landesherr († 1629). Dieser wissensfreundliche Fürst gründete allhier eine bedeutende reformirte Hochschule (Gymnasium). Der Türke verwüstete Weissenburg 1658, und die Stadt kam in den dauernden Wirren derart herunter, daß erst die österreichische Herrschaft den Ort wieder emporbrachte. Wohl wurde schon 1696 das alte Bisthum erneuert, doch erst 1717 nahmen die Bischöfe allhier wieder ihren Sitz. Fast zur Ruine geworden, knüpft Weissenburg seinen neueren Bestand an den Festungsbau K. Karl's VI. in den Jahren 1715—1717, und von dieser „Karlsburg" führt auch der Ort den modernen Namen. Die Mischung der Glaubensbekenntnisse im Lande findet allda den beredtesten Ausdruck, denn man begegnet den Gotteshäusern der Lutheraner, Kalviner, griechisch Unirten und Nichtunirten und einer Synagoge der Israeliten.

Das nahe Alvincz (Vincz, Winz), dessen „Gäste" oder Ansiedler 1248 urkundliche Erwähnung finden, ist als Ort der Ermordung des Kardinalbischofes und Staatsmannes Martinuzzi (Georg Utjessenich), des siebenbürgischen Wallenstein's (1551), für die neuere Geschichte von Interesse. Früher gehörte Alvincz mit Borberek, am andern Maroschufer, zum Sachsengebiete; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundertes änderte sich dies. Die vom Fürsten Gabriel Bethlen hier angesiedelte Colonie mährisch-ungarischer Wiedertäufer ging später in den Katholiken auf. Um 1690 wurden in Alvincz türkenflüchtige Bulgaren seßhaft.

Höher die Marosch hinauf liegt Nagy-Enyed (das dakoromanische Brucla), ein bedeutenderes Städtchen, mit einer sächsischen Kirche aus dem Jahre 1333. Hieher übertrug man in der Schluß-

zeit des 17. Jahrhundertes die Karlsburger Hochschule. Auch als Ort ständischer Versammlungen ist Nagy-Enyed wichtig.

Ein uralter, ethnographisch bedeutsamer Ort ist das heutige Magyar-Igen, oberhalb Karlsburg. Einst hieß es Grabendorf (Chrapundorf), und in der Urkunde des Jahres 1206 werden seine deutschen Bewohner, wie die des benachbarten Krakks (Karako) und Rams (? Romoß) die „ersten Ansiedler des Reiches“ genannt. Wir haben es also hier mit einem frühzeitigen Colonistenbestande deutscher Art zu thun, der abseits vom Hauptthale erwuchs und seine ursprüngliche Nationalität ganz einbüßte, wie am besten der spätere Ortsname „Magyar Igen“ beweist.

An der Kokel, der Kokelburger Gespanschaft nahe gerückt, findet sich Blasendorf (Balázs-falva), ein walachisches Landstädtchen, in der Kirchengeschichte Siebenbürgens zur Zeit des Kampfes zwischen griechisch-unirtem und nicht-unirtem oder schismatischem Ritus nicht ohne Bedeutung. Hier ward auch der wichtige Vertrag vom Jahre 1687 geschlossen, der Siebenbürgen in ein engeres Verhältniß zu Ungarn brachte.

Weit reicher ist das Geschichtsleben im Nordwesten der Marosch, wenn man von Karlsburg dem Laufe der Ompoly (Ampoly, Ampoi) aufwärts folgt. Dieses Flüßchen hat den Namen des goldreichen Römerortes Ampelum bewahrt, den der Ort selbst, das jetzige Zalatna, einbüßte. Auf der antiken dakoromanischen Culturstätte erhob sich das Bergstädtchen, dessen Bezeichnung, von Hause aus slavisch, der Rumäne und Magyare (Zalatna-bánya) adoptirte und der Deutsche in Klein-Schlatten umwandelte. Noch jetzt gedeiht allhier Gold- und Silberbau. 1425 wird urkundlich der „Bürger und Gäste“ von Zalatna gedacht.

Höher hinauf, am Csernieba ch, der dem „Goldflusse“ Aranyosch zueilt, findet sich der Schwesterort Abrudbánya (deutsch: Groß-Schlatten), in Römertagen die Bergstadt Alburnus (major), welcher Name noch in verderbter Form aus „Abrud“ hervorschimmert. 1271 wurde die Oertlichkeit dem Weissenburger Kapitel geschenkt. In der Nähe erheben sich die schönen Basaltberge, die Detunata (rumänisch: „die Verdonnerte“), Gola (Kahle) und Floccaosa. Seit Jahrhunderten wurde da überall im Gebirge, insbesondere in der Gegend des nahen Vöröspatak nach Gold gewühlt; im Kleinen zeigt sich da die Arbeit, welche im Großen einst der Römer an der Csetatye (rumänisch: „Festung“) vollbrachte. Zu diesem uralten „Goldboden“ Siebenbürgens gehören nordöstlich am Aranyosch Offenbánya (Offenburg), jedenfalls nach dem deutschen „Ofen, Oefen“

im montanistischen Sinne so benannt und südlich, an dem Oberlaufe der weißen, goldführenden Körösch: Körösbánya, von den Deutschen „Altenburg" genannt und wie dieser Name andeutet, frühzeitig gegründet.

Von der ostwärts tiefer in's Land gerückten Küküllöer oder Kokelburger Gespanschaft, so benannt nach dem gleichnamigen Vororte, an dem Kokelflusse (die Cauca der Römerzeit?), können wir bald Abschied nehmen. Der angeführte Burgort, schon 1197 urkundlich genannt, war zugleich Sitz eines Erzpriesterthums. In neuerer Zeit tritt auch Radnót hervor, woselbst Fürst Rakóczi I. († 1648) ein Schloß durch den venetianischen Baumeister Serena aufführen ließ.

Das nordwärts an die Weissen- und Kokelburger Gespanschaft angrenzende Thorbaer Comitat schließt vor Allem, an Stelle des dakoromanischen Potaissum, die mittelalterliche Burgstadt Thorda, die „Thorenburg" ein, den Hauptort des Arannoschflusses, der aufwärts in die Gegend der Bergwalachen (oder Motzen) führt. Als „Stadt" (civitas, dann „adeliger" Vorort: oppidum nobilium) erscheint Thorda urkundlich schon in der Arpadenzeit (vor 1297). In der Geschichte des Fürstenthums Siebenbürgen, seit 1570 insbesondere, spielt der Ort als Sitz ständischer Tage seine Rolle. Südlich von Thorda liegt ein wichtiger Montanort: Toroczko, ein magyarischer Markt, einst Colonistenort, als Dorf 1291 genannt, mit alter Burgruine in der Nähe; hier in der „Eisenwurzel" Siebenbürgens fanden steiermärkische Bergleute ihre neue Heimat und behaupten noch die Eigenthümlichkeiten der Tracht, wenn sie gleich schon ganz magyarisirt sind.

Im Norden von Thorda, am obern Szamosch breitet sich die Klausenburger Gespanschaft aus. Ihr Mittelpunkt an Stelle des dakoromanischen Napoca, eines Ortes ersten Ranges, entwickelte sich der Burgort Kolos-vár, (Culus, Clus, in der ältern Form), dessen Bezeichnung ziemlich deutlich auf einen petschenegisch oder kumanisch klingenden Eigennamen hinleitet. Der Ort entwickelte sich zu einer Deutschcolonie ersten Ranges, zur „reichen Klausenburg", wie es im 16. Jahrhunderte genannt wird, in welcher Zeit der Handel zwischen der Levante und den baltischen Städten, wie z. B. Danzig, den Weg durch Siebenbürgen nahm und an Klausenburg einen Haltpunkt besaß. Aber in die gleiche Periode fällt auch die allmähliche Einwanderung magyarischer Neubürgerschaft aus der Vorstadt in die Innere, das Emporkommen des Unitarismus, einer den Deutsch-Protestanten verhassten Sekte. So kam es, daß immer mehr der Kern der Altbürgerschaft durch Auswanderungen zusammen-

schmolz und im 17. Jahrhunderte die Magyarisirung Klausenburgs zur vollendeten Thatsache wurde. Die alte Burg steht auf dakoromanischem Grundbaue. Die vorzeitigen städtischen Freiheiten ertheilte insbesondere der Arpádenkönig Stephan V. († 1272); die Angiowinen Karl Robert und Ludwig I. (1312—1382) begünstigten Klausenburgs Aufblühen ungemein. Gleiches that K. Sigismund und wies (1405) den Ort als freie königliche Stadt an Bistritz und Hermannstadt, als Oberhöfe des deutschen Rechtsbrauches Siebenbürgens. So ward K. dem Range nach die dritte Deutschstadt des Landes, der im Jahre 1488 Ofener Weisthümer ertheilt werden. Seit dem 16. und 17. Jahrhunderte entwickelte es sich zum Hauptorte des magyarischen Siebenbürgens.

Das nahe Kloster Kolosmonostor (Clausiense Monasterium) soll von K. Béla I. († 1063) gestiftet worden sein. K. Béla IV. festigte die Stiftung zu Gunsten des Benedictinerordens. Seine Immunitätsrechte gegenüber den Weissenburger Bischöfen vertrat es urkundlich im Jahre 1222.

Das nahe Kolos, ein alter Salinenort, daher auch Kolos-akna geschrieben, dürfte vielleicht in Bezug seines Entstehens der Stadt Klausenburg voranzustellen sein und gab den frühern Vorort des Comitates ab. — Ein ehedem bedeutender Ort war seit dem 15. Jahrhunderte Bánfi-Hunyad an der schwarzen Körösch; seit der Zerstörung vom Jahre 1600 raffte er sich nur langsam auf.

Die nordwestlichen Comitate Doboka und Inner-Szolnok, die sich mit den anderorten behandelten Gespanschaften Krasna und Mittel-Szolnok nachbarlich berühren, führen uns auf's linke Uferland des Számosch. Doboka ist ein dünnbevölkerter in historisch-topographischer Beziehung wenig bedeutsamer Bezirk. Höchstens sei des alten Vorortes, des Dorfes Doboka und des Stammsitzes der Agasi, Agafalva, gedacht. Hervorragender ist diesbezüglich Inner-Szolnok.

Einer der ältesten Orte daselbst scheint Dées-Akna zu sein, dessen „Gäste", d. i. Ansiedler, urkundlich 1291 auftauchen. Die Namensform Dées-Akna weist auf die Salzgewinnung zurück, die allhier wohl schon in der Römerzeit in Aufnahme kam. Jünger mag der bedeutendere Ort Dées sein, welcher 1310 urkundlich als „Dorf" bezeichnet wird.

Sehr alt war wohl das Schloß Bálványós-vár („Götzenburg"), dessen Trümmer in der Nähe des Dorfes Bálványós-Várallya auftauchen. Der von Hause aus slavische, von den Magyaren adoptirte Name findet sich auch sonst in der Topographie des Ungarnlandes. Ethnographisch interessant ist der Name des Kastells

Kazár=(Kozár)vár, Kozarivár (urkundlich 1310), zwischen Dées und Retteg; der Name besagt die Kozar= oder Chazarenburg. Man kann da an eine Einzelansiedlung denken, ähnlich wie bei den Ortsnamen: Bessenyö (Petschenegen, oder Bissenenort), dem wir auch auf dem Boden Siebenbürgens, z. B. im Gebiete von Bistritz oder im Rösnergaue, begegnen. Die alten Schloßherrschaften, Bethlen und Kemenye, mahnen an zwei der bedeutendsten Geschlechter Siebenbürgens, deren Name die Landesgeschichte des 17. Jahrhunderts erfüllt. Der bedeutendste Ort des Szamoschthales wurde Számos=Ujvár, urkundlich seit 1405 häufiger genannt, dessen Schloß Kardinalbischof Martinuzzi aus den Trümmern der nahen „Götzenburg" (Bálványosvár) errichten ließ (1542) und Fürst Georg Rakóczi I. († 1648) stark befestigte. Hier fand insbesondere armenische Ansiedlung einen wichtigen Halt. Wie früh dieses betriebsame Handelsvölkchen im Arpádenreiche überhaupt seine Stätte fand, zeigt beispielsweise die Urkunde Bela's IV., worin die im Mongolensturme vernichteten Privilegien der Armenier in Gran erneuert werden.

Den ganzen Nordosten Siebenbürgens, dem der Oberlauf des großen Szamosch und sein Nebenfluß die Bistritz angehören, südwärts bis zum Széklerland und zur „Ebene" (Mezöség) des innern Siebenbürgens, wie man das Landstück zwischen Klausenburg und M.=Vasárhely, auf der Marosch, nennt, erfüllt das Gebiet von Rodna, Bistritz, Teckendorf und Sächsisch=Regen oder Reen oder der Rösner=Gau; ein deutscher Ansiedlungsboden hohen Alters.

Wenn wir der kirchlichen Eintheilung dieser Landschaft nachgehen, wie sie seit dem 14. Jahrhunderte ersichtlicher wird, so erscheinen fünf Sprengel oder Kapitel genannt: Bistriz, Király, Schögen, Teckendorf und Reen; entsprechend denselben haben wir an fünf Vororte dieses Gebietes zu denken.

In politischer Beziehung erscheinen 1264: Bistriz, Rodana (Rodna), Zolosum (Zolna, deutsch: Seendorf) und Querali (Király, Németi, deutsch: Baierdorf) als „Besitzungen der Königinnen Ungarns seit Menschengedenken" angeführt.

Der ganze Boden der Ansiedlung, am compactesten in der Bistritzer Gruppe, umfaßt gegenwärtig an 46 (30 deutschen, 16 gemischtsprachigen) Gemeinden in einer Gesammtstärke von 40,000 Bewohnern. An einigen Orten, wie Máthé, Felsalu, Erdö, Szakal Vécs, Magyaró, Dißnajó giebt es noch verschwindende Anklänge des Deutschthums. Ganz verscholl es in den Orten Blasendorf, Sz. Máté, Kl.=Schogen, Uj Des, Zombor, Erked, Akna, Bánitza,

Fülpös, Péntek, welche sämmtlich daß Wort „Száß“ (Sächsisch) an der Stirne tragen. Es verhält sich damit so wie mit Száß-Pintak, wo es nur Walachen giebt, während Pintak bei Bistriz rein deutsche Bevölkerung hat.

Was nun den historischen Gang der Ansiedlung betrifft, so haben wir topographisch das Quellengebiet des Szamosch am Kuhhorn der Marmaroscher Gebirgsgrenze, das Bodenstück an den drei Thalungen zwischen Szamosch und Bistritza, als das günstigste von allen, und die Gegend zwischen Lechnitz und S.-Reen, an das Flußgebiet der Marosch hin, zu unterscheiden.

Abgesehen von der Sage oder, richtiger gesagt, volksthümlichen Ueberlieferung, zwischen der Colonisation des Rösnergaues und der des Zipserlandes bestände ein unmittelbarer Zusammenhang, lehrt schon ein Blick auf die deutschen Ansiedlungsverhältnisse des ungarischen Nachbarlandes, daß sich vom Szatmarer Comitate aus, wo wir ja schon in Stephan's I. Tagen einer Colonie begegnen, wo abgesehen von Szatmár-Németi, bald auch Nagybánya und Felsöbanya entstanden, der Weg der Colonisation, das Szamoschthal, aufwärts offen stand. Da in erster Linie der Bergbau ihre Grundlage abgab, so erklären wir uns den muthmaßlich ersten isolirten Vorstoß bis in das einst an edlem Erze reiche Bergland am Rodnaer Passe, der seinen Namen von der alten Grubenstadt Rodna, Roden, führt. Seit 1252 urkundlich häufiger genannt (zunächst als villa), muß sie gerade früher, vor dem Mongoleneinfalle (1241), der sie verwüstete, des blühendsten Zustandes sich erfreut haben; denn ein Ort, dessen Bürgerschaft ein Mongolenheer zurückschlägt und dann, dem Ueberfalle erlegen, gezwungen wird, dem Feinde die Waldwege auszuhauen, muß stark bevölkert gewesen sein und der Befestigung nicht entbehrt haben.

Roden erholte sich von dem Schlage wieder, seine Goldgruben bargen noch reichen Gewinn. Bedeutender waren vielleicht die Goldwäschen oder Seifen. Auch die in der Nähe von Rodna am nordöstlichen Abhange des Gebirgsstockes entspringende Moldauer Bistritza führt nicht zufällig den Beinamen der „goldenen“. Auch auf Silber muß früh gebaut worden sein, wie eine Urkunde von 1310 andeutet. Ausdrücklich ist da von der „Silbergrube“ zu Roden die Rede und dies Metall tritt nun mehr hervor.

Die „Burg“ Roden findet sich auch bald erwähnt. Auch fehlte es nicht dem wohlhabenden Bergstädtchen an einem tonangebenden deutschen Geschlechtsadel. Da erscheinen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhundertes ein Brendelin von Rodna und dessen Sohn

Heinrich, ein Graf Henchmann und dessen Verwandter Graf Rotho. 1412 wird Roden als Dreißigststätte für den Handel mit der Moldau bezeichnet.

Das bedeutendste Geschichtsleben knüpft sich jedoch an den Vorort der geschlossensten Ansiedlergruppe, Bistritz, an dem Flusse gleichen Namens, in einer schönen auch dem Weinbau zugänglichen Ebene des Hauptthales, dem besten Platze des ganzen Gebietes, den die deutschen Ansiedler den Nösner Gau nannten, denn neben dem Namen Bistritz begegnen wir dem volksthümlichen Nösen. Seit dem Tartareneinfalle in den Tagen Ladislaus' des Kumaniers (1285), der Bistritz schwer getroffen, entwickelt sich rasch die Bedeutung der wiederhergestellten, wahrscheinlich an neuem Orte aufgebauten Stadt. Sie war das Haupt eines bedeutenden Landbezirkes, mit einem königlichen Grafen als Verwalter. Dieses Amt erscheint allerdings häufig mit einem andern verbunden, z. B. mit dem der Széklergrafen, der Grafen vom Burzenlande, der Obergespanschaft siebenbürgischer und ungarländischer Comitate. Immerhin war es eine besondere, gefreite Verwaltung, und ihr entsprechend gab es eine durch königliche Gnadenbriefe verbürgte „Freiheit" der Nösner Stadt und Gau-Genossen. Der wichtigste dieser Gnadenbriefe vom Jahre 1366 entwickelt ausführlich dies Freithum und zeigt zugleich, wie es der königlichen Einsicht klar wurde, es müsse das Maß der bürgerlichen Leistungen die adeligen Sachsen ebenso gut treffen wie die nichtadeligen. Und daß es hier an einem solchen sächsischen Adelthum nicht fehlte, zeigen schon früher die Kämpfe der beiden Familien Göbel (denen 1311 der König Peltendorf schenkte) und Henning. Daß sich die Nösner Gaugenossen, insbesondere aber die nördlich von Bistritz gelegene Ansiedlung Jáad der Grundherrschaft jenes Hauses Göbel nicht fügen wollte, beweisen die Thatsachen. Als der alte Göbel (um 1328) von seinem Gegner Henning erschlagen wurde, weigerte man sich, die Erbgrafengewalt seines Sohnes Johann, genannt Henul, anzuerkennen; ja man fiel über das Göpel'sche Hauptgut Ependorf her, zerstörte es und bewog dessen deutsche Ansassen anderorten unterzukommen. Volle 30 Jahre ließ man sich selbst durch königliche Gebote zu Gunsten des genannten Henul nicht umstimmen.

Seit 1366 erscheint Bistritz als vollberechtigtes Glied des siebenbürgischen Sachsenbundes und mit eigenem Stadtwappen ausgestattet. K. Sigmund förderte auf alle Weise die Autonomie und Bevölkerung des Nösnerlandes, vor Allem die Bistritzer Freiheit (1397—1412); so wurde z. B. diese Stadt der Rechtsoberhof für Klausenburg.

Schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse, als (1453) der Korvine Johann, Ungarns früherer Reichsverweser, Erbgraf von Bistritz oder des Nösnerlandes wurde.

Kurz zuvor war es den Insassen von Mettersdorf und Treppig gelungen die Güter des Erbgrafen Lentenek und der Familie Czegew zu erwerben.

So lange Johannes Hunyadi lebte († 1456) blieb die Freiheit der Nösner ungekränkt, als er aber starb, bewies das Jahr 1458, wie muthig die Stadtgenossen für ihr altes Recht gegen den ungarischen Zwingherrn, Szilágyi, den Schwager des Korvinen, einzutreten gewillt waren und wie hart sie dafür gezüchtigt wurden. Schier Verödung drohte der Stadt. Da war es die Einsicht des jungen Korvinenkönigs Mathias, der durch volle Amnestie, Wiedereinladung der flüchtigen Bistritzer, Tilgung des verhaßten Namens „Erbgrafschaft" (1464) und Befugniß, Jeden mit Waffengewalt abzuwehren, wenn ihm selbst der König das Nösnerland verleihen würde, bewies, welche Bedeutung die Krone dem blühenden Zustande der deutschen Ansiedlung in diesem Landestheile beimäße. Nun wurden die Mauern der verhaßten Zwingburg gebrochen und das Material zur Befestigung der eigenen Stadt verwendet. Rodna „wie es auch früher zur Stadt Bistritz gehörte" wurde dem Nösnergaue wieder einverleibt (1475) und gerieth in privatrechtliche Abhängigkeitsverhältnisse zu Bistritzer Patriziern, welche erst wieder um 1520 gelöst wurden; es erscheint abermals als königlicher freier Markt mit Wappen und Siegel.

Die Blüthe des Nösnerlandes schließt mit der Mohácser Schlacht (1526), denn die nun folgenden Parteiwirren suchten auch diesen Erdenwinkel mit Elend heim. Aber selbst in dieser Epoche harter Prüfungen verloren die Bistritzer ihr Selbstgefühl nicht und hielten den aufgedrungenen Gewalthaber, Peter, Hospodar der Moldau, (1529, 1535 . . .) sich vom Nacken fern.

Gar Manches änderte sich wohl im Ansiedlungsbestande, wenn wir den Wechsel der Zeiten in's Auge fassen. Günstig war er noch als 1488 die Zinsordnung für das Nösnerland festgestellt wurde. Da haben wir die eigentliche Bistritzer Ortsgruppe mit 16 deutschen Gemeinden, unter denen einige unsere Aufmerksamkeit besonders fesseln. So die ursprünglich italienischen oder wallonischen Ansiedlungen: Wallendorf (V. latina) und Heidendorf, dessen magyarischer Name Bessenyö auf ursprünglich bissenische Ortsbesiedlung schließen läßt.

Die zweite, Baierdorfer (Királyer) Gruppe, umfasste 10 Gemeinden. Doch pflegte man sie und die Bistritzer Gruppe zusammen-

zulegen und von den elf „unteren" und fünfzehn „oberen" Orten zu sprechen, wie dies auch in jenem Zinsregister der Fall ist. Die 21 Gemeinden der Schögner Gruppe büßten viel an deutschem Volksthum ein und hier, wie in der Teckendorf-Reener Gruppe, muß die Isolirtheit, der Mangel eines festen Verbandes mit Bistritz, als eigentlicher Krebsschaden gelten. Sächsisch-Reen (Szász-Régen), der südlichste Hauptpunkt des ganzen Colonistengebietes, erscheint urkundlich seit 1228.

Wenden wir uns nun dem Székler-Lande zu. Wir stehen da noch immer vor einem ethnographischen und chronologischen Räthsel.

Wer sind von Hause aus die Székler, und seit wann darf man sie als Einwohner Transsylvaniens denken? Diese Fragen sind noch immer nicht entscheidend gelöst. Absehen muß man jedoch von der ältern falschen Etymologie, der Name Székler stamme ab von szökni, verfolgen, denn sie seien der Rest der Magyaren, welche vor den Bissenen aus Atelkuzu (Hinterkarpathien) innerhalb des schützenden Gebirges flohen. Absehen muß man ferner von den Histörchen der sogenannten Székler Chronik, einem spätern, dem berüchtigten Anonymus Bélä nachgebildeten Machwerke.

Wenn man vollkommen unbefangen die eigentliche Bedeutung des Namens Székler, die historische Volksgliederung und die ältesten Urkunden erwägt, die ihrer gedenken, so erscheinen nur zwei Erklärungswege platzgerecht. Entweder sind die Székler Reste einer vormagyarischen, bissenischen Bevölkerung, die, abgesehen von der Urverwandtschaft mit den Ungarn, so rasch magyarisirt erscheint, wie die Kumanen des Karpathenlandes und mit der Grenzvertheidigung unter bestimmten Begünstigungen betraut ward, oder haben wir unter den Széklern nichts Anderes als magyarische „Grenzer" an der Ostseite Siebenbürgens zu denken, die entweder schon da waren, bevor ihre Stammesbrüder in Ungarn die Unterwerfung Siebenbürgens vollführten, oder, was wahrscheinlicher ist, erst nach diesem Ereigniß von Ungarn aus angesiedelt wurde.

Der Name selbst bedeutet nichts Anderes als „Stuhl"genossen, Gaugenossen, und die erste urkundliche Spur des Namens Siculus in der latinisirten Form (magyarisch: Székely, deutsch: Czekel, Zekel . . .) gehört dem Jahre 1213 an. Das Szeklerland selbst (terra Siculorum) als Ganzes, neben der terra Blaccorum, dem Walachenlande, wird erst 1222 urkundlich angeführt.

Denn nur die frühere falsche Einstellung einer Urkunde des walachischen Bisthums Milkowia, statt in's Jahr 1396 in das

Jahr 1096, ließ schon in den Tagen K. Ladislaus' des Heiligen die Ausbildung des siebenbürgischen Székler-Territoriums und die Gliederung dieser Grenzmiliz annehmen. Es ist dies chronologisch unmöglich. Denn wenn auch K. Ladislaus I., nach seiner Heiligsprechung der Landespatron Siebenbürgens, für die dauernde Besitzergreifung und Sicherung des Landes, auf der andern Seite für dessen Einführung in den Schooß der römischen Kirche die ersten maßgebenden Schritte that, so müssen wir die Ausbildung der inneren Verhältnisse des Széklerthums in weit späteren Zeiträumen abgeschlossen denken.

Daß Siculus, Székler, vor Allem nicht als ethnographischer oder nationaler Begriff, sondern zunächst als Bezeichnung eines bestimmten Berufes, des der Grenzvertheidigung Siebenbürgens, gelten darf, beweist eben die Eintheilung in die beiden Hauptklassen Lóфök (Reiter, primipili) und Gyalogok (Fußgänger), denen als dritte die „Vorderſten" (Föbbek, primores), als Heerbannführer vorangingen. Sie ist für uns maßgebender, als die Tradition von den sechs Geschlechtern (tribus, generationes) der Székler, die mit den Namen: Abrán, Adorjan, Halom, Jenö, Medgyes, Orlöcz, angeführt zu werden pflegen. Dazu kommt die wichtige Thatsache, daß wir auch Siculi, Székler, an der Waag, im Ungarlande vorfinden, die mit 100 Mann dem Könige Béla IV. (1235, † 1270) Heeresfolge zu leisten hatten, und ebenso zum Jahre 1291 in einer Urkunde von den Széklern bei Tyrnau die Rede ist.

Wie mosaikartig überhaupt das Széklergebiet anwuchs, beweist der Umstand, daß sich 1289 zwischen dem Aranyosch und Maroschflusse, auf einem Bodenstücke, das zur Thordaer Comitatsburg gehörte, ein Széklerstuhl bildete. Damals schenkte nämlich K. Ladislaus den Széklern für ihre Tapferkeit in der Schlacht gegen die aufständischen Kumanier am See Hóod (Hold-tó, Mond-See, auch Hodos-tó bei Számos-Ujvár), und für die tapfere Vertheidigung der Burg Toroczko gegen die Tartaren, dies Gebiet, das fortan den Aranyoscher Szeklerstuhl im Mittellande bildete.

Andererseits finden wir das Gebiet Obrut (Abrudbánya) um diese Zeit im Besitze des Széklers Zubuslaus (Szoboßló).

Die erste urkundliche Ortsspur knüpft sich an den großen Freiheitsbrief Andreas' II. für die Siebenbürger Sachsen vom Jahre 1224. Hier ist vom „Széklerlande" Sebus die Rede. Der Ausdruck bezieht sich jedoch nicht auf den Széklerort Szpesi, sondern auf das sächsisch gewordene Szäß-Sebes, deutsch: Mühlbach. Noch erinnert eine Gasse: Zackelgasse, neben der Walachenvorstadt (Blocha; Blach, Bloch = Walach), an diesen westlichen Rückschub der Szekler.

Nichts desto weniger müssen wir an das frühere Bestehen der Szeklerstühle: Szepsi-Kezdi-Orbai und Csik-Gyergyó-Kaßon denken, denen sich dann der Aranyoscher, der von Udvarhely-Kereßtur-Barbocz, der Miklósvárer und Maroscher anreihten. Die Chronologie der Bildungen dieser Széklerstühle, ihre Gliederung und Topographie im Einzelnen zu verfolgen, wäre eine den Rahmen dieser Skizze übersteigende Aufgabe. Zwischen 1500—1562 finden wir durchschnittlich sieben Stühle angeführt, doch wechseln die Bezeichnungen. 1562 tauchen acht Stühle auf. Als dann später die Stühle: Spepsi, Kezdi-Orbai und Miklósvár in Einen Bezirk, die „Háromßék" (Dreistuhl), zusammengeschlagen wurden, gab es eigentlich fünf Széklerbezirke, und zwar von Nordwesten nach Südosten, in einer Gesammtausdehnung von mehr als 160 Quadrat-Meilen den Maroscher Stuhl an dem gleichnamigen Flusse mit der größten Stadt des Széklerlandes: Maros-Vásárhely (Marosch-„Marktort"); an ihn südlich stoßend den Udvárhelyer, an den beiden Kokeln mit Udvárhely als Vororte; den Aranyoscher Stuhl zwischen den Comitaten Thorda und Küküllö, mit Bagyon und Kereßtes, als bedeutendern Orten; dazu noch Felvincz, wo das römische ad Salinas stand, nordöstlich von ihnen an der obersten Marosch und Aluta den Gyergyó-Káßon, Csikstuhl, „die Csik" (54 Quadrat-Meilen), mit Csik-Széreda als Vororte; und die Háromßék zwischen dem Burzenlande und dem Ojtóßer Passe mit Kezdi-Vásárhely als Hauptorten.

Von Interesse ist das geschichtliche Vorrücken der Székler in der Richtung von Osten nach Westen, oder richtiger gesagt, das Streben der Székler, die Landestheile in ihrem Rücken zu besiedeln.

Dieser Ausbreitungsprozeß hatte bedeutende Wandlungen in den Bevölkerungsverhältnissen zur Folge. So finden wir ziemlich früh Székleransiedlungen, abgesehen von der alten Colonie zu Mühlenbach, der schon früher gedacht wurde, verstreut bis Salzburg bei Hermannstadt und bis in den äußersten Westen des Landes; Székler, als Grenzwächter, zu Déva, Hunyad, Illye.

So sind wir nach kurzer Betrachtung des siebenbürgischen Széklerbodens bis an den Südosten Transsylvaniens vorgerückt und hier fesselt den Geschichtsfreund eines der merkwürdigsten deutschen Ansiedlungsgebiete, das Gebiet von Brassó, oder das Burzenland, das Gebiet von Kronstadt, an der moldauisch-walachischen Grenze.

Dieser Gebirgswinkel, wo sich als Grenzscheide die gewaltigsten Höhen der transsylvanischen Alpen aufthürmen und enge Pässe

Bodzauer, Altschanzer, Temescher und Törzburger Paß den Verkehr mit der Moldau-Walachei vermitteln, besitzt gegen Nordost eine vier bis fünf Meilen lange und vier Meilen breite, nordwestlich gesenkte Ebene, im Zusammenhange mit der des Feketeügy-Flüßchens und dem Altthale der Szekler-Dreistühle, der Háromszék, bei Kezdi-Vásárhely und Miklósvár. Das ist das Kernland, mit der Burzen als Hauptwasserader. Die Magyaren nannten diesen Boden Brassó oder Bárczaság. Der deutsche Name Burzenland, auch Wurzenland geschrieben, hängt offenbar mit dem Flußnamen zusammen.

Schon der siebenbürgische Topograph des 16. Jahrhunderts, Reichersdorfer, nennt dies vom Gebirge ganz eingeschlossene, von der Háromszék durch Wasseradern getrennte Ländchen ein „zweites Siebenbürgen". Hochgelegen, war es doch für Ansiedlung vorzüglich geeignet, und mit Recht nennt es unser Gewährsmann nach innen zu ein „Gärtchen".

Das Geschichtsleben des Burzenlandes knüpft sich an das Jahr 1211. Denn wenngleich schon der Römer an der Schwelle dieses Gebirgsthales hauste und Spuren seines mächtigen Waltens hinterließ, wie die bei Zernescht, am Fuße des Königsteines entdeckten Funde weisen und der Name „Römerschanze" andeuten mag, welchen Namen der Altschanzer Paß (zwischen dem von Tömösch und Bodzau) führt, einen dauernden, culturverbreitenden Aufenthalt scheint er allda nicht genommen zu haben, und tiefes Dunkel lagert über dem Gebiete von Brassó während der großen Wanderung und Jahrhunderte nach derselben. Es war thatsächlich ein in seinem Haupttheile „ödes unbewohntes Land", wie es K. Andreas II. von Ungarn in der Urkunde nennt, durch welche er dem deutschen Orden diesen in seiner Wildniß noch jungfräulichen Boden als Lehen und Rodungsland übertrug.

Eng war die Scholle, auf welcher der Orden, entfremdet seinem ursprünglichen Wirken in der Levante, sein neues Dasein begründete; aber nicht undankbar für Culturarbeit und dem ritterlichen Wesen der neuen Herren nicht unangemessen. Es war die wichtige Südostpforte eines großen Reiches am äußersten Ende der Christenheit, wie man sagen konnte, denn östlich umgaben heidnische Rumanen das Land, ein wild kriegerisches, raublustiges Volk und gegen dieses bestellte der König die Ordensritter ausdrücklich als Hüter der Reichsmark.

Die ganze Bodenfläche dieser Schenkung läßt sich auf beiläufig 45 Quadratmeilen anschlagen; denn außer dem was heutzutage Burzenland heißt, gehörte zu dem Ordenslande zwischen den Sitzen

der Kumanen, Székler und „Walachen" eingekeilt, auch die westliche Nachbargegend des jetzigen Sárkányer Bezirkes und das Stück des einstigen Ober-Weißenburger Comitatsbodens zwischen der Aluta, dem széklerischen Miklósvár und dem Fogarascher Distrikt.

Hier sollte sich der deutsche Orden seine neue Heimat gründen, aber nicht vergessen, daß er Lehensträger der ungarischen Krone sei; hölzerne Festungen, Grenzburgen bauen, stark genug für den rohen Nachbarfeind, aber nicht unbezwingbar für den Lehensherrn. Erst 1222 erhielt der Orden, nach ausgebrochenen Zwistigkeiten mit dem Könige neu verglichen, das Recht, gemauerte oder steinerne Kastelle zu errichten.

So erhoben sich im Burzenlande die Kreuzburg, am Eingange der sogenannten Bosau-Landschaft zwischen Kronstadt und Tartlau, die Marienburg („Mergenburg"), in einer das Alutathal und die burzenländische Ebene beherrschenden Stellung, die „Erdenburg" (földvár), von den Magyaren genannt, die Schwarzburg, bei Zeiden, eine Meile von Kronstadt entfernt als Wächter des Landstückes gegen den „Bissenenwald" des Fogarascher Gebietes; die Törzburg (d. i. Theodorichsburg, Dietrichsburg, Dietrichstein) am gleichnamigen Hauptpasse in's „Kumanenland" (Walachei); die Heldenburg, bei Krisba, einige Wegstunden von Kronstadt, auf einem Ausläufer des Perschaner Gebirgszuges erbaut; die (ältere) Rosenauer Burg und die Vorläuferin Kronstadts die Brassovia-Burg, 1265 Fuß hoch über der heutigen Stadt (3054' über dem Meere) aufgethürmt.

Auch das Bosauer Schloß am Ende des Bodzauer oder Bosauer Passes, auf dem Tartarenstein (Tatárkö) und mancher Burgrest im angrenzenden Széklerlande, so z. B. in der Nähe des Schwefelberges Büdös (die Götzenburg am Balványos), der steinerne Thurm bei Haraly am Fluße Fekete ügy, scheinen dem Orden ihren Ursprung zu verdanken. Eine Regel waren die befestigten Kirchen oder die Kirchenkastelle, deren bedeutendstes das Tartlauer genannt werden darf.

Vom Rheinlande, aus den Landschaften am Harze kamen „flandrische" und „sächsische" Ansiedler, Stammesbrüder der Colonisten, welche schon früher zwischen der Marosch und Olt einen Culturboden durch friedliche Arbeit sich erkämpft hatten. Wenigstens müssen wir aus Analogien auf die Gleichartigkeit der Burzenländer schließen.

Rasch blühte das Rodungsgebiet zur bevölkerten, fruchtbaren Landschaft auf. Aber nicht lange sollte sich der deutsche Orden seines Besitzes erfreuen. Bald brachen Zerwürfnisse mit der ungarischen Krone als Oberherrn über Angelegenheiten der Landeshoheit aus.

1221 widerrief K. Andreas II. seine Vergabung. Ein Jahr darauf erneuerte der ausgesöhnte, vom Papste beeinflußte König die Schenkung, und der römische Stuhl bestätigte sie. Aber bald erneuern sich die Mißhelligkeiten. Der siebenbürgische Landesbischof, der von Weißenburg, feindet die vom Papste von seiner Sprengelgewalt befreiten Ritter des Burzenlandes an, und obschon der römische Stuhl für den Orden eintrat und durch die Ernennung eines eigenen Dechanten für das Burzenland sein werkthätiges Wohlwollen an den Tag legte, so hörten die Anfeindungen nicht auf. Doch dies konnte an dem Bestande der Ordensmacht im Brassóer Gebiete nicht empfindlich rütteln. Ja, es gelang dem Orden durch einen Sieg über die Kumanen, ein Stück ihres (moldauisch-walachischen) Landes, zwischen dem Bodzauer und Törzburger Passe zu erobern.

Wohl aber mußte ihr verhängnißvoll werden, als der Hochmeister, Hermann von Salza, der Mann bedeutender Entwürfe, das Burzenland als Ordensgebiet dem römischen Stuhle unterwarf, um so dasselbe möglichst frei von der Gunst und Laune des ungarischen Königthums zu erhalten. Allein mit diesem durchaus unberechtigten Schritte (1224) war eine Kränkung der oberherrlichen Rechte Ungarns verbunden, und dieselbe Partei, welche dem Könige durch die goldene Bulle vom Jahre 1222 die Unveräußerlichkeit der Krongüter in's Gedächtniß rief und gegen die Eigenmächtigkeiten der deutschen Ordensritter eifersüchtigen Auges schmälte, bewog den Arpáden die Schenkung des Burzenlandes (1225) abermals zurückzunehmen und die Ordensritter mit Waffengewalt zum Abzuge zu drängen. Die Vermittlung des Papstes trug keine Früchte. Denn die vom römischen Stuhle zur Untersuchung des ärgerlichen Zwistes abgeordneten Zisterzienseräbte berichteten wenig Vortheilhaftes für den deutschen Orden, indem sie ihm Uebergriffe, Bedrückungen, Gewaltmaßregeln und hartnäckigen Trotz gegen den König zur Last legten.

War nun auch dieser Bericht parteiisch gefärbt, der Papst mußte denn doch selbst ungehalten über die Ritter werden. Doch hatte sich inzwischen das Geschick derselben entschieden. Sie mußten aus dem Burzenlande weichen. Aber das Geschick hatte den Orden für eine größere weltgeschichtliche Aufgabe bestimmt. Schon 1226 erfolgte seine Berufung durch den kujavischen Piasten Konrad in's Kulmer Land gegen das gefürchtete Heidenvolk der Preußen.

Noch im Jahre 1225 hatte sich der durch die thatsächliche Verdrängung der Ritter aus dem Burzenlande aufgeschreckte Papst bei dem Ungarnkönige verwendet; allein es fruchtete nichts. Denn in

den Augen des arpadischen Hofes und der Magyaren mußte der römische Stuhl als parteiisch erscheinen, da er ja 1224 zum Nachtheile Ungarns die oberherrliche Gewalt über das Burzenland sich zu Füßen legen ließ. Trotzdem die Ordensritter einen neuen Wirkungskreis gewonnen hatten, wünschten sie sehnlichst die Rückgabe des verlornen Gebietes. P. Gregor IX., Nachfolger des dritten Honorius, war der Vermittler. Aber die Angelegenheit ließ sich nicht wieder rückgängig machen, trotz aller sonstigen Geneigtheit des Ungarnkönigs, sich der Curie gefällig zu erweisen.

Unter Andreas II., Nachfolger Béla's IV., kam es zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen mit dem Orden, welcher seit 1244 Güter im Ungarnreiche und, was Siebenbürgen betrifft, in den Gespanschaften Kolos, Thorda und Doboka erwarb. Doch gingen sie bald verloren und das Land Brassó blieb versagt. Im Jahre 1426 fasste K. Sigismund den Entschluß, dem Orden das Burzenland zur Abwehr der Reichsgefahren wieder anzuweisen und nach manchen Verhandlungen machte der Orden im Jahre 1429 den Versuch einer Niederlassung, muß aber bald die Schwierigkeiten erkannt und sich zurückgezogen haben. Das letzte Mal wurde von dem allerdings längst zum Schattenbilde gewordenen Orden 1708 der Versuch gemacht, den einstigen Besitz in Ungarn und Transsylvanien zurückzugewinnen; aber ein solcher Versuch war ein vollständiger Anachronismus.

Schon die Zustände, welche sich nach der Verdrängung der deutschen Ordensritter im Jahre 1225 im Burzenlande befestigen, waren einer solchen Wiederherstellung der Ordensherrschaft abträglich. Denn dies Gebiet wurde nun als königlicher Colonistenboden behandelt und gefreit. Der Gebietstheil jenseits der Olt, das „Land Szék" oder heutzutage das Gebiet von Szepsi, Sz. György in der Haromszék kam z. B. vor 1241 einem sächsischen Adeligen im Burzenlande, Namens Folkun, schenkungsweise zu. Als dessen Geschlecht im Mongolenschrecken zu Grunde ging, gerieth dies Bodenstück in den Besitz des Széklers Vinzenz Akadási und sein Haus wurde so angesehen, daß die Burzenländer nachmals den Ort Hidvég an der Altbrücke „Fierstembrich" (Fürstenburg) nannten.

Das eigentliche Burzenland bildete die Grafschaft oder das Comitat Brassó, und innerhalb derselben entwickelte sich, mit Kronstadt (Brassóvár) als Mittelpunkt und herrschenden Vororte, die Immunität der burzenländischen Sachsen oder Deutschen, unter eigenen in Kronstadt hausenden Oberrichtern oder „Grafen", denen „Vorsprecher" oder Prolocutoren zur Seite standen.

Darüber belehrt uns der erste große königliche Freibrief Ludwig's I. vom Jahre 1353. Er erneuert die „alten Freiheiten", deren Genuß den „Bürgern und Gästen" von Kronstadt gesichert wird. Dieser Ort tritt mit Ofen und Hermannstadt auf eine Stufe der bürgerlichen Gerechtsamen, wie dies insbesondere ein weiteres Privilegium des genannten Herrschers vom Jahre 1377 darthut. Auch sein Nachfolger Sigismund war ein Gönner der Hauptstadt des Burzenlandes, welche für den großen Waarenzug in's hinterkarpathische Rumänenland und zurück ein wichtiger Stapelort und ein Bollwerk der Landesvertheidigung abgab. Die Begriffe „Burzenland" und „Kronstädter Bezirk" verschwammen in einander, und der letzte große Schritt geschah gleichfalls unter K. Sigmund (1422), indem dieser das Burzenland als selbständiges Glied dem Gesammtkörper des siebenbürgischen Sachsenlandes einfügte. Neben Kronstadt treten Zeiden (magyarisch: Feketehalom „Schwarzberg" — vergleiche die ehemalige Schwarzburg in dieser Gegend), Tartlau (Prázsmár), Rosenau (Rozsnyó) und Marienburg (Földvár, vergleiche die mittelalterliche „Erdburg" daselbst). Zu bedeutenden Ansiedlungen wurden Törzburg (Törcsvár) und das von Rumänen bewohnte Langendorf (Hosszufalu) am Altschanzpaß in die Walachei. In einem historisch wichtigen Grenzpunkte liegt Zernest, südwestlich von Kronstadt.

In unmittelbarer Nachbarschaft des Burzenlandes wird schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein „Land der Wlachen" (terra Blacorum) genannt, das auch mit dem „Bissenenwalde" und dem „bulgarischen Landstriche" (tractus Bulgaricus) identificirt werden muß. 1292 wird dies Gebiet das Land Fogarasch genannt und wurde seit 1369—1372 ein ständig besiedeltes (nicht bloß von Hirten durchstreiftes) Rumänengebiet und zwar ein „Lehensherzogthum" des siebenbürgischen Wojwoden und Bans von Zeurin, des Rumänen Ladislaus oder Lacko (Wlacko), dem es der König als „Neurodung des Landes Fogarasch" schenkte. Gleiches geschah mit dem Gebiete von Omlasch (Hamlesch) westlich von Hermannstadt, nachmals im Reußmarkter Sachsenstuhle gelegen. So kam es zu einem rumänischen Lehensherzogthume Fogarasch-Omlasch innerhalb der siebenbürgischen Landesgrenze, wie es seit 1372, 1387 und 1390 urkundlich feststellbar ist.

In dieser Verbindung mit der Wojwodschaft der Walachei blieb dies Gebiet, das bis 1369 meist Wildniß gewesen sein muß, und 1467 sprach es K. Mathias urkundlich aus, daß man Fogarasch-Omlasch als eine Art Entlohnung der Treue walachischer Vasallen-

fürsten Ungarns ansehe, gerade so, wie dieser Herrscher das Gebiet von Rodna als Nutzlehen der Moldauer Wojwoden verwerthen wollte. Aber schon zwei Jahre später überließ der Korvine die Gebiete Fogarasch und Omlasch den Sachsen Siebenbürgens, und der von den walachischen Wojwoden auch weiterhin geführte Titel „Herzoge von Fogarasch und Omlasch" wurde somit gehaltleer.

Wir stehen nun an der Schwelle des eigentlichen Sachsenbodens oder „Königsbodens" Siebenbürgens und müssen uns auf das Wesentlichste der territorialen Entwicklungsgeschichte dieser wichtigen Landschaft beschränken.

Die Anfänge der deutschen Ansiedlung auf diesem Boden, vorzugsweise zwischen der Aluta (Olt, Alt) und Marosch, knüpfen sich an die Tage des colonistenfreundlichen Königs Gejsa II. († 1161). Damals mochten die Ansiedler an der untern Donau, entlang die alte Trajanstraße zum Altstrom gezogen sein und jenseits des Rothenthurmpasses die günstige Thalebene am Flüßchen Zibin und dem gleichnamigen Waldgebirge bezogen haben, wo sie an der Zibinburg, dem nachmaligen Hermannstadt, einen günstigen Haltpunkt fanden. Indem sich die Ansiedlungen weiter an der Aluta und an den Harbach verschoben, kam es zu den Anfängen der drei ältesten Sachsenstühle: Hermannstadt, Großschenk und Leschkirch. Hier also haben wir die „früheren Flandrenser" oder Niederrheinländer deutscher Art zu suchen, welche nach kirchlichen Urkunden von 1192—1196 unter K. Gejsa II. die „Gebirgsöde" oder schwach bevölkerte Waldlandschaft (desertum) besiedelten.

Daß nichts desto weniger die Colonisationsmasse und der Wohlstand der Ansiedler nicht so gering angeschlagen werden darf, geht aus einem gleichzeitigen Berichte an den französischen König (1184—1186) hervor, wonach K. Béla III. (Gemahl einer französischen Prinzessin) von den „fremden Gästen Ultrasylvaniens" 15,000 (?) Marken Jahreszins beziehe. Mag man nämlich die nordsiebenbürgische Ansiedlung noch so hoch anschlagen, so muß denn doch der größere Theil der Einkünfte nicht ihr, sondern der südländischen Colonisation zugeschrieben werden. Ja, schon der Umstand, daß in Sibinburg-Hermannstadt bereits 1191 die Pfarre der „Siebenbürger Deutschen" zu einer „freien Propstei" erhoben wurde, spricht dafür. Der römische Stuhl bekräftigte dies im Jahre 1211.

Von den „siebenbürgischen Deutschen" im Allgemeinen ist in einer Urkunde K. Emerich's vom Jahre 1206 die Rede, wonach ein „Wälscher" Johann (Johannes Latinus), als Geadelter unter ihnen lebend, genannt wird. Andreas II. nennt 1206 die in West-

siebenbürgen hausenden Deutschen der Dörfer: Chrapundorf, Krako und Rams „die ersten deutschen Ansiedler" Siebenbürgens. Erst sein großer Freiheitsbrief vom Jahre 1224 läßt ermessen, welchen Umfang die von seinem „Großvater Geisa" berufene Colonisation gewann und wie gerade diese den bevorrechteten Kern der gesammten Ansiedlung Transsylvaniens ausmache. Da heißt es ausdrücklich, diese Freiheiten beträfen die „Völker" zwischen Varas (Broos im Maroschthale) bis an die Boralt (Aluta), einbegriffen das Land der Székler Sebus (Mühlbach) und das Gebiet von Daraus (Draas, in der Gegend von Reps); sie sollten nunmehr Ein Volk bilden unter einem eigenen Grafenrichter, dem von Sibinburg (Hermannstadt). Das ist die Urkunde, welche den Königsboden inaugurirt. An sie mußte auch Hermannstadt, welcher Name seit 1223 auftaucht, die rasche Entwicklung zum bedeutenden Gemeinwesen knüpfen. Denn da saß der Sachsengraf oder Königsrichter, und die günstige Lage machte die Stadt zum wichtigen Handelsorte im Sibinthale, südlich zur Alt hin uud nordwärts an die Marosch. Besonders zeigen dies die Rechtsurkunden Hermannstadts seit 1370.

Seit Geisa's II. Ansiedlung, die ihre früheste Grenze am Mieresch fand, war die Colonisation gegen Reps und das ganze rechte Altufer aufwärts vorgedrungen. Da traf man auf die Sitze der Székler, und nun wandte man sich von Osten ab und drängte nördlich in das Kokelgebiet. So erstand zunächst das Schäßburger Colonistengebiet am Schaas- oder Schäßbache und das Harbachthaler, um an das ältere, Schenker Gebiet, zu grenzen. Agnethlen war ein „Vorposten" dieser Colonisation, so auch Alpen oder Leschkirch. Für diese nordwestlichen lockeren Bestände ward das Keizder (Kosder) Capitel ein kirchlicher Einigungspunkt.

Dann erst füllten sich die eigentlichen Thalungen an der großen Kokel mit Ansiedlern, wo die Stühle Medwisch (Megyes) und Markt-Schelken (Selyk) auftauchen, während im Südwesten zwischen dem „Walde", der den Hermanstädter Hauptstuhl westwärts umgab und dem Hunyader Comitate die Stühle oder Ansiedlungsbezirke Mühlbach (Szászsebes), Reußmarkt und Bróos entstanden.

Der urkundliche Ausdruck sieben, bald acht Stühle als Glieder der „Hermannstädter Sachsenprovinz", des „Königsbodens" Hermannstadt, Schenk oder Großschenk, Leschkirch, Schäßburg, Reps (Köhalom), Mühlbach, Reußmarkt (d. i. Ruthenenmarkt, Ruzmark, sedes Ruthenorum, magyarisch: Szerdahely) und Bróos, tritt zunächst in den Tagen K. Ludwig's I. seit 1351 auf. Jeder bildete unter Hermannstadt als Oberhofe einen besondern

Gerichtssprengel. Die beiden Stühle Medwisch und Schelken blieben trotz vorübergehender Verbindung mit der Hermannstädter Provinz, bis 1402 beiläufig, unter der politischen Amtsgewalt der Sézklergrafen. Dann aber wurden sie zum Hermannstädter Sachsenboden geschlagen und bildeten mit ihm einen Gerichtssprengel, insbesondere seit 1553, als zwei besondere Stühle, oder als der „untere und obere Stuhl Medgyes."

„Städtische" Stühle (mit Bürgermeister und Rathmann) waren: Hermannstadt, Schäßburg, Mühlbach und Bróos; „bäuerliche" (mit Haan und Aldermann des Dorfes) Reußmarkt, Leschkirch, Schenk und Reps. Mediasch oder Medwisch wurde 1553 zur Stadt erhoben.

Ueberhaupt muß die Einigung der Colonistengruppen zu einem staatlichen Körper besonders dem 15. Jahrhundert zugeschrieben werden. Zur Zeit, wo (1439 ff.) die „Union der drei Nationen Siebenbürgens" (Magyaren, Székler und Sachsen) mit der Spitze gegen den äußern Feind und die unruhige Walachenbauernschaft im Innern zur That wurde, war ja auch schon (1422) der Eintritt des Burzenlandes oder des Kronstädter Districtes in die siebenbürgische Sachsenprovinz erfolgt, und bald geschah das Gleiche mit der Bistritzer Provinz oder dem Nösner-Gaue. Zu der ursprünglichen „Sachsen-Universität" oder zum Königsboden von beiläufig 98 Quadratmeilen traten nun 1422—1465 weitere 59 Quadratmeilen, so daß nun der Sachsenboden Transsylvaniens 157 Quadratmeilen, mithin ein Sechstel des Gesammtbodens Siebenbürgens, aber auch den in Culturbeziehung maßgebendsten ausmachte.

Der Hermannstädter Stuhl, als der vorzüglichste, gebot seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts über eine Landschaft von 33 Quadratmeilen. Dazu gehörten insbesondere zwei Neben- oder Filialstühle; der von Talmáts (Talmetsch) und Szelistye (Selischt, Großdorf), seit 1453 und 1472; die Güter der 1424 aufgelösten Hermannstädter Propstei des heiligen Ladislaus; der Besitz der im 15. Jahrhundert verschollenen Abtei Egres, im Csanáder Bisthumssprengel Ungarns (Donnersmarkt, Scholten, Abtsdorf und Schorsten) und die Gründe der siebenbürgischen Cisterzienserabtei Kerz, welche K. Mathias 1477 wegen der „Sittenlosigkeit ihrer Conventualen" aufhob.

Der enge Raum dieser topographischen Studie erlaubt es nicht, weite Wege einzuschlagen. Es mögen Andeutungen über die Schicksale einiger Oertlichkeiten des Sachsenbodens genügen. Die verhältnißmäßig härtesten Wechselfälle machte Mühlbach (Szászsebes)

durch. Dieser Ort, 1383 erst durch K. Sigismund durch Mauer und Wall zur eigentlichen Stadt geworden, erlitt schon 1438 eine völlige Zerstörung in Folge des ersten großen Türkeneinfalles in Siebenbürgen. Seit dem 16. Jahrhunderte spielt es, aus seinem Schutte wiedererstanden, eine nicht unbedeutende Rolle in der Landesgeschichte.

In der Nähe von Bróos, bei Unter-Brodsdorf (Al Kenyér) breitet sich das sogenannte „Brodfeld“ (Kenyérmezö) aus, ein durch die blutige Niederlage der Türken von 1479 bedeutender Fleck Erde. Wie entsetzlich auch später die Bürgerkriege seit dem 16. Jahrhunderte mit einzelnen Sachsenorten umsprangen, beweist z. B. das Geschick des Sachsenortes Bägendorf (Bendorf), im Leschkircher Stuhle, woselbst 1653 nur ein einziger deutscher Bewohner übrig blieb, und nach dessen Tode beschlossen wurde, Kelch und Glocken der evangelischen Kirche dem Stuhlamte zur einstweiligen Bewahrung zu übergeben. Schäßburg weiß von den Drangsalen der Vergangenheit auch viel zu erzählen. Gleichwie in der Zips, so bildeten sich auch auf dem Sachsenboden Siebenbürgens irrige Ueberlieferungen vom Alter seiner Städte. Es giebt Histörchen von Bistritz, die dessen Stadtgründung in das 12. Jahrhundert stellen; ebenso ließ man 1142 Medwisch, 1150 Mühlbach, 1160 Hermannstadt, 1193—1198 Schäßburg, 1198 Reußmarkt, 1200 Bróos als deutsche Städte erstehen. Es sind dies chronologische Anticipationen.

Es ist hier der rechte Platz, die Ergebnisse der jüngsten Forschungen über die Herkunft der Ansiedler des sächsischen Königsbodens kurz zusammenzudrängen. Daß die Bezeichnung „Flandrenser“ für den ersten großen Colonistenschub in den Tagen Gejsa's II. auf den Niederrhein als Heimat der Ankömmlinge verweist, ist eine alte Erkenntniß. Die fleißige Ortsnamenforschung und vergleichende Sagenkunde vermochte jedoch die Herkunft der „Flandrer“ Siebenbürgens genauer zu localisiren und fand an der wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Dialecte einen maßgebenden Verbündeten. So darf man das Niedersächsische als Grundelement der deutschen Sprache des Königsbodens und in bedeutendem Grade auch des Burzenlandes und Nösnergaues festhalten und von der westfälischen Erde, mit Bonn, Köln, Aachen als Haltpunkten, die Heimat der Ansiedlergruppen bis nach Luxemburg, Belgien und Holland verfolgen. Westfalen, dessen Weltbürgerschaft schon ihr Landsmann, Rolevink, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als bekannte Thatsache rühmt, Flämen und ein Bruchtheil Holländer oder Holler bilden die erste Grundschicht der siebenbürgischen Ansiedlung.

Die zweite ist oberdeutsch und läßt ebenso aus dem südlichen Harzgebiete, als aus den Landen des bayerischen und schwäbisch-alemannischen Stammes Herleitungen zu. Denn stets haben wir bei solchen Einwanderungen an Mischungsverhältnisse, nie an Einen gleichartigen Stamm zu denken. Maßgebend blieb für die Bildung des Siebenbürger Deutsch immerhin das Niedersächsische und man braucht auf das Histörchen von dem Schreiben eines siebenbürgischen Ansiedlers im 12. Jahrhunderte an einen Kölner Freund über die glückliche Ankunft und das Gedeihen von 800 Familien aus dieser Stadt im Lande jenseits des Waldes kein Gewicht zu legen, um dennoch aus der Sprache und den Oertlichkeiten auf eine thatsächliche Zuwanderung von diesem Rheingebiete herüber schließen zu dürfen. Die Chronik der Ueberschwemmungen und der Hungersnoth am Niederrhein ist namentlich für die Zeit von 1100—1200 reich an leidigen Thatsachen und unterstützt diese Schlußfolgerungen. Ueberdies läßt sich seit der Hälfte des 12. Jahrhunderts der große Zug der flandrisch-hollerschen Colonisten ostwärts verfolgen.

Ein besonderes Interesse knüpft sich an die Geschichte der sächsischen Adelsfamilien des Südlandes. Wir haben solche auch im Rösnergaue und Burzenlande kennen gelernt. Im Osten der Hermannstädter Provinz vor Allem, im sogenannten „Unterwald" zwischen Bróos und Omlasch (Hamlesch), dessen Kern die Stühle Mühlbach, Bróos und Reußmarkt bildeten, lernen wir mächtige Edle obersächsischen Stammes kennen. So seit 1267 das Grafenhaus von Kelling, das den Königen Béla IV., seinem Sohne Stephan V. wichtige und nicht unbelohnte Dienste erwies. (Gleichzeitig war am Zusammenflusse der beiden Kokeln ein Teel von Broos und dessen Vater Ebl begütert.) Ende des 14. Jahrhunderts starben die mächtigen Kellinger aus und hinterließen die Güter Henningsdorf, Birnbaum, Weingartskirchen, Gergeschdorf, Ringelskirch, Kut und Benczencz.

Verwandt mit den Kellingern waren die Henning's von Petersdorf, deren Haupt, Graf Henning, 1324 die siebenbürgischen Sachsen als „Vorderster" gegen den verhaßten Wojwoden Thomas, Grafen von Hermannstadt, in's Feld führte und hier den Tod des tapfern Kriegers starb. Der Wojwode achtete die Hinterlassenschaft des wackern Mannes. Die Reihe der Grafen von Bróos läßt sich seit 1372 urkundlich verfolgen. Die Hennings von Winz erscheinen schon um 1300 mit Herbord, Sohn des Grafen Henning von Winz; die Grafen von Pold und Klein-Enyed lassen sich von 1270 an, unter Arnold von Klein-Pold, als begütert erkennen.

Jünger ist das Haus der Grafen von Tetscheln mit dem vorgenannten verwandt. Wie bedeutend auch der Gewinn sein mochte, der der deutschen Landescultur durch die Thätigkeit dieser Geschlechter im Erwerben und Bewirthschaften von Ländereien erwuchs, für die eigentliche Kräftigung des Sachsenvolkes Siebenbürgens trugen diese „Erbgrafen des Unterwaldes" wenig bei, ja sie schädigten dessen Bestand durch Versippung mit magyarischen Adelsgeschlechtern, in welcher ihr eigenes Stammgefühl bald unterging.

Den Schluß unserer Wanderung haben zwei Gebiete des „magyarischen" Siebenbürgens, aber mit tonangebender Rumänenbevölkerung zu bilden. Es ist das Hatßeger Thal, die Haczeg, zwischen dem Schylflusse und den transsylvanischen Alpen, die hier der Vulcanpaß durchbricht. Im Namen scheint ein Stück Erinnerung an die alte Dakerstadt und erste Hauptcolonie Roms auf dakischer Erde, Sarmizegethusae, nachzuklingen, die als Römerstadt Ulpia Trajana hieß. Im Gebiete von Haczeg erwarben im 15. Jahrhunderte begüterte walachische Knesen oder Erbrichter Adelsrang, ein bedeutsames Moment für die Geschichte der Rumänenbevölkerung dieser Gegenden.

Diese Landschaft bildete dann einen Theil der südwestlichen Gespanschaft Hunyad, die anfänglich als Krongut gedacht werden muß und abgesehen vom Haczeger Burgbezirke noch zwei Schloßherrschaften Déva und Hunyadvár umschloß. An letztere Burg, eine der monumentalen Erinnerungen des Mittelalters ersten Ranges, knüpft das Haus der Korvinen seit dem 15. Jahrhunderte seinen glänzenden Namen. In diesem Comitate, dicht am eisernen Thore, erhebt sich das starke Schloß Pöstöny.

Am Schlusse der weiten Umschau über das ganze östliche Ungarn und Siebenbürgerland möge ein Wort über die Ausbreitung des Rumänenstammes dieser Gebiete fallen, gewissermaßen als Einleitung zu der rumänischen Frage, die im nächsten Buche zur Sprache kommt. Hier genüge der Blick auf die gegenwärtige Verbreitung der Rumänen Siebenbürgens und Ostungarns und einige historische Verhältnisse ihrer Ansiedlung.

Wenn wir die rumänische Volksdichte in der Richtung von Ost nach West abschätzen, so gewahren wir das ganze Széklergebiet nur äußerst schwach von Rumänen bevölkert. Das Maximum sind 29% in dem einzigen Bezirke an den Quellen der Marosch, während sonst die Zahl zwischen 15—2% schwankt und z. B. im Udvarhelyer Stuhle auf letzteres Minimum sinkt.

Massenhaft wird sie im Süden des Landes, im Südwesten und

Norden Siebenbürgens, z. B. in den Gebieten von Fogarasch, im „Unterwald", im Hatceg-Hunyader Comitate, im Zarander, Kövárer und Naszóder District; sehr bedeutend erscheint sie auch im Weißenburger, Szolnoker, Doboker Comitate, im Nösnergaue, auch im Thordaer und Klausenburger Comitate. Hier überall tritt der Magyare an Kopfzahl zurück, dort ist er nahezu verschwindend in seinem Bestande zu nennen. Blicken wir nach Ungarn hinüber, so gewahren wir eine sehr starke Rumänen-Bevölkerung in der vormaligen romanischen Banatgrenze im Krassóer Comitate; sehr bedeutend im Temescher und Arader, den Magyaren nahezu gleich in der Biharer Gespanschaft, und ansehnlich im Szatmárer Comitate in der Marmarosch.

Dagegen ist die alte Slavenbevölkerung Siebenbürgens und des besprochenen ostungarischen Gebietes, von welcher Fluß-, Berg-, Gegend- und Ortsnamen allerwärts Zeugniß geben, großentheils verschwunden oder, wie in Ostungarn äußerst schwach geworden. Abgesehen von den noch im 18. Jahrhunderte selbst am sächsischen Königsboden erkennbaren Ruthenencolonien zu Reußendörfel und Baumgarten oder Bongard, der neuzeitlichen Serbenansiedlung Ungarns, sehen wir noch heutzutage den Aufschwung des rumänischen Elementes auf Kosten des slavischen, die rasche Rumänisirung des Slaven. Folgen wir seit dem 13. Jahrhunderte den Spuren der fortschreitenden Zuwanderung der Rumänen mit ihrem vom Slavischen so stark durchdrungenen Wortvorrathe, übersehen wir nicht die Thatsache, daß der Walache vorzugsweise als Zinsbauer des ungarischen Grundherrn auftritt und zwar dort, wo eben große schwach oder gar nicht bevölkerte Liegenschaften offen standen, und gedenken wir des Umstandes, daß die gegenwärtigen Hauptgebiete des Rumänenthums, die Walachei und Moldau, erst im 14. Jahrhunderte dazu wurden, daß die rumänische Bevölkerung Siebenbürgens und Ungarns nicht, wie dies geschichtliche Regel ist, als älteres dako-romanisches Culturvolk, Lebensbrauch und Sprache des Slaven und Magyaren beeinflußt und beherrscht, sondern auf jüngster Culturstufe und nomadisirend uns begegnet, so zwar, daß der Name Oláh, Walach, gleichbedeutend mit „Hirte" gebraucht erscheint, so müssen wir die Aboriginität des Rumänen im Theißlande und seine ununterbrochene Seßhaftigkeit allda noch immer ein Räthsel nennen, das die scharfsinnigsten Gründe seiner Vertheidiger befriedigend zu lösen außer Stande sind. Aber auch die Gegenanschauung, der zufolge die ungarisch-siebenbürgischen Rumänen durch Rückwanderung allmählich seßhaft wurden, bietet unleugbare Schwierigkeiten.

Wir haben nun noch einen Blick auf den ganzen zurückgelegten Weg durch das Ostkarpathenland zu werfen. Vom Comitat Torna und von der Szabolcser Gespanschaft quer durch Ungarn bis in den Süden zur Bács-Bodroger und Torontaler Gespanschaft erscheint der Magyare in compacter Masse; in der Csanáder, Békéser und Biharer Gespanschaft ist er die vorherrschende Nationalität, nahezu die Hälfte der Bevölkerung in der Szatmárer und Ugocsaer, Abaujvárer und Gömörer Gespanschaft; im nördlichen Ostungarn jenseits der Theißlinie tritt er hinter den Slaven zurück. In Siebenbürgen zeigt nur der weit nach Osten vorgeschobene Székler eine geschlossene Bevölkerungsfülle. Im ganzen übrigen Lande steht der Magyare dem Rumänen und Deutschen nach. Verknüpfen wir diese statistischen Betrachtungen mit den diesfälligen Verhältnissen Westungarns, so scheint es nahe zu liegen, daß der Magyare bei seiner Seßhaftwerdung zunächst zwischen der Donau und Theiß nordwärts vordrang und bis an die Gebirgsschranke des Alfölds sich ausbreitete und dann Westungarn innerhalb der Donau erfüllte. Langsamer schob er sich nördlich und östlich der Theiß vor, in das große Wasser- und Sumpfgebiet der Gebirgsströme, wo, wie ein Ungar des 16. Jahrhunderts bemerkt, jedes Kriegsheer gut thäte, an die Haare der Pferdeschweife Kähne zu binden.

Siebenbürgen nahm er zunächst nur als Grundherr, nicht als zahlreicher Bewohner in Besitz. Nur die Grenzmiliz der magyarischen oder magyarisirten Székler erwuchs zum dichten Bestande.

Siebentes Buch.

Geschichtliches Leben. 976—1308. — Die Babenberger und ihre Nachbarn im Alpenlande und die Anfänge der Habsburger. — Das Přemysliden- und Arpádenreich.

Literatur.

I. **Deutsch-österr. Ländergruppe (Alpenländer).** Quellen: a) Gemeindeutsche, mit Angaben z. Gesch. der Alpenländer. Annales Hersfeldenses, enthalten in Lambertus Hersfeldenses (vgl. Lefarth, Lambert v. H. (1871); Delbrück, Ueber die Glaubwürdigkeit Lamberts v. Hl. (1873), und fortges. —1077. Mit ihnen hängen zusammen Hildesheimenses, Quedlinburgenses . . . . . . (—1040, fortg. —1137). Die Reichenauer Jahrb., enth. in Herimannus Augiensis („der Lahme" contractus), und fortges. —1054; dessen Fortsetzer die Gregorianer Bertholdus und Bernoldus —1066 (1080?) (Diss. v. E. Schulzen über Beide (1867). — Die Niederaltaicher Annales (Altahenses maiores) —1077. (Giesebrecht's Ausg. Mon. Germ. SS. XX.) Abh. von Ehrenfeuchter (1870) u. Lindner (in den Forsch. z. deutsch. Gesch. XI.), der die minores f. d. Orig.-Aufz. hält. Der Fortsetzer des Regino, —967. Die Vita Altmanni, Bischofs v. Passau, und Adalberonis, Bischofs v. Würzburg. Ekkihardus Uraugiensis Chronicon, —1106 (1125); fortg. vom Burch. Uspergensis, —1225, und v. Conradus de Lichtenavia, —1229 (urspr. als Ganzes u. d. N. Chron. Ursperg.); Annalista Saxo (—1139), Otto Frisingensis (Otto B. v. Freising, der Babenberger), Chronicon —1156 fortg. v. Otto Sanblas. (v. St. Blasien im Schwarzwalde), —1209. Gesta Friderici I. imperat. (1156); fortges. v. Radewin (Radewik, Ragwin), —1160, sammt Appendix —1170. (Abhandl. von Huber (1847), Wiedemann (1849); Grotefend (1870) und H. Prutz, 1873). Anon. Weingartensis de Guelfis, —1167, u. Chronogr. Weingart., —1197, fortg. —1208. Annales Reichersperg (—1169, u. Magnus Reichersp., —1195.). Ann. Scheftlar. majores, —1162; 1173—1243. Casus Sti. Galli (Conradus de Fabaria). (Albertus Stadensis Ann., —1256. Petrus de Vinea epp. A. VI., A. v. Schard, Iselin (1740). — Albertus Beham registrum epist., h. v. Höfler 1847). — Herimannus Altahensis, Forts. des Ekkih. Uraug., — 1273.

fortg. —1300. Ann. Basil. et Colmar., besonders das Chron. Colmar., —1304. Ellenhardi Argentin. Annales. —1297; Gotfr. de Esmingen Chron. s. Gesta Rudolfi et Alberti, 1273—1299. Monachus Fürstenfeld. chron. de gestis principum, 1273—1326.

b) Oesterreichische: Salzburg: Ann. Juvavenses; Sancti Rudberti Salisburgenses (bis 1286; fortg. —1300); Gesta episcop. Salisburg; Vita Gebehardi.

Oesterreich: Annales Mellicenses (Melk), und ihre Fortsetzungen in verschied. österr. Klöstern (Klosterneuburg, Zwettl, Domin. in Wien, Heiligenkreuz, St. Florian, Kremsmünster, Lambach . .) beginnen selbständig im Anschluß an Ekkih. Uraug. mit 1123; vgl. Stögmann im IX. Bde. des Arch. f. öst. Gesch. über die Ausgaben von Petz, Rauch u. in den Monum. Germaniae XI. Bd. (Scrr. IX,), Jans Enenkel, Fürstenbuch (—1246). — (Paltram Vatzo!) historia annorum 1264—1279.

Steiermark: Ann. Admuntenses (vgl. die oberösterr. Jahrbücher von Lambach und Steier-Garsten im sog. Traungau). Die Reimchronik Ottokar's, 1250—1309. (Abh. von Th. Jacobi (1839), Lorenz s. w. u.) Kritisches Hauptwerk über die Quellenreihen von Ott. Lorenz: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, seit 1250. I. Bd. 2. A. (1876); im Anschlusse an Wattenbach's bahnbrechende Arbeit.

c) Quellen und Urkundensammlungen im Allgemeinen. Hieron. Petz, scrr. rer. austr.; Adr. Rauch, scrr. rer. austr.; Monum. Germaniae XI. Bd.; Annales Austriae, h. v. Wattenbach. J. A. Böhmer, fontes rerum germanicarum. — Von dems. Kaiserregesten in mehreren Abtheil. 911– 1347. (insbes. 1198—1254). Jaffé Regesta pontificum, —1198, fortg. v. Potthast. A. v. Meiller, Regesten der Babenberger-Urkunden, 976—1246.(1847); v. dems., Regesten der Salzburger Erzbisch. (1866). — Huillard = Bréholles, Historia diplomatica Friderici II. (—1250). Die Codices epistolares K. Rudolph's I., h. v. Gerbert (1772) und Bodmann (1806). Formelbuch a. d. Zeit Rudolph's I. und Albrecht's I. i. Arch. f. K. öst. G., Bd. XIV. Das Baumgartenberger Formelbuch bes. f. Rudolph's I. Zeit, h. v. Bärwald; Fontes rer. austr., h. v. d. Wiener Akad. Bd. XXV. [2. Abth.] (1866). Die Urkundenbücher zur Klostergeschichte Nieder-Oesterreichs in den fontes rer. austr. 2. Abth.; das für Ober-Oesterreich, für Steiermark (h. v. Zahn, I. —1192), für Krain: (im Anhange zu den Mittheil. des hist. Ver.), für Istrien: v. Kandler (als Beilage zur Istria), —1526, für Salzburg: (Kleinmayern's) Juvavia (1784), für Friaul-Küstenland: de Rubeis Monum. eccl. Aquil., für Tirol: Resch-Sinnacher (Brixen), Bonelli (Trient) Codex Wangianus, h. v. Kink. — Fontes rer. austr. II. A., 5. Bd. (Trient).

II. **Přemysllidenreich.** Quellen und Urkunden: (Vgl. die gemeindeutschen Annalen unter I.) Thietmar v. Merseburg, Chronicon, —1018. Die Legenden (h. v. Gindely); vgl. Dobrowsky, Versuch, die ält. Gesch. Böhmens v. Erdicht. zu reinigen. Cosmas decanus Prag. (der älteste böhmische Chronist), Chronicon, —1125; fortges. vom Vyssegr. Domherrn (?), —1142, und vom Sazawer Mönche, —1162; Ann. Gradic. et Opatovic., —1163. Vincentius

Pragensis, 1140—1167; Gerlacus, 1167—1198. Die dritte Fortsetzung des Cosmas, —1283; Henricus de Heimburg oder Annales Ottacariani, 1126—1300. (Monum. Germ.) Die Königssaaler Annalen (Ann. aulae regiae). Die krit. Behandlung dieser Quellen von Meinert, Palacky (Würdigung der ältern böhm. Geschichtschr., 1830), Wattenbach, O. Lorenz, Loserth (Königsaaler Geschichtsquellen)(Dobner) Monum. Bohem. et Moraviae histor. (Pelzel und Dobrowsky) scrr. rerum bohemic. 1. Bd. (Cosmas). (Boczek-Chytil-Brandl) Codex diplom. et epistol. Moraviae, 1.—5. Bd. (Erben-Emler) Regesta diplom. für die Přemyslidenzeit. (H. Jireček) Codex jur. Bohemici I. (1867) Die Urkundenbücher Hohenfurt's und Goldenkron's (h. v. Pangerl).

III. **Ungarische Ländergruppe.** Quellen. Die Byzantiner: Leo Grammatikos und Constantin Porphyrogen.; Theophanes u. s. Forts. Kedrenos, Zonaras . . . (vgl. Muralt, Chron. Byzant.) — Die fränkischen und deutschen Reichsannalen s. o. I. und desgl. die Annales Austriae ebd. — Die ungarischen Geschichtsquellen für die Arpádenzeit (Vitae, Cronica Hung. et Polon., Anon. Belae, Rogerius: carmen miserabile, Registrum Varadinense, Kéza . . . ges. v. Endlicher in den Monum. Hung. Arpád., 1849 u. 1850). Chron. Posoniense, h. v. Toldy. Kritisches über die Quellen, von Büdinger, Rösler (rumän. Studien), Wattenbach, Lorenz. Der Codex dipl. h. v. Fejér, fortg. v. Wenzel, für die Arpádenzeit, Codex patrius (für Westungarn insbes.) u. A. — Urkundenbuch z. Gesch. Siebenbürgens, h. v. Teutsch und Firnhaber, für Croatien-Dalmatien: die Monum. hist., h. v. Kukuljevič, Liubič . . . für Ungarn und die südslavischen Länder in diesem Zeitraume überdies: A. Theiner's Publicationen: Monum. Hungariae und Monum. Slavorum meridionalium (h. v. d. Akad. d. W. in Agram). Vorzugsweise Rechtsgeschichtliches in den Jura regni Croatiae, Dalmatiae et Slavoniae, h. v. Kukuljevič, 1. Bd.

IV. **Einschlägige Werke der deutschen Reichsgeschichte.** Ranke's Jahrbücher f. Gesch. d. sächs. Kaiserzeit: (Waitz, Giesebrecht, Dönniges, Köpke, Wilman's), Stenzel, Gesch. d. fränk. Kaiserzeit, Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, Dümmler (Köpke), Gesch. Otto's I. (1876). — Hirsch, K. Heinrich II. fortges. v. Pabst, Usinger (Hirsch und Usinger — letzterer durch seine Abhandlung über die deutschen Reichsterritorien in Sybel's hist. Ztschr., für die Territorialgesch. der Alpenländer wichtig —) u. Breßlau, Heinrich III., v. Steindorff I. Bd. (Gfrörer, Gesch. Gregor's VII. u. s. Zeit). Flotho, Gesch. Heinrich's IV. Druffel, K. Heinrich IV. u. s. Söhne (1862). Jaffé, Lothar d. Sachse (1843); Conrad III. (1845). H. Prutz, K. Friedrich I. (1871—1873). (Reuter, P. Alexander III. (1860—64); die Arbeiten v. J. Ficker, Scheffer-Boichorst, Philippson (über Heinr. d. Löwen [1867 u. 68]). — Töche, K. Heinrich VI. (1867). O. Abel, K. Philipp der Hohenstaufe (1852). K. Otto IV. u. K. Friedrich II. (1856). Winkelmann, Philipp v. Schwaben u. Otto IV. v. Br. (1873). (Hurter, Gesch. P. Innocenz III. und s. Zeitg. 1834 f.) Die Werke über K. Friedrich II. von Funck (1792), Höfler (1844), Schirrmacher (1859—1865), (vgl. Forsch. z. deutsch. Gesch., 8. u. 10.) Winkelmann (1863 u. 1865). (vgl. Forsch. 6. u. 7.) Busson, z. Gesch. Conradin's (Forsch. 11.)

Inhaltsübersicht.

I. Die Babenberger und ihre Nachbarn.

II. Das Přemyslidenreich.

III. Das Arpádenreich.

I. Die Donaualpenländer in den Zeiten der Babenberger 976—1246 und die Anfänge Habsburgs bis 1308.

---

1. Die bayerische Empörung unter K. Otto II. und das Eintreten der Babenberger in die Geschichte Oesterreichs. Zustände des Landes unter und ober der Enns im Uebergange vom 10. in's 11. Jahrhundert.

Literatur: Büdinger, Oesterr. Gesch., I. Bd. A. Jäger, Beitrag zur österr. Gesch.; Gymnasial-Zeitschr. 1854. A. v. Meiller, Über das Chron. austriacum des Abtes von Melk, Conrad von Wizzemberg, in den Denkschr. der Akademie der Wissenschaften in Wien (hist. Sect.) O. Lorenz, drei Bücher Gesch. und Politik, 1876., S. 611—630. Die älteren Arbeiten von Schrötter und Heyrenbach. (Vgl. o. Liter. IV.)

Wir sahen, welch' gewaltige Ländermacht in den Händen des bayerischen Herzoges lag. Von den geächteten Arnulfingern war sie auf das Haus der Sachsen übertragen worden, und die Versuchung lag nahe, sie im Kampfe um die Reichsgewalt zu verwerthen. Die Gefahr lag nahe, daß der jugendliche Thronfolger Otto's I. Krone und Reich an den ehrgeizigen Vetter, den Bayernherzog Heinrich II., verliere, und die Parteinahme des Přemysliden Boleslav II. zu Gunsten des Empörers bewies deutlich, daß sich der mächtige Lehensstaat an der obern Elbe viel von der Zerrüttung des Reiches verspreche. Als nun aber Otto II. den Sieg davontrug, mußte vor Allem das Strafgericht des Königs die weitverzweigte Anhängerschaft des geächteten Herzoges treffen und mit diesem Walten gesetzmäßiger Strenge eine Maßregel dynastischer Reichspolitik Hand in Hand gehen, welche den Herd der Gefahr theils einengte, theils austilgte.

Spärlich und lückenhaft sind die Nachrichten über das Strafurtheil und die weiteren Maßregeln des Ottonen. Aber tief einschneidend waren sie und mußten wohl das ganze Bereich der Alpenländer entlang verspürt werden, insoweit diese mit dem bayerischen

Herzogthum zusammenhingen. So Mancher verlor Amtsgewalt, Besitz und Gut, neue Reichsbeamte und Güterherren treten an die Stelle der alten, und den Hochstiften Süddeutschlands, die mit klugem Vorgefühle in stürmischer Zeit an der Sache des Königthums festhielten oder eine umsichtige Zwischenstellung im Reichskriege einnahmen, fiel reiches confiscirtes Gut zu. Passau, Regensburg, Freising, Salzburgs Metropole nicht zu vergessen, banden sich volle Garben aus dem, was des Königs Sense niederhieb. Auch Brixen erscheint dabei bedacht. Unleugbar spiegelt sich in dieser königlichen Freigebigkeit ein Stück der Reichsmaximen Otto's I. In den geistlichen Immunitäten sollte das Gegengewicht zu der weltlichen Fürstengewalt begünstigt und gekräftigt werden. Andererseits schuf sich die Krone durch reichliche Vergabung eingezogener Güter an verdiente Getreue einen weitverzweigten Anhang persönlich verpflichteter Leute der Krone.

All' diese Maßregeln treten jedoch an Bedeutung zurück im Vergleiche mit denen, welche den Bestand und die Zukunft des bayerischen Herzogthums trafen. Bayern kömmt in andere Hand, es wird entgliedert; Kärnten und die zugehörigen Südmarken erhält Heinrich der Jüngere, H. Berthold's Sohn, Arnulf's Neffe. Außerdem gewahren wir jedoch zwei Persönlichkeiten von des Königs Gunst bedacht, mit denen das altberühmte Haus der ostfränkischen Babenberger zu neuem Glanze gedeiht.

Berthold's Grafenamt im Nordgau und die Uebertragung der Amtsgewalt in der ottonischen Ostmark an seinen Bruder Leopold, den Grafen im Donaugau, läßt sich mit Otto's II. Anfängen und vor Allem mit der Katastrophe von 975—76 in eine zwanglose und urkundlich bewährte Verbindung bringen. Beide Babenberger, würdig ihrer Vergangenheit und Zukunft, hüten nun das Reich an dessen östlicher Flanke; der Eine am böhmischen, der Andere am ungarischen Gemärke; beide erscheinen aber auch als Hüter des königlichen Ansehens dem Herzogthume Bayern gegenüber, auf dessen altem Grund und Boden ihre Marken stehen. Es sind reichsunmittelbare Amtsgebiete, aber ihre Inhaber, zunächst der Graf der Ostmark, bleiben verpflichtet, als Gewaltträger im bayerischen Grenzlande die Hoftage des Stammherzogthums zu besuchen.

Die schwierigere Aufgabe ruht auf den Schultern des Babenbergers Leopold. Es gilt nicht nur, die ottonische Ostmark zu behaupten, es gilt, sie zu erweitern, und was das Schwert dem kriegerischen Magyaren alldort abgewann, was verödet lag, oder noch im Banne ursprünglicher Wildniß ruhte, der deutschen Cultur-

arbeit zu überantworten. Von der Wachau bei Krems und dem Erlafflusse bis an den Kahlenberg, gegen die March, Fischa und Lejtha hin, erweitert sich das „Ostland", die „avarische Mark", das „pannonische" Grenzgebiet, das „bayerische oder norische Markland", wie die wechselnden Bezeichnungen des Reichsbodens im Osten der Enns lauten; aus Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen erscheinen die Hintersassen und Grundholden der verschiedenen Hochstifte und Klöster jener Reichslande, gleichwie der dort stammsässigen hochadeligen und edeln Geschlechter, denen allen königliche Schenkungen an Grund und Boden zu Theil geworden, und Axt, Feuerbrand und Pflug haben vollauf zu thun, um das neue Erworbene in dauernden und lohnenden Besitz zu verwandeln.

Was der erste Babenberger in der Ostmark, Leopold I., durch das Verhängniß einem thatkräftigen Leben entrissen († 994), übrig ließ an Erweiterung und Befestigung der Markgrenzen, nahm sein würdiger Sohn und Nachfolger im Amte, Heinrich I., der Zeitgenosse Otto's III. und Heinrich's II., von letzterem eine „Säule des Reiches" genannt, unter manchen Stürmen, die das Reich bewegten, rüstig in Angriff. Unter ihm erscheint das erste Mal urkundlich (995) der Name „Ostarrichi", Oesterreich, und mit diesem Namen schied es sich damals scharf von dem Gelände im Westen des Ennsflusses, das, strenggenommen, als ein Stück Bayerns, ohne einigende, Benennung, aufgefaßt werden muß.

---

2. Karantanien und seine Lösung vom Herzogthum Bayern; die karantanischen Marken, die Traungauer.

Literatur: Ankershofen, Handbuch der Gesch. Kärntens, und Regg. zur Gesch. Kärntens; Muchar, Gesch. d. H. Steiermark, 2. u. 3. Bd.; die Abhandlungen von Pritz, Tangl; Felicetti's top. hist. Arb.; Hirsch, Heinr. II.

Aus längst verklungenen Zeiten hatte Karantanien den angestammten Namen, so gut wie Krain den seinigen, innerhalb des Ambachts der großen karolingischen Ost- und Friauler Mark behauptet und in den Tagen Arnulf's die Geltung eines großen Apanageherzogthums gewonnen. Seine Grenzen reichten weit über den jetzigen Umfang hinaus, denn das ganze steiermärkische Oberland, und beziehungsweise auch das Unterland im Süden der Drau bildeten Stücke Karantaniens.

Seit der Auftheilung der Friauler Mark (824) scheint die karolingische Reichspolitik immer entschiedener die Verwaltung Karantaniens und der angrenzenden Marken in deutsche Hände gelegt zu haben; die slovenischen Häuptlinge räumen deutschen Grafen den Platz. Es war dies eine Nachwirkung der Gefahren des pannonischen Slavenaufstandes unter Liudewit's Führung. Die Germanisation Karantaniens auf friedlichem Wege durch Verpflanzung deutscher Hintersassen inmitten slavischer Ortsbestände, und die davon bedingte Kreuzung der Nationalitäten, andererseits durch Neubesiedlung unberührten Bodens gefördert und nicht wenig durch Versippung deutschen und slovenischen Adels angebahnt, dürfen wir uns nur im langsamen Fortschreiten denken.

Als Karlmann's Sohn König und Kaiser geworden, waltete sein Günstling und Verwandter Luitpold im Donaualpenlande und vererbte das große Herzogthum Bojoarien, das „bayerische Reich", an den ältern Sprossen Arnulf, der zum Unter-Herzoge Kärntens und der Marken seinen Bruder Berthold bestellte. Nach Arnulf's Tode (937) vereinigte Berthold das ganze Herzogthum in seiner Hand. Sein Hinscheiden veranlasste den Anfall Bayerns und Kärntens an die sächsische Dynastie und wie hart Otto's I. Bruder, Heinrich I. die Empörung der arnulfingischen Partei im Alpenlande zu strafen sich befliß, ward bereits oben angedeutet. Der Umschwung des Jahres 976 hatte dem Sohne Berthold's durch Bestallung zum Kärntner-Herzoge Ehre und Macht zugewendet, aber die arnulfingische Abneigung wider das königliche Sachsenhaus und die Begierde nach höherer Lebensstellung war stärker als das Dankgefühl Heinrich's des Jüngern, und so finden wir ihn in Gesellschaft Heinrich's des Zänkers und des Bischofes von Augsburg 977 bereits an der Spitze einer neuen Empörung wider den mit Böhmen beschäftigten Ottonen und den neuen Bayernherzog, Otto von Schwaben. Die Aufständischen verlieren jedoch vor Passau ihr Spiel und das Strafgericht entsetzt Berthold's Sohn des Herzogthums Kärnten. Sein Nachfolger wird Otto von Franken, Sohn des „rothen" Konrad, der Otto's I. Tochter zur Frau hatte.

Doch dem gestürzten Kärntner Herzoge sollte noch ein Mal die kaiserliche Gunst lächeln. Als Otto von Schwaben und Bayern gestorben (982), übertrug der ausgesöhnte Herrscher Kärnten und Bayern als wiedervereinigtes Ganze Heinrich dem Jüngern, so daß dieser die Machtzeit des Vaters und Ohms erneuerte. Doch fiel es ihm schwer, sich gegen den Anhang des gefangenen und 983 freigewordenen Zänkers im Bayernlande zu behaupten, insbesondere als

dieser nach K. Otto's II. Tode die ihm zugewiesene Rolle eines Vormundes und Reichsverwesers Otto's III. zu dem abermaligen Versuche des Thronraubes benützte. Der reichsverrätherische Plan mißlang, aber man beeilte sich, den gefährlichen Mann durch Verleihung des Herzogthums Bayern (985) zu beschwichtigen. Heinrich, Berthold's Sohn, begnügte sich mit Karantanien und als mit ihm das Haus Luitpold's (989) erlosch, fiel auch letzteres Land wieder an Heinrich den Zänker zurück. Seiner zweimaligen Trennung von Bojoarien war die letzte Vereinigung gefolgt; denn als Heinrich der Zänker 995 (28. August) aus dem Leben schied, und die Bayern seinen Sohn nach altem Brauch und Recht sich zum Herzoge kürten, verlieh K. Otto III. Karantanien und die Mark Verona, jenem Otto von Franken-Lothringen, der von 978—982 dem Herzogthume Kärnten vorstand, und als dieses wieder an Heinrich den Jüngern gefallen war, die Reichsgewalt in der Südmark, im Friaul'schen und Veronesischen, mit dem Herzogstitel weiterhin bekleidet hatte. Seither wurde Kärnten nie wieder mit Bayern vereinigt und bildete mit den, später Steiermark genannten, Grenzlandschaften, mit Krain, Istrien, Friaul und Verona einen Reichsambacht, dessen Zersetzung sich bald ankündigt, ja eigentlich schon zur Thatsache geworden war.

Lose, dunkle Andeutungen begegnen uns, wenn wir nach dem Eigenleben jener mit Karantanien verknüpften Gebiete forschen, und wir wollen sie an spätere Thatsachen reihen. Hier möge nur jener hochedeln Geschlechter gedacht werden, die, im Herzogthume und in den Marken Karantaniens seßhaft, bedeutenden Eigenbesitzes sich erfreuten und eben deshalb zur reichsämtlichen Gewalt die Wege geebnet hatten. Es sind dies die Grafen von Soune, oder vom Saanthal, und die Eppensteiner, deren Hauptbesitz im obern Steierlande, insbesondere im Mürzthale, lag. Ihnen stellen sich ebenbürtig an die Seite die Grafen von Wels-Lambach im heutigen Oberösterreich, mit bedeutendem Gute in Obersteier und die im Traungaue seßhaften Otokare, die ihren Sitz zu Styra (Stadt Steier in Ober-Oesterreich) hatten, und im Ennsthale am obern Murboden Güter erwarben. Die drei letztgenannten Geschlechter sind bayerischer Herkunft.

Anders verhält es sich mit Wilhelm I. von der Soune, dem „Slaven", vermählt mit der frommen Hemma, der hochadeligen Herrin massenhafter Güter in Kärnten und dessen Marken. Hier haben wir einen der bedeutsamsten Fälle der Versippung slavisch-deutschen Adels. Graf Wilhelm „in der Mark an der Saan und Save", wie wir dies hypothetische Reichsgebiet und Ostflück Karantaniens nennen mögen, hatte sich den Ruf treuer Ergebenheit an

das Sachsenhaus rein bewahrt. Nicht alle Stamm- und Standesgenossen dachten so, denn jener „Karantane", dem der dritte Theil der Stadt Pettau gehörte, mußte ihn durch Illoyalität verscherzt haben, da wir diesen Besitz mit königlicher Urkunde an Salzburg vergabt finden. Ueberhaupt ward Karantanien mit seinem großen Bestande an landesfürstlichem Eigen immer mehr die Vorrathskammer von Schenkungen an Kirchen und Laien, so daß nur allzu bald der königliche Pfalzboden zusammenschrumpfte.

Wir müssen noch einen Blick nordwärts von der Drau an die Mur und Enns werfen. Da treten die dunkeln Spuren einer Markbildung vor unser Auge; doch sehen wir erst in späteren Zeiten heller. Dreier Geschlechter, die berufen waren, daselbst nacheinander eine tonangebende Rolle zu spielen, haben wir bereits oben gedacht. Neben ihnen müssen wir noch der allhier auch begüterten Pfalzgrafen von Bayern gedenken.

---

3. Aquileja und Salzburg.

Literatur: Bern. de Rubeis, Monum. eccl. Aquilej.... 1740. Ughelli, Italia sacra, V. Bd.; F. d. Manzano, Annali di Friuli 1850. 1. u. 2. Bd. della Bona, strenna cronologica dall' antica storia del Friuli, e di Gorizia fal anno 1500, Gorizia 1856. Czörnig, Gesch. v. Görz u. Gradiska. (Kleinmayern,) Juvavia. — A. Pichler, Gesch. v. Salzburg. — Die Monographieen Koch-Sternfeld's und seine topograph. Matrikel über Salzburg (1841). Dümmler, Piligrim B. v. Passau und das Erzb. Lorch 1854. L. Edlbacher, die Entwicklung des Besitzstandes der bisch. Kirche v. Passau in Oesterreich ober und unter der Enns v. 8.—11. Jahrh., 29. Bericht des Mus. Franc. Car. zu Linz 1870 (S. 3—106). Krones, Umrisse des Geschichtslebens der deutsch-österr. Ländergruppe . . . 1863. (S. 63 ff. über Friaul-Aquileja u. Salzburg).

Richten wir zunächst unsern Blick nach dem Süden.

Die Kirche des heiligen Hermagoras zu Aquileja (Aglei) war aus dem Kampfe mit Grado siegreich hervorgegangen; ihre Gerechtsamen fanden an Karl dem Großen und dessen Nachfolgern werkthätige Gönner. Eine bedeutsame Doppelstellung mußte das Patriarchat einnehmen, seitdem Otto I. in die Verhältnisse Italiens eingriff und in richtiger Werthschätzung der welschen Bestandtheile der alten Friauler Mark, das Gebiet von Aquileja und die Mark Verona von Italien schied (952), um sie dem Herzogthum Kärnten, also deutschem Reichsboden, zuzuweisen. Waren es doch die wichtigen Vorlagen des

südlichen Alpenlandes und das Mündungsgebiet seiner Ostpässe, das natürliche Bindeglied des deutschen und welschen Landes, woselbst die Bevölkerung eine innige Durchdringung romanischen und germanischen Wesens offenbart, bunte Mischungsverhältnisse, die sich in den Personen- und Ortsnamen Friauls ebenso wie in seiner landschaftlichen Sprache abspiegeln. War einst Friaul, die Isonzothalung, der vielbetretene Heerweg der großen Völkerwanderung, so blieb dieser Boden auch im Mittelalter ein bedeutsamer Verkehrsplatz des Kriegers so gut wie des Kaufmannes.

Aber gerade diese Doppelstellung des Patriarchates, als einer Kirche Italiens auf einem Boden, der ohne Frage dem obern Welschlande zugehörte und doch von der Ottonen-Politik zu deutschem Lande geschlagen ward, mit einem Sprengel, der bis an die Drau nordwärts reichte, und Istrien, Krain, Südkärnten und die (steierische) Mark in ihrem Unterlande, also ein gutes Stück des Reiches deutscher Nation, in sich schloß, mußte spätere Verwicklungen herbeiführen, als die Aglajer Kirchenfürsten, zu deutschen Reichsfürsten in aller Form gemacht, in die norditalischen Parteikämpfe der Folgezeit verwickelt wurden und darin Stellung zu nehmen hatten.

Ueberschritt man die Drau, so stand man auf dem Boden der Salzburger Hochkirche. Eine bedeutsame Analogie zeigt sich in dem Emporkommen Aquileja's und Salzburgs, bei aller sonstigen Verschiedenheit. Derselbe Monarch, der Paulinus von Aquileja so sehr begünstigte, erhob auch Salzburg unter dem Franken Arno zu seiner eigentlichen Bedeutung, als Erzstift des deutschen Südens, der großen bayerischen Kirche und die Folgen der bayerischen Empörung gegen das Sachsenhaus (— 952), die unmenschliche Rache Herzogs Heinrich I., traf auch beide Kirchenfürsten als Anhänger des Widerparts. Engilfried von Aquileja und Heriold von Salzburg büßten schwer für ihre Auflehnung. Salzburg verstand es, seinen Sprengel tief in den pannonischen Südwesten über das ganze inneröſterreichische Alpenland auszudehnen, und wie sehr es ihm um den greifbaren Lohn der Glaubensbotschaft, um kirchliche Gewaltrechte und Zehentgewinn zu thun war, lernten wir zu andern Zeiten sattsam kennen. Groß war die Gütermenge Salzburgs in Karantanien, die ihm die Huld der letzten ostfränkischen Karolinger und der sächsischen Könige zugewendet; nicht gering sein Besitzthum an beiden Ufern der Enns; all' dies übertraf wohl an Umfang das eigentliche Stiftsland Salzburg, dessen Theile durch Schenkung, Kauf, Tausch rasch anwuchsen.

Im Ostlande des fränkisch-deutschen Reiches stieß Salzburgs und Passau's Besitz, Recht und Anspruch zusammen. Schon 829 begegnen

wir einer kaiserlichen Sprengelscheidung. Seit den Verträgen von Verdun, Meersen und der Forchheimer Reichstheilung wurde Salzburg die Metropole des „bayerischen Reiches“, als des Kernlandes der deutsch-karolingischen Herrschaft, und sein Ansehen drückte das emporstrebende Bisthum Passau, von welchem eine unbegründete Ueberlieferung im Schwange ging, als sei der letzte Bischof der römisch-christlichen Mutterkirche Ufernorikums in Lorch, an der Enns, vor der Wuth der Avaren nach Passau geflüchtet; das Passauer Hirtenamt eine unmittelbare Fortsetzung des alten Lorcher Bisthums.

Eine solche Tradition mußte das Selbstgefühl der Passauer Bischöfe erhöhen, und in ihren Augen Salzburg als die „jüngere Kirche“ und widerrechtlich bevorzugte Nebenbuhlerin erscheinen lassen. Ein Mann, wie Bischof Piligrim von Passau, der hochsinnige und hochstrebende Kirchenfürst, den das Nibelungenlied mit den burgundischen Helden und dem Hunnenkönige Etzel in sagenhafte Verbindung setzt, den die letzten Ottonen mit Gunstbezeugungen überhäuften und dessen ganze Lebensthätigkeit dahin zielt, Passau's Ansehen obenan zu bringen, seine Sprengelgewalt über ganz Westungarn zu verbreiten, erlag auch der lockenden Versuchung, die dunkle Vergangenheit der Passauer Vorrechte künstlich aufzuhellen und betrat endlich mit bedauerlicher Ausdauer die verwerfliche Bahn der Urkundenfälschung.

Aber Salzburg, dem Piligrim's eigener Ohm, Friedrich, vorstand, wehrte sich hartnäckig gegen die Urkunden seines Neffen, und der römische Stuhl durchschaute bald das künstliche Truggewebe des Passauer Kirchenfürsten. Piligrim's gewagtes Spiel mißlang, obschon die Urkundenfälschung an sich erst von der historischen Kritik unserer Tage aufgehellt wurde.

Mit dem anderweitigen Gewinne seines thätigen Lebens konnte er jedoch zufrieden sein. Von der Ennsburg, die wir seit 976 in seinem Besitze finden, bis nach Ungarn hinein reichte der Sprengel und großes Güterwesen Passau's, bedeutende Ortschaften Oesterreichs am Donaustrome und tief landeinwärts erkannten den Passauer Bischof als Grundherrn. Auf diesem Boden konnte sich Salzburg mit Passau nicht messen, nur Regensburg wetteiferte mit letzterem bald an großem geschlossenen Besitzthum in der Ostmark und Freising war auch im Erwerben erträgnißreicher Güter im Donaulande nicht säumig. Die letzten Ottonen hatten die Kirche des heiligen Corbinian allerorten reich bedacht.

Bischof Abraham, Piligrim's Zeitgenosse, der sich durch Eid-

schwur am Sarge der bayerischen Herzogin Judith von bösem Leumund hatte reinigen müssen, verstand es trefflich, sich aus den bayerischen Händeln von 974—985 herauszuwinden und weltliches Gut in Tirol, und Krain vor Allem bis in's Friaul'sche hinein der kaiserlichen Huld abzugewinnen. Dominirten Passau und Regensburg im Donaulande, Salzburg im ganzen Tauerngebiete und dessen Angelände, so zeigt sich Freisings Besitz weithin und ziemlich gleichmäßig vertheilt. Am meisten springt er am Krainer Boden in's Auge.

---

4. Die Donaualpenländer in den Tagen der ersten zwei Könige aus dem salisch-fränkischen Hause.

Literatur: Vgl. Nr. 2. Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit. Hirsch, Gesch. K. Heinrich's II. 1. u. 2. Bd. Leo, Vorles. ü. d. Gesch. des deutschen Volkes. 2. Bd. Strehlke, de Heinr. III. imp. bellis Ungar. 1856. Meyndt, Beiträge z. Gesch. d. älteren Bezieh. zwischen Deutschland und Ungarn, 1870. Steindorff, Jahrb. Deutschlands unter K. Heinrich III. 1. Bd. 1874.

Das sächsische Königshaus war mit Heinrich II. erloschen. Dem letzten Ottonen, dem Schwärmer und Ideologen, welcher mit jugendlicher Glaubensseligkeit nach der Verwirklichung eines germanisch-romanischen Weltreiches rang, und dessen Schwerpunkt jenseits der Alpen suchte, war mit dem Sohne Heinrich's des Zänkers eine Herrschernatur gefolgt, deren vielgelobte und vielgeschmähte Frömmigkeit und Kirchenfreundschaft in praktischer Tüchtigkeit und Energie ihr kräftiges Gegengewicht fand. Der letzte Nachkomme K. Heinrich's I. verstand es, den Thron zu erringen und zu behaupten, sein Herrscheransehen zu wahren, und die Fülle der Gunst, mit der er die Hochstifte, insbesondere die eigene Schöpfung, das Bisthum Bamberg, zu bedenken liebte, war nicht der alleinige Ausfluß kirchlichen Sinnes, sondern mit ein Stück der politischen Ueberlieferungen Otto's I., welcher sich der kirchlichen Immunitäten so gut wie der Marken bediente, um die herzogliche Gewalt einzuengen und zu zersetzen.

Härter und schneidiger war sein Nachfolger auf dem Throne, der Salier Konrad II. († 1039). Was schon in jenen politischen Ueberlieferungen des Sachsenhauses zu Tage trat, zeigt sich unter ihm schärfer und rücksichtsloser gehandhabt. Was er mit den Herzogthümern im Sinne hatte, weist die Behandlung Schwabens in Folge

des Aufstandes seines babenbergischen Stiefsohnes Ernst II., die Einziehung Bayerns nach dem kinderlosen Ableben Heinrich's von Luxemburg, des Schwagers seines Vorfahren am Throne (1027), und die noch zu erörternde Verfolgung des Kärntner Herzoges Adalbero. Die Kirche und ihre reichen Pfründen galten ihm als Mittel zum Zweck und daß er den politischen Gesichtspunkt in den bezüglichen Verfügungen fest vor Augen hatte, beweist die Erhöhung des Aglajer Patriarchates und des Trienter Bisthums zur weltlichen Amtsgewalt des deutschen Reiches an dessen bedrohtesten Marken. Ebenso jedoch wie die aus dem karolingischen Beneficialwesen sich entwickelnden Lehensverhältnisse der deutschen Wahlmonarchie auf dem Boden des Besitzes und Ständethums das Prinzip der Erblichkeit als unabweisliche Forderung hinstellen, strebt die königliche Macht nach Erblichkeit der Krone und Beseitigung des erblichen Stammherzogthums, was zu einem unlösbaren Widerspruche in der Reichsfrage führen mußte. Den Markgrafen, Grafen und niederen Vasallen gönnt das Königthnm die Lehenserblichkeit, dagegen will sie mit den Herzogthümern aufräumen. Heinrich III., der größte unter den Saliern, reinern und schwungvollern Sinnes als sein Vater, läßt im Verlaufe der Jahre 1039—1056 Bayern, Franken, Schwaben, Lothringen, Kärnten und Sachsen wiederholt unbesetzt; er behandelt sie theils als Kron- und Hausgut, theils als Verwaltungsgebiet in wechselnder Beamtenhand; andererseits bietet er Alles auf, um seinem Kinde den Erbthron ohne Wahl bereit zu stellen. Aber auch er besteht den Kampf nicht siegreich, denn nach der letzten Fürstenverschwörung, (1055), der er mit Mühe Meister ward, zeigt sich die Gefahr für die Krone nicht beseitigt und sie verdoppelt sich als er bald darauf die Augen schloß. — Und eine seltsame Ironie des Geschickes wollte es überdies, daß Heinrich III., als Wiederhersteller des verfallenen Papstthums und Gönner der reformatorischen Partei in der Kirche, den großen Plänen Hildebrand's die Wege ebnete und seinem unreifen Sohne Heinrich IV. in solcher Weise einen verhängnißvollen Doppelkampf, gegen die deutschen Fürsten und Stämme, andererseits wider die Selbstregierung der vom Staate gelösten Kirche als Erbschaft hinterließ.

Ueberblicken wir nun die Zustände der Donaualpenländer in den Tagen der beiden ersten Salier. Den Anfang machte die Ostmark. Hier saß ein der Krone getreues Fürstengeschlecht. Heinrich, dem ersten dieses Namens unter den österreichischen Babenbergern, war (1018) sein Bruder Adalbert gefolgt, ein ritterlicher verläßlicher Mann, dem sich sein Erstgeborner, Leopold (II.), würdig an die

Seite stellte. Das Jahr 1028 brachte einen kriegerischen Zusammenstoß zwischen König Konrad II. und dem Begründer des arpádischen Christenstaates, Stephan I., der lange Zeit, als Schwager des letzten Sachsen auf dem Throne Deutschlands, ein guter verträglicher Nachbar gewesen. Daß die Schuld diesmal auf deutscher Seite lag, bezeugt eine unverfängliche Quelle jener Tage, und das Kriegsglück scheint dem Herausgeforderten günstig gewesen zu sein. Ob und auf wie lange damals Wien, die mittelalterliche Nachblüthe des römischen Vindobona, von den Ungarn bezwungen wurde, bleibt unerweislich, aber die dunkle gleichzeitige Nachricht darüber ist immerhin bedeutsam, denn sie enthält das erste historische Lebenszeichen eines Ortes von nachhaltiger Zukunft. Der Königssohn Heinrich betheiligt sich an der Friedensvermittlung und es scheint, als sei damals ein Landstrich der Ostmark zwischen der Lejtha, Fischa und March in den Händen der Ungarn gelassen worden, der nachher wieder an das Reich, beziehungsweise an die Ostmark zurückgelangte. Heinrich's III. Herrscherzeit berührte sich mit den gräulichen Thronwirren Ungarns nach Stephan's I. Tode, und der Thronstreit zwischen Peter und Samuel Aba drängte den Ehrgeiz des deutschen Königs in die Entscheidung desselben. Die Frucht des zweiten königlichen Heereszuges (1043) war die Abtretung des westlichen Uferlandes der Lejtha durch den geschlagenen Aba.

Da daraus K. Heinrich III. eine kleine Mark für den erstgebornen Sohn Markgrafen Adalbert's bildete, beweist, daß dies Gebiet nicht so unbedeutend gewesen sein konnte, und wahrscheinlich mit jenem 1030 eingebüßten Landstriche in seinen Grenzen zusammenfällt. Die förmliche Einverleibung mit Oesterreich dürfte sich an die Tage des Markgrafen Ernst des Tapfern (1058) knüpfen. So fanden 1043 das deutsche Reich und die Ostmark an der Lejtha die bleibende historisch wichtige Grenze gegen Ungarn.

Auch in den weiteren Ungarnkriegen half Markgraf Adalbert seinem königlichen Herrn wacker und treu; aber das Mühsal der späteren Kämpfe traf zumeist die Ostmark als Durchzugsland, wie sie auch die rächenden Verheerungen der Ungarn wiederholt heimsuchten. Denn nicht alle Ungarnfahrten des Saliers schlossen so glänzend wie die vom Jahre 1046; an den Heereszug von 1051 knüpften sich schon schlimmere Erfahrungen, und der Ausgang der letzten Kriege jenseits der Lejtha zeigt das unvermeidliche Scheitern der kaiserlichen Pläne und früheren Erfolge.

Oesterreich lag zum Heile Deutschlands in den Händen treuer Hüter. Adalbert's Erstgeborner, Leopold (II.), starb allerdings [illegible]

vor dem Vater, aber sein Bruder Ernst folgte Adalbert in der Markgewalt mit gleicher Ergebenheit für das Königshaus.

Blicken wir nach dem Lande im Westen der Enns. Die hier im schönen Traungaue tonangebenden Geschlechter der Wels-Lambacher und der Ottokare von Steier kamen bereits zur Sprache. In der Nachbarschaft der Ersteren gab es andere mächtige Häuser bayerischen Stammes, darunter die Grafen von Neuburg-Formbach am Inn. Bald winkte allen diesen drei hochadeligen Familien eine größere Rolle im Geschichtsleben der Alpenwelt. Zunächst war diese jedoch dem Hause der Eppensteiner beschieden. Es war ihm gelungen noch im ersten Jahrzehent das Herzogthum Kärnten an sich zu bringen, nachdem Konrad I., der Sohn Otto's von Rheinfranken, vom Schauplatze abgetreten war. Adalbero, der Sohn Markward des Eppensteiner's, der am Schlusse des 10. Jahrhunderts in der kärntnischen Mark (Obersteier) als Graf auftaucht, eröffnet die glänzendere Epoche des Eppensteinerhauses und bald lesen wir von seinem herzoglichen Walten hüben und drüben der Alpen, so als Reichsrichter in der zum karantanischen Herzogthum gehörigen Mark Verona. Der hochstrebende Mann war durch seine schwäbische Heirath Schwager des neuen Königs Konrad II. geworden, dieser nahm aber auf den Thron einen unversöhnlichen Groll wider den Verwandten mit. Schon in den beiden nahezu gleichzeitigen Maßregeln des Königs zu Gunsten der Hochstifte Aquileja und Trient vom Jahre 1028, wodurch Patriarch Volcold aller Amtsgewalt des Herzogs entzogen und der Trienter durch seine Bestallung zum reichsunmittelbaren Grafen des Sprengelgebietes gleichfalls von jeder Jurisdiction der Veroneser Mark ausgenommen ward, ließ sich neben dem rein politischen Beweggrunde ein Wetterleuchten der königlichen Abneigung wider den Kärntner Herzog verspüren. Konrad II. wollte jedoch in seinem rücksichtslosen Hasse den Eppensteiner verderben und wir wissen, was er an Ueberredung und Bitten am Bamberger Hoftage aufbot (1035), um die Reichsfürsten und vor allen seinen widerstrebenden Sohn und Thronfolger für die Entsetzung und Aechtung Adalbero's zu stimmen. Das Verhängniß trifft Adalbero. Konrad II. oder Kuno, des Königs Vetter, Sohn des frühern Kärntner Herzogs gleichen Namens, erhält Adalbero's Lehen am Augsburger Tage (1036, 2. Februar), und um die einheitliche Macht des Kärntner Herzogthums zu zersetzen, übergeht die obere Mark (Obersteier), bisher im Besitze der Eppensteiner, an Arnold, den Grafen von Wels-Lambach, und wird von Kärnten bleibend getrennt, wogegen die lehensrechtliche Verbindung mit dem bayerischen Stammherzogthume

formell gewahrt bleibt. Gleichfalls dürfte damals die Trennung der Mark an der Saan oder Save von Kärnten erfolgt sein. Den Inhaber der letztern, zugleich Grafen von Friesach-Zelschach, Wilhelm II., Hemma's Sohn, betrachtete der gestürzte Adalbero als Urheber seines Mißgeschickes, brach mit den Söhnen aus Acht und Verbannung nach Kärnten ein, erschlug den Grafen, flüchtete wieder, von neuer Aechtung getroffen, um dann nach Konrad's II. Tode zum zweiten Male in Kärnten sein Glück zu versuchen und, im erfolglosen Kampfe mit den mächtigeren Widersachern, zu Grunde zu gehen. Der Kärntner Herzog Konrad II. starb schon 1039. K. Heinrich III. ließ nun Kärntens Herzogthum acht Jahre unbesetzt und behielt es zu eigener Hand. Erst 1047 ward es an den Letzten des deutschen Welfenstammes, an Welf von Altdorf, verliehen. — Bald nach dem letzten unfruchtbaren Ungarnkriege Heinrich's III. kam es zu einer gefährlichen Bewegung in Bayern, deren Nachspiel in der mittlern Steiermark stattfand. Konrad von Franken, Heinrich's III. Vetter, dem dieser 1049 Bayerns Herzogthum übertragen hatte, wurde durch die unverträgliche Gemüthsart Gebhard's, Bischofs von Regensburg, des königlichen Oheims, in die Empörung wider das Reichsoberhaupt gedrängt und schloß einen Bund mit dem Ungarnkönige Andreas I. (1053), dem die Gelegenheit willkommen war, unter Konrad's Führung die karantanischen Grenzgebiete an sich zu reißen. Der pflichtvergessene deutsche Fürst befehligt ein Ungarnheer, das in die untere Murlandschaft einbricht und die Hengstburg besetzt. Bald jedoch gewinnt die kaiserliche Partei allda die Oberhand und die Ungarn müssen die Hengstburg räumen. Wir haben damit den Vorort des Hengstfeldgaues das erste und einzige Mal genannt und gewichtige Gründe sprechen dafür, daß diese Burg nichts anderes sein könne als die Burgstadt, das steiermärkische Graz oder Gräz späterer Tage.

Noch trübere Tage knüpfen sich an das Jahr 1055. Es ist die Zeit einer weitverzweigten Fürstenverschwörung gegen den salischen Kaiser, in deren Netz auch Welf der Alte, Kärntens Herzog, gelockt wurde. Wenige harrten in unwandelbarer Treue aus, wie der österreichische Markgraf und sein Sohn Ernst. War es doch so weit gekommen, daß des Königs eigener Oheim mit seinem frühern Gegner, dem geächteten Konrad, wider Heinrich III. sich zusammenthat. In der obern Kärntner Mark mochten sich die Lambacher, Traungauer und Andere treu benommen haben, doch lesen wir von Mitverschwornen allda, sowie in Oesterreich. Herzog Welf bewies in Verona dem auf der Romfahrt begriffenen Könige seinen Ungehorsam und trat eigenmächtig den Rückzug an. Aber das Werk der Verschwörung

mißlang; sowohl die Ermordung des heimkehrenden Kaisers als die Erhebung des geächteten Konrad auf den deutschen Thron blieben frevle Entwürfe. In schwerer Krankheit legte Herzog Welf ein reuevolles Geständniß der ganzen Umtriebe ab und schloß bald mit seinem Hinscheiden in der Pfalz Bodman am Bregenzersee (1055) den Mannstamm seines Hauses; früher noch war Konrad eines plötzlichen Todes verstorben. Der Kaiser ging aus der Gefahr ungeschädigt hervor, und säumte nicht mit dem Strafgerichte, das z. B. die in Oesterreich und in der Kärntner Mark begüterten Verschwörer Richwin und Ebbo traf. Andererseits traf er Verfügungen zu Gunsten treu bewährter Geschlechter. Kärnten erhielt Konrad III., Bruder Heinrich's I., Pfalzgrafen am Rhein, aus der Verwandtschaft des sächsischen Königshauses. Die (obere) Kärntnermark, das steierische Oberland, erkannte der König dem Traungauer Ottokar von Steier zu, dem eben damals durch das Aussterben der verwandten Grafen von Wels-Lambach in dynastischer Linie mit Gottfried (1055) ihr großer Besitz im Traungaue und jenseits des Gebirges in der Karantaner Mark zugefallen war. So begründet das Jahr 1055 die fürstliche Zukunft der Traungauer, würdig ihres glänzenden Herkommens, ihrer hohen Verwandtschaft, und bald drängt der dynastische Name des Geschlechtes „von Steier" die ältere Bezeichnung (obere) Kärntnermark in den Hintergrund, man gewöhnt sich bald, das Land an der Mur, die „Mark der Grafen von Steier", die „Steiermark" zu nennen. Den östlichen Besitz der Wels-Lambacher, um den wichtigen Gebirgsknoten, den Wechsel nord- und südwärts, vom Steinfelde bei Wiener-Neustadt über den Semmering bis Hartberg im Raabgebiete ausgebreitet, erbte die Tochter Gottfried's und ihr Gatte, Graf Ekbert aus dem Hause Neuburg-Formbach, und dieser führt den Titel eines „Markgrafen von Pütten" wie ihn schon Gottfried, noch bei Lebzeiten seines Vaters Arnold, führen mochte, bevor er dessen Nachfolger in der Karantaner-Mark wurde. Darf man einer vereinzelten Ueberlieferung glauben, so hatte sich das jetzt unbedeutende Pütten einer hervorragenden Bedeutung zu erfreuen, es wird der „Vorort Norikums" genannt.

---

5. Der Investiturstreit auf dem Boden der Alpenländer und seine Folgezeit.

Literatur: Abgesehen von den in dem einleitenden Verzeichnisse des Buches Nr. IV. angegebenen Monographieen: F. Steinhoff, Das Königthum und Kaiserthum Heinrich's III. Gött. Diss. (1865). K. Schulz, Das Reichsregiment in Deutschland u. K. Heinrich IV. (1062—1066). Gött. Diss. (1871). Bahn Die Erhebung der deutschen Städte unter Heinrich IV. (1074—1106). Rost. Diss. (1872). Grund, Die Wahl Rudolph's v. Rheinfelden z. Gegenkönige. Diss. (1870). Lindner, Anno II. d. H. E. v. Köln, 1056—1075, (1869). Grünhagen, Adalbert, Erzb. v. Hamburg (1854). Stülz, Altmann v. Passau. Denkschr. d. Ak. d. W., Wien 4. Bd. (vgl. Wiedemann's Monogr., 1851). Stülz, Gerhoch v. Reichersberg, ebd. 1. Bd.— Ueber den Abt Wilhelm v. Hirschau: die Arbeit v. Kerker (1863), wichtig für die Kenntniß der damaligen kirchlichen Reformideen. Ueber Gebhard von Salzburg: Einiges von Ankershofen im Arch. f. K. österr. Gesch., 13. Bd. (1854), und dagegen Tangl, Arch. 14. Bd. I. Kreuzzug.— Abgesehen von Wilken's bek. Werke, 2. Bd., Junkmann, de peregrinationibus et expeditionibus sacris ante synodum Claromontanam. Bresl. Diss. (1859) u. Beyer, Vita Godefr. Bullionensis. Jen. Diss. (1874). Für die Parteigliederung im Investiturstreite auf inneröster r. Boden: Tangl i. d. cit. Abh. üb. d. Eppensteiner, III. Abth.; für Tirol-Vorarlberg: die Arbeiten von Bergmann und das Buch der Gesch. v. Liechtenstein-Vaduz von Kaiser. Für die kirchl. Verhältnisse des Alpenlandes in den Tagen Heinrich's V. Meyer, Erzb. Konrad I. v. Salzburg. Jen. Diss. (1868). Leopold's d. H. Biographie v. Hier. Pez (1747) in lat. Sprache; in deutscher Uebers. v. Kropf. Ueber die Reichsheerfahrt von Heinrich V. bis Heinrich VI. nach ihrer staatsrechtlichen Seite: Forsch. z. deutschen Gesch., VII., 113—175, von Weiland. Ueber die Wahl Lothar's, die Diss. v. Niemann, Gött. (1871), und über die narratio de electione Loth.: den Auss. v. Friedberg, Forsch. z. d. G., 8. Bd., 75—89; Zus. v. Waitz, 89—93, und Wichert ebda., 12. Bd.

Der gewaltige Kaiser, der dritte Heinrich, war aus dem Leben geschieden, noch in der Vollkraft des Mannesalters, und schlimme Tage harter Prüfungen, innerer Wirren und tief gehender Erschütterungen kamen über das Reich. Der königliche Knabe sollte kein gesichertes Erbe antreten; den „Raben“ gleich „lauerten die Fürsten“ auf den Fall der salischen Regentenmacht, schreibt der zeitgenössische Nieder-Altaicher Chronist, der noch warm an der Idee des Kaiserthums und seiner Befugnisse festhält.

Die vormundschaftliche Zeit Heinrich's IV., 1056—1062, als ihn die schwache Mutter und Bischof Siegfried von Augsburg lenkten, zeigt das unerquickliche Schauspiel einer eigennützigen Fürstenverschwörung, und die Dinge neigten immer mehr einer verhängnißvollen Entscheidung zu, als der (1065) mündig gewordene Salier ohne Erfahrung und guten Rath, schrankenlos im leidenschaftlichen Wollen, und noch unbewußt seiner bedeutenden Anlagen, des Herrscher-

amtes zu walten begann. Schlimm waren die Anfänge des Königthums, da ihm der unversöhnliche Stammeshaß des Sachsenvolkes und der gewaltige Hildebrand gegenübertraten (1073), dessen zielbewußter Geist fünf Päpste, seine Vorgänger, gelenkt hatte. Ein Zug der Größe geht durch die Gedankenwelt und die Thaten Gregor's VII.; ein ganzes Zeitalter empfängt von ihm Richtung und Inhalt. Aber, daß er die abgerungene Freiheit der Kirche in die Vorherrschaft derselben umsetzte, das hierarchische Prinzip den Geistlichen aus der Familie und staatlichen Gesellschaft riß, mußte dem sittlichen Lebensnerve des neuen Priesterthums verhängnißvoll werden, denn das Bewußtsein der Herrschaft des Kirchlichen über das Weltliche wurde zur Sucht nach dieser Herrschaft und diese bedurfte doch immer wieder weltlicher Mittel und fürstlicher Gunst. Die Kirche herrschte, aber sie selbst gerieth dann immer tiefer in Verweltlichung. Gregor's VII. Idee von der Befreiung der Kirche ist schwungvoll, aber mit ihr geht nicht Hand in Hand die Selbstverleugnung im Bereiche irdischer Vortheile. Die Machtfrage gilt bald höher als das lautere Bewußtsein jener Freiwerdung. Die Theorie von Sonne und Mond, von den beiden Schwertern, wodurch Papstthum und Kirche über Kaiserthum und Staat erhöht wurde, mochte noch so sehr ihre ideale Deutung und noch so sehr ihre geistliche Vertheidigung finden, das wirkliche Leben, die Bedürfnisse der Kirche, die Begehrlichkeit ihrer vielfach aus adeligen, ja fürstlichen Kreisen hervorgegangenen Großwürdenträger nach Gut und Ehre, zwangen die Hierarchie von Fall zu Fall sich den Wünschen der weltlichen Machthaber zu fügen und wohl auch die eigenen Waffen fremden Diensten und Zwecken zu leihen. Der große Bau Gregor's VII. mußte bald an gewaltigen Rissen leiden, denn seine Grundfesten unterwusch die Strömung weltlicher Interessen der Kirche und erschütterte der wachsende Drang der Laienwelt, sich von dem Einflusse der Geistlichkeit loszulösen, welche von ihrer apostolischen Gewalt und Mission sprach, aber nicht immer apostolischen Wandel zeigte.

Der Sachsenkrieg (1074—75) eröffnet den eigentlichen Kampf zwischen Kaiser und Papstthum, welches letztere an dem deutschen Fürstenbunde gegen Heinrich IV. seinen Verbündeten besitzt. Die Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut (1075, Juni) war ein Sieg des Königthums über den Aufruhr des Sachsenstammes, welcher jenem keine Früchte trug. Der Abfall der Fürsten kündigt sich schon am Gerstunger Tage (21. Oktober) an, und als im Jahre 1076 der junge König unter Androhung des Bannes nach Rom vorgeladen wird, andererseits das Wormser Nationalconcil der 24 Bischöfe

Deutschlands den „Hildebrand, so sich Papst nennet" als abgesetzt erklärt und dieser nun (22. Februar) den „ungehorsamen Sohn der Kirche" mit dem Bannfluche belegt, bricht der Hauptkampf los, den wir den Investiturstreit nennen. Seine Hauptphase gehört den Jahren 1077—1090 an; dann folgt die Zeit des Ausgleiches der Gegensätze bis zum ersten Kreuzzuge (1096), und als trauriges Nachspiel der Kampf des jüngern Heinrich, des Schützlings der Kirche, um die Krone gegen den eigenen Vater (1104—1106). Die Zeiten Heinrich's V. (1106—1125), dessen Erhebung zu bereuen die Kirche alle Ursache bekam, bringen nach neuen Wirren das Wormser Concordat (1122) als endlichen Abschluß des langen Prinzipien- und Interessenkampfes. Denn diese Doppelseitigkeit des Wesens offenbart der Investiturstreit mehr als jeder andere ähnliche Gewaltenconflict. Laien und Geistliche stehen unter kaiserlicher Fahne so gut wie unter päpstlicher, und ein häufiger Parteiwechsel zeigt ebenso gut, wie der bis in den Schooß der Familien wüthende Bürgerkrieg, daß der greifbare Vortheil des Augenblickes und die persönliche Leidenschaft gleichzeitig und immer entscheidender die Kämpfe lenken, mehr als das ideale Machtprinzip und die eigene Ueberzeugungstreue.

Der Investiturstreit zog das ganze Abendland in seinen weiten Kreis und innerhalb der wichtigsten Kampfeslinie befanden sich die Alpenländer.

In hervorragender Weise betheiligt sich das Ostalpenland. Denn hier äußert sich die Thätigkeit der bedeutendsten Gregorianer, der Jugendfreunde und Kirchenfürsten: Bischofs Altmann's von Passau, des Gründers der Benedictinerabtei Göttweig, Adalbero's von Würzburg, aus dem Hause der im weltlichen Mannesstamme erloschenen Grafen von Wels-Lambach (deren erstgenannter Stadtsitz in seiner Hand war), und des Salzburger Metropoliten Gebhard, aus dem alten Hause der Grafen von Helfenstein. Er war der Stifter des Gurker Landbisthums (um 1075), des ersten inneröstterreichischen, und des bedeutendsten Benedictinerstiftes dieser Gegenden, zu Admont, aus der großen Hinterlassenschaft der heiligen Hemma.

Aber auch eifrige Henricianer fehlen da nicht unter den geistlichen Fürsten. Vor Allem sei der Patriarch Sighard von Aquileja genannt, in den Anfängen des Investiturstreites päpstlicher Legat und Führer der Opposition, seit 1077 schon durch große Länderschenkung für Heinrich IV. ebenso gewonnen, wie der spätere Patriarch Ulrich. Dann muß der Brixner Bischof Altwin genannt werden, in dessen Residenz (1080) jenes Concil tagte, das die Ent-

setzung Papst Gregor's VII. in den heftigsten Ausdrücken beschloß. Auch Bischof Heinrich von Trient zählt zu den Henricianern, da ihn der König (1082) mit dem Marchesato Castellaro, zwischen Verona und Mantua, belehnte. Der Gurker Bischof Gunther, Salzburgs Suffragan, war kaiserlich, ebenso der eingedrungene Nachfolger (1085) Poppo von Zeltschach. Das Bisthum Chur wurde seit 1079 von einem Henricianer, Norbert von Hohenwart, eingenommen. Aber die Mehrheit der Kirchenfürsten war päpstlich gesinnt; neben dem Salzburger und Passauer galten der Freisinger, Regensburger und Bamberger als Gregorianer, also die Bischöfe sämmtlicher Hauptsprengel.

Aehnlich erscheint das Uebergewicht der päpstlichen Partei im Kreise der weltlichen Fürsten des Abendlandes.

Beginnen wir mit der Ostmark. Hier bildet das Jahr 1075 einen wichtigen Wendepunkt. Bis dahin waltete Markgraf Ernst der Tapfere, Albrecht's jüngerer Sohn und Nachfolger, mit unerschütterlicher Treue gegen Kaiser und Reich seines Amtes. Als jenseits der Lejtha der Thronkrieg zwischen K. Andreas I. und dessen Bruder Béla I. losbrach (1061), sandte der Arpádenkönig sein Söhnlein Salomo, den bereits gekrönten Nachfolger und Verlobten der Kaisertocher Sophie, an den Hof des Babenbergers in Sicherheit sammt den Insignien des Reiches. Ernst der Tapfere zog mit dem deutschen Hülfsheere, das die Niederlage und den Tod Andreas' I. rächen sollte, nach Ungarn. Allerdings mißlang die Unternehmung, und erhebend bleibt nur die Tapferkeit des Meißner Markgrafen Wilhelm von Weimar-Orlamünde und seines Waffengenossen Boto, aus dem in der Leobner Gegend begüterten Hause der Pfalzgrafen von Bayern. Denn die beiden Recken, wahrhaftige Gestalten der Nibelungen, kämpfen unverdrossen wider den übermächtigen Feind inmitten eines aufgethürmten Walles erschlagener Gegner vom Abend bis zum Morgen. Da erst strecken sie die Waffen, von den Ungarn als „Riesen" angestaunt, ob ihrer märchenhaften Ausdauer im Streite gepriesen und vom Sieger Béla I. ehrenvoll aufgenommen und behandelt.

Auch dem Heereszuge Heinrich's IV. nach Ungarn, gen Myselburg (Wieselburg), vom Jahre 1063 wohnte der Markgraf als wichtigster Fürst der östlichen Reichsgrenze bei; es war das letzte maßgebende Eingreifen Deutschlands in die Angelegenheiten des Arpádenreiches, denn man unterstützte die Besitzergreifung Salomo's vom Throne seines Vaters.

Der „bayerische Markgraf", wie der Altaicher Annalist und Lambert von Hersfeld den Babenberger Ernst nennen, besiegelte seine

Tapferkeit und Treue in der Hohenburger Sachsenschlacht vom Juni, 1075, mit Todeswunden. — Anders geartet war sein Sohn und Nachfolger Leopold II. (III.) der „Schöne" (1075—1096). Der unzweifelhafte Einfluß Altmann's von Passau, die lockenden Vortheile der Vogtei über Passau's große Besitzungen in der Ostmark, in welcher Richtung uns ein förmlicher Vertrag zwischen Beiden (vom Jahre 1084) vorliegt, zunächst aber das an dem Beispiele des großen Fürstenbundes wider Heinrich IV. geschärfte Machtgefühl, bewogen den Babenberger schon im Mai 1078 zum Abfalle von dem Salier und zur Anerkennung des Gegenkönigs Rudolph von Schwaben (1077, † 1080).

Heinrich IV. zwang den Markgrafen auf seinem Zuge gegen Ungarn, Frühjahr 1079, zur vorübergehenden Unterwerfung. 1081, in welchem Jahre (9. August) Hermann von Luxemburg als zweiter Gegenkönig Heinrich's IV. bestellt wurde, fiel Leopold von Oesterreich abermals von dem Könige ab und gab zu Tuln seine Erklärung zu Gunsten Hermann's und des Papstes. Das scheint auch der entscheidende Abfall unter dem Einflusse Altmann's, Gregor's Legaten in Deutschland (seit 1080), gewesen zu sein. Der Babenberger und der jüngere Welf, von der estensisch-welfischen Linie, belagern Augsburg, dessen Bischof Henricianer war. Nur ächtet der König den abtrünnigen Markgrafen und überläßt es seinen Anhängern, dem Böhmenherzoge Wratislaw und dessen Bruder Konrad von Mähren, den Babenberger mit böhmischen, mährischen und bayerischen Völkern zu bekriegen. In der Mailberger (Muorberger) Schlacht (1082, 12. Mai) geschlagen, behauptet sich Leopold dennoch wider den überlegenen Feind, und die Ueberlieferung erzählt von dem Siege eines Ahnherrn der Chuenringer, Azzo's, der das Jahr darauf die Gegner aus dem Lande schlug. Es war ein maßgebender Beweis, wie fest die Wurzeln der Babenbergermacht im Lande Oesterreich hafteten, und es dürfte daher die Vermuthung, Leopold II. habe sich dem Kaiser 1084 unterworfen und sei in den Besitz der Markgrafschaft wieder eingesetzt worden, dahin zu erledigen sein, daß Heinrich IV. das Thatsächliche des Besitzes anerkannte und andererseits Leopold II. (III.) des unfruchtbaren Kampfes müde war. Von da ab bis zum Tode des Markgrafen (1095, 12. October) wird keine neue Schwenkung seiner Handlungsweise bemerkbar, und die unbeirrte Nachfolge seines Sohnes Leopold III. (IV.), den spätere Zeiten den „Heiligen" nennen, findet in dieser Sachlage eine zwanglose Erklärung.

Wenden wir uns dem karantanischen Alpenlande zu. Das

Herzogthum Kärnten kam von Welf dem Alten († 1055) auf den Enkel Otto's von Franken, Konrad II. oder Kuno, Sohn des gleichnamigen Vaters, und bald sonach an den Zähringer Berthold. 1072—73 entzog es Heinrich IV. auf dem Bamberger Hoftage dem verdächtig gewordenen Zähringer und übertrug das Herzogthum Markward III. von Eppenstein, Sohn jenes Adalbero, der bis 1035 Kärntens gewaltig war; obschon der König dies 1073 zu Goslar ableugnete und das Ganze dem eigenen Emporkommen der Eppensteiner zuschob. In der That waren diese eine bodenständige, vielbegüterte Dynastie Karantaniens, — ungleich mächtiger darum als der Zähringer.

So zählen denn die Eppensteiner, Markward, nach dessen baldigem Tode Luitold, um 1077 von Heinrich IV. mit Kärnten förmlich belehnt, und dessen Bruder Heinrich, Markgraf von Istrien, zu den eifrigen Henricianern, denen sich der Markgraf von Soune und Vogt von Gurk, die Grafen von Lechgemünde, von Heunburg (Hunenburg), Hohenburg-Treffen und die Ortenburger anschließen. Dagegen waren die Sponheimer Grafen im Lavantthal, damals Graf Engelbert, auf gegnerischer Seite.

In der einstigen karantanischen Mark, seit 1055 „steierischen“ Mark, und in der von Pütten herrschten die Anhänger des gregorianischen Fürstenbundes vor: zunächst Ottokar IV., (VI.) vom Traungauer Hause; seit 1072 Nachfolger des gleichnamigen Vaters in der Mark, Nachbar und Gesinnungsgenosse des Babenbergers, und Ekbert von Pütten, vom Grafenhause Neuburg-Formbach, dessen Schlösser am bayerischen Inn der König brechen und niederbrennen ließ.

Doch fehlte es auch nicht in diesen Gegenden an mächtigen Anhängern Heinrich's IV. Der eigene Bruder Ottokar's IV., Adalbero, Graf im Ennsthal, ist einer der entschiedensten bis zu seinem gewaltsamen Tode geblieben. Gleiches gilt von den bayerischen Pfalzgrafensöhnen Aribo von Leoben und dessen Bruder Boto von Rotenstein.

Im Lande „zwischen den Bergen“, wie wir das damalige Tirol noch nennen müssen und an den vorarlbergischen Gestaden des Bodensee's war die Parteiung nicht minder tiefeingreifend und verwickelt. Hier gab ein Hauptgegner des Kaisers, der jüngere Welf (seit 1070 Herzog des Bayernlandes und Herr der großen weitverzweigten Allode des deutschen Stammhauses), im Bunde mit den Grafen von Bregenz-Pfullendorf, mit Burkhard von Nellenburg, den Tübinger Pfalzgrafen und den Regensbergern, den Ton an.

Furchtbar hauste er, namentlich 1079—1080 im gegnerischen Lande. Ihm entgegen standen als Henricianer die Hohenwart-Andechs (?), im Tiroler Lande und Bayern; sicherlich aber die Grafen von Churrhätien, der Lenzburger, Eberhard von Nellenburg und Otto, Graf von Buchhorn.

Gregor VII. war 1085 zu Salerno gestorben. Er durfte mit mehr Recht als viele seiner eigennützigen Anhänger am Todtenbette sagen: „Ich liebte die Gerechtigkeit, haßte die Unbilde, deshalb sterbe ich im Exile". Das Schisma dauert fort. Immer verworrener, materieller, ideenloser wird der Streit, der seit 1087 den ältern Sohn Heinrich's IV., den gekrönten Thronfolger Konrad, allgemach gegen den eigenen Vater zum Verschwörer (1093) und Luitold von Kärnten des Strebens nach der Königskrone verdächtig macht. Der zweite Gegenkönig, Hermann von Luxemburg, stirbt (1088), der siebzehnjährige Sohn des jüngern Welf zieht nach Italien, um die vierzigjährige Mathilde von Thuscien, die güterreiche Freundin Gregor's VII. und der römischen Kirche, zu ehelichen.

Bedeutende Führer der Gregorianer Partei scheiden aus dem Leben. Gebhard von Salzburg, Heinrich's IV. ausdauernder Gegner, stirbt (1090, März), und zwischen dem kaiserlich gesinnten und papistischen Bewerber kömmt es zum Streite um den Besitz des wichtigen Metropolitenstuhles. Nicht lange darauf verscheidet Bischof Adalbero von Würzburg, der Wels-Lambacher, und ihm folgt (1091) Altmann von Passau, der sich ungebeugt zeitlebens mit den Gegnern, darunter den eigenen Stadtbürgern, in Kämpfen zu messen hatte. 1093—1098 geht der Kaisersohn Konrad seinem Verderben, dem förmlichen Aufruhr, und seinem politischen Tode entgegen, während Heinrich IV., um 1094, auf's Aeußerste gebracht bei dem Eppensteiner Heinrich, Luitold's († 1090) Nachfolger, im Kärntner Herzogthum von der Etsch aus Zuflucht sucht nnd an der auftauchenden Kreuzzugsidee (1096) einen zufälligen Friedensverbündeten, andererseits an dem Welfen einen versöhnten Widersacher findet. So wechseln die Zeiten und Parteistellungen.

Wir werden der Culturbedeutung der Kreuzzüge für das österreichische Donauland in einem spätern Buche gerecht werden. Hier muß sich der Leser mit den Andeutungen begnügen, wie solche der Inhalt der gedrängten Uebersicht der politischen Ereignisse bedingt. Die regellosen und abenteuernden Volkshaufen, die als Vortrab des großen Kreuzheeres Gottfried's von Bouillon, seit 1096 auch Oesterreich überschwemmten, um dann den Weg nach Ungarn zu nehmen, so die Banden des Priesters Gottschalk und des mittel-

rheinischen Grafen Emicho, waren längst verschwunden, als Mitte September 1096 die Kreuzfahrer den Weg die Donau hinab in's Arpádenreich zogen. Der Markgraf von Oesterreich war so gut wie der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten daheim geblieben, ohne sich dem romanischen Kreuzzuge anzuschließen. Mitte Mai 1097 traf K. Heinrich IV. von Italien aus, durch das Alpenland, in Nußdorf und Wien ein. Er war abermals in harten Sorgen, da die Söhne Welf's des Jüngern gegen ihn sich erhoben und vom Vater nur mit Mühe zum Ausgleiche (1098) bewogen werden können. Bald entscheidet sich das Schicksal Konrad's des ältern Kaisersohnes. Er wird enterbt, Heinrich der jüngere zum Thronfolger bestimmt und bald, 1099; als solcher zu Aachen geweiht. Der Vater ahnte nicht den selbstsüchtigen Ehrgeiz und die Ränke des zweiten Sohnes.

Die Friedens- und Kreuzzugspläne des Kaisers knüpfen sich an das Jahr 1101. Damals war Herzog Welf, Thiemo von Salzburg, der Passauer und der Burggraf von Regensburg, mit ihnen auch Ida, Markgraf Leopold's III. (IV.) Mutter, in's gelobte Land gezogen. Ida und Thiemo verschollen in der Gefangenschaft, welche dem Salzburger ein martervolles Ende bereitet haben soll; Welf starb (1101, 8. November) auf der Rückfahrt zu Paphos auf Cypern.

Heinrich IV. konnte ebenso wenig den Frieden finden, als das Kreuz nehmen. Noch stand ihm das Bitterste bevor, die sächsisch-bayerische Verschwörung und der Aufstand seines jüngern Sohnes, den die Kirche gegen den gebannten Vater bewaffnet (1104). Die Absetzung Heinrich's IV. und Heinrich's V. Weihe durch den päpstlichen Legaten zu Magdeburg (1105, 11. Juni) ist das widerlichste Schlußstück des endlosen Bürgerkrieges. Bald stehen sich die beiden Heinriche am bayerischen Regenflusse in Waffen gegenüber. Im Lager des alten Kaisers weilen unter Anderen der Böhmenherzog Bořiwoj II. und der Markgraf von Oesterreich mit starken Schaaren. Da überkommt die Fürsten des Reiches auf beiden Seiten die Scham, unter solchen Verhältnissen die Waffen zu kreuzen. Der Kaiser will die Seinigen zum Schlagen bestimmen, aber der Abfall der Mächtigsten, der Abzug des Böhmenherzoges und des Markgrafen von Oesterreich nöthigt ihn zur Flucht vor dem Sohne. Erst auf dem Boden der Niederlande findet er 1106, 7. August, im Alter von 56 Jahren den Tod und jenen Frieden, der dem ruhelosen Kämpfer um den Thron, vom Leben nie beschieden ward.

Die Tage Heinrich's V., des letzten Saliers, erfüllen die Kämpfe mit dem Papstthum, bis zum Wormser Ausgleiche, und die

kriegerischen Unternehmungen gegen Osten. Es galt die Einsetzung zweier Prätendenten auf die Throne Ungarns und Polens (1108), des Almos gegen seinen Vetter K. Koloman, den Arpáden, und Zbygnews gegen den Piasten Boleslaw III. („Schiefmund"). Bei diesen Unternehmungen, insbesondere gegen Ungarn, fand der Kaiser an seinem Schwager, dem österreichischen Markgrafen Leopold III. (IV.), den willigen Heerbanngenossen. Unzweifelhaft war die Hand der Schwester Heinrich's V., der Kaiserstochter Agnes, der jugendlichen Wittwe des Schwabenherzoges Friedrich aus dem Hause der Staufer oder Waiblinger und Mutter zweier Söhne, Friedrich und Konrad (III.), der Preis gewesen, um welchen Markgraf Leopold die Partei Heinrich's IV. verließ, um die Heinrich's V., des aufgehenden Gestirnes, zu ergreifen.

Jene Kriegsunternehmung gegen Ungarn mißlang, ebenso wie die gegen Polen; aber die nachbarliche Gereiztheit zwischen Ungarn und Oesterreich blieb und führte später (1118) zu einem verheerenden Einfalle der Ungarn in die Ostmark, den der Markgraf, im Bunde mit dem Böhmenherzoge Wladislaw I., durch einen Gegeneinfall und die vorübergehende Eroberung der Eisenburg vergalt.

Zur Zeit, als das Wormser Concordat (1122) den endlosen Zwist zwischen beiden Hauptgewalten der Christenheit zur Noth beilegte, oder, richtiger gesagt, ihm neue Schranken zog, innerhalb deren er weiter verlief, treten wichtige dynastische Veränderungen und Entwicklungsmomente im Kreise der Ostalpenländer zu Tage.

Das Aussterben der mächtigen Eppensteiner, in der Reuner Nebenlinie und im Hauptzweige (1120—1122), bereichert die steierischen Traungauer an Gut und Macht; andererseits führt es die Sponheimer, vormals Grafen des Lavantthales, zur thatsächlichen Herzogsgewalt in Kärnten. Deutlicher treten die Lurnfeld-Heimfölser Dynasten als Grafen von Görz und Vögte Aquileja's in den Vordergrund als ein Geschlecht von bedeutender Zukunft, und „innerhalb der Berge" regen sich, neben den gefreiten Reichsbischöfen von Trient und Brixen, die Grafen von Andechs, bald auch von „Meranien" genannt, die Eppaner und die glücklichsten im Erwerben, die Grafen von Tirol; doch treten diese erst im 13. Jahrhunderte tonangebend auf.

Das Aussterben des fränkischen oder salischen Hauses, womit das zweite Drama der deutschen Kaisertrilogie schließt (1125), rief die Nothwendigkeit einer neuen Wahl des Reichsoberhauptes mit allen ihren Schwierigkeiten hervor. Unter den Thronbewerbern gewahren wir den Schwabenherzog Friedrich, Stiefsohn Leopold's von

Oesterreich und Lothar von Supplinburg, den Sachsenfürsten. Die Mitcandidatur des Babenbergers ist wohl als Beweis seines persönlichen Ansehens unter den Reichsfürsten anzuschlagen, aber thatsächlich war er doch nur der „Dritte", zwischen den beiden Hauptrivalen.

Die Wahl des Supplinburgers und die Niederlage der allzu sicheren Hoffnungen des Staufen, dem die gezwungene Huldigung an Lothar das Herz schwer belud, entzündet bald wieder den Parteikrieg. Friedrich's Bruder, Konrad, tritt als Gegenkönig auf (1127). Dagegen findet Lothar an dem Sohne des Bayernherzoges Heinrich des Schwarzen, Heinrich dem Stolzen, einen Schwiegersohn und entschiedenen Verbündeten. Nun stehen Lothar und die Welfen den Staufen oder Waiblingern gegenüber.

Der österreichische Markgraf hatte nichts mit den Plänen seines Stiefsohnes Konrad gemein, er wahrte seine Stellung zum rechtmäßigen Könige. Die Fehden Leopold's, 1132—33, zu Gunsten des Bischofs Heinrich gegen den Welfen Heinrich und zur Rettung des in Friesach hart bedrängten Gurker Kirchenfürsten wider den Kärntner Herzog Engelbert von Sponheim, Gegner des Salzburger Erzbischofs, haben als Privathändel mit der Reichspolitik nichts zu schaffen. Ein Jahr vor dem Ausgange Lothar's starb der Babenberger (1136, 15. November), der sich „von Gottes Gnaden Oesterreichs Markgraf" schrieb, wie es die Fürsten des Reiches stets allgemeiner zu thun beliebten; ein Gönner der Kirche und Stifter von Klöstern, nachmals der heilig gesprochene Landespatron Oesterreichs.

Achtzehn Kinder waren aus seiner Ehe mit Agnes hervorgegangen; davon kamen fünf Söhne und fünf Töchter zu ihren Jahren. Adalbert starb schon ein Jahr nach dem Ableben des Vaters. Leopold IV., der „Freigebige", folgte als ältester im weltlichen Stande dem Vater in der Markgrafschaft, — ein waffenfreudiger Herr. Heinrich II., mit dem Beinamen „Jasomirgott" („Jach sam mir Gott helfe!" war sein Leibspruch), stand ihm zunächst, als Laie und Erbfolger des Kinderlosen. Otto (geboren um 1106, † 1158), der jugendliche Propst von Klosterneuburg, der Klostergenosse des Cisterzienserordens zu Morimund, Schüler der Sorbonne, bald Bischof von Freising (1138), wurde eine Leuchte seiner Zeit und ihr Geschichtschreiber. Konrad, der jüngste, sollte als Erzbischof von Salzburg bittere Tage erleben.

Die fünf Töchter verbanden durch Heirath das Haus Babenberg mit den Grafen von Steffling-Regensburg, mit dem sächsisch-thüringischen Hause von Winzeburg, mit Montferrat. Vor Allem

aber mit den Piasten Polens und den benachbarten Přemysliden, deren Großherzog, Wladislaw II, mit der dritten Tochter Gertrud vermählt war.

---

6. Die Erwerbung Bayerns durch die Babenberger und das „Herzogthum" Oesterreich (1139—1177).

7. Der Anfall der Steiermark an die Babenberger. Der dritte Kreuzzug und die Gefangenschaft K. Richard's Löwenherz. (1186—1194).

8. Die beiden letzten Babenberger (1198—1246).

6. Literatur: Ueber Otto v. Freisingen, außer den bei den Quellen verzeichneten Werken: Wilman's im Arch. f. ält. d. G. (Pertz' A.), 11. Bd.; Wiedemann, O. v. F. (1849); Lang, Charakt. O. v. F. (1852); Buchner, Gesch. v. Bayern, 5. Bd.; Jaffé, Gesch. Konrad's III., S. 221 f. Die Lit. über das privil. frid. v. 1156 und die staatsrechtl. Verhältnisse zwischen Bayern u. Oesterreich, s. i. XI. Buche. — Ueber den zweiten Kreuzzug v. 1147 bis 49. siehe Sybel's Quellenstudie in Schmidt's Ztschr. f. Gesch., 7. Bd. — Kugler, Z. Gesch. des II. Kreuzzuges (hist. Ztschr. 16, 398...) Z. Gesch. Friedrich's I. und s. Stellung zur Curie: Schuler, Friedrich I. u. d. Curie, Diss. (1868); W. Schmidt, Die Stellung der Erzb. u. die Erzst. v. Salzburg zu Kirche u. Reich unter K. Friedrich I.. Arch. f. K. österr. Gesch. 34. Bd. (1865). Gruber, Eberhard I., Erzb. v. Salzburg (1873); J. Ficker, Reinald von Dassel, Erzb. v. Köln, 1156—1167 (1850); Varrentrapp, Erzb. Christian I. v. Mainz (1867); Fechner, Leben Erzb. Wichmann's v. Magdeburg, Forsch. z. d. Gesch. V., 417—563. Dritter Kreuzzug: Riezler in den Forsch. z. d. Gesch. 10. Bd., u. K. Fischer, Gesch. d. K. K. Friedrich's I. (1871).

7. 8. Zur Gesch. der Erwerbung der Steiermark und der Gefang. Richard's. — A. Jäger, in der Zeitschr. f. österr. Gymn. (1856), dagegen Lohmeyer, de Richardo Angeliae rege. Diss. (1857); vgl. Töche's Werk über Heinrich VI. Nitzsch, Staufische Studien, (1860): Zur Gesch. K. Friedrich's II., Heinrich's VII. u. Herzog Friedrich's des Streitbaren. — Die Arbeiten v. Winkelmann u. Schirrmacher in den Forsch. z. d. Gesch. 1., 6., 9., 8., 10. Bd. (abges. v. ihren größeren Monographien). Ueber die Mongolengefahr: die Abh. v. Palacky (böhm. Ges. d. W. 5. Bd., 1842). Schwammel (österr. Gymn. Ztschr. (1857) u. Sitzungsber. der Wiener Akad., hist. phil. Bd. 33). Kopietz, Quaestio de incursione per Mongolos in Silesiam facta, anno 1241. Bresl. Diss. (1869).

6. Es war ein bedeutungsvolles Moment in der Geschichte des Hauses Babenberg und seiner Nachbarschaft, als K. Lothar starb und trotz aller Gegenanstrengungen des stolzen Welfen, seines

Schwiegersohnes, der Erste des Staufenhauses, Konrad III. (1138, 22. Februar), zu Coblenz auf Deutschland's Thron gewählt und im März zu Aachen vom Cardinallegaten Theotwin als deutscher König gekrönt wurde. Denn es kam mit ihm der Halbbruder der gleichzeitigen Babenberger zur Herrschaft im Reiche. Am Kölner und Bamberger Hoftage begannen die Huldigungen. Nur der Welfe Heinrich und der Salzburger Erzbischof Konrad von Abinsberg bestritten die Gültigkeit der Wahl. Zu Bamberg huldigten der Kärntner Herzog und Leopold IV. von Oesterreich. Bald erliegt der Welfe dem Verhängniß; Sachsens Herzogthum, das ihm der kaiserliche Schwiegervater zugewendet, kömmt an's Haus der Askanier von Ballenstädt, Bayern aber legt im Sommer 1139 der neue König in die Hand des Babenbergers, seines Verwandten.

Nicht lange überlebt Heinrich der Stolze diese Schläge des Geschickes, er stirbt den 20. October 1139 und seinem Bruder Welf VI. bleibt es vorbehalten, für Heinrich's unmündigen Sohn, nachmals der „Löwe" genannt, und die Sache des Hauses einzutreten. Und nicht leicht sollte dem Babenberger die Besitzergreifung von Bayern werden. Denn hier stand ihm ein geschlossenes Bündniß der Welfenfreunde, der altbayerischen Häuser von Dachau, Valley und bald auch der mächtigsten Aller, der Scheyern-Wittelsbach gegenüber. Seitdem Otto, der Vogt von Freising und Pfalzgraf Bayerns, durch den Gnadenbrief Konrad's III. für den Bischof Otto, Leopold's Bruder, feindselig war gestimmt worden, kam bitterer Unfriede zwischen Wittelsbach und Babenberg. Wüst und eintönig, verheerend für die Lande waren diese Kämpfe der Jahre 1139—1141; bloß die Belagerung von Weinsberg, wo K. Konrad III. mithalf, gewinnt durch die anmuthige Sage von der Weibertreue ein höheres Interesse. Die Erbitterung des Geschichtschreibers dieser Zeiten, Bischofs Otto von Freising, gegen die von Scheyern-Wittelsbach insbesondere ist eine Folge der Verheerungen des Freisinger Kirchenbodens, den allerdings auch babenbergische Heerhaufen verwüsten halfen, und des bis zur persönlichen Mißhandlung (?) sich versteigenden Grolles Otto's von Wittelsbach.

Auf dem Rückzuge von einer neuen Heerfahrt starb Leopold IV. (V.) in der Blüthe der Jahre (1141, 18. October) und sein Nachfolger, Heinrich II., Jasomirgott, folgt ihm zunächst als Markgraf Oesterreichs. 1142 zeigt sich ein Versuch Konrad's III., die Welfenfrage friedlich zu lösen. Sachsen kömmt wieder an die Welfen (1142, 3. Mai); Bayern erhält der Markgraf Oesterreichs und nimmt Heinrich's des Löwen verwittwete Mutter Gertrude zur Frau.

Doch lag kein Segen auf dem durch politische Rücksichten erzwungenen Ehebande und bald sollte es gelöst werden.

Es war eine schwüle Uebergangszeit im Reiche, ohne das Gefühl dauernden, sichern Friedens. Da verkündigt die Seele des Cisterzienserordens, der die Tiefen des gläubigen, weltscheuen Christengemüthes mächtig aufregende Mann der Askese, Bernhard von Clairvaux, den zweiten großen Kreuzzug. Zu Regensburg versammeln sich im Frühjahr 1147 die Fürsten der östlichen Reichshälfte und bald sehen wir in Gesellschaft des Königs den österreichischen Markgrafen und Bayernherzog Heinrich II., den Freisinger Bischof Otto, den steierischen Markgrafen Ottokar V. (VII.), Sohn Leopold's des Starken, den Sponheimer Grafen Bernhard, in Untersteier reich begütert, und viele andere Bischöfe und Edle, darunter den Chuenringer Hadmar, Stifter des Klosters Zwettl, die Donaustraße von der Ostmark gen Ungarn einschlagen, um durch das Reich der Romäer das Kreuzheer in das Morgenland zu führen. Auch Herzog Wladislaw von Böhmen, der Schwager des Babenbergers, machte die Kreuzfahrt mit. Sechzehn Tage beiläufig währte der Zug durch Ungarn, bis Griechisch-Weißenburg (Belgrad) an der untern Donau; den 7. September war man in Constantinopels Nähe und bald setzte man nach Kleinasien hinüber. Das französische Kreuzheer unter K. Ludwig VII. folgte auf dem Seewege.

Aber der ganze Kreuzzug mißlang; in der Welt-Chronik des Augenzeugen, Bischofs Otto von Freising, spiegelt sich der Schmerz darüber deutlich genug. Viele sahen die Heimat nicht wieder. Graf Bernhard, der Sponheimer, war den 25. März 1148 im gelobten Lande gestorben; entmuthigt durch das allgemeine Mißgeschick machte sich der Steiermärker Ottokar frühe schon auf den Rückweg; Anfangs 1148 war er wieder im eigenen Lande. Den 8. September des genannten Jahres fuhr K. Konrad in Gesellschaft der beiden Babenberger von Ptolemais (Akkon) nach Constantinopel, wo die Vermählung Heinrich's Jasomirgott mit der byzantinischen Kaisertochter Theodora Komnena der heitere Abschluß trübseligen Ungemaches wurde. Dann segelte man heimwärts und landete (Frühjahr 1149) bei Pola, an der südlichen Mark des Reiches. Durch Friaul (Aquileja) und Kärnten ging der Ritt nach Salzburg.

1152, den 15. Februar, schied der erste Staufenkönig aus dem Leben. Sein Nachfolger wurde nicht sein Sohn; der Neffe folgte ihm, der Nachkomme jenes Friedrich, der Lothar's Nebenbuhler war; Friedrich der „Rothbart", wie ihn die Geschichte nennt, die glänzendste, geschichts- und sagenberühmte Erscheinung unter den Staufen,

seit Otto I. und Heinrich III. der gewaltigste Kaiser. Aus der Ehe mit der Welfin, Heinrich's des Stolzen Schwester, entsprossen, Vetter und Jugendfreund Heinrich's des Löwen, fühlte der neue König mehr für diesen mütterlichen Verwandten, als für seine Halbohme aus dem Hause Babenberg, und der Gedanke, durch Wiederherstellung der früheren Welfenmacht in dem Sohne Heinrich's des Stolzen einen treuen Bundesgenossen für die eigenen großen Pläne im Welschlande zu gewinnen, machte ihn rücksichtslos gegen die Forderungen der Billigkeit und die Verfügungen seines Vorgängers am Throne.

So erklären wir uns den Entschluß des Rothbarts, Heinrich Jasomirgott zum Verzicht auf Bayern zu drängen und dies zweite Herzogthum Heinrich dem Löwen zuzuwenden. Der Babenberger beharrt auf seinem guten Rechte und meidet die drei Hoftage, die es ihm entwinden sollen. Doch der König läßt sich durch diese Haltung nicht beirren. Er darf sie als Trotz gegen sein Ansehen auffassen; am Goslarer Tage (1154) wird dem abwesenden Babenberger Bayern entzogen und dem Welfen verliehen, der nun zwei große Herzogthümer in seiner Hand hält. Bald aber mußte der Staufe den Unmuth der Fürsten über diesen Schritt und den berechtigten Groll seines babenbergischen Halboheims richtiger erwogen haben. Er will ihn entschädigen. Die Unterhändler des Ausgleiches (1155—1156) sind der eigene Bruder des Gekränkten, Bischof Otto, der Geschichtschreiber der Erstlingsjahre des Rothbarts, bei diesem hoch in Ansehen, und der Wittelsbacher Pfalzgraf Otto. Im September vollzieht sich förmlich die Taidung und ihr berufenster Erzähler ist der Freisinger Otto, in seinem Buche von den Thaten K. Friedrich's. Lassen wir ihn selbst sprechen.

„Schon um die Mitte des Septembers kamen die Fürsten in Regensburg zusammen und erwarteten einige Tage hindurch die Ankunft des Kaisers. Als hierauf sein fürstlicher Oheim (Heinrich Jasomirgott) ihm (dem Kaiser) im Felde begegnete, machte jener (der Kaiser) in der Entfernung ungefähr zweier deutscher Meilen unter Gezelten Halt und während alle Großen und angesehenen Männer herbeiströmten, wurde der Entschluß, welchen er (der Kaiser) schon lange im Geheimen barg, offenkundig; der Inhalt der Uebereinkunft war aber, wie ich mich erinnere, folgender: Heinrich der Aeltere (Jasomirgott) gab die bayerische Herzogsgewalt in den sieben Fahnen (Symbol der bayerischen Herzogsgewalt, als Fahnenlehens) zurück. Nachdem diese dem jüngern (Heinrich dem Löwen) überliefert worden, stellte jener (Heinrich der Löwe) in zwei Fahnen die Ostmark sammt den ihr altersher angehörigen Grafschaften (dem Kaiser)

zurück. Hierauf schuf er (der Kaiser) aus dieser Mark mit den erwähnten Gauen (oder Grafschaften), deren drei gezählt werden, mit Zustimmung der Fürsten ein Herzogthum und übergab dasselbe nicht bloß ihm (Heinrich Jasomirgott), sondern auch seiner Gemahlin durch zwei Fahnen, und damit nicht in der Folge dies durch einen seiner Nachfolger geändert oder verletzt würde, bekräftigte er es durch einen Freiheitsbrief".

Es bleibt einem späteren Abschnitte dieses Werkes (XI. Buch) vorbehalten, den innern, staatsrechtlichen Gehalt dieses epochemachenden Ereignisses und die sog. österreichische Privilegienfrage zu erörtern. Hier möge nur angedeutet werden, daß von nun an die alten reichsrechtlichen, bisher unerwiesenen Beziehungen zwischen der Ostmark und dem bayerischen Herzogthum für immer gelöst erscheinen, Oesterreich dem Range nach mit Bayern auf Eine Linie tritt und durch die Einräumung weiblicher Lehensfolge ein damals vereinzeltes Ausnahmsrecht erhält, das sammt den Bestimmungen des in späterer Abschrift erhaltenen echten Fridericianischen Privilegiums vom 15. September 1156 das landeshoheitliche Bewußtsein der Babenberger mächtig fördern mußte. Dies Ereigniß betont nach Gebühr Otto von S. Blasien, der Fortsetzer der Chronik des Freisingers und in den bayerischen Annalen des 13. und 14. Jahrhunderts findet sich die Klage über den Schritt des Kaisers, der „Bayerns Herzogsmacht und Ehre gar sehr verringert hätte". Denn jedenfalls war das Freithum Oesterreichs bedeutender als das Herzogsrecht Bayerns. Fortan sehen wir den Kaiser und den Babenberger, Neffen und Oheim, im besten Einvernehmen. Der Herzog Oesterreichs fehlt nicht in dem Heerbanne des gewaltigen Staufen, der wiederholt über die Alpen nach Italien zieht, um hier das trutzige Mailand, das Haupt der lega lombarda zu bändigen, die Rechte des Kaiserthums in altrömischer Form zu begründen und dasselbe Rom gegenüber Stellung nehmen zu lassen. Aber endlich nahte denn doch der Augenblick, wo diese guten Beziehungen sich wandelten. Der Streit zwischen Roland oder Alexander III. (1159 — 1181), andererseits Octavian oder Victor IV. (1160—1164) Guido von Crema oder Paschal III. (1164—1168) und Calixt III. (1168—1177), den drei „Kaiserpäpsten", nahm insbesondere in der letzten Epoche seit 1166 eine Italien und Deutschland tief zerklüftende Wendung und nöthigte den unerschütterlichen Staufen zu Gewaltmaßregeln, die wir vom Standpunkte der Kaiseriden begreiflich, im Einzelnen jedoch nicht immer gerechtfertigt finden.

Als nun der Kaiser den Babenberger Konrad, Heinrichs

J. Bruder, vormals Bischof von Passau, 1164—1168 Metropoliten Salzburgs, als Gegenpäbstler weit feindseliger zu behandeln anfing, wie dessen gleichgesinnten Vorgänger Eberhard I. (1147—1164), einen bedeutenden Führer der deutschen Rolandiner, als sodann der böhmische Königssohn Adalbert, Heinrichs J. Neffe und Nachfolger Konrad's, ebenfalls vom Erzbischofsstuhle weichen mußte, weil er den Kaiserpabst nicht anerkannte, endlich auch der Schwager des Babenberges, K. Wladislaw von Böhmen, den Groll Friedrich's I. büßte (1173), trübte sich das Verhältniß zwischen dem Herzoge und Kaiser. Und wenn wir dann erfahren, daß Heinrich der Löwe, der undankbare Welfe, der den Kaiser Monate vor der verhängnißvollen Schlacht bei Legnano (1176 Mai) mit dem bayrisch-sächsischen Heerbanne im Stiche ließ, schon im Februar 1176 diesseits der Alpen in Unterhandlungen mit süddeutschen Fürsten tritt und den 14. März desselben Jahres eine stark besuchte Zusammenkunft mit Heinrich J., seinem Stiefvater, zu Enns veranstaltet, so erscheint es unzweifelhaft, daß der Welfe den verstimmten Herzog von Oesterreich auf seine Seite gegen den erbitterten Staufen ziehen will.

Nichts deutet an, daß der Babenberger dem Kaiser förmlich feindlich gegenüber tritt, aber der Schatten einer solchen Gesinnung haftet an ihm in den Augen des Kaisers und dieser findet Gelegenheit, ihn dem Angriffe Böhmens und gleichzeitig Ungarns preiszugeben.

Die Beziehungen Heinrich's II. zu Ungarn machten entscheidende Wandlungen durch. Als Konrad III. und der Babenberger den Prätendenten Boris gegen den Arpáden Gejsa II. begünstigten und jener mit österreichischer steierischer Gefolgschaft einen Einbruch nach Ungarn unternahm, kam es zu einem Rachzuge des Ungarnköniges (1149) in die Ostmark und zur Niederlage des Babenbergers bei Fischamend, nach anfänglichem Siege. Dann herrschte wieder langer, gut nachbarlicher Friede. Heinrich J. gab dem erstgebornen Thronfolger Gejsa's II. dem hartbedrängten Stephan III. seine Tochter zur Gattin. Vorher schon unterhandelte der Babenberger (in Gesellschaft der Wittelsbacher) zu Constantinopel, bei K. Emanuel Komnenos, seinem nahen Verwandten und Hauptgegner Stephan's, zu dessen Gunsten, im Namen K. Friedrich's I., wenngleich ohne Erfolg. 1173 starb Stephan III., in jungen Jahren eines plötzlichen Todes und bald mußte die Königswittwe, Heinrich's II. Tochter, mit ihrem Knäblein vor dem Schwager Béla III. die Flucht ergreifen zu dem väterlichen Nachbarhof. Das Verhältniß zu Ungarn gestaltete sich also feindlich und der neue Böhmenfürst Sobeslaw II.,

das Geschöpf kaiserlicher Gunst, war schnell bereit nach Oesterreich einzufallen. Hart in's Gedränge gebracht, starb Heinrich Jasomirgott in Folge eines Beinbruches 1177 (13. Jänner). — Aber seinem Sohne und Nachfolger Leopold V. (VI.), „dem Gestrengen" oder „Tapfern", gelang es dennoch ohne Mühe zu Candelare bei Pesaro, die Belehnung des kaiserlichen Vetters mit Oesterreichs Herzogthum zu erlangen.

7. Zwei Angelegenheiten der Herrscherzeit Leopold's V. (1177 bis 1194) nehmen die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes vorzugsweise in Anspruch, die Erwerbung der Steiermak und der dritte Kreuzzug mit dessen unmittelbaren Folgen.

Die territoriale Entwicklung der Steiermark, deren Gang wir im VI. Buche 1. A. zu zeichnen versuchten und zu Anfang dieses Buches in den ersten Grundlagen neuerdings besprachen, gelangte unter dem vorletzten der Traungauer, Ottokar V. (VII.) (1129, † 1164), zum Abschluß.

Die Traungauer Ottokare (nur Einer, Leopold (1122—1129), führt einen andern Namen) waren ein süddeutsches Fürstenhaus ersten Ranges geworden, reicher an ererbten Alloden, als an Lehen. Nur Salzburg konnte sich mit ihnen an nachbarlichem Besitze auf dem Boden Inneröstterreichs messen; die Kärntner Herzoge aus dem Sponheim-Ortenburger Hause waren weit schwächer an Eigenbesitz. Das Machtgefühl läßt Ottokar V. mitunter schon den Herzogstitel führen, noch ehe das Reich ihn anerkannte. Hatte er doch die untere Mark, das Eigengut des Sponheimer Bernhard und die Püttner Mark (1148—1158) an sich gebracht, abgesehen vom aquilejischen Lehen, Pordenone (Naym), im Friaulschen.

Sein Sohn, der letzte Traungauer, Ottokar VI., konnte um so leichter die förmliche Erhebung zum „Herzoge" (1180) erlangen; er trat den verschwägerten Babenbergern ebenbürtig an die Seite. Von einer Pilgerfahrt in's gelobte Land mit der unheilbaren „Miselsucht" heimgekehrt, bleibenden Siechthums und der Kinderlosigkeit gewiß, bedachte er früh genug seinen Ausgang und das Geschick des Landes. Der Plan einer Veräußerung des Landes an die Babenberger, wie ihn eine bedenkliche Urkunde des Jahres 1184 ausspricht, weicht dem endgültigen Entschlusse, das ihm zugehörige Land im Falle des Ablebens dem babenbergischen Vetter, H. Leopold V., als Erbe hintanzulassen und mit dieser Erbübertragung eine Verbriefung der Rechte und Freiheiten seiner Dienstmannen oder Ministerialen, der nachmaligen „Landstände", eine sogenannte Landhandfeste, zu verbinden.

Zu Enns am Georgenberge, den 17. August 1186, wird die wichtige Urkunde zwischen beiden Fürsten aufgerichtet und selbstverständlich ist es, daß wenn es sich um Steiermark als Reichsland, Reichsambacht, handelte, die kaiserliche Zustimmung für den Uebergang der Herrschaft erwirkt werden mußte. Nahezu sechs Jahre lebte noch der Erblasser und bevor die Georgenberger Abmachung ihre Verwirklichung fand, zogen noch bedeutende Ereignisse den Babenberger in ihre Strömung.

Das Jahr 1189 ließ den dritten, großen Kreuzzug zur That werden. Kaiser Friedrich, der mit dem letzten Zuge nach Italien (1184—1186) den großen Entwürfen früherer Zeiten, der kaiserlichen Alleingewalt im Welschland entsagte, rüstet mit jugendlichem Feuer zum heiligen Kriege. Schon 1188, lange bevor England und Frankreich für die kostspielige Idee einer in Glaubenssachen noch stark fühlenden Zeit gewonnen wurden, nahm der Rothbart mit vielen deutschen Fürsten das Kreuz. Auch der sieche Steierer Herzog Ottokar VI. dürfte sich dazu gerüstet haben, wie eine Urkunde von 1190 deutlich besagt. Aber er mußte von dem Vorhaben abstehen. Herzog Leopold von Oesterreich habe vor Begierde nach der Kreuzfahrt gebrannt, erzählt ein Chronist; aber die steiermärkische Erbschaft machte ihm Sorge. So blieb er vorläufig daheim. Im November 1189 schreibt ihm K. Friedrich I., von Adrianopel aus, über die Treulosigkeit der Oströmer.

Schlimme Zeitungen hört man vom deutschen Kreuzzuge, den zahlreiche Berichte, von deutscher Seite insbesondere der Kleriker Ansbert und der Passauer Domherr Tageno, schildern. Die schlimmste berichtet den Tod des greisen Staufen in den Fluthen des Selef (Kalykadnos) (10. Juli 1190).

Bald muß nun der Babenberger zum heiligen Zuge gerüstet haben. Im Morgenlande trifft er mit dem Kreuzheere des Löwenherz und Philipp's August von Frankreich zusammen. Bei dem Sturme auf Akkon scheint jene Beleidigung des Oesterreicherherzoges durch den hochfahrenden und rücksichtslosen Brittenkönig stattgefunden zu haben, welche die abenteuerlichsten Histörchen in Umlauf setzte.

Leopold V. konnte sie nicht so bald vergessen. Unmuthig und dem Löwenherz ebenso abgeneigt, wie die meisten Fürsten des Kreuzzuges, kehrt der Babenberger bald heim. Die Belagerung Askalons machte er nimmer mit, denn schon am 10. Jänner 1192 erscheint er als Zeuge in der Urkunde Heinrich's VI., des zweitgebornen Sohnes und Nachfolgers Barbarossa's, ihm unähnlich in der Größe des Handelns, aber reich an umfassenden Entwürfen; als Geschichts-

character schwankend zwischen gehässigem Tadel und überschwänglichem Lobe in alter und neuer Zeit.

Den 8. (9.) Mai desselben Jahres starb der Herzog von Steier, und schon den 24. Mai erhielt der Babenberger zu Worms die kaiserliche Belehnung mit der Steiermark. Bald darauf finden wir ihn zu Graz, woselbst er die Huldigung entgegennimmt, die Rechte und Freiheiten des Landes bestätigt und die Lehen des Herzogthums verleiht.

Erst im October verließ der englische König Palästina. Auf der ganzen Seefahrt gaben ihm lebhafte Besorgnisse vor feindseligen Plänen beleidigter Fürsten das Geleite. Zwischen Venedig und Aquileja von einem Schiffbruch ereilt, faßt er den Plan, sich von der Gattin und dem großen Gefolge zu trennen und als schlichter Reisender (Tempelritter?) nur mit einem Diener den Weg am Festlande durch das Alpenland und den deutschen Reichsboden an die Nordseeküste zu machen, vielleicht in's Welfenland, wo die Söhne des verstorbenen und geächteten Heinrich des Löwen, seines Schwagers, Schützlinge des englischen Königes, gegen Heinrich VI. einen Aufstand planten. Diesen Staufen hatte Richard vor Allem zu fürchten, denn Heinrich grollte dem Plantagenet, als Gönner der Welfen und Störer des Erbrechtes auf Sicilien. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab K. Heinrich den Auftrag, Richard festzunehmen, falls sich dieser im Umfange des Reiches blicken ließe. Man paßte diesem auf und so erklärt sich die Gefahr Richard's im Görzer Lande, sodann in Kärnten zu Friesach, trotz seines Incognitos gefangen genommen zu werden.

Sicherlich bekam auch Leopold von Oesterreich einen nachbarlichen Wink, daß der Verhaßte heimlich den Weg durch's Alpenland nähme, und dies mochte um so leichter zur Entdeckung führen, als Richard in der Nähe Wiens, wahrscheinlich in der Ortschaft Erdberg, kurze Erholung von den Reisemühen suchte. Die Ueberlieferung hat den Sachverhalt verschiedenfärbig ausgeschmückt; gewiß ist nur die Verhaftung des englischen Königs um die Mitte des Christmondes. Den kurzen Verlauf der Reise und Gefangennehmung des Königs meldet (1192, 28. December) K. Heinrich VI. dem Franzosenherrscher mit unleugbarem Behagen und bemerkt ausdrücklich: H. Leopold habe die Straßen seines Gebietes zu diesem Zwecke beaufsichtigen und mit Wächtern oder Spähern besetzen lassen. Die traurigen Wochen der Dürnsteiner Haft Richard's knüpfen sich erst an die Rückkehr Leopold's vom Regensburger Hoftage, wohin der Babenberger seinen erlauchten Gefangenen gebracht haben muß

(Jänner 1193). Doch kann er sich mit dem Kaiser über die Bedingungen der Uebergabe Richard's in dessen Hand nicht einigen und kehrt mit diesem wieder heim. Die Sage läßt den Troubadour Blondel von Nesle Richard's Burggefängniß auskundschaften. England und der römische Stuhl, letzterer mit Bannesdrohungen, bieten nun Alles auf, um Richard's Freilassung durchzusetzen, aber leichten Kaufes sollte dies nicht geschehen. Den 14. Februar schließt der Babenberger einen neuen, den Würzburger Vertrag mit dem Kaiser und erst am 28. März übergiebt er den König den Händen des Staufen. Doch sollen gegen Bürgschaft verläßlicher Geiseln von der großen Summe des Lösegeldes 20,000 Mark dem H. von Oesterreich zukommen und überdies eine Heirath zwischen den Häusern Babenberg und Plantagenet vereinbart werden.

Erst am 17. Jänner 1194 erlangt Richard die lang ersehnte Freiheit aus des Kaisers Haft.

1194, den 26. December, am Weihnachtsfeste erlitt der Babenberger zu Graz, im Steierlande, durch einen Sturz beim Waffenspiele einen Beinbruch, den er durch eigenhändige Fußabnahme mittelst eines Beilhiebes tödlich gestaltete. Am Todtenbette versprach er die Unbilde gegen Richard gut zu machen und erhielt nun die Losſprechung vom päpstlichen Banne. Er starb am Jahresschlusse 1194, und ihm folgten die beiden Söhne in der Herrschaft, Friedrich I. der „Katholische“ als Herzog von Oesterreich, Leopold VI. als Landesherr der Steiermark. Es war dies eine Abänderung eines wesentlichen Punktes der Georgenberger Handfeste, dem zufolge Oesterreich und Steier in Einer Hand vereinigt bleiben sollten. Offenbar dürfte diese Abänderung der väterlichen Gefühle des Babenbergers ihre Urheberschaft verdanken und die Politik des Staufenkaisers kam ihr entgegen.

Diese Getrenntheit der Erblande dauerte nur kurze Zeit. Friedrich der Katholische, der die Rückgabe des englischen Lösegeldes nur theilweise erfüllte, — von der Heirat mit einer Prinzessin aus dem Hause Plantagenet ist nicht weiter die Rede — starb bald nach der Kreuzfahrt, welche er, der Kärntner Herzog und Berthold (V.), der Herzog von Andechs-Meranien (1197), unternommen hatten. Mit seinem Tode (1198, 16. April) wurde Leopold, der jüngere Bruder, Herzog beider Lande. Der Staufenkaiser Heinrich VI. war bereits 1197, 28. September, dahingegangen und neue kampfbewegte Zeiten tagten dem Reiche.

8. Zwei Könige gab es wieder und der schon seit 1126 wach gerufene Gegensatz der Waiblinger und Welfen tritt mit Philipp von Schwaben dem „Gebannten" der Kirche, Heinrich's VI. Bruder (gewählt von seiner Partei, 6. März 1198, zu Arnstädt) und mit Otto IV., dem zweiten Sohne Heinrich's des Löwen, den beiden Thronbewerbern, in verstärkter Heftigkeit auf. Die Fürsten des Reiches bilden zwei Heerlager. In dem staufischen finden wir den Herzog von Oesterreich und Steier, die Sponheimer Ulrich II. († 1201), dessen Bruder und Nachfolger Bernhard (1201, † 1256), die Görzer Grafen-Brüder Mainhard und Engelbert und das Herzogshaus von Andechs-Meranien, somit das ganze Ostalpenland. Denn auch der Patriarch von Aquileja und der Salzburger Metropolit, Eberhard II. aus dem Kärntner Hause der von Truchsen, ein Mann von klugem Sinne, hielt es mit dieser Partei, obschon er mit Rücksicht auf einen Papst von so gewaltigem Willen, wie dies Innocenz III. war, der Gönner des Welfen, nicht der entschiedenste Staufenfreund sein durfte.

Schon 1201 wurde Otto IV. (3. Juli zu Köln) von dem Legaten Roms als alleinberechtigter König ausgerufen und der Staufe (8. September zu Bamberg) sammt seinem Anhange gebannt. Doch dies hinderte nicht die Anhänger Philipp's, 1202 im März, den Salzburger Bischof an den Papst mit einem Gesuche um Philipp's Kaiserkrönung zu senden, in welches zwölf Bischöfe und drei Aebte ihre Namen eintrugen. Wohl blieb Innocenz III. unbeweglich, aber die Sache Philipp's war seit der vierten Heerfahrt gen Sachsen (1204), und der zu Aachen (1205, 6. Jänner) erneuten Königswahl und Krönung im Steigen geblieben und unter den entschiedensten Anhängern bleibt Leopold, der Babenberger, den gleichwohl die Curie mit augenfälligster Rücksicht behandelt. Schon zeigte sich 1207 Rom zum Ausgleiche mit dem Staufen bereit, da endete (1208, 21. Juni) Philipp unter den Streichen des rachsüchtigen Wittelsbachers, und Otto IV. behauptet allein das Feld. Die staufische Partei hat nun keinen Grund ihm die Anerkennung zu weigern, da er sich mit der Tochter des ermordeten Gegners vermählt, den Mörder verfolgen und tödten läßt, die der Mitwissenschaft Bezichtigten, darunter die Andechs-Meraner, Ekbert, Bischof von Bamberg und Heinrich, Markgrafen von Istrien, die Söhne Herzog Berthold's V., ächtet.

Als aber das neue Gestirn, Friedrich II., Heinrich's VI. Sohn, Mündel und Schützling des Papstes, bald Roms verhaßter Gegner, auftaucht, um an die Stelle des mit Innocenz III. zerfallenen Welfen, des „Pfaffenköniges", zu treten, wie man Otto IV.

einst nannte, wenden sich wachsend die Sympathien wieder dem jungen Staufen zu, und schon 1211—13 finden wir unter den Ersten seiner Anhänger den Herzog von Oesterreich und Steier. Schon 1211 wird er von einer Quelle als heimlicher Fridericianer bezeichnet; offen tritt er im October und November dieses Jahres als solcher bei der „Wahl" Friedrich's auf; aber die Schwenkung Bayerns und Meißens zu Gunsten Otto's hatten im Gefolge, daß am Nürnberger Maihoftage (1212) neben dem Kärntner und Mährer Fürsten auch Leopold von Oesterreich-Steiermark bei Otto IV. sich einfindet. Erst seit dem Regensburger Hoftage vom Jahre 1213 blieb seine staufenfreundliche Haltung entschieden.

Wir müssen hier einen kurzen Halt machen, um einen Blick auf die nachbarlichen Beziehungen Leopold's VI. mit Ungarn zu werfen. Hier lagen die Brüder, König Emerich und sein Bruder Herzog Andreas, Gemahl der Andechs-Meranerin Gertraud, im heftigen Kampfe um den Thron. Offenbar begünstigte Herzog Leopold den Letztern, und als Andreas, 1199 vom Bruder geschlagen, floh, begab er sich an den Hof des befreundeten Babenbergers. Emerich rächte dies durch einen verheerenden Grenzkrieg. Doch kam es wieder zum Frieden, und die Curie vermittelte das eigenthümliche Abkommen zwischen den streitenden Theilen, wonach Beide das Kreuz nehmen sollten. In der Abwesenheit würde der Babenberger das Arpádenreich zu verwalten haben (1200). Der seltsame Vorschlag blieb jedoch ebenso unverwirklicht, wie der Kreuzzug selbst. Als nach Emerich's Tode seine Wittwe Constanze das Gelüste des Schwagers und Reichsverwesers nach der Krone gewahrte, floh sie mit ihrem unmündigen Knaben und den Reichsinsignien an den Wiener Hof. Schon standen sich Andreas und Leopold, sein gewesener Schutzfreund, kampfbereit gegenüber, als der Tod des königlichen Knaben (1205, Mai) die Bedingung des Krieges aufhob und das Königthum Andreas unblutig entscheiden half. Der Babenberger trat nun wieder in freundnachbarliche Stellung zu dem Arpáden. Zur Zeit, als Andreas II. hochsinnige, einflußreiche Gattin, Gertrude (1213), dem politischen Morde der deutschfeindlichen Partei, als Regentin in Abwesenheit des Königes, zum Opfer fiel, befand sich auch der Babenberger am Ungarischen Hofe und soll nur mit Mühe den Nachstellungen entgangen sein.

Leopold VI. (VII.) führt den Namen des „Glorreichen". Dieser findet seine Rechtfertigung in der weisen Fürsorge des Landesfürsten, in dem glänzenden Hofwesen eines Herzoges, dessen Liebe zur Dichtung und Gastlichkeit die besten Sänger weithin priesen und

in dem Ansehen, das er bei den Standesgenossen und Machthabern genoß. Wir wollen nicht seiner angeblichen Rüstungen wider die Mauren in Spanien, nicht des thatsächlichen Kreuzzuges wider Damiette, die stärkste ägyptische Festung des Ejubiden-Sultanates, (1217—1219) des Nähern gedenken; ebenso wenig als der fruchtbaren Schöpfungen dieses Babenbergers zu Gunsten des Rechts, des Handels und Wandels im Lande, dessen soll das elfte Buch dieses Werkes im Zusammenhange gedenken, nur das soll hier zur Sprache kommen, was Leopold VI. für die Machthöhe seines Hauses that.

Zu dieser Leistung zählt in erster Linie sein politisches Verhältniß zu K. Friedrich II., dem letzten großen Staufen, der die Jahre 1212—1250 in der Weltgeschichte mit seinem Namen erfüllt. Leopold VI. war ein eifriger Helfer und Rathgeber des Staufen; sein bester Unterhändler mit den grollenden Päpsten Honorius III. und Gregor IX., Innocenz III. unebenbürtigen Nachfolgern (1216 bis 1241). Der Kaiser hatte alle Ursache den Babenberger hoch zu halten, und mit Neid blickte insbesondere Böhmen auf die Verlobung der ältesten Tochte Leopold's, Margaretha, mit dem Kaisersohne, Heinrich VII. (1225), der zum Könige von Deutschland erhoben, somit als Reichsgehülfe Friedrich's II. bestellt, ihr auch wirklich die Hand reichte. Selbst K. Heinrich III. von England bewarb sich um Margarethen's Hand und wollte andererseits Schwiegervater des Kaisersohnes werden. Sie ward 1227, 28. März, als Königin gekrönt. Die zweite Tochter Gertrude erhielt den Thüringer Landgrafen Raspe zum Gatten.

Der Länderbestand des Babenbergerhauses mehrte sich. Leopold erwarb die Güter eines Zweiges der Eppaner Tirols, der Linie Eppan-Ulten, zwischen Meran und Botzen gelegen; 1229 erkaufte er als Lehenswaare die Güter des Bisthums Freising im Krainer Land. Minder glücklich war er mit seinem Familienwesen. Der bösartige Trotz des Zweitgebornen, Heinrich („des Grausamen"?), dem zunächst als Apanagegut das Mödlinger Herzogthum und eine thüringische Fürstentochter zur Gemahlin ausersehen wurde, soll bis zu seinem frühen Tode (1228?) dem Vater manche bittere Stunde bereitet haben. Doch besitzen wir dafür kein verläßliches Zeugniß.

Kehren wir jedoch zum Gange der Staufengeschichte zurück, in welche Leopold maßgebend eingriff. Mitten in die wachsende Verbitterung zwischen dem Kaiser und Papst Honorius III. fällt die Erneuerung des Lombardenbundes (1226). So konnte der Cremoneser Fürstentag nicht zu Stande kommen, zu welchem sich auch

der Babenberger und Sponheimer Herzog begaben, aber mit dem Kaisersohne nur bis Trient gelangten.

1227, 18. März, stirbt Honorius III. der milder gesinnte Papst; ihm folgt der entschiedenere Gregor IX., und bald lesen wir von der Bannung des Kaisers (29. Sept.), da er den gelobten Kreuzzug unterließ. Immer schwüler wird die Zeit. Schon 1228—1229 berichtet uns der wohlunterrichtete S. Gallner Mönch, Konrad von Pfäffers, in Deutschland habe sich eine staufenfeindliche Partei gebildet, Bayern an der Spitze, die mit dem Papste im Bunde die Entthronung der beiden Staufen, Friedrich's II. und Heinrich's VII., plante. Derselbe wittelsbachische Herzog Ludwig von Bayern, der nach der beklagenswerthen Ermordung des Kölner Erzbischofes Engelbert (1225 7. Nov.) die Pflegschaft des Reiches zur Seite des jungen Königs Heinrich übernahm, arbeitete, verhaßt seinem Pflegbefohlenen, an dem Sturze der Dynastie, und wie weit dies seine Kreise zog, wie lästig dieser Partei des Umsturzes der Babenberger als süddeutsche Hauptstütze der Waiblinger sein mußte, erweist die Andeutung des Klosterannalisten zu Heiligenkreuz in Nieder-Oesterreich, der Herzog von Bayern und Viele seiner Edlen hätten dem Herzoge von Oesterreich und Steier nach dem Leben gestrebt. Bald bricht die offene Fehde zwischen dem jungen Könige und dem „Reichsverweser" aus; ob sich dabei der Babenberger zu Gunsten seines königlichen Schwiegersohnes betheiligte, ist unbekannt.

Das schwierigste Stück diplomatischer Arbeit, die Vermittlung zwischen Papst und Kaiser, im Frieden von San Germano in Apulien, im Hochsommer 1230, kaum ein Jahr seit der staufenfeindlichen Mission des Kardinallegaten Otto nach Deutschland, war zugleich die letzte Lebensthätigkeit des Babenbergers. Er unterhandelte den Frieden, und als er bald darauf dem Fieber (am 28. Juli 1230) erlag, fern dem eigenen Lande und den Seinigen, unterließ es nicht der Papst, der Wittwe Leopold's VI. sein Beileid brieflich zu bezeugen.

Ein bedeutender Fürst Süddeutschlands war aus dem Leben geschieden, so recht mitten in der Fülle gereifter Manneskraft und staatlicher Thätigkeit, und bald sollte der Staufenkaiser Anlaß haben, den Verlust dieses Parteigängers schwer zu empfinden; denn ihm unähnlich war Leopold's VI. Sohn, der letzte Babenberger Friedrich II., den die Geschichte den „Streitbaren" nennt.

Noch unaufgehellt sind die ersten Tage dieses jungen, frühreifen Fürsten, dem als Regentin seine Mutter, Theodora, zur Seite stand, auch eine Prinzessin des byzantinischen Kaiserhauses, Theodora,

Tochter des Isaak Angelos, welche Leopold (1202 oder 1203) zur Frau nahm. Noch bei Lebzeiten des Vaters ließ sich der früh verehlichte Fürstensohn von der zweiten Frau, Sophia, Tochter des Griechenkaisers Theodor Laskaris, scheiden und ging die dritte, gleichfalls unfruchtbare und unglückliche Ehe mit Agnes von Andechs-Meran, aus Otto's Familie, des letzten vom Mannesstamme dieses Hauses, ein. Für das Familienleben war der ehrgeizige, kampflustige Sinn des Babenbergers nicht geschaffen. Auch mit der Mutter und ihrem bevormundenden Einflusse vertrug er sich nicht. Alle Nachbarn, Bayern, Böhmen, Ungarn, die in seinen Lande begüterten Hochstifte wurden dem Unfriedsamen feind und bald klagten auch die adeligen Ministerialen, die „Landstände," über den rücksichtslosen Fürsten, der, ohne viel zu fragen, Geld und Heeresaufgebot für die ewigen Fehden in Anspruch nahm, die Bürger über den Herzog, der seine Höflinge mit reichen Bürgerstöchtern als Frauen zwangsweise versorgte und dem eigenen leidenschaftlichen Gelüste rücksichtslos fröhnte, wie der zeitgenössische Reimchronist, Jansen Enenkel, z. B. in dem Histörchen von der schönen Wiener Bürgersfrau, Brunhilde, andeutet. Aber die ritterlichen Sänger rühmten den sangesfrohen, freigebigen Babenberger als Genossen und Gönner, und strenge Ordnung verstand er im Lande zu halten. Denn klar und scharf war sein Blick und eisern seine Faust.

Nicht umsonst wollte sich der streitbare Friedrich „Herzog von Oesterreich und Steier, Herr von Krain" schreiben; er wollte auch der Erste im Kreise der Fürsten sein und Keiner seines Hauses erwog gleich ihm die Bedeutung des kaiserlichen Freibriefes vom Jahre 1156 und noch mehr den folgenschweren Inhalt des kaiserlichen Gesetzes vom Mai 1231, in welchem — ähnlich der Satzung von 1220 zu Gunsten der geistlichen Fürsten — den weltlichen Machthabern Deutschlands die Landeshoheit als ein bestimmtes Recht darauf verliehen wurde, wessen sie sich allerdings schon thatsächlich längst unterwunden hatten. Der letzte Babenberger betrachtete die Immunitätsprevilegien seines Hauses und das Gesetz über die Landeshoheit als Schild einer souveränen Machtstellung, der die Verschwägerung und baldige politische Freundschaft mit dem Kaisersohne, dem nach Alleinherrschaft in Deutschland strebenden Heinrich, der erfolgreichste Bundesgenosse werden konnte.

Doch gehen wir nun dem Laufe der Ereignisse nach. Seit dem Tode Leopolds VI. berührte kein Ereigniß Deutschland mächtiger als die Ermordung Ludwig's von Bayern (16. September 1231) auf der Kehlheimer Brücke. Offen sprach man von ihr als

Folge des Hasses Heinrich's VII., ja man verdächtigte sogar den Kaiser. Dem zweiten Friedrich, der, immer tiefer in die welschen Angelegenheiten verstrickt, Deutschland bereits überlange sich selbst und seinem Sohne überlassen, mußte dieser Vorfall höchst unlieb sein, wenngleich der Ermordete zu den heimlichen, dann offenen Gegnern des Staufenhauses gezählt hatte. Nicht minder Sorge machte ihm der Vorsatz seines Sohnes, die Ehe mit der Babenbergerin zu lösen, da weder ein förmlicher Vertrag geschlossen, noch auch die Mitgift von Seiten des österreichischen Hofes ausbezahlt worden sei. Offenbar stak der böhmische Hof dahinter, der zu Zeiten K. Otakar's I. († 1230) um jeden Preis eine Premyslidin dem deutschen Könige als Gattin vermählen wollte, indem er mit Agnes Hand (um 1224—25) 20000 Mark Mitgift anbot, denen Bayern noch 15000 zulegen wollte. Heinrich schien zuerst dem böhmischen Antrage geneigt, dann gab er der Babenbergerin den Vorzug.

Jetzt reute den Planreichen und Geldbedürftigen das Eheband mit Margarethe.

Der Abt von St. Gallen, Konrad von Basnang, sollte diesen Vorsatz Heinrich's bannen und zugleich am Babenberger Hofe die heikle Mitgiftsfrage ordnen, am Hoftage zu Ravenna (November 1231) Herzog Friedrich und Heinrich verglichen werden. Keiner von Beiden erschien daselbst.

Wohl war es schon an der Zeit, daß der junge Babenberger beim Kaiser seine Lehen muthe, er konnte aber entschuldigt werden. Denn damals hatte er den schlimmen Strauß mit den übermüthigen Chuenringern zu bestehen, deren einer, Heinrich, noch 1231 als „Verweser" Oesterreichs, der andere, Hadmar, als „erster oder höchster Marschall Oesterreichs" urkundliche Zeugenschaft giebt. Die Demüthigung dieser Gewaltherren und Schrecken der Kauffahrer an der Donau war gewissermaßen die erste wichtige That des jungen Herrschers. 1232, den 2. Februar, wird er zu Wien mit dem Schwerte umgürtet, das er zeitlebens nimmer aus der Hand legen sollte.

Jetzt steht der junge zwanzigjährige Babenberger auf eigenen Füßen. Er soll im April 1232 zu Cividale im Lande Friaul, am Hoftage Friedrich's II. erscheinen, wohin der Kaiser seinen trotzigen Sohn entbieten ließ. Heinrich VII. fügt sich noch diesmal, und es kommt zur scheinbaren Aussöhnung der beiden Staufen; aber der Babenberger war wieder nicht gekommen. Erst als ihn der Kaiser auf babenbergischen Grund und Boden, nach Naym oder Pordenone beruft, erscheint Herzog Friedrich endlich. Dem Staufenkaiser lag

Alles daran, den mächtigsten süddeutschen Fürsten in guter Stimmung zu erhalten. Er beschenkt ihn reichlich, ja er verspricht sogar, dem Babenberger die ausständigen 8000 Mark Mitgift vorzustrecken, damit Herzog Friedrich die Forderungen seines königlichen Schwagers begleichen könne. Aber es kam zu einer andern Wendung, als der Staufenkaiser erwartet hatte. Die beiden Schwäger verständigen sich allerdings, aber gegen den Kaiser. Als Heinrich VII. 1233 wider den Bayernherzog Otto, Ludwig's kaiserlich gesinnten Sohn, loszuschlagen gewillt ist und den förmlichen Abfall vom Vater plant, erscheint sein getreuer Anhänger, Reichsmarschall Anselm von Justingen, (1233, Mai) am Wiener Hofe mit „geheimen Aufträgen". Herzog Friedrich schließt sich auf's Engste an seinen Schwager; Bayern und Böhmen, mit welchem der Babenberger schon seit 1231/32 im Kampfe lag, sind ihre gemeinsamen, kaiserfreundlichen Gegner. Mit drei Feinden, Böhmen, Bayern und Ungarn, schlug sich damals der Babenberger herum; ein Arpádenheer bricht verwüstend in die Steiermark; die Bayern wüsten bis Wels. Kraftvoll handhabt der Babenberger das Schwert. Er erobert die wichtige österreichisch-mährische Grenzfeste Vöttau und dringt im Herbste nach Ungarn vor bis in die Donauenge bei Theben. Damals stritt König Heinrich VII. gegen Bayern.

Bald erhält der entrüstete Kaiser die bestimmteste Kunde von den hochverrätherischen Plänen des Sohnes. Zu Frankfurt, im Februar 1234, erklärt sich Heinrich im Kreise der Fürsten offen für die Trennung der Reiche Deutschland und Italien; der Bayernfürst stimmt dagegen. Zu Boppard am Rhein, von Gegnern des Kaisers aufgestachelt, läßt der Kaisersohn endlich die Maske fallen, er rüstet zum Abfall, zum Kriege wider den Vater; mit Frankreich, ja mit dem Lombardenbunde, strebt er Einigungen an, wie der Schluß des Jahres und die Botschaft vom Frühling 1235 nach Paris erweisen.

Nun darf der Kaiser nicht länger säumen, um den Sohn und die Empörung niederzuwerfen. Er eilt den Alpenpässen zu und noch war sein Ansehen und das Mißtrauen in die Sache des Sohnes entscheidend genug, um schon im Juli 1235 den Wormser unfruchtbaren Ausgleich, bald darauf aber die Belagerung und Gefangennahme des unseligen Heinrich auf Trifels möglich zu machen. Er war im entscheidenden Augenblick verlassen; denn selbst der Papst, damals im Frieden mit den Staufen, trat für den Staufenkaiser ein; der Salzburger schleudert den Bann gegen die Empörer. Heinrich's Entsetzung hatte der Vater schon durch die Königswahl des jüngern Sohnes, Konrad, ausgesprochen.

Der Babenberger Herzog konnte im letzten Augenblick für die Sache des königlichen Schwagers nichts thun, aber er bethätigte offen genug seine kaiserfeindliche Gesinnung. Den ganzen fürstlichen Prunk des Hauses entwickelte 1234, am 1. Mai, das Stadlauer Vermählungsfest seiner drittgeborenen Schwester Constantia mit dem Markgrafen Heinrich von Meißen, es war eine glänzende Fürstenversammlung. Bald aber, schon zu Anfang 1235, begann in derselben Gegend, wo kurz zuvor Hochzeitsjubel erscholl, eine neue, verheerende Fehde mit Böhmen, dessen K. Wenzel I. den Kampf eröffnet. Mitten in diesen Nachbarkrieg fällt die entscheidende Reise des Kaisers nach Deutschland zur Züchtigung des Sohnes. Zu Neumarkt, an dem wichtigen Passe, der Kärnten mit Steiermark verbindet, sehen wir den Monarchen von dem Salzburger, Bamberger und Freisinger Bischofe, von dem Kärtner und Görzer Fürsten umgeben, mit dem Babenberger auf dessen Grund und Boden sich begegnen und verhandeln.

Der Einladung des Reichsoberhauptes hatte der Babenberger unter solchen Verhältnissen nicht ausweichen können, aber er wies trotzig die Vermittlung des Staufen in seiner böhmischen Fehde zurück und zeigte eine so beleidigende Haltung in den schwebenden Streitfragen, vor Allem in dem leidigen Mitgiftshandel, daß dessen der Kaiser nimmer vergaß.

Wie nun Heinrich VII. als Gefangener des Vaters den Weg nach Italien einschlagen mußte, um hier in dem apulischen Kastell von San Felice das traurige Leben einer gestürzten Größe, unter Aufsicht, zu führen (er starb 1242, 12. Februar, in Folge eines Sturzes vom Pferde beim Spazierritte), versuchte der Babenberger den unglücklichen Schwestermann mit Gewalt zu befreien. Auch mochten geächtete Dienstgenossen Heinrich's am Babenbergerhofe Zuflucht finden; von einem der thätigsten, dem Reichsmarschall von Justingen, steht es urkundlich fest. Das mußte in den Augen des Kaisers das Maß des Babenbergers füllen, und sein offenes Sendschreiben an den Böhmenkönig, aus der Feder des kaiserlichen Geheimschreibers Peter de Vineis, eines der interessantesten Aktenstücke jener Zeit, soll die Aechtung des Herzogs von Oesterreich und Steier erschöpfend rechtfertigen. Nach Gehalt und Darstellung ist dies briefliche Manifest ein politisches Pamphlet, bestimmt, den Babenberger als ein ehr- und treuloses Glied des Reiches, als moralisches Ungeheuer, zu brandmarken, das die Langmuth des Kaisers auf die härteste Probe gestellt habe. Zunächst kommt der Staufe auf die Leichtfertigkeit und Frechheit des Babenbergers gegen

das Reichsoberhaupt zu sprechen, auf den Trotz, Angesichts der Vorladungen, und dessen Hoffart bei den Zusammenkünften; auf seine Unverschämtheit in der Mitgiftfrage und in eigenen Geldforderungen an den Kaiser zum Kriege gegen Böhmen und Ungarn. Der Herzog habe den Böhmenkönig, den Bayernherzog, den Markgrafen von Mähren und zahlreiche Kirchenfürsten oft beleidigt und vergewaltigt, die Feinde des Kaisers aufgehetzt, ja sogar den Papst mit dem Kaiser verfeinden wollen, die kaiserlichen Sendboten ausgeplündert, den Meissener Markgrafen, seinen Schwager, am Morgen nach dem Beilager im Schlafgemache mit gezücktem Schwerte zum Verzicht auf die Mitgift gezwungen u. s. w. Aber noch schwärzer erscheint sein Privatleben; unsittliche Gewaltthaten, Morde, sogar ein Assassinenattentat gegen den Kaiser im Morgenlande (1229), von ihm unterhandelt, Mißhandlung und Vertreibung der eigenen Mutter .... werden ihm zur Last gelegt. Gegen die Landesunterthanen sei er Tyrann gewesen, der sich über Recht und Gesetz frech erhob.

In der That schwerwiegende Anklagen, aber zur Hälfte unerweislich, zur Hälfte so ausgemalt, daß man deutlich herausfühlt, es galt nicht bloß die Aechtung des Babenbergers als Strafe für Hochverrath vor der Welt zu rechtfertigen, sondern seine fürstliche Existenz zu vernichten, ihn als Scheusal hinzustellen. Ursache zum Grolle wider den Fürsten von Oesterreich und Steier hatte der Kaiser vollauf; das Benehmen des Babenbergers gegen das Reichsoberhaupt war jedenfalls tadelnswerth, seine werkthätige Sympathie für die Sache des Kaisersohnes offenkundig. Er war der unruhigste und kriegslustigste Nachbar Böhmens, Bayerns und Ungarns. Im letzteren Reiche setzte er sich mit den Unzufriedenen in Verbindung (1235), der Gedanke auf den ungarischen Thron schien ihm gewiß nicht zu hochfliegend; deshalb nennen ihn die Arpáden Andreas II. und sein Sohn und Mitkönig Béla (IV.) „unser größter Widersacher". Nicht minder berechtigt war die Anklage wider seine Willkür als Landesherr. Der Babenberger hielt nur an dem Prinzip der Landeshoheit fest, wie es die Reichssatzung von 1231 aussprach, aber die gleichzeitig von der Reichsgewalt anerkannten Rechte der Ministerialen der „Landschaft" oder „Landstände", wie wir sie nun nennen dürfen, wogen ihm weniger. Kriegsumlagen und Landesaufgebot nahm er in Oesterreich und Steier häufiger in Anspruch, als den adeligen und geistlichen Grundherren lieb war, und mochte auch nicht viel nach ihrer Befugniß fragen, dies landtäglich zu bewilligen. Als 1235 der Rachezug Ungarns nach Oesterreich, den Herzog in's Gedränge brachte und er die Waffenruhe erkaufen mußte, gab es schwere

Steuern, über welche namentlich die Klöster bitter klagten, und wie allgemein die Verstimmung über den jugendlichen, herrischen Eisenkopf unter dem Adel seiner Lande war, beweist die Folgezeit. — Daß er sich mit seiner nach Einfluß strebenden Mutter nicht vertrug, und diese zum Kaiser floh, wird von anderer Seite bezeugt, und von seiner Genußsucht giebt es Belege. — Aber weiterhin reicht nicht die Möglichkeit, die Anklagen jenes kaiserlichen Sendschreibens zu erhärten.

Der Staufe will, seit 27. Juni 1236 zu Augsburg mit Böhmen, Bayern, Brandenburg, Bamberg und Passau förmlich verbündet, den Babenberger als Geächteten aus seinen Ländern drängen und diese, als dem Reiche verfallen, der eigenen Hausmacht aufsparen. Das liegt nahe genug. Rasch vollzieht sich das Verhängniß des Babenbergers und er verdiente solche harte Schicksalsprobe. Böhmen und Ungarn sind natürliche Bundesgenossen des Kaisers; der Přemyslide und der Bayernherzog rüsten zum Einfall; die in den Babenbergerlanden begüterten Reichsbisthümer sind dem streitbaren Friedrich abgeneigt, der Adel Steiermarks und Oesterreichs, auch Wien, kommen dem Wechsel der Dinge bereitwillig entgegen. Nach der Lombardenheerfahrt des Spätjahres 1236 eilt der Kaiser über die Alpen; das Weihnachtsfest (1236—37) begeht er in Graz und verleiht den Ständen der Steiermark einen Freiheitsbrief zu Gunsten ihrer Befugnisse; im Jänner 1237 befindet er sich schon zu Wien und weilt hier drei Monate. Hier versammeln sich die Reichsfürsten, um Konrad's IV. Thronfolge zu bestätigen; Salzburg, Kärnten, Böhmen sind vertreten. Wien selbst erhebt der Kaiser zur Reichsstadt (April); dann begiebt er sich nach dem deutschen Westen und sendet den alten Grafen Otto von Eberstein mit Reichstruppen nach Oesterreich, um den Sequester des Reiches aufrecht zu erhalten. Herzog Friedrich scheint verloren. Nur einige Edelherren, so Gundaker von Starkemberg (Stahrenberg), Konrad von Hintberg (Himperg), Burgen und ein paar Städte, darunter Heimburg und Wiener-Neustadt halten noch zu ihm, und von den geistlichen Landständen Heinrich, Bischof von Seckau.

Es war das letzte Mal, daß der Staufenkaiser den mächtigen Gebieter in Deutschland offenbarte; dann zog er im September 1236, eines großen Erfolges sich bewußt, über die Alpen nach dem Süden, um nie wieder nach Deutschland zu kommen. Das tragische Schicksal der Staufen, sich im unfruchtbaren Kampfe um Welschland und im Streite mit Rom zu verbluten, den eigentlichen Machtboden, Deutschland, selbst preiszugeben, beginnt sich zu erfüllen. Der Sieg

des kaiserlichen Ghibellinenheeres über die Lombarden bei Cortenuovo (27. November 1237) war die letzte Gunst des Geschickes. Fortan hatte das Genie K. Friedrich's II. mehr mit seiner Ungunst den Kampf aufzunehmen.

In seinem Rücken wenden sich bald die Dinge Oesterreichs und Steiers; den Babenberger stählt sein Unglück zum raschen, klugen Handeln. Er sucht den Ausgleich mit Böhmen, und Wenzel I. kommt den Versprechungen des kinderlosen Babenbergers gern entgegen.

Man sieht deutlich, wie rasch der Přemyslide umsatteln und antihohenstaufisch werden kann. Die Verbündeten schlagen den Ebersteiner mit den Reichstruppen am Tulner Felde (Herbst 1238); der Reichssequester ist unhaltbar. Schon 1239 müssen sich Oesterreich und Steiermark dem Babenberger als Landesfürsten neuerdings fügen und endlich auch Wien, die „Reichsstadt", das werden, was es früher war, der Fürstensitz des Babenbergers (1240).

Aber eine noch größere Genugthuung soll dem Babenberger zu Theil werden. Der Kaiser selbst, den 20. bis 24. März vom Papst neuerdings in den großen Bann der Kirche gethan, gewahrt im Reiche die gefährliche Bildung einer päpstlichen Partei, den Böhmenkönig und auch den Bayernherzog an der Spitze. Der päpstliche Sendbote, der bayerische Archidiakon Albert, der „Beham", richtiger von Possemünster, soll zur Gegenwahl drängen. Da mußte der Staufe den Ausgleich mit dem wieder erstarkten Babenberger Herzoge suchen, und der kaiserlich gesinnte Salzburger Erzbischof Eberhard II. (1200 bis 1246) war der Vermittler, zum offenkundigen Verdruße der Curie wie Solches ihre Weisungen an Albert, vom November 1239, erkennen lassen. Noch schwankte der Böhmenkönig, selbst die geplante Bautzener Fürstenversammlung, vom bayerischen Herzoge namentlich gefördert, mißlingt deshalb; Wenzel I. zeigt wieder Lust zu Annäherungen. Am meisten klagt aber der päpstliche Agent über die Kaiserfreundlichkeit der bayerischen Bischöfe, Salzburg an der Spitze, und wenn er schreibt (Juli 1240), Eberhard II. von Salzburg und der Passauer machten neuerdings mit dem Herzoge von Oesterreich „eine Verschwörung", so kennzeichnet dies den Standpunkt des Babenbergers, der durchaus nicht Lust bekam, am Gängelbande des ihm noch immer verhaßten Böhmens und Bayerns, ein Schleppträger der Curie zu werden. Sicher ist es, daß 1239—40 zwischen ihm und dem Kaiser ein Ausgleich zur That ward.

[illegible] Und schon bedrängt eine allgemeine Gefahr das Abendland; [illegible]lenhorden beginnen wie eine unwiderstehliche Fluth

einzubrechen. Das deutsche Reich macht 1241 im Mai einen Anlauf zu einem Kreuzzuge wider die asiatischen Barbaren, denn der Liegnitzer Mongolensieg (21. April 1241) hat Alles aufgeschreckt; aber es bleibt beim Anlaufe.

Der Babenberger erlebt den Triumph, daß sein Gegner K. Béla IV. von Ungarn, von den Unholden geschlagen und verfolgt, als Flüchtiger der Grenze naht. Es war kein edler Zug des selbstsüchtigen Babenbergers, der gerade zur Zeit des Mongoleneinbruches nach Ungarn gekommen war (1241), mehr als abenteuerlustiger Rittersmann, denn als Helfer, und vor der Entscheidung heimzog, dem bedrängten Arpáden Geldhülfe nur gegen Verpfändung der drei Grenzcomitate: Oedenburg, Wieselburg und Eisenburg, zu gewähren, und diese Pfandschaft auch festhalten zu wollen kein hochsinniger Entschluß. Tapfer allerdings zeigt sich der Herzog; er wies das aus Mähren nach Ungarn eilende Mongolenheer von der Landesgrenze zurück. Die „Riesenschlacht" bei Wiener-Neustadt ist allerdings ein Histörchen, das der Forschung nicht Stand hält.

Immer mächtiger steht der Herzog da, je weiter abwärts es mit dem Kaiser geht. 1241, den 22. August, war Papst Gregor IX. gestorben; ihm bald darauf (10. November) Papst Cölestin IV. im Tode gefolgt; erst nach zweijähriger Sedisvacanz, der Gewitterruhe vor dem Sturme, kam es zur Wahl des Genuesen Sinibald, aus dem Hause Fieschi; als Innocenz IV. beginnt er mit Ende Juni 1243 sein Papat, das verhängnißvollste für den Staufen. Zwischen diesem Kirchenhaupte eisernen Sinnes und dem unbeugsamen Staufen mußte ein politisch-moralischer Existenzkampf losbrechen; ihn kündigt die Einberufung der Lyoner Kirchenversammlung (Dezember 1244) an.

Die Vorladung des Kaisers vor das Concil zur Rechtfertigung seines „kirchenfeindlichen" Strebens (April 1245) ist nur durch drei Monate von der Bannung Friedrich's II. geschieden, die am 16. Juli in feierlichster Weise ausgesprochen wird. Himmel und Erde setzt Innocenz IV. wider den „Verderber" der Kirche in Bewegung, der den 31. Juli ein kaiserliches Manifest gegen den Papst erläßt und seine ganze Thatkraft aufbietet. Im Kampfe dieser beiden unversöhnlichen Gewaltträger benimmt sich der Babenberger kaiserfreundlicher als der Curie genehm sein kann. Hatte er doch den Auftrag gegeben, Albert von Possenhofen als unbefugten Störenfried festzunehmen. Der Staufe glaubt auf ihn rechnen zu dürfen und entbietet ihn zum Maihoftage der Fürsten in Verona, wo er sich, sowie auch der Kärnter und Andechs-Meraner einfanden. In dem

bezüglichen Einladungsschreiben des Kaisers findet sich aber noch die merkwürdige Stelle, daß er auch die Ankunft der Nichte des Herzogs, Gertrude (Tochter seines Bruders Heinrich von Mödling), erwarte, „unserer künftigen Gemahlin".

Der damals verwittwete Kaiser gedachte also die Babenbergerin zu ehelichen und bei der Kinderlosigkeit des Herzogs den Besitz seiner Lande dem eigenen Hause zu sichern. Der Babenberger erscheint in Verona, und — wenn wir der allerdings bedenklichen Briefformel im Kanzleibuche des Pietro de Vineis trauen dürfen — versuchte der Kaiser den ehrgeizigen Fürsten durch eine Zusage entscheidend zu ködern. Oesterreich und Steier sollen ein Königreich, der Babenberger zum Könige erhoben werden, mit den gleichen Vasallenpflichten. Seine Nachfolger würden nicht Wahl-, sondern Erbkönige sein nach Altersrecht und ihre Weihe vom Reichsoberhaupte empfangen. Der „König" soll nach Hofgericht Recht sprechen, überdies der Babenberger das Recht haben, Krain zum reichsmittelbaren Herzogthum zu erheben. Seltsame Zusagen! Mögen sie nun thatsächlich gemacht worden sein oder nicht, das Ganze als wirkliches Projekt oder Fälschung gelten, Alles bleibt besten Falles ein gehaltleerer Entwurf, aber den eigenen Plänen des Kaisers entsprachen seine Bestimmungen. Urkundlich verbürgt ist dagegen die kaiserliche Bestätigung des österreichischen Freiheitsbriefes vom Jahre 1156.

Der Kaiser wurde nicht des Herzogs Schwager, ebenso wenig als dieser „König Oesterreichs und der Steiermark". Der Babenberger fühlt recht gut, wie das Gestirn des Staufen im Sinken sei. Gerade in demselben Jahre, in welchem der Krieg zwischen ihm und dem Böhmenkönige ausbrach, dieser von seinem Verwandten dem Kärntner Herzoge Bernhard Hülfe bekam, und die Ueberlieferung des Sieges der österreichischen Adelsbrüder „Preußler" über die kärntnischen „Waisen" im Einzelkampfe gedenkt (1245), begannen neue Annäherungen zum Přemyslidenhofe. Dieser verschmerzte die Enttäuschung, welche ihm die Nichterfüllung des Versprechens seitens des Babenbergers vom Jahre 1236: Abtretung des nördlichen Donauufers Oesterreichs, bereitet hatte; er behält nur den kinderlosen Herzog und die Möglichkeit unblutiger Ländererwerbung durch Heirath des ältern Königssohnes, Wladislaw, des Markgrafen von Mähren, mit Gertrude von Mödling vor Augen und die Verlobung führt 1246 zur thatsächlichen Heirath.

Aber bei all' dem hielt sich der Babenberger in seiner Politik selbständig. Er war nicht betheiligt bei der vom Papste geschürten

Wahl des Schwagers Hermann Raspe von Thüringen (22. Mai 1246) zum Gegenkönige der Staufen.

Er wartete noch ab, bevor er Stellung nahm; aber das Testament, welches er am Vorabende der entscheidenden Ungarnschlacht 14. Juni 1246 im Lager bei Wiener-Neustadt abgefaßt haben soll, würde, wenn in seiner Echtheit erwiesen, allerdings seinen schließlichen Abfall vom Kaiser entscheiden. Denn darin empfiehlt er die Länder Oesterreich und Steier im Ablebensfalle der Fürsorge des römischen Stuhles, nicht dem Reichsoberhaupte als Herrn der heimfälligen Lehen.

Man sieht nicht klar in der Sache. Bevor der Babenberger in seiner politischen Haltung hervortritt, ereilt den fünfunddreißigjährigen das Verhängniß. An der Lejtha, dem verhängnißvollen Grenzstrome, traf das Ungarnheer des schwer gekränkten Béla auf Friedrich's kampfbereite Schaaren. Es war der 15. Juni, als der Herzog, nachdem er den Feind im ersten Anprall geworfen, den Tod fand, die Einen sagen von feindlicher Hand, die Anderen von der Waffe heimlicher Gegner im eigenen Heere. In der Fülle blühender Manneskraft war er dahin geschieden, und galt er auch bei Lebzeiten als harter, launenhafter Fürst, dessen Lebenselement die Fehde und der Sinnengenuß waren, dessen Willkür über die gewöhnlichen Schranken hinausbrach, nennt ihn ein bayerischer Chronist, Herrmann von Alteich, also im gegnerischen Lager, einen Fürsten „hart, scharf und grausam im Gericht, nach Reichthümern gierig sammelnd, von den eigenen Leuten und den Nachbarn nicht geliebt, sondern von Allen gefürchtet," so bezeichnet er ihn doch auch „hochgemuthet in Schlachten"; und was die Chronik schließlich sagt, er habe gestrebt, „die Edeln und Vornehmern des Landes zu unterdrücken und die Nichtadeligen zu erhöhen," deutet auf den Autokraten, der auf Ordnung und Diensteifer hält, der dem Gesetze Achtung verschafft. Und gerade das vermißte die Folgezeit immer schwerer, — die Schattenseiten des letzten Babenbergers schwanden in der Erinnerung und nur seine Vorzüge blieben haften. Man rühmte daher den früh verstorbenen Fürsten und gedachte noch Jahrhunderte später des 15. Juli, des St. Veitstages, als einer Unglücksstunde für Oesterreich. Es war doch ein wackerer, ruhmreicher Fürstenstamm mit diesem „streitbaren" Friedrich zu Grabe gegangen und flackerte das hochsinnige Wesen der Babenberger in ihm noch einmal glänzend auf.

Mit einer Legende beginnt dies ostfränkische Geschlecht seinen Eintritt in die Geschichte der bayerischen Ostmark. Diese Legende tritt schriftlich aufgezeichnet vor uns in jenem Jahrhundert, das den

Abschluß der Nibelungendichtung zeigt, derselben Dichtung, welche in ihren Sagenstoffen zur Zeit des ersten ostmärkischen Babenbergers, des „rettenden Jünglings auf der Kaiserjagd", wie ihn die Volkssage verewigt, von dem Passauer Bischof Piligrim der Sammlung werth gehalten ward. Auf dem Boden Nieder-Oesterreichs spielt sich ein Stück des größten nationalen Epos der Deutschen ab, und einer der schönsten Schlußtheile ist die „bayerische" Sage vom Markgrafen Rüdiger zu Bechilaren (Pöchlern) am Donaustrome der Ostmark. Und nahezu sagenhaft erscheint der Ausgang des letzten Babenbergers, denn ein widerspruchsvolles Dunkel verhüllt seinen letzten Augenblick.

Der ritterliche Sänger der Steiermark, Ulrich von Liechtenstein, sein Zeit- und Hofgenosse, sprach gar Vielen aus dem Herzen, wenn er, des gefallenen Babenbergers und seiner „bessern Zeit" eingedenk, nachmals sang:

„Darum muß seine Seele selig sein,
Daß er die Biedern wohl beriet
Und sie gar von ihrem Kummer schied,"

oder an anderer Stelle:

Got muß seiner pflegen, er ist nun todt!
Sich hob nach ihm viel große Not
Zu Steier und zu Oesterreich,
Da ward mancher arm, der eh' war reich!
— — — — — — —

Die schweren Zeiten der Herrenlosigkeit begannen für Oesterreich und Steier und berührten sich allgemach mit den schlimmen Tagen des gemeindeutschen Zwischenreichs.

---

9. Das österreichische Zwischenreich und Otakar's II. Anfänge in den Alpenländern (1246—1254).

10. Otakar's Großmachtstellung im Alpenlande (1254—1278).

11. Die Anfänge der Habsburger.

12. Rudolph I. und Otakar (1273—1278).

13. Die Begründung der Habsburgerherrschaft in den Alpenländern und Herzog Albrecht I. (1276—1298).

14. König Albrecht I. (1298—1308).

Literatur. Nachtrag zu 8: Schirrmacher, Albrecht von Bossemünster, genannt „der Böhme" (1871). Fries, Die Herren von Kuenring (1874).

9. 10. Außer den oben citirten Monographien: v. Karajan, Z. Gesch. des Concils v. Lyon 1245. Wien (1850), Denkschr. d. Akad. d. Wiss. II. Bd.; Lambacher, Oesterr. Interregnum oder Staatsgesch. der Länder Oe. Steier

Krain .... v. 1246—1283. (1773); Kurz, Oesterreich unter Ottokar u. Albrecht I. (1816); Koch-Sternfeld, Beitr. z. Gesch. Salzb. ꝛc. III. Bd. und sein Aufsatz in den Abhandl. der k. bayer. Akad. d. W. IV. 2.; Chmel, in den Wiener Jahrb. 108. Band (Anzeige v. Lichnowski's Gesch. des H. Habsburg); s. Ausgabe der Urkunden z. Gesch. v. Oesterr. Steierm., Kärnten .... 1246—1300 im I. Bde. der fontes rer. austr., 2. Abth., mit Einleitung (1849); s. Aufsätze in den Sitzungsber. der hist.-phil. Section der Akad. d. Wiss. 8., 9., 23., 27., 28. Bd.; Tangl, Abh. über die Pfannberger und Heunburger im 17., 18., 19. 25. Bde. des Arch. f. K. österr. Gesch.; J. Falke, Gesch. des Hauses Liechtenstein, I. Bd. (1868); O. Lorenz, Die Erwerbung Oesterreichs durch Otakar II. v. Böhmen (1857) und Abh. über den Salzburger Kirchenstreit im 33. Bde. der Sitzungsber. der Wiener Akad., hist.-phil. S. Vgl. seine Drei Bücher Gesch. und Politik (in Grieben's Bibl. f. Wiss. u. Lit.) (1876), I. Buch 1, 2. III. Buch 1.; Krones, Die Herrschaft K. Otakar's II. v. Böhmen in Steierm., ihr Werden, Bestand und Fall. Graz (1874), im 22. H. der Mitth. des hist. V. f. Steierm. Vgl. von dems., Quellenmäßige Vorarb. z. Gesch. des mittelalterl. Landtagswesens der Steierm., im 2. Jahrg. der Beitr. z. K. steierm. Geschichtsquellen (1865); Busson, Die Doppelwahl v. 1257 (1866).

11. 12. 13. 14. Ueber Genealogie der Habsburger siehe die reiche Lit. in Schmitt-Tavera's Bibliogr. der Gesch. des österr. Kaiserstaates, I. Heft; insbes. die Monogr. v. Röpell (1832) (vgl. Legis-Glückselig und Const. v. Wurzbach); v. d. Kopp, Erzb. Werner v. Mainz, I. Thl. bis 1275. Diss. (1871); Huber, Rudolph von Habsburg vor seiner Thronbesteigung, Wien (1873) (Akad.-Vortrag). Ueber den Kurstimmenstreit zwischen Bayern u. Böhmen (Lorenz, Bärwald .... vgl. die Arbeiten v. Schirrmacher u. Wilmans). Ueber die Wahl des K. Adolph v. Nassau: Ennen (1866), Lorenz 1867 (vgl. Drei Bücher der Politik, III. Buch, 2.), L. Schmid (1870); Doornick, De Alberto duce Austriae, I. 1283—1298, Diss. (1872); G. Droysen, Albrecht's I. Bemühungen um die Nachfolge im Reiche (1862); Geissel, Die Schlacht am Hasenbühel (bei Göllheim) (1835). Ueber Heinrich v. Admont: Fuchs (1869); Wichner, Gesch. d. Kl. Admont (1178—1297) (1876).

Zwei streitende Mächte rangen um die babenbergische Erbschaft auf gegensätzlichen Rechtsanschauungen fußend, und vier Augen richteten sich unverwandt den beiden begehrungswerthen Ländern, Oesterreich und Steiermark, zu. Jene beiden Mächte waren Kaiser und Papst, während Přemysliden und Arpáden die Rolle der lauernden Nachbarn spielten. Nicht für sich heischte Innocenz IV. diese Länder, aber dem kaiserlichen Todfeinde wollte er sie entreißen und mit ihnen einen Parteigänger der Curie entlohnen. Eine Schwester und eine Nichte überlebten den letzten Babenberger, welche der Papst als weibliche Seitenverwandten und berechtigte Erben vor den Augen der Welt in Schutz nehmen und als Mittel seiner Zwecke verwerthen konnte: Margarethe, die verwittwete Schwiegertochter des Kaisers, Mutter zweier Söhne aus staufischer Ehe, welche zu Haimburg in Nieder-Oesterreich auftaucht, und Gertrud von Mödling, Gattin des böhmischen Thronfolgers Wladislaw Heinrich. Auf

den ersten Blick scheint Gertrud die dem Papste genehmere Prätendentin gewesen zu sein, denn er war dem Přemysliidenhause für seine letztjährige Haltung gegen den Kaiser erkenntlich. Aber Innocenz III. mußte abwägen, temporisiren, denn auch K. Béla IV. drängte sich mit Wünschen an die Curie heran, man durfte ihn nicht vor den Kopf stoßen. Ueberdies starb Gertrudens jugendlicher Gemahl schon zu Anfang 1247.

Inzwischen erklärt der Kaiser die beiden Länder Oesterreich und Steier als heimgefallene Reichslehen, da er den Wortlaut des maßgebenden Freiheitsbriefes der Babenberger v. J. 1156 im engsten Sinne (es seien Söhne und Töchter Herzogs Heinrich J. und seiner Gattin Theodora) bei der Kinderlosigkeit des letzten Babenbergers für diese Maßregel als Rechtfertigung benützen darf. Wir gewahren bald als Statthalter des Reiches Otto von Eberstein, und namentlich den Wienern schien der Ausblick auf erneuerten Genuß der Reichsfreiheit höchst willkommen, während die adeligen Herren Oesterreichs und der Steiermark nicht übel Lust bewiesen, die Flitterwochen eines solchen Provisoriums, wo es keinen eigentlichen Landesherrn gab, nach Thunlichkeit auszubeuten. Jedenfalls wissen wir ebenso wenig von deutlichen Aeußerungen kaiserfreundlicher Anschauung, als von thatkräftigen Sympathieen zu Gunsten der weiblichen Verwandtschaft des letzten Babenbergers.

Der Papst durfte nicht ruhig zusehen, wie sich der Kaiser jenes Erbes unterwand, er durfte nicht ihn darin festwurzeln lassen. Allerdings war ein wichtiger Anhänger des Kaisers, der gesinnungsfeste Salzburger Metropolit Eberhard II. im Jahresschlusse (1. Dezember 1246) gestorben, — der „Vater der Armen," wie sein schönster Nachruf lautet, und volle 42 Jahre blieb der Leichnam des Gebannten unbestattet, in einem Gewölbe zu Rastatt verschlossen; erst 1288 wurde er im Salzburger Münster beigesetzt. Es war ein schwerer Verlust; denn ganz andern Schlages war sein Nachfolger, der „erwählte" Philipp, Bruder des letzten Sponheimer Herzoges Kärntens. Ebenso wenig konnte aber die Curie den Annexionsgelüsten Böhmens und Ungarns gegenüber für den Přemysliden oder Arpáden ausschließlich Partei nehmen. So erklärt sich die Geschraubtheit, mit welcher den 30. Jänner 1247 von Lyon aus P. Innocenz IV. dem Könige Béla seine guten Dienste anbietet, nachdem er Tags zuvor in einem andern Sendschreiben der Bewerbung Ungarns und Böhmens um Oesterreich, gewiß nicht ohne einige Verlegenheit, gedachte. Da schien es denn doch räthlicher, die unstreitig nächste Erbin, Margarethe, zu begünstigen, sobald sie sich entschlösse,

trotz allfälliger Wittwenschaftsgelübde, einem der Curie ergebenen Manne die Hand zu reichen. Den 13. April 1247 entbietet ihr der Papst, sich unverzüglich mit Hermann, Grafen von Henneberg, Neffen des (17. Febr. †) Gegenkönigs Friedrich's II., Heinrich's Raspe und Verwandten des Meißners Schwagers, zu vermählen. Im September dieses Jahres wird der Passauer aufgefordert, sich vom deutschen Orden die auf der Veste Starkenberg verwahrten Urkunden zu Gunsten des Erbrechtes Margarethens und Gertrudens auf Oesterreich zu verschaffen. Dreiundzwanzig Tage nach der Wahl des neuen Gegenkönigs Wilhelm von Holland (26. Oktober) datirt ein wichtiges Mandat des Papstes an seinen Legaten Petrus, worin dieser aufgefordert wird, die Bischöfe von Passau und Freising als Anhänger Friedrich's II. und den Magdeburger Metropoliten als Procurator der (verunglückten) Heirathsgeschichte zwischen Margarethe und dem „Meißner" (offenbar der Henneberger) vorzuladen, überdies die Fürsten von Meißen, Bayern, Sachsen, den Adel von Oesterreich und Steiermark und den Reichsverweser Otto von Eberstein zum Abfalle vom gebannten Kaiser nachdrücklichst aufzufordern.

Wir gewinnen in dieser Weisung an den päpstlichen Geschäftsträger einen willkommenen Einblick in die Sachlage. Der Papst hatte für seinen Einfluß im Alpenlande wenig Spielraum; um so mehr beeilte er sich, das Project mit Margarethe fallen zu lassen und ein neues mit der zweiten Wittwe, Gertruden, aufzunehmen. Nicht weniger als sechs päpstliche Sendschreiben vom 28. Januar 1248 arbeiten für ihr Erbrecht. Sie wird durch seine Vermittelung Gattin des Markgrafen Hermann von Baden und erhält von Innocenz IV. mit der Bulle vom 14. September 1248 den Besitz Oesterreichs zugesprochen. Wohl blieb der Badener mehr ein Schattenfürst Oesterreichs, und am allerwenigsten Einfluß gewann er in der Steiermark, wenngleich er beide Herzogstitel führt. Immerhin war es ein belangreicher Zwischenfall, und wenn Otto von Eberstein, an der Spitze kaiserlich gesinnter Edelherren, Ende Juni 1248 nach Verona an den Hof des Staufen zog, um für die Einsetzung des jungen Enkels Friedrich's II. gleichen Namens, als Sprößlings der Babenbergerin Margarethe und des Staufen Heinrich, unseligen Andenkens, als Erben beider Herzogthümer, das Wort zu ergreifen, so erscheint allerdings dieser Ausweg als der beste, da der Jüngling babenbergische und kaiserliche Sympathieen durch seine Abkunft gleichmäßig befriedigen konnte. Daß der Kaiser dies nicht that, liegt einfach in seinem Streben zu Gunsten der eigenen Haus-

macht — hatte er doch auch einen zehnjährigen Sohn aus dritter Ehe — und auch darin begründet, daß er ungebeugten Hauptes den Kampf um das Reich weiter führte und wichtige Anhänger geneigt zu erhalten sich beflißs. Das waren aber die Görzer und Wittelsbacher, denen die Reichsverweserschaft in den babenbergischen Landen sehr willkommen war. So wurden schon in der zweiten Hälfte 1248 von Verona aus Herzog Otto von Bayern zum Reichsverweser Oesterreichs und Mainhard II. von Görz zum Statthalter des Kaisers in der Steiermark bestellt. Der Görzer kam erst Anfangs 1249 in's Land und wußte hier Boden zu fassen. Aber er hatte keinen leichten Stand. Ungarische Schaaren brachen verwüstend in das Land, der Seckauer Bischof war der Führer einer päpstlichen Partei, deren eigentliches Haupt der mächtigste Grundbesitzer im Herzogthum, der Salzburger Kirchenfürst, war, Philipp der „Erwählte".

Dieser Sponheimer Herzogssohn, den nichts weniger als geistlicher Beruf, sondern nur der Gedanke der Versorgung zur besten kirchlichen Pfründe Süddeutschlands brachte, der „gewählte" Erzbischof, ohne höhere priesterliche Weihen, der am liebsten zur Jagd oder in den Krieg ritt und vom Augenblick seiner Einsetzung (1247) an, Domherren, Mönchen und Nonnen Salzburgs als schneidiger Gebieter ein Regiment der Willkür verspüren ließ, — dieser Philipp war kein Eberhard II., der um des Friedens und des Reiches willen am Kaiser festhielt und selbst gebannt wurde, da er über den Staufen den Fluch der Kirche auszusprechen nicht über's Herz brachte; er war eine grundsatzlose Abenteurernatur in unnatürlicher Zwitterstellung, halb ritterlicher Prinz, halb Erzbischof, vor Allem aber Freund des Losschlagens zu günstiger Zeit. Daß sich der Erwählte von Salzburg gleich Anfangs auf Seiten der Kaiserfeinde hielt, ist begreiflich, denn das wurde die stärkere Partei und dazu war es die päpstliche. Auch der Patriarch von Aquileja, der Sprenglernachbar des Salzburgers, Berthold, aus dem Hause Andechs-Meran, war Gegner der Ghibellinen. Als ihre Häupter im Bereiche der Südalpen müssen wir den gefürchteten Ezzelin da Romano und die Görzer nennen. Deshalb entbot schon im Oktober 1249 K. Friedrich II. seinem „geliebten Hauptmanne" von Steiermark, dem Grafen Mainhard von Görz „alle Güter und Besitzungen des Patriarchen und auch des Erwählten von Salzburg einzuziehen und nur an Solche zu verpfänden, die aus freien Stücken zur Pflicht der Treue gegen den Kaiser sich bekennen würden."

Die beiden Kirchenfürsten durften sich Solches nicht bieten lassen.

Daher schlug Philipp schon im ersten Halbjahre 1250 los, indem er, begleitet von sold- und beutelustigen Herren der Steiermark, wie die mächtigen Pfannberger, der Weissenegger, Marburger, Treuensteiner, Wildhausner und der bekannteste Aller, Ulrich von Liechtenstein, also Namen ersten Ranges, in's Ennsthal einbrach, fünf Schlösser besetzte und unter dem Aushängschilde der Züchtigung unrechtmäßiger Träger salzburgischer Lehen das entschiedene Streben verrieth, das ganze, allerdings vorzugsweise hochstiftliche Gebirgsthal vom Mondlingpaß bis zum Rotenmannertauern sammt der dortigen Maut an sich zu reißen. Daß jene Herren als „Dienstmannen" des Salzburgers mitthaten, ist ein Beweis, daß in der herrenlosen Zeit, den „Besseren und Edleren" das Gefühl für das Beste und die Ehre des Landes verloren ging. Allerdings diente man auch auf kaiserlicher Seite, wo z. B. die reichen Stubenberger standen, nicht um das Bewußtsein einer höhern Idee, sondern um greifbare Vortheile. Waren doch die Görzer Grafen selbst, die „Vögte von Aglei", die gewinnsüchtigsten Parteigänger, und wie rasch man bei der Hand war, in so günstig verworrenen Zeitläufen das Kirchengut „weltlich" zu machen, äußert sich z. B. im Lande Oesterreich, wie z. B. Adalbero von Chuenring, Ditmar von Liechtenstein und viele Andere das „Pfaffenwesen", Besitzungen und Rechte des Hochstiftes Salzburg, ausbeuten oder ganz an sich bringen.

Am schlimmsten war der Aglajer Patriarch im Gedränge — im Friaulschen so gut wie in der Nachbarschaft —, daher wollte ihm Innocenz IV. jährliche 2000 Mark Subsidien beim Ungarnkönige erwirken. Berthold klammerte sich an die Sponheimer und schloß mit Herzog Ulrich III. von Kärnten zu Stein (1250, September) ein Bündniß wider den verhaßten „Vogt", den Görzer Mainhard, der mit seinem Bruder Albrecht und dem gleichnamigen Grafen von Tirol, seinem Schwiegervater, zum Ueberfalle der salzburgischen Besitzungen am Gemärke Tirols und Kärntens, insbesondere um Windischmatrei, rüstete.

Es ging wirr durcheinander in den Herzogthümern der Babenberger. Steiermark hatte so gut wie keinen Herrn; Oesterreich nur einen halb anerkannten, den Badenser Hermann, aber charakteristisch ist es, wie schnell sich der „Reichsverweser" Otto von Bayern mit diesem Prätendenten verglich und zur päpstlichen Partei abschwenkte. Mit des Kaisers Geltung ging es ja zur Neige und vielleicht ließ sich bei dem Gegenkönige günstigen Falles Oesterreich ganz oder zum Theile für Bayern herausschlagen. Da starb, 4. Oktober 1250, Hermann von Baden und hinterließ zwei Kinder, Friedrich, den nach-

mals bis zum Tode getreuen Genossen des letzten Staufen Konradin, und Agnes, später Gemahlin des letzten Sponheimers am Kärntnischen Herzogstuhle.

Drei Monate später (13. Dezember) hatte der Staufenkaiser, ungebrochen im Kampfe für seine höchsten Lebenszwecke, ausgerungen. Er starb zu Fiorentino mitten im Zuge wider den Kirchenstaat, und sein letzter Wille verfügte das, was 1248 am Platze gewesen wäre, jetzt schwieriger durchführbar erschien, die Erklärung seines Enkels Friedrich zum Erben Oesterreichs und Steiermarks. Aber dieser Enkel gelangte gar nicht zum Versuche, das großväterliche Testament wahr zu machen. Bald verscholl er, dem Gerüchte nach von seinem Halbohme Manfred, des Kaisers natürlichem Sprößling, vergiftet (1251).

Graf Mainhard von Görz trat in Folge des kaiserlichen Testamentes, hauptsächlich jedoch zu Gunsten des südlichen Ghibellinenkrieges und der Rüstungen wider Salzburg, von der steiermärkischen Statthalterschaft zurück, und Steiermark und Oesterreich waren sich nun vollständig überlassen.

So nahte die Zeit der politischen Annexionen. Friedrich's II. Sohn, Konrad IV., mußte bald Deutschland preisgeben, und Wilhelm von Holland, der „Pfaffenkönig“, wie man ihn nannte, war des Reiches nicht mächtig. So verschwamm das österreichisch-steirische „Interregnum“ mit dem gemeindeutschen und die Erndte für Böhmen und Ungarn war gekommen.

Im Premyslidenreiche waren sich kurz zuvor König und Thronfolger, Vater und Sohn in Waffen gegenüber gestanden. Gegen Wenzel I., den antistaufisch gewordenen Parteigänger des römischen Stuhles, erhob sich 1248 sein zweitgeborner Sohn, Premysl Otakar, nach des Bruders Tode Markgraf von Mähren und Erbe des Reiches, an der Spitze „staufisch“ gesinnter Barone. Man bedurfte eben eines Aushängschildes zur Empörung. Der alte König gerieth hart in's Gedränge, trotz der geistlichen Waffen seines Verbündeten Papst Innocenz IV., aber dann überfiel er die durch seine eidliche Zusage sicher gemachten Gegner und zwang den Sohn zur Unterwerfung (20. September 1249). Doch bald glich sich die Fehde aus und blieb auch ein Stachel im Herzen Wenzel's I. zurück, nach außen standen Vater und Sohn, beide jetzt antistaufisch, den entscheidenden Nachbarfragen, zunächst der österreichischen, einträchtig gegenüber. Im Auftrage Wenzel's greift 1251 (Frühjahr) Otakar den Baiern [illegible] an, [illegible] auch das begierige Auge auf Oesterreich heftete.

Die Reimchronik des Steiermärkers Ottokar, des Dienstmannes der Lichtensteiner von Murau, einst grundlos „von Horneck“ geschrieben, trotz aller Parteifärbung und innerer Mängel die Hauptquelle der damaligen Zeitläufe, spricht von einem Landtage zu Triebensee, den die österreichischen Herren abhielten (1251), um, der Herrenlosigkeit müde, sich einen der Söhne der Babenbergerin Konstanze vom Meißner Hofe als Landesfürsten zu holen. Ein bedeutender Forscher hat diesen Landtag in das Gebiet unhistorischer Ueberlieferung verwiesen, und in der That übte er gar keinen Einfluß auf die Gestaltung der späteren Ereignisse. Wir möchten ihn jedoch als Parteitag der babenbergisch gesinnten Ständeschaft festhalten und auch die Sendung derselben an den Meißner Hof und Wenzel's I. erfolgreiche Zwischenaction, das Umkehren der überredeten Sendboten am Wege von Prag heimwärts, nicht ableugnen. Aber weit entscheidender war das Hervortreten einer přemyslidischen Ständepartei in Oesterreich, die Otakar, der junge unternehmende Markgraf, von Mähren aus leicht gewinnen konnte.

Mächtige Landesedle, wie die Chuenringer, insbesondere aber die österreichischen Liechtensteiner, schaarten sich um den thatkräftigen glänzenden, freigebigen Königssohn von bedeutender Zukunft, und so bedurfte es allerdings nicht jener Ablenkung der Botschaft nach Meißen, um im Spätherbste 1251 die přemyslidische Besitzergreifung von Oesterreich anzubahnen.

Vom November des Jahres 1251 datirt die wichtige Thatsache. Schon zu Ende des Jahres 1251 (6. Dezember) wurde dem böhmischen Thronfolger zu Wien gehuldigt, welche Stadt fortan der neue Landesherr durch kluge Begünstigungen verpflichtete. Wien und Wiener-Neustadt betonten in ihren Unterwerfungs-Urkunden das Erbrecht der babenbergischen Seitenverwandten, dem kein Abbruch geschehen sollte. Dieser Vorbehalt wog nicht schwer, und zur Beruhigung der wenigen legitimistisch Gesinnten schloß der jugendkräftige Přemyslide einen freudenlosen und unfruchtbaren Ehebund mit der alternden 46jährigen Wittwe Margarethe, deren Hand noch nicht gar lange zuvor P. Innocenz IV. dem Grafen Florens von Holland bestimmt hatte. Schon am 11. Februar fand die Verlobung statt; ihr folgte (8. April) bald die prunkvolle Vermählung zu Haimburg und die kirchlichen Ehehindernisse, welche gegen Přemysl Otakar's Frau als Schwiegermuhme sprachen und in ihren etwaigen Wittwenschaftsgelübden wurzeln mochten, räumte die nachträgliche Ehedispens des römischen Stuhles (1253, 4. und 5. Juli) aus dem Wege. Die babenbergische Gattin übergab dem böhmischen Gemahle eine

„goldene Handveste", offenbar den österreichischen Freiheitsbrief vom Jahre 1156, den kleinern, oder echten. P. Innocenz IV. hielt große Stücke auf den Premysliden als williges und tüchtiges Rüstzeug der streitenden und herrschenden Kirche. Derselbe Legat Velascus, der die förmliche Ehedispens überbracht, nahm den bündigen Obedienzeid des Premysliden und seine Anerkennung des Königthums Wilhelm's von Holland, dieses „Pflänzchens" päpstlicher Gunst, entgegen. Ja ein förmliches Concordat schloß Otakar mit der Curie ab und durfte um so gewisser auf ihre Willfährigkeit zählen.

Aber daß der Premyslide auch das zweite Land der babenbergischen Erbschaft, die Steiermark, festhalten wollte, daß er Wiener-Neustadt, in der alten Püttner Mark, damals auf steierischen Boden, sich huldigen ließ, als Landesfürst allda sich urkundlich geberdet, 1252, April, August, und den 17. Mai 1253 im Oberlande bei Leoben weilte, gleichwie aller Wahrscheinlichkeit nach im September 1252 zu Graz, somit über eine Machtstellung im Steierlande verfügte, war dem Papste höchlichst unangenehm. Denn auch mit dem Nachbar des Premysliden, K. Béla IV. von Ungarn, will es Innocenz IV. nicht verderben, und dieser hatte ja im Sommer 1252 allem Anscheine nach die Steiermark annectirt. Wohl gab es zunächst Parteigänger des bayerischen Wittelsbachers Heinrich im Lande (Dietmar von Weissenek wird als ihr Führer bezeichnet), und zur Zeit als die Oesterreicher daran gingen, sich einen Landesherrn zu verschaffen, sollen die Steiermärker dem Bayern den Herzogshut zugedacht haben. Aber sein eigener Schwiegervater Béla nöthigte den Wittelsbacher, die Hand vom Angebote wieder zurückzuziehen und dem Arpáden freies Spiel zu lassen. Die wittelsbachische Partei schlug unter der Wucht der ungarischen Drohungen und Versprechungen in die arpádische um, sie gehorchte der Logik der Thatsachen. Steiermark wurde arpádisch und der Ungar Ompud (? Ainbold nennt ihn der Reimchronist) Statthalter des Königs. Um die Annexion zu legitimiren, ließ sich Béla IV. die Besitztitel von Gertrude, der Rivalin Margarethen's, übertragen. Dafür sicherte er ihr als „Herrin von Judenburg" nicht geringes Witthum im Lande und sorgte für einen dritten Gemahl, einen Rostislawicen von Halitsch; doch wurden sich Beide bald überdrüßig.

Wenn nun, nach Allem zu schließen, Otakar II. im Herbste 1252 nach Graz kommt, sicherlich aber im Frühsommer 1253 im steierischen Oberlande weilt und hier Edelherren ersten Ranges, Dietmar von Weissenek, Wulfing von Stubenberg, Ulrich von Liechtenstein, neben dem Landschreiber der Steiermark, Witego, als Zeugen

einer otakarischen Urkunde auftauchen, überdies der Zeitgenosse und Landsmann, der die große Reimchronik schrieb, von der Vertreibung des ungarischen Hauptmannes „Ainbold" und der Landeshauptmannschaft otakarischer Parteigänger, allerdings verworren, gedenkt, so erscheint es zweifellos, es habe der Přemyslide mit Hülfe einer starken, der hergebrachten Personalunion Oesterreichs und Steiermarks günstigen Partei, die kaum begründete Arpádenherrschaft in letzterem Lande wieder gebrochen, und der große combinirte Angriff Ungarns und Bayerns gegen Oesterreich und Mähren im Sommer 1253 sei das entscheidende Mittel gewesen, dies zu rächen und die eingedrungene otakarische Herrschaft allda wieder aus den Angeln zu heben. Die Furchtbarkeit dieses Angriffes, wobei Otakar von seinem Vater keine Hülfe erhielt, scheint aber dennoch nicht Otakar's Herrschaft in der Steiermark entwurzelt zu haben. Denn eben in jener besprochenen Zusage Otakar's an den Kardinallegaten vom 17. September 1253 zu Gunsten K. Wilhelm's ist von der Entgegennahme Oesterreichs und Steiermarks als Reichslehen aus dessen Hand die Rede. Ueberdies trifft den 17. Dezember 1253 der Přemyslide eine urkundliche Verfügung als steiermärkischer Landesfürst, während uns vor dem Jahre 1254 keinerlei Thatsache vorliegt, welche auf seine Verdrängung aus der Steiermark durch die Arpáden und deren Herrscherwalten daselbst schließen läßt. Aber doch muß Otakar die Unhaltbarkeit dieses Besitzes für die Länge, Angesichts der Bestrebungen Ungarns, erkannt haben. Auch gab sich der Papst alle Mühe, den Frieden zwischen beiden Theilen herzustellen, daß er den Přemysliden zum Ausgleiche drängte. Vor Allem darf aber nicht übersehen werden, daß den 22. Herbstmonat 1253 Otakar's Vater, Wenzel I., verstorben war und die Anfänge der böhmischen Reichsherrschaft die ganze Thätigkeit Otakar's in Anspruch nahmen.

So entschied er sich denn für den Ausgleich mit Ungarn in der steiermärkischen Frage. Den 3. April kam zu Ofen ein wichtiger Friede zu Stande. Otakar tritt die Steiermark an die Arpáden ab; jedoch mußte die wiederhergestellte Ungarnherrschaft eine wichtige Gebietsabtretung eingehen. Denn alles Land jenseits des Semmerings und der Wasserscheide der Mur fiel nun an Otakar II., so daß die heutige Ländergrenze festgestellt erscheint; ausgenommen das Ennsthal bis zur Ausmündung des Paltenthals bei Schwarzenbach im heutigen Rotenmanner Bezirke, welches auch von der Steiermark abgetrennt erscheint. Es geschah dies zu Gunsten des Verwandten und Bundesgenossen Otakar's, des Salzburger Er-

wählten Philipp, der von den Ungarn 1252 in Hinsicht der großen Besitzungen des Hochstiftes in der Steiermark bedrängt, bei Otakar Klage führte und mit ihm einen Schutz- und Trutzvertrag abschloß.

So blieb denn Otakar, der König Böhmens, auch nach dem Ofener Frieden in starker Stellung auf dem Boden des Ostalpenlandes und mit ihm die gegnerische Partei des letzten Hohenstaufen Konrad und seines unmündigen Sohnes Konradin. Denn mit Otakar hielten es die Sponheimer, der Salzburger Erwählte und sein Bruder, der Kärntner Herzog.

Beide hatten kurz vorher 1252 einen entscheidenden Sieg über die ghibellinischen Görzer und den Grafen von Tirol bei Greifenberg erfochten. Die Tiroler werden geschlagen, Graf Albrecht von Tirol gefangen, Graf Mainhard entkömmt nur mit genauer Noth dem gleichen Geschick. Die Görzer müssen sich einen demüthigenden Frieden gefallen lassen. Ihre Parteisache und ihr eigener Anschlag auf Salzburg erlitten die herbste Schlappe.

Wie nun aber die Dinge lagen, war an einen dauernden Frieden zwischen dem Böhmen- und Ungarnkönige nicht zu denken. In der Steiermark selbst kam es zum Anstoß neuer entscheidender Feindseligkeiten.

Hier konnte die Ungarnherrschaft keine Beliebtheit gewinnen, keinen gesicherten Boden fassen. Aehnlich wie Otakar im österreichischen Lande strenge Ordnung handhabte und insbesondere der Kirche ausgiebigen und berechneten Schutz verlieh, machte es das arpádische Regiment im Steierlande; nur war die Persönlichkeit des ungarischen Statthalters Banus, „Herzog“, Stephan, aus dem croatischen Geschlechte Subič, wenig beliebt, der Trotz der mächtigen Adelshäuser gleich Anfangs verspürbar und die bereits einmal beseitigte und 1254 wieder eingeführte Fremdenherrschaft um so weniger im guten Lichte, da sie ihre neuen Anfänge mit einer für die Steiermärker empfindlichen Gebietsabtretung gewissermaßen erkaufen mußte.

Zum Ueberflusse schürte der Salzburger Erwählte unter dem Landesadel gegen die Arpádenherrschaft, wie die gegen ihn 1255 gerichtete Klageschrift der Bischöfe von Freising, Passau, Regensburg, Chiemsee und Lavant dem Papste wissen macht. Es war dies zur Zeit, als die Salzburger Domherren ihren „Tyrannen“ bereits unerträglich fanden und mit den heftigsten Klagen über ihn bei der Curie den Entschluß verknüpften, eine neue Wahl durchzusetzen.

Die Wahl des Gegen-Erzbischofes Ulrich's, bis dahin Kirchenfürsten von Seckau (vom Jahre 1256), und der Verlauf seines Kampfes mit Philipp um den Besitz des Hochstiftes, im Bunde mit

Ungarn und Bayerns Herzoge Heinrich, während sein mächtigerer Gegner an dem Kärntner Herzoge und an Otakar, Bruder und Vetter, seine Stützen besaß, ist eine der interessantesten Episoden in der Geschichte der Alpenländer, aber zugleich der grellste Beweis, wie schlimm es mit der Sache eines Mannes bestellt sein mußte, der weder Genie, noch Geld, weder Thatkraft, noch uneigennützige Freunde und Gönner besaß, um ein Unternehmen durchzuführen, welches ganz anderer Mittel und Vorbedingungen bedurfte, um durchführbar zu werden. Die Geschichte, wie dieser einstige Schreiber, dann Protonotar der herzoglichen Kanzlei, endlich Bischof von Seckau, ein tüchtiger Theologe und gewissenhafter Seelsorger, mit bescheidenen Fähigkeiten in Rom mühevoll seine Angelegenheiten betreibt, bei seinem Geldmangel durch hochprocentige Geldanlehen tief verschuldet und außer Stande mit den Taxen bei der Curie aufzukommen, von ungeduldigen Gläubigern gedrängt und verklagt, 1259 von seinem siegreichen Gegner nach verlustreichem Heereszuge gefangen gesetzt, dann entlassen, 1261 unter völlig geänderten Verhältnissen der Steiermark neuerdings das Wagniß unternimmt und zweimal als zahlungsunfähiger Schuldner von Rom gebannt, 1262 wieder aus dem Salzburgischen fort muß, 1264—65 seine Abdankung als Salzburger Metropolit selbst betreibt, um endlich 1265 (1. September), der undankbaren Last als „Erzbischof ohne Land" enthoben, froh zu sein, wieder das zu werden, was er nie hätte unterschätzen sollen, nämlich Bischof von Seckau, — diese Geschichte ist ein lehrreiches Stück zur Aufhellung des staatlichen und kirchlichen Lebens jener Zeiten.

Wir sahen bereits, daß die Arpádenherrschaft in der Steiermark mehr Feinde als Freunde zählte. Zu diesen Gegnern gehörte ein mächtiger Edelherr des untern Landes, Seifried von Mahrenberg, eine Zeit lang Hauptmann des Sponheimer Herzoges von Kärnten, wo er gleichfalls namhaft begütert war und sein Standesgenosse Hartnid von Pettau. Daß der Mahrenberger dem ungarischen Statthalter Stephan Trotz bieten konnte und dieser, vom Pettauer überfallen, zur Flucht aus dem Lande gezwungen ward (1258), war doch ein schlimmes Vorzeichen arger Sachlage. Wohl kam nun der Thronfolger Béla's IV., Prinz Stephan, in's Land, um die Ordnung herzustellen. Er rückt vor Pettau, die salzburgische Stadt; Erzbischof Ulrich erscheint, von Rom aus heimkehrend, im Lager und vermittelt als Lehensherr des Pettauers den Ausgleich. Die Stadt wird an Ungarn verpfändet und während Ulrich, mit steiermärkischen Herren in seinem Solde, obenan Ulrich von Liechtenstein, einst

Dienstmann Philipp's, wider diesen Gegner in den Lungau einrückt und bald als Gefangener auf Wolkenstein im Ennsthal Muße bekommt, über den Wechsel des Geschickes nachzudenken, brechen die mit Ulrich gegen die Sponheimer verbündeten Ungarnschaaren wider Kärnten auf, erleiden aber die gleiche Schlappe, wie Ulrich's Heer.

Dies Ereigniß vom Juni 1259 füllte das Maß der Ungarnherrschaft in den Augen der widerspenstigen Adelsherren; sie hatte wiederholt sich eine Blöße gegeben. Nicht zwecklos war kurz zuvor Herzog Ulrich von Kärnten im Oberlande, zu Göß bei Leoben, in dem ältesten Kloster Steiermarks, aufgetaucht; er trat mit den Unzufriedenen in Fühlung. Niemand gewahrte jedoch mit größerer Befriedigung den Gang der Dinge im Süden des Semmerings, als K. Otakar, der Herr von Oesterreich, der dem Erwählten von Salzburg drei Mal reisige Hülfsschaaren zusandte. Der Ofener Friede war keine genügende Abschlagzahlung für den Verlust des zweiten Babenbergerlandes; sein Besitz sollte ihm bald als reife Frucht in den Schooß fallen.

1259 beging Béla IV. einen entschiedenen Fehlgriff, indem er den Sohn aus der Steiermark abrief und den einst vertriebenen Banus Stephan als Statthalter wieder einsetzte. Dadurch, daß dieser, grimmig über die Schmach, die ihm 1258 widerfahren, das „Doppelte" von dem that, „was er einst gethan", und mit Schrecken die wankende Ungarnherrschaft aufrecht halten wollte, machte ihn doppelt verhaßt, wenn wir auch an das „Martern und Würgen", von dem die parteiische Reimchronik berichtet, nicht so unbedingt glauben wollen.

Otakar's Herrschaft, als Rettung von der ungarischen willkommen geheißen, fand schon in dem Zusammenhange des Böhmenkönigs mit der unzufriedenen Partei ihre Vorbereitung. Was im Dezember des Jahres 1259 Thatsache wurde, die Vertreibung der überrumpelten Ungarn aus dem Lande binnen elf Tagen, wie die Reimchronik besagt, müssen wir als einen Act der Selbsthülfe der Steiermärker ansehen; aber Otakar stand bewaffnet im Hintergrunde der Ereignisse. Und als die Ungarn 1260 im Frühling unter der Führung des Königssohnes in die Steiermark rächend einbrachen, fanden sie die Grenze wohl verwahrt und den Heerbann der Steiermärker, verstärkt durch ein Hülfsheer Otakar's unter der Führung des Harbegger's, Grafen von Maidburg, gerüstet zur kräftigen Abwehr.

So mußten die Würfel der Entscheidung auf anderem Felde zwischen beiden Gewalthabern fallen. Der Ungarnkönig bricht in

Niederösterreich ein; bei Staatz erleidet Otakar in Folge seines strategischen Fehlers eine tüchtige Schlappe; doch bald darauf (12. Juli 1260) schlägt er mit dem Heerbanne der Böhmen, Oesterreicher und Steiermärker die Ungarn bei Kroissenbrunn auf's Haupt und erzwingt den wichtigen Preßburger Frieden mit Ungarn, der ihm die Steiermark sichert.

War der Ofener Friede der erste Markstein, von wo aus bis zum Jahre 1260 wir den ersten Anlauf zur Großmachtstellung Otakar's in den Alpenländern vollbracht sehen, so muß der letzte Friede mit Ungarn als Ausgangspunkt des zweiten Anlaufes angesehen werden. Otakar fühlt sich stark genug, der öffentlichen Meinung in den beiden Landen Trotz zu bieten. Indem er die verhaßte, unfruchtbare Ehe mit Margaretha löst, diese schon 1261, 18. October, das Hoflager meidet und ihren Aufenthalt als verstoßene Frau zu Krems nimmt; Otakar hinwieder schon den 24. October d. J. seine Vermählung mit Kunigunde, der jugendlichen Enkelin Béla's IV., feiert und hiemit die Beziehungen festigt, welche schon 1260 durch die Vermählung der meißnischen Constanze, seiner Verwandten, mit dem jüngern Béla zwischen dem Přemysliden- und Arpádenhofe angebahnt worden waren, erklärt er deutlich genug, er betrachte Oesterreich und Steier als durch seine Macht erworbene Länder, in denen er so gut wie in Böhmen seine Dynastie gründen wolle. Denn daran lag ihm nun um so mehr, als der römische Stuhl, wenngleich in der Ehescheidungsfrage mit Margaretha endlich doch willfährig, die drei außerehelichen Kinder Otakar's, aus seiner Verbindung mit dem Hoffräulein Agnes von Chuenring, nur schlechthin legitimirte, ohne wie Otakar wünschte, den Sohn Niklas erbfähig zu erklären.

Aber noch einer Bürgschaft seines Herrschaftsbestandes in den Alpenländern will sich der Přemyslide versichern. Oesterreich und Steiermark sind Reichslehen, und so sucht denn Otakar II. auch lehensmäßige Rechte nach.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die verwickelten Angelegender deutschen Königswahl nach dem Tode des Staufen Konrad IV. (1254) und des holländischen Wilhelm (1256) zu erörtern. Die Andeutung muß genügen, daß die Wahlfürsten Deutschlands, unter Führung der drei geistlichen Standesgenossen (1257), zwei Jahre nach Otakar's kurzem Kreuzzuge wider die Preußen, die Reichskrone zur Waare ausländischer Kauflust machten, nachdem 1254 der Přemyslide als Throncandidat aufgestellt erscheint.

Zwischen der Partei K. Alphons X. von Castilien und der

Richard's von Cornwallis, Bruders K. Heinrich's III. von England, stand der mächtigste Fürst des Reiches, Otakar II., der Sohn des Přemysliden und der Staufentochter, von dem man später sagte, der Kölner Erzbischof habe ihm selbst die Krone angeboten. Otakar's Uebertritt zur Partei Richard's entschied dessen Uebergewicht. Der Schattenkönig bedurfte eines Rückhalts im Reiche und wußte das politische Gewicht des Böhmenkönigs abzuschätzen. So vermochte Otakar leicht den richardischen Freiheitsbrief vom 29. August 1262 zu erwirken, welcher ihm Oesterreich und Steiermark nach Lehensrecht übertrug.

Zwischen den Jahren 1262—1270 gipfelt Otakar's Macht in dem Alpenlande. Wir wollen nun die Hauptpunkte dieser Vorgänge im Geiste festhalten. Es liegt etwas Außergewöhnliches im Wesen des Böhmenkönigs, der Geist des starken Wollens und kräftigen Handelns beseelt ihn. Ist er auch kein großer Staatsmann, kein großer Feldherr, so weiß er doch weitreichende Pläne zu verfolgen und mit tapferem Arme die Nachbarn einzuschüchtern. Daß ihm der Gedanke, das ganze Ostalpenland unter seine Botmäßigkeit zu bringen, immer entschiedener beherrscht, ist ebenso zweifellos als die Thatsache, daß er die Gunst Roms und der Kirchenfürsten seines Gebietes deshalb sucht, deshalb das Wiederaufleben der Staufenmacht unter Konradin insgeheim bekämpft, um sich die Wege zur Erreichung dieses Zieles offen zu halten.

Er ist kein Schleppträger Roms und ebenso wenig von spezifisch böhmischer Politik geleitet, denn immer weiter in die südlichen deutschen Reichslande verlegt er den Schwerpunkt seiner Staatspläne. Aber er versteht es auch, tüchtige Leute seinen Zwecken dienstbar zu machen und selbstverständlich ist es, daß so mancher Plan seiner Staatskunst den Entwürfen eines solchen Rathgebers den Ursprung verdankt. Der bedeutendste darunter, den Meister Peter, Propst von Wissegrad, Kanzler des böhmischen Reiches, an Blick und Einfluß weit überragend und seit dem Tode Woko's von Rosenberg, des Statthalters der Steiermark (3. Juni 1262), um so wichtiger im Rathe der Krone, ist Bruno, Bischof von Olmütz, aus dem Hause der holstischen Grafen von Schaumburg.

Es giebt wenig Persönlichkeiten, die sich mit so viel Treue und Geschick neben einer bedeutend angelegten, eigenwilligen und leidenschaftlich viel begehrenden Herrschernatur als deren erste Rathgeber einflußreicher zu behaupten verstehen und mit staatsmännischem Talente das Geschick verbinden, ihren Einfluß dem Regenten nicht lästig zu machen, seine Eifersucht, seinen Verdacht zu vermeiden. Wenige

Kirchenfürsten besaßen einen so weiten Blick für die großen politischen Fragen und vermochten so wie Bruno, ohne das Standesinteresse zu verleugnen, über dem Parteigetriebe Stellung zu nehmen. Ein Grundzug des „Herrn Braun" war praktische Tüchtigkeit in diplomatischen, juridischen und administrativen Geschäften, rastlose Arbeitskraft, Schnelligkeit und imponirende Würde, eine seltene Mischung theologischer und weltmännischer Bildung, welche letztere nie vergessen ließ, daß Bruno reichsgräflichem Hause entstamme. Die Urkunden dieses Zeitraumes beweisen, daß er nie an der Seite des Königs fehlte, wo es bedeutenden Unternehmungen, wichtigen Staatsactionen galt, und doch blieb ihm bei diesen verwickelten Aufgaben Muße genug, seines geistlichen Amtes zu walten, Theologisches zu schreiben und noch mehr für Staatsschriften die Feder zu brauchen, mit gewissenhafter Strenge den Beamten der Krone abzugeben, und die Angelegenheiten des eigenen Bisthums und dessen großen Landbesitzes nie aus den Augen zu verlieren.

Dieser Mann, Otakar's erster Minister ohne Frage, erscheint seit August 1262 als Landeshauptmann der Steiermark, in einer zweifellos schwierigen Stellung. Doch mußte er oft das Land für lange meiden, um im Gefolge des Königs als vornehmster Rathgeber seines Amtes zu walten, wichtige Sendungen auszuführen und die diplomatische Correspondenz zu leiten.

Es ist schwer zu sagen, was in Otakar's politischen Plänen sein Eigenthum ist, oder was seinem Rathgeber zufällt. Jedenfalls liefen die großen Geschäfte durch Bruno's Hände und fanden in seinem Kopfe gewiß nicht selten den Ausgangspunkt oder doch ihre Klärung und Richtschnur.

Es wurde bereits gesagt, daß Otakar beflissen war, sich mit Rom und mit den kirchlichen Gewalten auf gutem Fuße zu erhalten. Aber er wahrte dabei auch seinen Vortheil. Er wollte an den Kirchenfürsten von Passau, Freising, Bamberg, vor Allem an dem Metropoliten von Salzburg, an den Landesbischöfen von Seckau ergebene Freunde besitzen. Dies zeigt sich auch in der oben angedeuteten Salzburger Fehde.

Als Ulrich von Seckau 1262—63 sich neuerdings seines Erzbisthums bemächtigen wollte, fand er an dem Bayernherzoge Heinrich einen eigennützigen Helfer, der den Sponheimer Philipp eben als Schützling Otakar's verdrängen und so zu eigenem Vortheil den Einfluß des Přemysliden im Erzstifte brechen will. Doch dieser erhält abermals die Vogteigewalt über die Salzburger Hochkirche übertragen, denn der Papst grollt dem unseligen Seckauer

Candidaten, und Otakar drängt den gewaltthätigen Bayer aus dem Lande. Unter der Aegide des befreundeten römischen Stuhles besetzt Otakar zu eigenstem Nutzen alle diesseit im Steiermärkischen gelegenen Schlösser und Orte Salzburgs.

Als nun 1264 der Sponheimer Philipp, des Haders müde und von Rom längst fallen gelassen, das Hochstift aufgiebt, sein gebeugter Nebenbuhler die Abdankung und den Frieden einem unseligen Scheinbesitz vorzieht, und bald darauf (1266) die Heerschaaren Otakar's unter dessen persönlicher und unter Bruno's Führung den Krieg nach Bayern tragen, aber ohne günstigen Erfolg, vermittelt die Curie den Frieden, und der Premyslide weiß nun die Sachlage sehr vortheilhaft für seine Zwecke zu gestalten. Bischof von Passau wird sein Verwandter, der Piast Wladislaw von Teschen, dem bald darauf das Erzbisthum Salzburg zufällt, während den so erledigten Passauer Stuhl sein Lehrer Peter von Breslau besteigt. So fallen zwei wichtige Bisthümer befreundeten und ergebenen Persönlichkeiten zu, und andererseits dient die Wiener Legaten-Synode von 1267 mit ihren zeitgeschichtlich wichtigen Beschlüssen nur zur Stärkung der guten Beziehungen zwischen Rom und dem Könige.

Das nächstwichtige Ereigniß im Herrscherwalten des Premysliden berührt sich mit dem Steierlande.

Hier handhabte Bruno mit starker Hand die Statthalterschaft und die mächtigen Herren mußten sich fügen lernen. Durch seinen Notar Helwig aus Thüringen ließ er 1265 ein wichtiges Raitbuch (Rationarium) oder Hubbuch anlegen, in welchem alle genau zu erhebenden landesfürstlichen Kammergüter, Kammergefälle und Rechte verzeichnet erscheinen.

Dieses Buch charakterisirt, im Gegensatze zu den patriarchalischen Zuständen unter den Traungauern und den Babenbergern, das Walten einer fremden schneidigen Herrschaft, welche festzustellen bemüht ist, was Recht, Besitz und Einkommen des Landesfürsten sei. 1267 im Jänner, zur Zeit als Otakar in Graz weilte, konnte auf Grund dieser wichtigen Arbeit die Bestallung und möglichst hohe Belastung der herzoglichen Nutzungsämter im Lande erfolgen.

Daß die Strenge der Rechtspflege und die genaue Wahrung landesfürstlichen Vortheiles, verbunden mit einer entschiedenen Begünstigung der Kirche, des Bürger- und Bauernstandes, vor Allem jedoch die Anspannung des Steuersäckels und gemeinen Aufgebotes zum Besten der kriegerischen Unternehmungen Otakar's, scheelen Auges von dem politisch maßgebenden Stande, dem Landesadel, betrachtet wurde, ist nicht schwer zu begreifen. Fremdherrschaft schmeckt immer

bitterer als einheimisches, angestammtes Regiment. Dem přemyslidischen Machtgebote standen die gleichen Geschlechter gegenüber, welche sich wiederholt der arpádischen Herrschaft mit Erfolg entschlugen und dabei das Bewußtsein der eigenen Kraft gewannen.

So erzählt uns denn die Reimchronik eine Geschichte, die, wie wenig wir auch der Sache auf den Grund sehen, gewissermaßen als erstes Symptom eines Mißvergnügens in maßgebenden Kreisen gelten kann. K. Otakar und Bischof Bruno unternahmen im Dezember 1267 die zweite Preußenfahrt. Auch steierische Edle mit ihren Reisigen finden sich ein; ihre Rotten befehligt Otto von Liechtenstein, Ulrich's Sohn, als Marschall. Der Kreuzzug ist ohne große Erfolge bald zu Ende. Zu Kulm vermittelt der Böhmenkönig 1268, 3. Jänner, den Frieden zwischen dem Pommernherzoge und dem deutschen Orden und ist bereits den 16. Hornung 1268 wieder in Prag zurück. Während er und Bischof Braun auf der ersten Preußenfahrt (1255) Eroberungen machte, denen zu Ehren die Städte Königsberg und Braunsberg ihre Namen erhalten haben sollten, und bereits binnen fünf Wochen den Rückzug bewerkstelligte, brauchte er diesmal sechs Wochen (3. Jänner bis 16. Februar 1268), um die Hälfte des Weges im Verhältniß zu dem damaligen Marsche zurückzulegen. Dies läßt unschwer auf eine längere Rast auf dem Heimwege schließen. Dies kommt der Erzählung des steiermärkischen Reimchronisten zu Gute. Der Pettauer Friedrich, einer der Vordersten der steiermärkischen Adelschaft, entdeckt dem Böhmenkönige eine Verschwörung der Standesgenossen, der Herren von Pfannberg, Wildon, Stubenberg und Ulrich's von Liechtenstein. Otakar läßt sie durch Eilboten in's Lager von Breslau entbieten; der dritten Aufforderung leisten sie endlich Folge, erklären den Pettauer als Verleumder, werden jedoch in Einzelhaft in böhmisch-mährische Burgen gebracht und nach 26 Wochen harten Gefängnisses nur unter der Bedingung entlassen, daß sie die wichtigsten Burgen ihres Besitzes dem Könige auslieferten, auf daß er sie brechen könne. So werden erst am Palmsonntage 1268, 1. April, die Herren wieder frei.

Daß der steierische Reimchronist als Dienstmann der Liechtensteiner von der Sache gut unterrichtet sein konnte, ist eben so sicher, als seine Parteilichkeit gegen Otakar. Eine 26 Wochen lange Haft der Herren bis 1. April 1268, in Verbindung mit dem Kreuzzuge von 1267—68, ist chronologisch unmöglich, und die Annahme, Otakar habe die Verschwörer durch Eilboten aus der Steiermark zu sich gen Breslau entbieten lassen, mit Rücksicht auf die Zeitbedingungen platterdings undenkbar. Dem Reimchronisten, der aus dem Gedächt-

nisse schrieb, begegneten da wesentliche Versehen. Die Ereignisse sind in gedrängterer Folge aufzufassen, die Hast muß verkürzt werden, die Annahme Platz greifen, jene steierischen Adelsherren seien am Heimwege von der Preußenfahrt durch nachgesendete Eilboten zur Umkehr in's Breslauer Lager entboten worden. Nicht leicht hätten sie auch unter den „Herren von Steier" fehlen können, deren der Reimchronist im Allgemeinen gedenkt. — Mit dem Jahre 1269 kommt man in größere Schwierigkeiten; da erscheint Alles längst als vergeben und vergessen. 1269, 12. Juni, finden wir Wulfing von Stubenberg, Ulrich von Liechtenstein und Bernhard von Pfannberg, den am meisten Beschuldigten, in der Umgebung des Königs zu Znaim im Mährerlande.

1268 im Dezember erscheint Bruno von Olmütz zum letzten Male als Landeshauptmann in der Steiermark. Er hatte da wohl Ordnung machen müssen. Größere Zwecke riefen ihn für immer ab; sein Stellvertreter wurde sein Lehensmann und Truchseß Herbord von Füllenstein, der im Geiste des Herrn die Geschäfte als Landesrichter weiter führte.

Keine belangreiche Gefahr scheint die Herrschaft Otakar's im Alpenlande zu bedrohen. Sie wurzelt im festen Grunde. Noch hat er nicht die Mittagshöhe seiner Machtstellung allda erreicht.

In Abwesenheit Bruno's, den 4. Dezember 1268, schließt Otakar mit seinem kinderlosen Vetter, Ulrich III., Herzoge von Kärnten und Krain, und Inhaber des Apanagegebietes Lundenburg in Mähren, auf dem böhmischen Krongute Podiebrad einen Vertrag zu Gunsten der Erbfolge Otakar's. Des Bruders Ulrich's, Philipp's, des abgedankten Metropoliten von Salzburg, wird mit keinem Worte gedacht. Der sollte, jedenfalls gegen seinen Willen, als unbequemer Mitbewerber um die Erbschaft, mit einer kirchlichen Pfründe versorgt werden, da der frühere Versuch mit Salzburg mißlungen war. — Diese Möglichkeit ergab sich durch den Tod des Patriarchen von Aquileja, Gregor von Montelongo (1269, 8. September), und sehr zu gelegener Zeit, denn bald darauf (1269, den 27. October) starb der Erblasser H. Ulrich III. Kaum einen Monat früher hatte Otakar die Wahl Philipp's zum Patriarchen beim Domcapitel durchgesetzt; aber der Mann ohne höhere geistliche Weihen konnte vom Papste nicht bestätigt werden. Er blieb wieder nur „Erwählter" von Aquileja.

Ulrich war zu Cividale gestorben als gewählter Capitano generale del Friuli, und seinen geistlichen Bruder beherrschte nur Ein Gedanke, die Erwerbung der brüderlichen Herrschaft, gelte es, was

es wolle. Der verhaßte Podiebrader Erbvertrag solle nicht Wahrheit werden.

Rasch läßt er sich zum Generalcapitän Friauls wählen, nimmt den Herzogstitel von Kärnten an und schließt Abkommen mit jener Partei in Kärnten und Krain, die der přemyslidischen Besitzergreifung abgeneigt war. Den wichtigsten Bundesgenossen hoffte er jedoch an dem neuen Ungarnkönige Stephan V. zu gewinnen, mit welchem Otakar in ernstliche Zerwürfnisse gerieth. Aber der Böhmenkönig war nicht gesonnen, sich den Patriarchenherzog über den Kopf wachsen zu lassen. Im Friaulschen war er schon als Inhaber Pordenone's von Einfluß; als Schenke von Aquileja (Bruno nahm 1263 in Stellvertretung des Königes dieses Lehen aus den Händen des Patriarchen Gregor entgegen) behielt er das Auge offen für die südlichen Verhältnisse und hatte im Kampfe Gregor's von Montelongo mit den Görzern und bei dessen Gefangennehmung durch letztere (1267) nicht müßig zugesehen. Nicht bloß das Aglajer Domcapitel beugte sich seinem Einfluß (denn nur so war Philipp's Patriarchenwahl möglich geworden), auch die Stände Friauls kamen ihm entgegen und schlossen mit Otakar das Bündniß gegen Philipp vom 1. Mai 1270.

Der Sponheimer hatte zu viel gewagt und angestrebt. Das sollte sich bitter rächen. Vergebens hatte ihm der Přemyslide durch ein Sendschreiben vom Frühjahre 1270 noch in der letzten Stunde den Kopf zurecht setzen wollen. Nun mußten denn die Waffen den Besitz des Sponheimer Erbes entscheiden. Wohl brach eben jetzt der Krieg zwischen Otakar und Stephan V. los, welcher Letztere in seinem böhmischen Vetter den ländergierigen Nachbar und Gönner der ungarischen Malcontenten haßte, und alle Hoffnung setzte der Sponheimer auf diesen willkommenen Krieg. Aber schon im Spätsommer sah sich der Arpáde zur Unterhandlung der Waffenruhe gezwungen und ließ seinen Bundesgenossen Philipp bald ganz fallen, da dieser bis zum 16. October den Bedingungen der Taidung nicht nachgekommen wäre. Nun hat Otakar die Hände frei und das Verhängniß naht dem Sponheimer im Heereszuge des Böhmenkönigs, der in die Schluß-Monate des Jahres 1270 fällt. Kärnten und Krain nimmt der Přemyslide mit bewaffneter Hand, aber ohne sonderliche Mühe, in Besitz, und Philipp, der seine Stellung als Erwählter von Aquileja preisgegeben hatte, um Kärntens Herzog zu werden, sieht sich bald an die Luft gesetzt. Allerdings hoffte er auf neue günstige Gelegenheit. Der Ungarnkönig bricht die Waffenruhe und läßt dem aus der Steiermark nach Oesterreich heimziehenden

Přemysliden bei Schottwien am Semmeringer Passe auflauern. Aber Otakar, rechtzeitig gewarnt, vermeidet diese Straße und nimmt den Weg über Aflenz, Mariazell und Turnitz gen Lilienfeld, zum Aerger der getäuschten Ungarn.

Um dieselbe Zeit, als im Frühjahre 1271 der ungarisch-böhmische Krieg mit erneuter Heftigkeit losbrach und auch der Bayernherzog Heinrich, Stephan's V. Schwager, Oberösterreich anfallen ließ, versuchte Philipp abermals loszuschlagen. Aber noch bevor er es zu einem Erfolge brachte, wurde der Preßburg-Prager Friede vom 3.—13. Juli 1271 abgeschlossen. Die lange Friedensurkunde trägt den Charakter einer europäischen Pacification an sich, so umfassend und vielseitig sind ihre Bestimmungen. Elf große und kleine Staaten erscheinen darin von ungarischer Seite, sechzehn Potentaten von böhmischer Seite eingeschlossen. Stephan V. entsagt für sich und seine Nachfolger allen Ansprüchen auf Steiermark, Kärnten, Krain und die windische Mark; er löst sein Bündniß mit Philipp, dem Patriarchen von Aglaj. Dagegen verspricht Otakar, den Prinzen Stephan, Andreas' II. nachgebornen Sohn aus dritter Ehe, nicht zu unterstützen und gestattet, daß die Burgen der nach Böhmen entflohenen ungarischen Ueberläufer an die ungarische Krone heimfallen. Eine specielle Zusage des Arpáden, den krainischen Adeligen Wilhelm von Scherffenberg und den Kärntner Niklas von Löwenberg aus seinem Reiche zu weisen, läßt uns in diesen Persönlichkeiten Gegner des Přemysliden und Anhänger des Sponheimers erkennen.

Dieser, vollständig preisgegeben, wird durch Otakar im Spätsommer 1271 bei Gelegenheit der zweiten Heeresfahrt desselben nach Innerösterreich jeder Hoffnung beraubt, wider den mächtigen Nebenbuhler aufzukommen. Was die Reimchronik von Philipp's Verzichtleistung, seiner Apanagirung mit Krems und Pösenbeug in Nieder-Oesterreich erzählt, läßt sich nur bedingter Weise schwer mit anderweitigen urkundlichen Thatsachen reimen. Denn spätestens 1273 erscheint dieser Philipp als „Statthalter" Otakar's in Kärnten, neben dem Mährer Ulrich von Dürnholz, dem eigentlichen von Otakar bestellten Gewalthaber im Lande. Offenbar wollte ihn der Böhmenkönig mit dieser Scheinwürde beschwichtigen und der eigenen Herrschaft durch das Vikariat eines Sponheimers beliebter machen. In dieser Stellung wohl überwacht, muß Philipp bis 1275 verblieben sein, in welchem Jahre er dann aus Kärnten entwich, um am Hofe des ersten habsburgischen Königes wider Otakar klagbar aufzutreten.

In Verbindung mit der zweiten innerösterreichischen Heerfahrt

Otakar's stehen zwei Ereignisse in nahem Zusammenhange, welche den wachsenden Unmuth der Steiermärker erregten und die Fremdherrschaft in gegnerischen Kreisen als „Tyrannei" brandmarkten.

Wir müssen auf die Geschicke Gertruden's von Mödling und ihrer Kinder eingehen. Im Ofener Frieden des Jahres 1254 wahrte Béla IV. der „Frau Herzogin von Judenburg" (Impirg) ihre Nutzrechte. Als Leibgedinge erscheinen in der Reimchronik die Orte Leoben, Knittelfeld mit dem Hauptsitze Judenburg am obern Murboden, Grazlub bei Neumarkt und Voitsberg mit Tobl im Kainachgelände Mittelsteiermarks. Kein Beweis kann erhärten, daß Otakar, seit 1260 Herr der Steiermark, die allerdings unbequeme Babenbergerin 1261 das erste Mal und 1271 zum zweiten Male in die Verbannung schickte. Urkundlich ist ihr Aufenthalt in der Steiermark bis 1263 verbürgt; wohl aber wurde ihr Sohn, der unglückliche Friedrich von Baden, Konradin's Freund, der den Titel „Herzog von Oesterreich und Steiermark" für sich in Anspruch nahm, bald nach 1261 vom Hofe Otakar's verbannt. Gertruden's Tochter gab der Böhmenkönig dem Sponheimer Herzoge Ulrich III. zur Gattin (1263). Dies und der Umstand, daß Gertrude im Hubbuche der Steiermark als „Herzogin" mit einem Nebeneinkommen von 400 Mark aus den landesfürstlichen Renten versehen erscheint (1267) läßt ebenso wenig dem Gedanken an eine Verbannung Raum. Ja, selbst die Reimchronik, Otakar's Gegnerin, bezeugt es, auch die zweite Ehe der 1269 verwittweten Herzogin Agnes mit dem mächtigen Vasallen Otakar's, Ulrich von Heunburg (1270); allerdings eine politische Maßregel Otakar's, die von Zwangsreversen oder Verzichten der Eheleute auf babenbergische Besitzrechte begleitet gewesen sein dürfte. Gertrude gab auch zu diesem Schritte Otakar's ihre Zustimmung. Wir müssen sie also auch 1270 noch im Lande denken. Aber das Mißtrauen gegen ihren Anhang, Seifried von Mahrenberg an der Spitze, war im Wachsen. Auch die Enthebung des Heunburgers von der Kärntner Landeshauptmannschaft (vom Herbst 1271) hängt damit zusammen. Sicher ist es, daß spätestens 1271 Gertrude das Land verlassen mußte und ihr Leibgedinge eingezogen ward. Die Erzählung der Reimchronik, wie des Königs Scherge, Konrad, Propst von Brünn, die arme Frau in gewitterschwerer Nacht zur Abreise zwingt, hat sonst keine Zeugenschaft. Gertrud starb in Meißen, lange nach Otakar's Falle. Noch 1288 lebte dieser letzte Babenberger Sproß zu Suselitz in Klosterstille. 1268 hatte ihr Sohn den Tod am Schaffot gefunden.

Hart und unpolitisch erscheint die Maßregel und noch mehr

nimmt das Gefühl gegen Otakar Partei, wenn man erfährt, wie der Böhmenkönig, schwer gereizt durch das Wegbleiben des Mahrenbergers von der Begrüßung des Landesfürsten am steirisch-kärntnischen Gemärke (Herbst 1270) den Mißvergnügten durch den Dürnholzer in Gefangenschaft locken, nach Prag schaffen, und allda martervoll hinrichten ließ. Aber auch hier mahnt die alleinige Zeugenschaft der Reimchronik zur Vorsicht. Der Adel Steiermarks und Oesterreichs begann immer mehr den König und seine eiserne Hand zu hassen, denn gern brach er die Burgen der Widerspenstigen und war den Städten, dem Bürgerthum geneigt, so daß er, als er 1271 von Kärnten durch die Steiermark heimwärts zog, nach den Worten der Reimchronik, „in jeglicher Stadt drei Tage blieb und sich die Zeit vertrieb mit Reigen und Tanzen".

Er stand auf der Mittagshöhe des Lebens und seiner Erfolge. Alles östliche Alpenland bis an den Küstensaum der Adria gehorchte seinem Machtgebote und schloß sich an die angestammte Herrschaft im Quellenlande der Elbe, March und Oder. 1272, den 2. April, stirbt der Schattenkönig, der englische Richard. Mag auch die Wahlbotschaft des Kölner Erzbischofes im August des Jahres nach Prag an den mächtigsten Fürsten des Reiches mehr Histörchen sein, Eines konnte Otakar hoffen, daß ohne ihn die deutsche Königsfrage nicht entschieden werden dürfe. Im selben Jahre (2. August) scheidet ein bedeutender Widersacher, König Stephan V. von Ungarn, aus dem Leben. Eine hadernde Regentschaft, die Kumanierin Elisabeth, Stephan's Wittwe und ihr Günstling Pektari an der Spitze, führt das Ruder für den unmündigen Ladislaus V. Politische Mißvergnügte, der Güssinger Graf, dann der Tavernikus Budamér, suchen am böhmischen Hofe ihren Halt. Eine entsetzliche Anarchie regt sich im Arpádenreiche und lockt den Přemysliden zum Eingreifen. Sein Staatsmann Bruno entwickelt in einer langen Denkschrift (1273) dem römischen Stuhle die Gefahren, denen die christliche Kirche jenseits der Lejtha zu verfallen drohe. Die Ermordung des Prinzen Béla, Bruders Ladislaus', durch den Güssinger, der von Otakar wieder zur Regentschaft überging, läßt bald (Sommer 1273) den Přemysliden als Rächer und Eroberer in Westungarn auftreten. Der Friede mit Ungarn ist die letzte Gunst des Geschickes, denn die Septemberwahl des Habsburgers zum deutschen Könige eröffnet die Zeiten des Niederganges und tiefen Falles.

11. Die Anfänge der Habsburger wie anderer großer Geschlechter ruhen im tiefen Dunkel, das keine sichere Kunde erhellt. **Die genealogischen** Mühen und Spielereien früherer Zeiten,

wonach die Habsburger biblischen, römischen (Anicier, Perleonen), merowingischen Ursprunges erschienen — wurden eben so frühe in ihrer Richtigkeit erkannt. Mehr Beachtung verdiente schon die, namentlich von Guilliman verfochtene, Ansicht von dem Zusammenhange der Habsburger mit den alten Grafen von Winterthur oder Vindonissa, wie es in den Tagen der Römerherrschaft hieß. Aber auch da findet sich kein fester Halt. Da gaben die Forschungen M. Herrgott's in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den Anstoß zu umfassenden, kritischeren Arbeiten. Sein etichonisches System, wie man es nennt, wonach Eticho, ein Alemannenherzog des 7. Jahrhunderts, Stammvater der Häuser Habsburg, und Lothringens sei, ist allerdings nur Hypothese und kam in's Gedränge, als die Forscher im Schweizer Kloster Muri, des Lieblingsstiftes der alten Habsburger, Guntram, den reichen Grafen des 10. Jahrhunderts im Elsaß und Schwabenlande, als Ahnherrn der Habsburger hinstellten. Jedenfalls giebt es keine urkundlich gesicherte Genealogie der Habsburger vor dem 10., 11. Jahrhunderte; weiter hinauf führen bloß Wahrscheinlichskeitsschlüsse. Aehnlich verhält es sich mit der Urverwandtschaft der Häuser Habsburg und Lothringen. Sie steht fest vom 11. Jahrhundert ab, doch bleibt die geschlossene Ableitung der Lothringer von jenem Eticho und der früheste Zusammenhang der Häuser gleichfalls hypothetisch. Noch minder erwiesen ist die gemeinsame Ableitung der Habsburger und Zähringer von jenem Guntram.

Alemannisch war das Habsburger Geschlecht; im Elsaß, in der Nordschweiz und im Schwabenlande war es begütert, als um die Mitte des 11. Jahrhunderts die Söhne Kanzelins (Lanzelins), Bischof Werner von Straßburg, der Stifter von Muri und sein Bruder Graf Radboto, Gemahl der Lothringerin Ida, der Ueberlieferung gemäß die Habichts- oder Habechsburg = Habsburg, bei Windisch an der Aar, im gleichnamigen alemannischen Gaue erbauten. Das bisher für den Historiker namenlose Geschlecht heißt nunmehr Habsburger. Im Aar- und Thurgau wurzelte der Kern seiner angestammten Besitzungen auf dem Boden der heutigen Schweiz, aber weit nach Osten und Süden bis gegen Churrhätien und an das Ufer des Vierwaldstättersee's, wo der St. Gotthardstock (der mons Adula) die alemannische Schweiz abgrenzt, verästelten sich im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts die Güter, Lehen und Vogteirechte Habsburgs und erweiterte sich der Kreis mächtiger Verwandtschaften.

Graf Rudolph II., der „Alte“ († 1232), der Sohn Albrecht's III., des Reichen, und Ida's von Bregenz-Pfullendorf, erwirbt die

bedeutende Herrschaft Laufenburg am Rheine und erscheint im Bereiche der Thalgemeinden des Vierwaldstättersee's: Luzern, Schwyz, Uri und Walden (Ob- und Nieder-Walden) als Reichsvogt. Gemahl einer Staufin, genoß er der Gunst Friedrich's II., doch nahm der Kaiser jene Gemeinden wider alle Uebergriffe der Vogtei in Schutz. Rudolph des „Alten" Söhne: Albert IV. († 1240), der die Hauptlinie fortsetzt, und Rudolph II. der „Jüngere" († 1249), Ahnherr des Laufenburg-rheinfeldischen Seitenzweiges der Habsburger, scheiden sich in ihrer politischen Gesinnung. Albert IV., obschon durch seine Gemahlin Heilwiga mit den mächtigen Kyburgern verschwägert, ist nicht wie diese antighibellinisch, sondern bleibt der staufischen Partei zugethan, während sein Bruder Rudolph der gegnerischen Seite zuneigt.

Noch bei Lebzeiten des Großvaters, Rudolph I., kam Albrecht's IV. Erstgeborner, Rudolph III., der Begründer der Größe seines Hauses, 1218, den 1. Mai zur Welt. Daß Kaiser Friedrich II. zum Pathen des Kindes erbeten wurde, ist für die Stellung des Hauses zu den Staufen bezeichnend. Im gleichen Monate und Jahre starben die Zähringer aus und großes Erbe gelangte an die kyburgische Verwandtschaft Habsburgs.

Rudolph's III. Vater zog noch in rüstiger Manneskraft nach dem gelobten Lande und starb allda 1240. Mit zwei und zwanzig Jahren ward nun der Erstgeborne Albrecht's IV. zur Führung des Hauses berufen. Von Brüdern und Schwestern ist bloß Elisabeth als Gattin Friedrich's von Zollern, des Burggrafen von Nürnberg, erwähnenswerth.

Staufisch gesinnt wie sein Vater, gerieth Rudolph III. alsbald in Kampf mit der Nebenlinie Habsburg-Laufenburg, mit dem kinderlosen Ohme Hartmann von Kyburg und wurde von Papst Innocenz IV. mit dem Banne, die Unterthanschaft mit dem Interdicte belegt. Als 1250 K. Friedrich II. starb und Konrad IV. den letzten Rest staufischer Hoheit festzuhalten bemüht war, blieb Rudolph mit den Städten Konstanz, Zürich, Basel, mit Schwyz und Unterwalden staufisch und gerieth deshalb mit dem Bisthum Basel in Kampf (1252), was seine zweite Bannung nach sich zog. 1254 starb K. Konrad IV. und die alten Parteikämpfe lebten sich aus, oder nahmen neue Formen an.

Unser Habsburger besaß kriegerisches Wesen, klugen Sinn und den klaren Blick für die rechten Wege, die eine gesunde, rührige Natur, ein nüchterner, dem Erreichbaren zugewandter Sinn, einzuschlagen habe, um es in eiserner gewinnsüchtiger Zeit vorwärts zu

bringen, ohne in der Selbstachtung zu sinken und den Ruf eines ehrlichen Mannes auf's Spiel zu setzen. Die unschätzbare Gabe leutseligen Wesens und kriegerische Tüchtigkeit begründeten weithin einen guten Ruf des Habsburgergrafen, der in richtiger Erwägung seiner Interessen meist mit den Thal- und Stadtgemeinden gegen den mächtigen Adel und die geistlichen Herrschaften zusammenging. So erklärt sich seine Doppelrolle in dem sogenannten „Waltherskriege" zwischen dem Bischofe Walther von Straßburg und den Stadtbürgern (1260—1261); insbesondere aber mit den mächtigen Herren von Regensburg, Toggenburg, den Eschenbachern und dem Abte von St. Gallen, als 1263 sein Oheim Hartmann von Kyburg starb und Rudolph seine Erbansprüche auf die große Verlassenschaft durchzusetzen begann. Als Kriegshauptmann der Städter demüthigt er die Gegner (1267—1268). Die Theilnahme Rudolph's an der Baseler Fehde zwischen den Patriziern und Zünften, als Bundesgenosse der Ersteren, der „Sterner" gegen die „Psittiche", die kluge Art mit der er die Feindschaft des Abtes von St. Gallen, des ritterlichen Berthold von Falkenstein, in Kampfgenossenschaft verwandelt und der Schlußkrieg mit dem Bischof von Basel fällt in die Jahre 1270—1273, bis dicht vor das epochemachende Ereigniß der Königswahl des Habsburgers.

So erfüllt rastloser Kampf sein Vorleben, ja die Ueberlieferung spricht auch von der Theilnahme Rudolph's an einer Preußenfahrt unter Otakar's Führung und führt so die Nebenbuhler späterer Tage zusammen.

Zur Zeit, als Rudolph im Spätsommer 1273 vor Basel lag, stand er im 55. Lebensjahre, in männlicher Vollkraft. Hinter ihm lag ein bewegtes Leben und einem bewegteren schritt er mit reicher Welt- und Menschenkenntniß entgegen. Drei erwachsene Söhne und mehrere heirathsfähige Töchter sicherten den Bestand und die Verzweigung des Hauses. Wohl war sein Besitz kein fürstlicher zu nennen aber bedeutendes Eigengut gehörte ihm zwischen der Aar und Reuß in der Gegend des alten Vindonissa, die Grafschaften Baden, Lenzburg, das Hauptgut der Kyburger, und bedeutender Besitz im Elsaß. Als Lehen trug er vom Reiche die obere elsässer Landgrafschaft, Murbach'sche Klosterlehen daselbst; Lehen von St. Gallen. Die Schirmvogtei über St. Gallen, Murbach, Schennis, Luzern und die Waldstädte, zahlreiche Ministerialen in der ganzen östlichen Schweiz, um Zürich, Zug, Glarus u. s. w. ergänzen das Bild einer Grafenmacht ersten Ranges.

Doch müssen wir hier innehalten, um in kurzen Umrissen das Emporkommen eines süddeutschen Geschlechtes zu zeichnen, das, bald mit Habsburg verschwägert, demselben an Macht im Ostalpenlande, wo es stammsässig war, nahezu ebenbürtig an die Seite tritt. Es ist das Haus der Grafen von Görz.

Wir sahen im sechsten Buche, dort wo von dem historischen Boden Tirols und des Görzer Gebietes die Rede war, wie die Geschichte dieses Geschlechtes mit der beider Landschaften verwachsen ist. Aus dem Pusterthale wird das Grafenhaus der „Lurngau-Heimfölser", der Stifter von St. Georgen am Kärntner Langensee, in die Isonzothalung verpflanzt und tritt, im Besitze der Aglajer Vogtei und der halben Stadt Görz, seit 1120 unter neuem Namen auf. Mainhard und Engelbert, dann Albert sind immer wiederkehrende Lieblingsnamen dieses Hauses. Sein Emporkommen im Isonzogebiete, in Friaul und in Istrien dankt das Geschlecht der Vogteigewalt als Lehen der Patriarchen von Aquileja. Aber die Vögte wachsen der Kirche des h. Hermagoras bald über den Kopf, die Patriarchen des 13. Jahrhundertes, insbesondere Berthold aus dem Hause Andechs-Meran und Gregor von Montelongo (1251, † 1269), hatten keine gefährlicheren Gegner als die eigenen Vögte, deren schon Patriarch Peregrin II. (1202, 27. Jänner) Alles, was sie unter einem seiner Vorgänger, P. Ulrich II., besessen, nebst Görz und Moosburg, als männlich-weibliche Erblehen verlieh.

Die Görzer halten gleich den Habsburgern die Staufenpartei. Der Brüder Mainhard (III.) und Albert (II.) gedachten wir bereits, insbesondere der steiermärkischen Landeshauptmannschaft des Ersteren und des unglücklichen Krieges mit den Sponheimern. Noch haben wir die Beziehungen Mainhard's (III.) zu Tirol in's Auge zu fassen und damit zugleich ein Stück der Entwicklungsgeschichte dieses Landes.

1248 erlosch das mächtige Haus der Andechs-Meraner mit Herzog Otto (V. oder II.), Pfalzgrafen Burgunds, durch Mord oder, was wahrscheinlich, in natürlicher Weise. Seine fünf Töchter verknüpften das Haus mit dem von Chalons und Savoyen, mit den Babenbergern und Sponheimern, mit den Hohenzollern, den von Orlamünde und den Truhendingern. Das reiche Erbe, das von Bayern, Tirol bis Burgund und Ostfranken und in's Donaualpenland sich verzweigte, gedieh in verschiedene Hände. Der Hauptbesitz in Tirol selbst fiel an den Schwiegervater des letzten Andechs-Meraners, Albrecht, den letzten Grafen von Tirol. Dies churrhätische Geschlecht, das mit unsicherer Genealogie von den karolin-

gischen Statthaltern Rhätiens abgeleitet wird und erst im 12. Jahrhunderte deutlicher hervortritt — verwandt mit den Grafen von Tarasp, den Gönnern der Benedictinerabtei Marienburg —, schwang sich im 13. Jahrhunderte unter dem letzten Grafen (1202, † 1253) zum mächtigsten im ganzen Lande empor, das von ihnen dann den Namen erhielt. Den größten Ländergewinn zog Albrecht aus der Vogtei über Chur und noch mehr aus der Trienter; es gelang ihm auch, die Nachbarn und Rivalen, die Grafen von Eppan (Piano), im Bozner Gebiete, zu demüthigen. Die eine Tochter, Elisabeth, Wittwe des Meraners ehelichte noch 1248 den Grafen Gebhard von Hirschburg († 1275); die andere, Adelheid, den Görzer Grafen Mainhard III. Nach dem Ableben des Schwiegervaters, der als Ghibelline und Feind des Brixner Bischofs und Administrators Trients, Egno von Eppan, desgleichen als Verbündeter der Görzer wider Salzburg, im Banne der Kirche starb, theilten die beiden Schwiegersöhne die Erbschaft.

Mainhard (III.), als Nachfolger der Grafen von Tirol der Erste dieses Namens, stand im Bunde mit dem gefürchteten Ghibellinenführer und zunächst Machthaber in der trevisanischen Mark: Ezzelin III. da Romano, dem Sohne Ezzelin's II., des „Mönches", der zunächst in der trevisanischen Mark gewaltig war, dann immer weiter, zu Folge des staufischen Sieges bei Cortenuovo (1237), um sich griff und Südtirol, das Bisthum Trient, in den Kreis seiner Parteibestrebungen zog. Ezzelin's Gesinnungsgenosse war Sodeger von Tyto, der als kaiserlicher Podesta Trient, insbesondere 1245—1253, verwaltete und den Bischof Egno fern hielt.

1258 starb Mainhard (III.) I. und seine beiden Söhne Mainhard (IV.) II. und Albert II. übernahmen seine Hinterlassenschaft. Der Erstgenannte ist der eigentliche Begründer der Machthöhe seines Hauses im Kampfe mit Trient, dessen unruhige Bürger er wiederholt gegen den Bischof Egno unterstützt. Oefter vom Bannfluche getroffen, aber nicht eingeschüchtert, blieb er der siegreiche Gegner des Kirchenfürsten, der, von seinen Stadtbürgern vertrieben, 1273 starb.

Schon im Jahre 1271 theilten die Görzer Brüder den Besitz, und die Scheidung der beiden Linien kündigt sich an. Mainhard II. bleibt Alleinherr der Tiroler Güter. Bildet das Jahr 1273 einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte Habsburgs, so darf es auch in der Geschichte der Görzer epochemachend genannt werden. Denn nun beginnt die entscheidende Thätigkeit dieses Mainhard, Gemahls der Wittwe des letzten Staufenkönigs Konrad's IV.

aus pfalzbayerischem Hause, im klugen und rücksichtslosen Erwerben von Land und Leuten, Lehen und Nutzungen und Festigen seiner Hoheit im Lande an der Etsch und am Inn; jene Thätigkeit von der der spätere Chronist des Klosters Marienburg, Goswin, sagt: „Viel Ungeheueres und Schreckliches vollbrachte dieser Mann im Lande; Thäler und Gaue hat er erobert, Burgen gebrochen, Ritter und Edle gedemüthigt und sich unterworfen. So ward die Grafschaft Tirol, kleiner als die übrigen, nun über alle erhoben.“ Diese Worte kennzeichnen den spätern Abschluß der Lebensthätigkeit Mainhard's, die Begründung der Landgrafschaft Tirol als eines reichsunmittelbaren Hoheitsgebietes. In dieser und noch in anderer Richtung mußte sich ihm das verpflichtete Haus Habsburg erkenntlich beweisen.

12. Es ist Aufgabe der deutschen Reichsgeschichte, die Königswahl des ersten Habsburgers zu erörtern; wir können nur des Ergebnisses kurz gedenken. Die ältere legendenartige Auffassung dieser Wahl, als Schicksalsfügung zu Gunsten des frommen Grafen von Habsburg, ist längst nüchterner historischer Auffassung gewichen. Diese bringt die persönliche Bekanntschaft Rudolph's mit dem Mainzer Erzbischofe Werner I. seit 1262 zur Geltung, ohne ihr einen ausschließlich entscheidenden Einfluß zuzusprechen und kann sich jetzt auf unverwerfliche Zeugnisse berufen, wonach sich die ganze Wahlangelegenheit vom 13. Jänner bis 1. October 1273 hinauszog, — zunächst vom Mainzer und Pfälzer in die Hand genommen wurde, neben dem Grafen von Habsburg auch Sigfrid von Anhalt als Candidaten betraf, als sich der Pfälzer die eigene Candidatur aus dem Sinne geschlagen hatte, — und vom 29. September bis 1. October endgültig zum Abschlusse gedieh. Inzwischen wurde dem Habsburger die Uebereinkunft der vier rheinischen Kurfürsten vom 11. September hinterbracht und mußte Rudolph von Habsburg jene Unterhandlungen mit den Kurfürsten angeknüpft haben, die auf Vermählung einiger Töchter mit maßgebenden Reichsfürsten hinzielten.

Das Kolmarer Jahrbuch, eine wichtige Quelle für jene Zeit, faßt in naivem Histörchentone Anfang und Ende all' dieser Negotiationen in folgender Weise zusammen: Irgend ein von den Wahlfürsten abgesandter Bote kam nach Basel und sagte, er wolle Allen den König bringen. Darauf habe er Rudolph angesprochen: „Die Wahlfürsten melden Euch, wenn Ihr Euere Töchter solchen Herren zur Ehe geben wollet, würden sie Euch zum römischen Könige wählen.“

Dieser antwortet darauf: „Dies und anderes Solches werde ich erfüllen.“ Da eröffnete der Bote Allen den Brief der Wahl und Anerkennung. Der König (Rudolph), nachdem er ihn eingesehen, sprach zu all' den Seinigen: „Habet Frieden mit Allen und gebet allen Gefangenen die ursprüngliche Freiheit.“

Der Bote war Fritz von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg. Wohl war es eine freudige Botschaft, die er in's Lager vor Basel brachte, und der erste Gedanke an die Größe der Aufgabe, an den Glanz und die Last der hohen Würde mochte das Herz des Habsburgers gewaltig erregen, ebenso wie der Verdruß darüber das Gemüth seines bisherigen Gegners, des Bischofs von Basel, der später ausgerufen haben soll: „Herrgott! Sitz' fest auf deinem Throne, sonst bringt dich dieser Rudolph auch noch herunter.“

Der Habsburger schließt den 22. September einen dreiwöchentlichen Stillstand mit dem Bischof, hebt das Kriegslager vor Basel auf; bald finden wir ihn auf dem andern Ufer des Rheinstromes. Aber noch war die Wahl nicht gesichert; Rudolph's nüchterner Sinn griff nicht blindlings nach der Gabe zweifelhaften Werthes; der Hohenzoller mußte durch Hinweis auf die Vortheile der Heirathsbedingungen und die Freundschaft des Mainzers seine Bedenken verscheuchen. Am Wege schon begegnen wir huldigenden Aufzügen der Rheinstädte. Während der Burggraf von Nürnberg nun nach Frankfurt vorauseilt, um den Wahlfürsten die Zusagen Rudolph's zu überbringen, wartet dieser zu Dieburg, in Frankfurts Nähe. Den ersten October empfängt er die Nachricht der endgültigen Wahl und hält nächsten Tag seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Das Reich hatte seinen König, vorüber war es mit der herrenlosen Zeit.

Nicht umsonst wollten sich die Wahlfürsten gemüht haben, sie waren seit zwei Jahrzehnten an „Handsalben“, wie unser Reimchronist bitter bemerkt, und leider mehr gewöhnt, als dies dem Reiche frommen konnte. Der ungeduldigste war der Trierer.

Auf der Krönungsfahrt von Frankfurt nach Aachen wurden dem neuen Herrscher, 16. October, zu Boppard die Reichsinsignien übergeben. Diese lange Zögerung, welche darin ihre Erklärung findet, daß es zu Frankfurt allerhand Interessen zu befriedigen gab, mochte dann die Legende hervorrufen, die sich z. B. im Altaicher Chronisten Eberhard findet: Rudolph sei bei der Krönung bemüssigt gewesen, in Ermanglung eines Scepters den Huldigungseid der Fürsten auf das Crucifix entgegenzunehmen.

Die Krönung fand den 24. October in Aachen statt, und ihr

folgte die Vermählung zweier Töchter des neuen Königs mit dem Pfalzgrafen Ludwig und dem Herzoge Albrecht von Sachsen.

So ging der Traum des Herrn von Klingen in Erfüllung, wonach im Kreise der Fürsten nur Rudolph im Stande war, die deutsche Krone vom Altare zu erheben und sich damit zu krönen. Ueberhaupt wob schon nach Jahrzehnten die Volkssage ihr glänzendes Gespinnst um die bedeutende Gestalt des volksthümlichen, bei Bürger und Bauer beliebten Herrschers. Die himmlische Erscheinung bei der Krönung und Rudolph's Grabesritt nach Speier, Anfang und Ende des Königthums (1273—1291), characterisiren die Auffassung, welche das Volk vom ersten Habsburger auf deutschem Throne hegte. Wie grundverschieden auch Rudolph's Politik von Friedrich des Rothbarts Entwürfen genannt werden muß, seit diesem gewaltigen Staufen ist dieser Habsburger der erste König, welcher in den Mund des Volkes kam und in dessen Ueberlieferung mit sagenhaften Zügen und idealisirten Eigenschaften ausgestattet erscheint. Die eigentliche Heimat dieser Traditionen mußte das schwäbisch-alemannische Land und Volk werden, dem Rudolph angehört.

Aber folgen wir nun weiter dem Strome der Ereignisse. Das schwerste Stück Arbeit und Lebenssorge stand noch Rudolph bevor, der Kampf um die Krone mit Otakar von Böhmen. Die vier rheinischen Kurfürsten hatten sich über die Wahl des Habsburgers geeinigt und dann zwei andere Wahlfürsten, Johann von Sachsen und den Markgrafen von Brandenburg, in die Abmachungen gezogen, ohne die Willensmeinung des Mächtigsten, des Böhmenfürsten, einzuholen. Als den 29. September die sechs fürstlichen Wähler in Frankfurt mit großem Gefolge zusammenkamen, erschienen zwei Vertreter des bayerischen Herzoges und Otakar's Sendbote Berthold, Bischof von Bamberg, an der Spitze böhmischer Abgeordneten. Bald entbrannte ein Streit über das Kurrecht zwischen den Vertretern Bayerns und Böhmens, den die Wahlfürsten begreiflicherweise parteiisch zu Gunsten des Wittelsbachers Heinrich entschieden. Für ihn arbeitete sein Bruder, der Pfalzgraf. So wurde Otakar vom Rechte der Kur ausgeschlossen. Man begreift die Kränkung und den Groll des selbstbewußten Přemysliden, als Alles ohne ihn und gegen ihn sich entschied. Zunächst bestrebt er sich, den Papst, Gregor X., seinen Gönner, dem Rudolph alsbald die Anzeige seiner Wahl und Krönung entbot, von der angethanen Schmach und der Unrechtmäßigkeit der neuen Königswahl zu überzeugen. Noch lebte [illegible] auch K. Alphon's, der spanische Schattenkönig Deutschland's, durchaus nicht gewillt, seinen Rechtstitel aufzugeben. Besonders viel

Wirkung verspricht sich der Böhmenkönig beim Papste von dem Antrage eines Kreuzzuges. Zu dem Lyoner Concil, das der Papst für den Sommer 1274 einberufen, reist der staatskluge Bischof Bruno und Otakar's ergebener Geschäftsträger, Wernhard, Bischof von Seckau. In einer Relation an die Kirchenversammlung tadelte jener scharf genug Rudolph's Wahl. Aber der Papst hatte nicht Lust der Parteigänger des Přemysliden zu werden; er nimmt das Kreuzzugsversprechen an, mahnt jedoch den Böhmenkönig von jedem Schritte gegen Rudolph ab. Dieser ist bestrebt, der Kurie auf's Willfährigste entgegenzukommen. Für ihn haben die staufischen Pläne mit Italien keinen Reiz; ihm gilt das welsche Land als die „Höhle des Löwen, in welche viele Fußspuren den Weg weisen, nicht aber aus derselben". Die Zusagen des Papstes vom Februar und Mai 1275 sind der beste Beweis, daß Gregor X. von Rudolph's Erklärungen befriedigt wurde; der Papst sucht zu Beauvais den Titularkönig Alphon's zur freiwilligen Abdankung zu bewegen, und zu Lausanne feiern Papst und der Habsburger im October die folgenreiche Zusammenkunft. Alles kömmt nun in's Reine, Otakar wird vom Papste zur Unterwerfung gemahnt und — aufgegeben.

Inzwischen hatte der neue König seine Vorkehrungen, Otakar gegenüber, getroffen. Als dieser am Reichshoftage zu Nürnberg nicht erschien, wurde allda 1274, 19. November, eine wichtige Satzung spruchreif, wonach alle seit dem Zwischenreiche verfügten Maßregeln der Reichsgewalt ungültig erklärt wurden. Es hängt dies mit dem spätern Reichsgesetze vom 9. August 1281 zusammen, das allen Verfügungen deutscher Herrscher seit 1245 jedwede Rechtskraft und Gültigkeit benahm. Jene Satzung von 1274 richtete ihre Spitze zunächst gegen Otakar's Annexionen deutscher Reichslande an der Südostgrenze und die Belehnungsurkunde Richard's vom Jahre 1262. Auch am Würzburger Tage vom 23. Jänner 1275 erschien der Böhmenkönig nicht, und erst zu Folge der dritten Vorladung nach Augsburg im Mai d. J. fand sich Otakar's Sendbote, der Seckauer Bischof Wernhard, ein. Doch führte er hier die Sprache des herben Anklägers der Kurfürsten und des Königs zu allgemeiner Entrüstung. Der Bruch zwischen beiden Machthabern war nun so gut wie entschieden und es galt nun den Reichskrieg gegen Otakar, als Verächter des Lehensherrn und der eigenen Vasallenpflicht.

Lange erwog Rudolph diesen verhängnißvollen Schritt. Denn der Gegner besaß eine große geschlossene Macht, der Bayernherzog Heinrich ward von Otakar gewonnen und deckte die Ostflanke Böhmens und Oesterreichs. Rudolph dagegen war auf die eigenen be-

scheidenen Mittel, die Zuzüge der Reichsstädte angewiesen; die Kurfürsten und Reichsgroßen rührten sich nicht sonderlich für die Interessen des neuen Königs.

Noch einmal versucht Rudolph den Ausgleich. Ende März 1276 begiebt sich der Burggraf von Nürnberg an den Hof Otakar's und machte den letzten Versuch, die Nachgiebigkeit des Böhmenkönigs herbeizuführen. Doch unbeugsam bleibt der Přemyslide; er pochte, wie die Reimchronik erzählt, auf die „goldene Handveste", die ihm den Besitz seiner deutschen Lande verbürgte. — So scheitert auch der letzte Ausgleichsversuch, und am Tage Johann des Täufers (24. Juni) erfolgt endlich die Eröffnung des Reichskrieges wider Otakar. Ganz anders hatten sich inzwischen die Dinge, sehr zum Nachtheile Otakar's, gewandelt.

Werfen wir einen Blick auf die Lage des Böhmenköniges in den Alpenländern und im Stammgebiete seiner Macht.

Es war für ihn ein empfindlicher Verlust, als 1270, den 28. April, sein Verwandter, der friedsame Erzbischof von Salzburg, Wladislaw, starb, denn der neue Metropolit Friedrich von Walchen, 1271—1273, allerdings auf leidig gutem Fuße mit Otakar, war nicht gewillt, Schleppträger der přemyslidischen Politik zu werden. Wohl aber strebte der rührige, energische Kirchenfürst, seine Selbständigkeit zu wahren und beeilte sich daher im Februar 1274 nach Hagenau im Elsaß, an den Hof des neuen Reichsoberhauptes zu kommen, diesem zu huldigen und seinen Schutz anzusuchen. Rudolph gewann an Friedrich von Walchen den eifrigsten Verbündeten im Alpenlande, der auf die Suffragane seines Sprengels und die Ministerialen dieses Gebietes einzuwirken vermochte. Von Hagenau eilt der Erzbischof nach Lyon zur Kirchenversammlung, wo der Beschluß gefaßt wurde, behufs des Reichsfriedens zur Vorbereitung eines allgemeinen Kreuzzuges Otakar's friedliche Unterwerfung herbeizuführen, falls dies aber nicht gelänge, sie mit Gewalt durchzusetzen. Auf der Salzburger Provinzialsynode vom October 1274 arbeitete Friedrich von Walchen in der gleichen Richtung. Es waren dies bedenkliche Anzeichen für Otakar, um so mehr, als auch die Haltung des neuen Patriarchen von Aquileja, Raimondo della Torre, 1274 ihm gegenüber abwehrend sich gestaltet. Da versucht es Otakar dem Salzburger gegenüber mit dem Schrecken der Waffen, und die brieflichen Hülferufe Friedrich's an K. Rudolph von Ende 1274 und aus dem Frühjahre 1275 belehren am besten, wie schwer die eiserne Hand Otakar's auf Land und Leuten des Metropoliten lastet. Anfangs Mai 1275 stürzt sich der damalige Landeshauptmann

Otakar's, Milota von Diebic und Beneschov, auf die Kärntner Besitzungen Salzburgs und verwandelt Friesach in eine Stätte der Plünderung und Zerstörung. Doch bemüht sich Otakar bald wieder, die Hand zum Frieden zu bieten.

Friedrich von Walchen band jedoch sein Geschick an Rudolph's Sache. Ebenso dachten der Passauer und Bamberger. Characterloser handelte der Freisinger, der nach beiden Seiten neigte. Am entschiedensten hielt es mit Otakar der Seckauer Wernhard, der sogar Pamphlete gegen Rudolph in Umlauf setzte; erst in der letzten Stunde fiel er ab und suchte Rudolph's Huld.

Auf dem Würzburger Tage (23. Jänner 1275) hatte sich auch der flüchtige Sponheimer Philipp eingefunden; klagbar wider Otakar als jenen, welcher ihm sein Erbe, Kärnten und Krain, entrissen. Zu Nürnberg belehnt ihn Rudolph (27. Februar) mit den genannten Ländern aus königlicher Machtvollkommenheit. Für Philipp blieb dies allerdings ein gehaltleerer Vorgang, aber er untergrub Otakar's Stellung in diesen Landen.

Aber auch die Haltung der Oesterreicher und Steiermärker darf nicht unterschätzt werden. Längst galt hier in Adelskreisen Otakar als „Tyrann". Am ersten oder zweiten Augsburger Tage (1275—76) sollen sich Unzufriedene aus diesen Ländern, der Wolkersdorfer aus Oesterreich, Hartnid von Wildon und Friedrich der Pettauer aus Steiermark eingefunden haben, mit Klagen gegen Otakar. Zu den ersten Anhängern Rudolph's in Oesterreich zählen Gundaker von Stahremberg, Kunrad von Sumerau, Ulrich von Kapellen. Histörchen von Otakar's Tyrannei — entschieden Uebertreibungen seiner harten Zwangsmaßregeln wider den bedrohlichen Zug wachsenden Abfalles — mehren sich: Otakar habe die ihm als Geiseln übergebenen Kinder verdächtiger Edeln mit Wurfmaschinen vor das Antlitz der Eltern geschleudert, Ueberbringer von Briefen Rudolph's aufgehängt u. s. w.

Am härtesten traf Otakar die Nachricht, der unverläßliche Nachbar, Herzog von Bayern, sei von ihm abgefallen und zu K. Rudolph übergetreten. Es geschah dies im Vertrage vom 21. Mai 1276. Den Wittelsbacher lockte die Aussicht auf das Land ob der Enns und die Verlobung seines Sohnes Otto mit Rudolph's Tochter Käthe. Otakar's ganzer Kriegsplan erlitt eine wesentliche Störung. Und als er nun, Angesichts der Reichsheerfahrt des Habsburgers und des bayerischen Abfalles aus seinem Gefühle stolzer Sicherheit aufgeschreckt, das Versäumte nachzuholen strebt und seine Kriegsvölker von Böhmen nach der mährisch-österreichischen Grenze, gegen Drosendorf, aufbrechen,

hatte Rudolph längst die Donaustraße gegen Oesterreich betreten und kam im entscheidenden Augenblick dem Gegner zuvor.

Es war kein großes Reichsheer, mit welchem Rudolph gegen Mainz aufgebrochen war. Nur drei Kurfürsten, der Mainzer, Kölner und Pfälzer, sodann die Bischöfe von Würzburg, Regensburg und Passau stellten Contingente: im Ganzen an 16 Fürsten und 200 Grafen und Ritter, dazu die Reichsstädte und was Rudolph an eigener Macht aufbringen konnte. Aber der starke Zuzug des Bayernherzoges stand in Aussicht. In Passau schloß sich der Wittelsbacher mit 1000 Mann an und erhielt Ober-Oesterreich als Pfand des Brautschatzes der Königstochter für seinen Sohn.

Den 10. October erschien das Reichsheer vor Linz, fünf Tage später vor Enns, dessen Bürger auf Veranlassung des Sumrauers dem Könige die Thore öffneten. Bald gewahren wir Tuln und Ybs in den Händen Rudolph's. Am 18. October begann Wiens Belagerung, denn diese Stadt hielt treu zum Přemysliden, der ihr gar ein gnädiger Herr war. Das neu errichtete Kastell in der Stadt enthielt gewiß böhmische Besatzung. Vor Allem aber konnte sich Otakar auf die Festigkeit des Stadtrichters Paltram verlassen. Ueberdies konnte das stark befestigte Klosterneuburg als uneinnehmbares Bollwerk und Deckung Wiens gelten. Aber den deutschen Reichskriegern gelang die Ueberrumpelung und Einnahme des festen Platzes.

Der Fall Klosterneuburgs, erzählt die Reimchronik, entschied die Uebergabe Wiens an Rudolph. Paltram mußte der Stimmung der gemeinen Bürgerschaft nachgeben und Rudolph kam gern der gestellten Bedingung entgegen, er möge die Handvesten der Stadt bestätigen. Wir können dieser Erzählung nicht recht Glauben schenken; urkundliche Thatsachen machen es ungleich wahrscheinlicher, daß Wien erst nach dem Frieden vom 21. November 1276 dem deutschen Könige die Thore öffnete.

Otakar war nach der zeitraubenden Belagerung Drosendorfs an's linke Donauufer gekommen, und sieben Wochen lang gab es unbedeutende Scharmützel zwischen seinem und dem Heere des Habsburgers, das am rechten Stromgestade Stellung hielt. Während jedoch die Streitkräfte Rudolph's drohend anwuchsen, stand es mit der Sache Otakar's schlimm. Der Heerbann der Steiermark und Kärntens zog in's Lager des Habsburgers.

Schon im September d. J. brachen Rudolph's Verbündete, die Görzer, in Kärnten ein und rissen die Stimmung des Landes leicht mit sich fort. Längst hatten sich die Steiermärker für den Abfall vom Böhmenkönige entschieden. Wohl kann die Gösser Ständever-

sammlung vom Ende Juli 1274 durchaus nicht als förmliche Verschwörung wider Otakar's Herrschaft gelten, wenngleich da so manches Wort im Vertrauen darauf hinauslaufen mochte. Jetzt aber entschied sich der Abfall beider Länder. 1276, den 19. September, versammeln sich im Kloster Reun bei Graz die Edelsten, voran Heinrich von Pfannberg, der Landeshauptmann Kärntens, Graf Ulrich von Heunburg, Friedrich von Pettau, Wulfing von Stubenberg, Hartnid von Wildon, Hartnid von Stadeck, Otto von Liechtenstein (dessen Vater Ulrich bereits 1275 starb) und viele Andere, so auch die beiden Schärfenberger, als „die besseren Ministerialen Steiermarks und Kärntens", und geloben, als treue Vasallen des Reiches dem K. Rudolph gehorsam zu sein, ihm mit Gut und Blut beizustehen und jeden Meineidigen wider dies Bündniß als ehr- und rechtlos zu erklären. Rasch waren die Burgen Neumarkt, Eppenstein, Offenburg, Kaisersberg und andere den Schloßhauptleuten Otakar's entrissen; bald geräth auch Judenburg, der damalige Vorort des Oberlandes, endlich auch Graz in die Hände der Verbündeten. Mit Mühe und Noth entkömmt Otakar's Landeshauptmann, Milota von Diedic, und bald erscheinen die Görzer mit den Kärntnern und Steiermärkern vor Wien.

Jetzt war Rudolph der überlegenere Theil; Otakar's Heer war entmuthigt und in seinem Rücken erhob eine gefahrdrohende Adelsverbindung ihr Haupt, die mächtigen Witigonen oder Rosenberger mit ihrer zahlreichen Sippe. Sie hatten sich förmlich in ein Bündniß mit dem Habsburger eingelassen, um ihren Groll wider den gestrengen, bürgerfreundlichen Přemysliden zu kühlen. Aber nicht minder furchtbar erschien das zum Einbruche in's Mährerland gerüstete Ungarnheer. Rudolph hatte nicht gesäumt, mit dem Arpádenhofe in ein festes Bündniß wider Otakar zu treten, den man dort unversöhnlich haßte.

Da mußte denn der Rath Bruno's von Olmütz bei seinem Herrn endlich durchdringen, er möge nicht auf Einen Wurf, der ihn leicht verderben könne, Alles setzen. Ueberdies war Otakar nicht frei von jenen Rückschlägen, die bei einem vom Glücke begünstigten Herrscher feurigen Blutes Angesichts unverhoffter Tücken des Verhängnisses, einzutreten pflegen.

So kam es denn im Wege der Unterhandlungen der beiderseitigen Schiedsmänner — Berthold's von Würzburg und des Pfälzers Ludwig auf Rudolph's Seite, und von Seiten Otakar's: Bruno's von Olmütz und Otto's von Brandenburg, des „langen" Markgrafen und Vetters des Přemysliden, — zu dem wichtigen November-

Frieden im Lager vor Wien. Er besiegelt den Fall Otakar's von der Höhe seiner Pläne und Erfolge, wahrt ihm jedoch sein Stammgebiet, einen Besitz, groß genug, um ihn noch gefürchtet machen zu können.

Otakar verzichtet auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Portenau und die Mark Eger; Böhmen, Mähren und was er sonst an Land und Leuten besitzt bleibt ihm, doch muß er dies aus der Hand des deutschen Königs als Lehen entgegennehmen, wie es alter Brauch ist. Zur Festigung des weitern Friedens zwischen den Häusern Böhmen und Habsburg wird eine Wechselheirath eingeleitet. Zu diesem Behufe muß Otakar alle seine Lehen oder sonstigen Besitzungen in Oesterreich dem römischen Könige Rudolph abtreten, der sie seinem Sohne, als Verlobten der Prinzessin Kunigunde (zunächst war Hartmann dazu bestimmt) unter dem Titel eines Pfandgutes für 40000 Mark Silber verleiht. Dagegen stattet Rudolph seine Tochter Jutta, als einstige Gattin des Thronfolgers Wenzel, mit einer Morgengabe von 40000 Mark aus, welche der Bräutigam auf die Einkünfte Oesterreichs am linken Donauufer versichert haben soll, ausgenommen die Donaustädte Krems und Stein. — Ein besonderer Punkt sichert Rudolph's Huld den Wiener Bürgern Paltram, Meister Konraden, dem Stadtschreiber und überhaupt der Stadt Wien mit allen Bürgern und Leuten. Er möge sie bei allen ihren Rechten und Freiheiten erhalten.

Daß dieser Frieden von keiner langen Dauer sein würde, bewies schon das Jahr 1277. Otakar konnte sich nicht leicht in den jähen Wechsel des Glückes finden, mit einem Federzuge gewissermaßen preisgeben, was Ziel und Inhalt der besten Jahre seines Lebens ausmachte. Schon die Huldigung an Rudolph war eine tiefe Demüthigung, und es bedurfte nicht des Abhauens der Zeltstränge, wovon ein spätes historisches Märchen handelt, um den stolzen König dieselbe in ihrer ganzen Schwere empfinden zu lassen. Ein Punkt des Wiener Novemberfriedens mußte sein Gefühl als böhmischer Landesherr bitter kränken, die Straflosigkeit, welche er den adeligen Empörern des Landes, Rudolph's Verbündeten und Schützlingen, zusagen mußte. Ueberdies lag in manchen anderen Vertragsbestimmungen der Keim leidiger Mißverständnisse und Reibungen. So wollte er die politisch erzwungene Verlobung seiner Tochter mit Rudolph's Sohne und die Uebergabe aller Besitzungen und Rechte in Oesterreich als Aussteuer der Braut möglichst hinausschieben, ja lahm legen. Darauf weist namentlich die Thatsache hin, daß Otakar seine Tochter Kunigunde als Nonne einkleiden ließ. Dagegen war ihm die Zusage des

Mahlschatzes an seine Tochter, als Verlobte des Thronfolgers Wenzel, willkommener, da diesem durch Rudolph vertragsmäßig die Mitgift der Braut auf die Landschaft Oesterreichs im Norden der Donau angewiesen wurde. Otakar's Truppen machten daher auch keine Miene, dieses Gebiet zu räumen. Dazu gesellten sich Grenzstreitigkeiten u. s. w. Nun wurde ein neuer Vertrag geschlossen, in welchem nimmer von der Heirath Kunigundens mit Rudolph's Sohne aber auch nicht mehr von Nord-Oesterreich, als Pfandgute des Přemysliden, die Rede ist. Dafür erhält Otakar das Stadtgebiet von Eger. Gleichzeitig festigt jedoch Rudolph sein Bündniß mit Ungarn. In Heimburg trifft er mit Ladislaus V. zusammen und Beide tauschen die Titel Vater und Sohn. Ueberdies war längst die Heirath einer Tochter Rudolph's mit Andreas, dem Bruder des Ungarnkönigs, geplant; aber dessen vorzeitiger Tod hinderte die Verwirklichung.

Die Nothwendigkeit, das Verhältniß Otakar's als Lehensträger des Reiches zu regeln, entsprang doppelten Beweggründen des Habsburgers. Einmal erheischte es sein Ansehen; sodann scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, doch noch in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, indem er die Römerfahrt um die Kaiserkrone anzutreten Willens war. Andererseits wollte Rudolph die Nachgiebigkeit Otakar's auf eine entscheidende Probe stellen und insbesondere seine Verbindungen mit dem Hochadel Böhmens festigen. Daher in der neuen Prager Vereinbarung vom Herbst 1277 von Otakar's Lehensfolge Angesichts des Römerzuges und von der Wiederaufnahme Aller in Huld und Gnade des Böhmenkönigs die Rede ist, die dem deutschen Könige Hülfe und Beistand gewährten. Dies galt insbesondere den Witigonen, Rudolph's wichtigsten Parteigängern in Böhmen, für die er sich wiederholt verwendet, und mußte vor Allem den Böhmenkönig aufstacheln, so daß er in einem ziemlich herben Schreiben an den Habsburger dies Zugeständniß als seiner Vollmacht zuwiderlaufend erklärt. Zwischen den Zeilen mochte man leicht die wachsende Entschlossenheit des Přemysliden zu einem neuen entscheidenden Kampfe lesen. Es bedurfte nicht der Aufreizungen seiner gemüthlosen Gattin, Kunigunde, die den König nach dem Novemberfrieden 1276 mit Hohnworten empfangen haben soll; Otakar besaß Ehrgeiz und hohen Muth genug, um einen neuen Waffengang zu wagen, um so mehr als dessen Vorbedingungen zu seinen Gunsten sprachen. Otakar rüstet in Böhmen und Mähren eifrig; im Marchgebiete Oesterreichs hat er noch Stellung. Er gab sich alle Mühe, mit Ungarn auf bessern Fuß zu treten und Ladislaus von Rudolph abzuziehen. Im Reiche unter den Fürsten war

man nicht gut auf den Habsburger zu sprechen. Die Wähler hatten auf unbegrenzte Dankbarkeit und willfähriges Wesen Rudolph's gezählt und fanden sich in ihrem Eigennutz enttäuscht; so kam es, daß sich selbst der Pfälzer und Mainzer verstimmt zeigten. Papst Nikolaus III. war auf den Habsburger nicht gut zu sprechen, Rudolph's Säumen mit der zugesagten Romfahrt verdroß ihn. Besonders günstig den Restaurationsplänen Otakar's erschien jedoch die Sachlage in Oesterreich. Wohl hatte hier Rudolph mit dem Landfrieden von 1276 (Dezember) dem Adel manches willkommene Zugeständniß gemacht, und auch die Wiener, deren Stadt Rudolph Ende November betreten, für sich zu gewinnen gesucht. Aber so manche wichtige Adelsfamilie, insbesondere das mächtige Haus der Chuenringer, begütert am böhmischen Gemärke, war den Plänen Otakar's befreundet. War er doch der „goldene" König, mit großen Geldmitteln ausgerüstet, während Rudolph so sehr an Geldnoth litt, daß er eine hohe, unter Otakar unerhörte Steuer auf das Land werfen mußte. Sie machte im weltlichen Grundherrnstande böses Blut, erbitterte aber auch die Klöster und war auch den reichsunmittelbaren Hochstiften, wie Passau, Regensburg, Freising und Salzburg, deren Lehensträger schon 1277 die Söhne Rudolph's wurden, in Bezug ihrer österreichischen Besitzungen nicht willkommen. Ohnehin mußten diese Immunitäten dem Habsburger mit freiwilligen Beiträgen aushelfen.

Vor Allem war jedoch das Wiener Patriziat auf die neue Herrschaft nicht gut zu sprechen. Paltram, der Bürgermeister, rührte sich stark für Otakar. Sogar den Güssinger (?) scheint er zu einem Einfalle nach Oesterreich aufgestachelt zu haben. Der Böhmenkönig will nun die ganze Sachlage thunlichst ausnützen. Geschenke sollen die deutschen Fürsten gewinnen. Zunächst weiß er den Bayernherzog Heinrich wieder auf seine Seite zu ziehen, denn der Wittelsbacher grollt dem deutschen Könige, daß dieser ihm Oberösterreich nicht zukommen läßt. Der Böhmenkönig gewinnt die rheinischen, schwäbischen, fränkischen Fürsten, neutral zu bleiben. Das Signal der großen, dem Habsburger verderblichen Restauration sollte der Aufstand der Wiener und Oesterreicher werden.

In der That war die Lage Rudolph's sehr bedenklich. Aber die Erhebung Heinrich's von Chuenring, Paltram's, seines Bruders und der fünf Söhne war verfrüht. Sie werden geächtet, ihre Güter confiscirt. Nur die Flucht rettete sie vor dem Tode. Es war der Frühsommer 1278 gekommen. Aber Otakar hatte auch schon den Krieg begonnen. Er sandte ein Heer nach Oesterreich und zwar ohne eigentliche Erklärung der großen entscheidenden Fehde. Alles,

was an umfassenden Rüstungen möglich war, hatte er eingeleitet, überall Kriegsvölker geworben. Es war eine herbe Ironie des Schicksals, daß derselbe König, welcher das deutsche Bürgerthum im eigenen Lande so sehr begünstigte und den Schwerpunkt seiner Politik in die deutschen Alpenländer rückte, jetzt an den Polenkönig schrieb, er möge ihm beistehen, „gegen die Wuth und den Grimm der Deutschen", daß gewissermaßen ein Nationalkrieg zwischen Deutschen und Slaven losbrechen solle. Und doch war es kein solcher. Denn Schlesier und und Brandenburger, auch andere deutsche Soldtruppen fanden sich in seinem Heere ein; er rechnet auf Sympathien in Deutsch-Oesterreich, und eine spätere historische Sage legt dem Přemysliden, als er zur Entscheidung zog, die Worte in den Mund, er werde mit dem Blute des aufständischen Böhmenadels den Laurentiusberg färben und seinen Besitz den Deutschen im Lande geben, denselben Deutschen, um deren willen jener Adel ihm so sehr grollte.

Als Otakar im vollen Rüsten dastand, gewahren wir Rudolph in arger Bedrängniß. Wohl gelang es ihm, die Wiener durch die Erneuerung des kaiserlichen Freibriefes vom Jahre 1237, also durch Wiederverleihung der Reichsunmittelbarkeit zu beschwichtigen, auf die Görzer, den Heerbann der Steiermärker und Kärntner war zu rechnen und in Ungarn überwog der Haß gegen Böhmen, trotz des vorübergehenden Ausgleiches. Aber vom Reiche brachten zunächst nur der Hohenzoller, der Basler Bischof und der Vogt vom Elsaß kleine Truppenkörper, obschon Rudolph in's Reich schrieb, man möge längstens bis Mariä Geburt zum Reichsheere stoßen, sonst sei er verloren. In anecdotenhafter, aber characteristischer Weise erzählt der Kolmarer Annalist Nachstehendes: „Als am gebotenen Tage die Krieger nicht eintrafen, wurde Rudolph sehr beklommen. Außerdem kamen die Wiener und sagten: „Herr, die Eurigen verlassen Euch; ihr habt keine Leute, mit denen ihr dem Böhmenkönige widerstehen möget. Wir bitten Euch deshalb, uns die Wahl eines Herrn zu gestatten, damit wir nicht mit Euerem Geschlechte zu Grunde gehen." Da flehte sie der König an: „Harret nur noch kurze Zeit aus, damit wir erkennen, was zu thun nothwendig." Hierauf gebot er seinen Leuten, bei keiner Gelegenheit einen Bürger stolz oder verächtlich zu behandeln, denn es könnte Uns dies nachtheilig werden."

Dem Habsburger brachte sein kaltes Blut, sein rascher, sicherer Blick und die Ueberlegenheit raschen Thuns, andererseits das Zeitvergeuden des mächtigeren Gegners Rettung. Schon den 27. Juli 1278 war Otakar von Prag aufgebrochen, aber kostbare Wochen

verschwendete er wieder mit den Stürmen auf Laa und Drosendorf, während sein Gegner die langsam einrückenden Streitkräfte um das Reichsbanner schaarte und genugsam stark war, um den Gegner am Marchfelde aufzusuchen. Ein starkes Ungarnheer, unter persönlicher Führung des jugendlichen Königs und Magnaten, wie der Csák, der Graf von Trentschin, der gewaltige „Drescher" auf blutiger Tenne, erschien zur Seite des Reichsheeres. Die Freunde Otakar's im Reiche, so vor Allem der Bayer, ließen im entscheidenden Augenblicke die Hände im Schooß, als die Sache des Habsburgers in bessern Fluß gerieth.

Laa, Stillfried, Dürnkrut, Jdungspeugen auf der kampfberühmten Marchebene sind die Zeugen der weltgeschichtlichen Augustschlacht des Jahres 1278. Sie ist oft beschrieben worden; für alle Schilderungen war die Reimchronik die reichste Quelle. Sie erhebt sich da zum epischen Schwunge, zur dramatischen Kraft in der Zeichnung der Schlußwendung. Wie nach lange hin- und herwogendem Kampfe, in dem Rudolph wiederholt in Lebensgefahr schwebt, das Reichsbanner endlich vordringt, der Kern des Böhmenheeres in Schwanken geräth, durchbrochen wird, der Böhmenkönig, der nun begreift, es gelte das Aeußerste, die Nachhut unter Herrn Milota's Führung heranziehen will, diese aber verrätherisch den Rücken wendet, und Otakar nun löwenkühn um Thron und Leben ficht, bis er endlich unter den Streichen schonungsloser Bluträcher, des jüngern Marsenberger und seiner Genossen, nackt daliegt, wundenbedeckt, in Blut und Staub, — all' dies schildert der steiermärkische Reimchronist in unvergänglichen Farben. Aber er gedenkt auch des erfolglosen Befehles Rudolph's, das Leben seines Gegners zu schonen und der Rührung, die den Habsburger bei dem entsetzlichen Anblick des gefällten Otakar's, des „goldenen" Königs, ergreift, wie jeden Sterblichen, der in solchem Augenblick den Wechsel des Schicksals, die Macht des Zufalls empfindet. Diese Stimmung klingt auch aus den Schlußversen der Schilderung wohlthuend hervor.

Der 26. August 1278 ist ein wichtiger Markstein in Oesterreichs Geschichte, denn auf ihm ruht die Zukunft des Hauses Habsburg.

Nachtrag zu Litt. (9—14). Hirn, Gesch. Friedrich's des letzten Babenbergers (Salzburger Oberrealsch.-Progr. 1871). Preger, Albrecht v. Oe. und Adolf v. Nassau (Münchner Marim.-Gymn.-Progr. 1865). Kubin, Albrecht I. in s. Verhältniß zu den Kurfürsten ... (Stockerauer L. Realgymn. 1871). Neuba, Albrecht I. und die Entstehung der schweiz. Eidgenoss. (Kremser Gymn.-Progr. 1874).

Druck von C. H. Schulze in Gräfenhainichen.

Berichtigungen und Nachträge.

Obschon es sich der Vf. vorbehält, am Schlusse des III. Bandes, dem ein möglichst genaues Gesammtregister wird beigegeben werden, alle jene Berichtigungen und Ergänzungen anzuführen, die er nach eigener Erkenntniß und zufolge der bis dahin erscheinenden fachmännischen Kritiken und Winke für nothwendig hält, so sollen hier bloß jene Druckfehler und Nachträge ihre Richtigstellung finden, welche vorzugsweise die ersten Abschnitte des vorliegenden Bandes betreffen. Den gebührenden Dank für den einen und andern Wink wird der Vf. den betreffenden Fachgenossen am Schlusse des ganzen Werkes auszusprechen Gelegenheit finden.

S. 1. (Allg. Lit.) b. neuere Bearb. v. Adelung hat das „unvollst. a—d" wegzufallen.
(Deutschland i. Allg.) b. Wattenbach hinzuzufügen: 3. Aufl. 2 Bde. 1873, 1874, und Wesendonck, Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlözer (preisgekr.), 1876.

S. 2. (Deutsch-österr. Erbländer.) Mone, Die histor. Lit. in Kärnten. Oesterr. Literaturbl. 1856er (28). J. Egger, Die ält. Geschichtschr. u. Geogr. Tirols (Progr.-Arb. u. Separatabdr.)

S. 6. Z. 2 v. o. Aniciern statt: Anicieren.
Z. 14 v. o. Probst, dann Bischof von Siebenbürgen Statileo (Statilius) statt: Probst Statkleo.

S. 11. Z. 4 v. u. Mathias' statt: Mathia's.

S. 24. Z. 14 v. u. Burzenland statt Burgenland (das denn auch zum Königsboden oder Sachsenlande gehörte).
Hier wäre auch Georg Reicherstorffer, geheimer Staatssekr. Ferdinand's I., mit seiner histor.-topogr. Chorographia Transsylvaniae und Moldaviae, ersch. 1550 zu Wien u. d. T. Transsylvaniae ac Moldaviae aliarumque vicinarum regionum succincta descriptio, anzuführen.

S. 33. Z. 8 v. u. hinter: „begründet" ist das ausgefallene Zeitwort gedenkt einzuschalten.

44. Z. 10 v. u. Pitter statt: Ritter.

S. 47. 1. Absatz Steinbach statt: Steinebach

S. 58. Z. 3 des 3. Abs. zu Heinrich: († 1864) Gesch. des Herzogthums Teschen statt: Erzherzogthum.
Z. 6 des 3. Abs. (J. Ens) bis 1844 lebend († in Bregenz 1858) statt: bis zu seinem Tode thätig.
(Die für die Geschichte Oesterreichisch-Schlesiens wichtigen und gehaltreichen Publicationen des Breslauer Vereins f. Gesch. und Alterthumskunde Schlesiens finden in der Literaturanzeige z. 2. Abth. des VI. Buches ihre Berücksichtigung.)

S. 63. Z. 3 v. u. Andrée, Schlesinger statt: Andree Schlesinger.
Z. 1 v. u. zu Loserth (geb. zu Fulnek in Mähren).

S. 65. Z. 19 v. o. Felsö Magyarországi M. statt: Felsö Magyarország M.
Z. 21 v. o. gyüjtemény statt: gyüjtemeng.

S. 67. Z. 6 v. o. Ofner Deutsche Franz Schedel statt: Zipser Deutsche Karl Schedel.
Z. 13, 14 v. o. (Horváth) b. daher auch: in der Zeit der Verbannung einzuschalten und Titularbischof statt: Erbischof.
Z. 19 v. o.: neueste Ausgabe des Horváth'schen Geschichtswerkes, 1870—1873, beizufügen.

